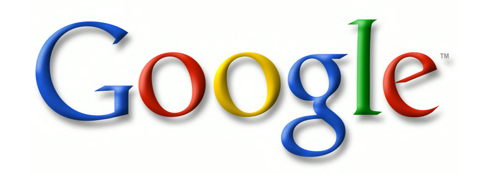


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
B 3 797 715

5622.

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1873.

Handbuch

der

allgemeinen Geschichte.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Handbuch

der

allgemeinen Geschichte.

Für

höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete

von

Dr. W. Aßmann,

Professor am Collegium Carolinum,
Lehrer der Geschichte am Obergymnasium und an der höheren Töchterschule
zu Braunschweig.

»Die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit.«
C. Ritter.

Zwei Bände in vier Theilen.

Erster Theil.

Geschichte des Alterthums.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

Papier
aus der mechanischen Papier-Fabrik
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen
bei Braunschweig.

Handbuch

der

allgemeinen Geschichte.

Für

höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete

von

Dr. W. Assmann,

Professor am Collegium Carolinum,
Lehrer der Geschichte am Obergymnasium und an der höheren Töchterschule
zu Braunschweig.

»Die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit.«
C. Ritter.

Zwei Bände in vier Theilen.

Erster Theil.

Geschichte des Alterthums.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

D20
A7
v.1

> Die ganze Geschichte zeigt, daß unter dem Schutze einer höheren Macht ein lange genährtes Streben nach einem edlen Ziele im Leben der Völker endlich seine Erfüllung finden wird.
>
> A. von Humboldt.

Vorwort.

Wem die Geschichte zur Lehrerin für das Leben werden soll, der hat vor Allem seinen Blick auf den Zusammenhang zu richten, der sich in der Entwickelung der Menschheit zeigt, um in demselben das Gesetz zu entdecken, das in allen menschlichen Dingen waltet und nach dem allein begreiflich wird, wie sich die Gegenwart aus der Vergangenheit gebildet hat und wie die Zukunft aus den Keimen, die in der Gegenwart hervortreten, emporwächst. Die Zeit, wo eine Darstellung der Geschichte sich auf anziehende Einzelnheiten beschränken durfte, ist vorüber; wir haben das Ziel, dem die Geschichte der Menschheit zustrebt, mit Bewußtsein zu erfassen und was die Wissenschaft über dasselbe lehrt, thatkräftig — ein Jeder, so viel an ihm ist — in das Leben einzuführen.

Die Erkenntniß einer Gesetzlichkeit in dem menschheitlichen Entwickelungsgange hat erst eine sichere Grundlage gewonnen, seitdem die Wissenschaft das Menschenleben in seiner Wechselwirkung mit der Natur betrachtet. Durch die Einrichtung, welche die Erde vom Schöpfer erhalten hat, ist die Entwickelung jedes einzelnen Volkes wie die fortschreitende Verbindung und endliche Einigung der Völker durchaus bedingt. Als eine unläugbare Thatsache tritt hier zunächst hervor, daß der mütterliche Boden es ist, auf dessen Benutzung nicht nur die äußerliche Existenz des Menschen, sondern auch die gesammte geistige Bildung beruht. Darum ist es in physischen wie psychischen Gesetzen begründet, daß auf den früheren Entwickelungsstufen der Völker diejenigen Menschenclassen, denen es

auf die eine oder die andere Weise gelang, sich zu (erblichen) Grund-eigenthümern zu erheben (Priester, Adel, Bürger), nicht nur größere Wohlhabenheit, sondern auch mittels derselben höhere Bildung und durch Beides vorherrschenden Einfluß im Staatswesen erlangten. Aber der weitere Verlauf der Geschichte zeigt überall, was nicht minder in dem natürlichen Entwickelungsgange begründet ist, daß der Verkehr der Völker unter einander sich fortschreitend erweitert, daß an die ursprüngliche Benutzung des Grundes und Bodens zum Ackerbau sich Gewerbthätigkeit und Handel knüpft, daß damit das bewegliche Vermögen zu einer Macht wird, und daß sich so zugleich, da dessen Erwerb vorzugsweise auf persönlicher Tüchtigkeit beruht, Wohlhabenheit, Bildung und politische Geltung auf immer mehrere Classen verbreitet, die ausschließliche Bevorrechtung der grundbesitzenden Stände aber zurückgedrängt wird. — Ein solches Fortschreiten aller Staatsangehörigen zu größerer Gleichstellung zeigt sich uns in leicht überschaulichem Kreise in der Geschichte der Völker des Alterthums. Der Schauplatz der Geschichte ist noch eng begränzt; die Verhältnisse sind einfach; die gleiche Erscheinung wiederholt sich in ähnlicher und doch durch mannigfache Gegensätze scharf erkennbarer Weise bei mehreren einzelnen Völkern und Staaten. So ist die alte Geschichte vorzüglich geeignet, das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung zu klarer Erkenntniß zu erheben.

Aber derselbe gesetzmäßige Gang tritt uns späterhin auf dem weiten Gebiete der neuen Geschichte entgegen. Nur wird hier, den natürlichen Bedingungen der Erdoberfläche gemäß, der Kreis der Völkerverbindung fortwährend erweitert, bis derselbe allmählich zu einem friedlichen Verkehr zwischen allen Nationen der Erde führt. Wir erinnern hier an die Worte des Prinzen Albert — als Vorsitzenden der Ausstellungs-Commission für die große Industrie-Ausstellung im Jahre 1851 —, in welchen der Standpunkt der Gegenwart, wie er dem Blicke eines hochgestellten Weltmanns erscheint, im Zusammenhange mit der gesammten menschheitlichen Entwickelung angedeutet wird:

»Es wird Niemand, welcher den besonderen Richtungen unseres gegenwärtigen Zeitalters einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß wir in der Zeit eines wunderbaren Ueberganges leben, welche der Verwirklichung des großen Zieles, auf das in der That die ganze Weltgeschichte gerichtet ist, der Darstellung der Einheit der

Menschheit, rasch zustrebt, nicht einer Einheit, welche die Gränzen niederreißt und die besonderen Charakterzüge der verschiedenen Nationen der Erde vernichtet, sondern mehr einer Einheit, welche das Ergebniß und Erzeugniß der nationalen Verschiedenheiten und mit einander wetteifernden Volkscharaktere ist. Die Entfernungen, welche die verschiedenen Nationen und Theile des Erdkreises trennen, verschwinden schrittweise vor der Vervollkommnung der neueren Erfindungen, und wir können sie jetzt mit unglaublicher Leichtigkeit zurücklegen; die Sprachen aller Völker sind bekannt und ihre Leistungen sind in den Kreis des Erreichbaren für Jedermann gestellt; der Gedanke wird mit der Schnelligkeit und ebenso mit der Gewalt des Lichtstrahles verbreitet.«

Gewiß, wer sich durch eine zusammenhangende Betrachtung der Geschichte zu der Ueberzeugung von dem Fortschreiten der Menschheit zu einer allgemeinen Verbrüderung erhoben hat, den können scheinbare Rückschritte in seinem Glauben nicht irren, und er hat eine feste Richtschnur für sein Urtheil wie für sein Wirken bei allen Wirren der Zeit gewonnen.

In dem vorliegenden Handbuche ist der Versuch gemacht, die wichtigsten Thatsachen der Geschichte in einer gedrängten Erzählung so zusammen zu stellen, daß daraus das gesetzmäßige Fortschreiten der Menschheit unter der Leitung einer höheren Macht deutlich hervortrete.

Je mehr der Stoff der Geschichte anwächst, desto mehr scheint eine Zusammendrängung desselben auf das Wichtigste geboten. Um für dieses mehr Raum zu gewinnen, sind in dem Handbuche die minder bedeutenden Epochen kürzer zusammengefaßt; bei den einflußreichsten Ereignissen, wie bei den hervorragenden Charakteren durfte eine in das Einzelne gehende Darstellung nicht fehlen. Ueberall aber hat der Verfasser mehr durch Heraushebung treffender Züge, als durch vage, nur auf die Phantasie berechnete Schilderungen zu wirken gesucht.

An die Herren Lehrer.

Auch die Jugend unserer Zeit sucht in der Geschichte nicht mehr bloß eine edle Unterhaltung; sie will, sobald sie zu ernsterem Nachdenken erwacht, Belehrung, Aufklärung über die Wirren, welche die Gegenwart bewegen und die hart auch an ihr eigenes Leben herantreten. Deßhalb glaubt der Verfasser, der das Bedürfniß der Jugend durch vielfache Erfahrungen kennen gelernt hat, daß den höheren Classen unserer Schulen nur mit einer zusammenhangenden Uebersicht der Geschichte in dem oben bezeichneten Sinne gedient sei. Für diesen Zweck ist sein kürzlich erschienener »Abriß der allgemeinen Geschichte« verfaßt und er hofft den Lehrern, welche diesen ihren Schülern in die Hand gegeben haben, durch das »Handbuch« die Benutzung desselben zu erleichtern.

Dabei glaubt er jedoch zunächst Folgendes bevorworten zu müssen: Der Abriß und das Handbuch setzen einen früheren geschichtlichen Cursus voraus und durften sich deßhalb der ausführlichen Erzählung vieler eben so interessanten als lehrreichen Einzelnheiten überheben, an die der Schüler der oberen Classen nur erinnert zu werden bedarf. Meistens ist indeß in beiden Büchern eine Hindeutung auf dergleichen Züge gegeben, die der Lehrer vermittelst Benutzung anderer ihm zugänglicher Geschichtswerke leicht zu ergänzen im Stande sein wird*).

Hinsichtlich der **methodischen Benutzung** des »Abrisses« möchte aber der Verfasser hier noch auf einen ihm sehr wichtig erscheinenden Punkt aufmerksam machen. Mit Recht ist in neuester Zeit wiederholentlich gefordert, daß unsere Schulen die Selbstthätigkeit ihrer Zöglinge in höherem Maße in Anspruch nehmen, als dieses gewöhnlich geschieht, daß sie nicht bloß unterrichten, sondern Anleitung zum Selbststudium geben; und es ist dabei öfters auf die englischen Lehranstalten hingewiesen, obwohl diese, ähnlich wie die französischen, meistens mehr zu gedächtnißmäßiger Einübung des Stoffes, als zur Erweckung des Nachdenkens anhalten. So wenig aber, namentlich bei dem Geschichtsunterricht, die gesammte

*) Dieses gilt auch von der Beschreibung der Denkmäler des Alterthums in Aegypten, Indien rc., auf deren Veranschaulichung der Verfasser, durch die diesem Werke gesteckten Gränzen beengt, ungern verzichtet hat.

Einrichtung der englischen Lehrweise uns zum Muster dienen kann, so sind doch folgende Verfahrungsarten höchst beachtenswerth, die wir mit den Worten Wiese's der allgemeinsten Aufmerksamkeit empfehlen *):

»Wo der Geschichtsunterricht in den Lehrplan aufgenommen ist, besteht er nicht sowohl in Vorträgen, als in der Anleitung zur Lectüre guter Geschichtswerke, worüber dann examinirt wird.« — Als Beispiele von solchen Werken werden die griechischen und römischen Historiker, die Werke von Guizot und Mignet ꝛc. angeführt. — »Daß eine solche Lectüre keine lückenlose Kenntniß der Weltgeschichte gewährt, weiß man sehr wohl, findet darin aber keinen Uebelstand; vielmehr will man auch hier nur erreichen, daß der Schüler in einem bestimmt begränzten Abschnitt sicher Bescheid wisse.«

»Das Privatstudium der Geschichte (wie der Alterthumskunde und Geographie, auch der Naturgeschichte) wird ungemein erleichtert und befördert durch die höchst zweckmäßig eingerichteten Schulbücher für diese Gegenstände.«

Der Verfasser dieses Handbuchs, der seine Aufmerksamkeit schon länger auf die Methode des Geschichtsunterrichts bei den Engländern gerichtet hat, ist der Ansicht, daß:

1) für unsere Schüler eine zusammenhangende Uebersicht über das Gesammtgebiet der Geschichte unerläßlich ist, daß deßhalb das Compendium ihnen eine solche (in der Weise des »Abrisses«) zu gewähren hat, die Einübung derselben durch Privatfleiß ihnen zur Pflicht gemacht, zugleich aber durch stete Repetition in der Schule erleichtert und beaufsichtigt werden muß; daß jedoch daneben
2) die Schule vorzüglich eine »Anleitung zur Lectüre guter Geschichtswerke« gewähren soll, durch die es erreicht werde, »daß der Schüler in einem bestimmt begränzten Abschnitte sicher Bescheid wisse;« und es ist bei der Einrichtung des Abrisses wie des Handbuches dieser Zweck auf das Strengste in das Auge gefaßt. Der Abriß enthält meistens nur Dispositionen über den geschichtlichen Entwickelungsgang einzelner Völker und ganzer Zeitabschnitte, und indem durch dieselben die Hauptpunkte scharf herausgehoben sind, auf welche der Schüler bei der Lectüre größerer Geschichtswerke seine Auf-

*) Deutsche Briefe über englische Erziehung ꝛc. v. Dr. L. Wiese. Berlin. 1852.

merksamkeit zu richten habe, so wird derselbe auf diese Weise am Sichersten vor dem ihm nur allzunahe liegenden Abwege bewahrt werden: daß er über der Menge interessanter Einzelnheiten die Uebersicht verliere. — Es ist deßhalb auch völlig der Absicht des Verfassers gemäß, wenn manche Lehrer, die den Abriß bei ihrem Unterricht eingeführt haben, denselben neben ihrem völlig freien Vortrag zur Grundlage für schriftliche Arbeiten benutzen lassen. Als ein Beispiel, wie eine Disposition des Abrisses für die selbständige Umgestaltung einer ausführlichen in anderer Ordnung behandelten Arbeit über denselben Gegenstand benutzt werden kann, diene der Abschnitt über die Folgen der Kreuzzüge (S. 140 ff.) in Vergleichung mit Heeren's bekannter Preisschrift.

Um den Schüler allmählich zum Selbststudium einzelner Quellenabschnitte hinzuleiten, wird schon in dem Abrisse, häufiger aber in dem Handbuche auf passende Stellen aus den zugänglichsten Quellenschriften hingewiesen. Für das Alterthum werden dabei die in den Schulen gelesenen Klassiker, für das Mittelalter die neuen Schulausgaben (von Pertz) und Uebersetzungen der mittelalterlichen Geschichtsbücher (von J. Grimm, Lachmann rc.), für die neuere und neueste Geschichte neben unseren deutschen Geschichtsforschern die englischen und französischen — Dahlmann, Gervinus, Ranke, Hume, Macaulay, Mignet rc. — zu benutzen sein.

Der Verfasser kann diese methodischen Andeutungen nicht schließen, ohne auf eine Bemerkung Wiese's über die Verbindung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts in den englischen Schulen aufmerksam zu machen. »Man meint,« heißt es S. 98, »es verstehe sich von selbst, daß ein Knabe, der Geschichte lese, sich um die Geographie bekümmern müsse, weil er sonst von den historischen Begebenheiten keine Anschauung gewinnen könne. Die Prüfungsfragen setzen dieses Privatstudium der Geographie zur Unterstützung der Geschichte voraus.« — Soll aber die Verbindung des geographischen und geschichtlichen Studiums rechter Art sein, so darf dieselbe nur im Geiste Carl Ritter's betrieben werden. Der Verfasser weiß aus langjähriger Erfahrung, welchen Reiz es für nachdenkende Schüler hat, wenn ihnen die Geschichte eines Volkes durch die Natur seiner Wohnsitze erläutert wird, und kann auch dieses interessante Gebiet als ein fruchtbares Feld für selbständige Ausarbeitungen der Schüler (nach gegebenen Winken oder Dispositionen) empfehlen. A.

Inhalt
des ersten Theiles.

Nachträge.

Berichtigungen.

S. 41 Z. 8 l. Sjutu st. Sintu.
S. 103 Z. 17 l. Demarātus st. Demarātus.
S. 328 Z. 5 v. u. l. der Provinzen st. der Prätorianer.

Einleitung.

1.

Der Gegenstand der Geschichte ist der Mensch. Weltgeschichte ist ein stolzer Name, bei dem Niemand daran denkt, die ganze in dem Worte liegende Aufgabe zu erfüllen. Wir sprechen lieber von einer Geschichte der Menschheit; sie verweiset uns lediglich auf den Menschen, erinnert aber zugleich daran, daß die Geschichte das Menschengeschlecht als ein Ganzes zu betrachten hat. Von allen Geschöpfen der Erde unterscheidet sich die menschliche Gattung durch ihre Vervollkommnungsfähigkeit (Perfectibilität); die Vervollkommnung der Menschheit schreitet von Geschlecht zu Geschlecht ins Unendliche fort. Deshalb stellt sich die Wissenschaft der Geschichte, ihrer Idee nach, die Aufgabe, die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts als eines Ganzen zur Erkenntniß zu bringen.

Die Wissenschaft darf aber auch nur das lehren wollen, was Gegenstand des Wissens ist; und von wie Vielem, was unter den Menschen geschehen ist, wissen wir gar Nichts! die Zukunft des Menschengeschlechts ist uns völlig verborgen! Doch wie dem Menschen überhaupt so viel Erkenntniß der Wahrheit verliehen ist, als er zur Erreichung seiner Bestimmung bedarf, so können auch wir späten Nachkommen der ersten Menschen so viel von der Vergangenheit des Menschengeschlechts wissen, als uns nöthig ist, um die Zeit, in welcher wir leben, zu begreifen und die begonnene Entwickelung unseres Volkes und der Menschheit mit Bewußtsein fördern zu helfen. Aus dem, was uns die Geschichte lehrt, vermögen wir, wenn auch nur unvollkommen, einen Plan zu erkennen, dem die Entwickelung der Menschheit folgt, die Leitung einer höheren Hand, welche sich keiner Zeit und keinem Volke unbezeugt läßt und im Laufe der Zeiten das gesammte Menschengeschlecht zu immer höheren Stufen der Vollkommenheit führt. Der Gang, welchen die fortschreitende Bildung nahm, ist nicht von einzelnen Menschen mit Willkür gewählt; diese haben nur, bald mehr bald minder klar, die Bestimmung erkannt, die Gott ihnen durch die Verhältnisse, unter denen sie lebten, vorgezeichnet hatte, und in engeren oder

weiteren Kreisen auf den Fortschritt der Zeiten eingewirkt. Jeder ist ein Sohn seiner Zeit und auch der Größeste nur ein dienendes Werkzeug des Weltgeistes. Das Ziel, das die Menschheit auf Erden erreichen soll, und der Pfad, den sie zu demselben zu wandeln hat, ist von Gott selbst durch die Einrichtung der menschlichen Natur wie durch die Beschaffenheit unseres irdischen Wohnplatzes bestimmt. »**Die Erde ist das Erziehungshaus der Menschheit**« und Verbrüderung aller Menschen durch immer hellere Erkenntniß des Allvaters ist das Ziel derselben.

So soll und wird »Ein Hirt und Eine Heerde« werden. Der Verwirklichung dieses Gedankens führt Alles entgegen, was wir von dem Zusammenhange der gesammten bisherigen Geschichte wissen. Als das Licht der Geschichte zu dämmern beginnt, sehen wir wenige gebildete Völker, fast vereinzelt, in weit von einander entlegenen Gegenden hervortreten. Schon früh zeigt sich indeß auch ein Verkehr unter mehreren Völkern und in jedem folgenden Zeitraum wird der Kreis der Völkerverbindung größer und größer, bis er in unseren Tagen eine nie vorher geahnte Ausbreitung erreicht. In dieser Erweiterung der Völkerverbindung ist ein niemals unterbrochener Fortschritt auch für das blöde Auge unverkennbar; es bedarf eines tieferen Eindringens in die wechselnden Bildungszustände, um ein ähnliches Fortschreiten der Vernunftentwickelung im Laufe der Geschichte zu entdecken. Wer es jedoch auch nur aus der täglichen Erfahrung des Lebens weiß, wie mit der zunehmenden Freiheit und Vielseitigkeit des Menschen-Verkehrs die Entfaltung des Menschengeistes immer freier und vielseitiger wird, der wird schon in voraus den Einfluß der nach riesigem Maaßstabe gewachsenen Völkerverbindung zu würdigen wissen. Mannigfache Erscheinungen der Gegenwart bestärken uns in der Hoffnung, daß unser Glaube an die zunehmende Einigung der Menschheit mit gesteigerter Schnelligkeit sich der Verwirklichung nähere. Unseren Glauben und unsere Hoffnung aber soll die Geschichte, so viel sie vermag, wissenschaftlich begründen und durch die Erfahrungen der Jahrtausende rechtfertigen!

Schon ein vorläufiger Ueberblick über das Gesammtgebiet der Geschichte bestätigt die eben ausgesprochenen Ansichten. Wir sondern die Zeit von 6000 Jahren, die nach gewöhnlicher Annahme seit der Erschaffung der Menschengeschlechts verflossen sind, zunächst in zwei Haupttheile, das Gebiet der alten und neuen Geschichte, der vorchristlichen und christlichen Zeit. — Die Religion beherrscht wie das ganze Leben so auch die Bildungszustände der Völker. Ehe eine großartige Völkerverbindung die Erkenntniß Gottes heller und reiner gestaltete, hatte nur jedes einzelne Volk eine gemeinsame Gottesverehrung. Im ganzen Laufe der alten Geschichte finden wir nur National-Religionen; alle stehen unter dem Einflusse der besonderen Naturverhältnisse in den Wohnsitzen der Völker und sind nach der Bildungsstufe der Nationen mehr oder minder entwickelt;

doch haben sie alle von verschiedenen Seiten her die wahre Gotteserkenntniß vorbereitet. Als die Zeit erfüllet ward, wo jene alten Religionen sich überlebt hatten und eine allgemeine Religion Bedürfniß wurde, verdrängte das Christenthum (wie schon früher theilweise der Buddhaismus und später der Mohammedanismus) die trennenden Nationalreligionen und knüpfte eine nähere Verbindung unter den Völkern der Erde. Je weiter sich die Weltreligion verbreitet und je freier damit zugleich ihre Auffassung wird, desto mehr wird eine Anbetung Gottes »im Geist und in der Wahrheit« trotz aller Verschiedenheit in Lehren und Gebräuchen die Menschen verbrüdern.

I. Die alte Geschichte

zerfällt in fünf Zeiträume (Perioden), in deren jedem die Verbindung und Bildung der Völker eine höhere Stufe erreicht.

4000 bis 2000 v. C.

1. Die frühesten Zeiten liegen über den Anfang geschichtlicher Nachrichten hinaus. Von der Schöpfung der Menschen bis auf das Hervortreten der ersten geschichtlich bekannten Staaten (von 4000 bis 2000 v. Chr.) vergehen zwei Jahrtausende, aus denen nicht einmal die Kunde von bestimmten Völkernamen auf uns gekommen ist. Aber auch

bis 555 v. C.

2. seit dem Anfange der eigentlichen Geschichte bis auf den Völkerbezwinger Cyrus (555 v. C.) werden uns fast nur vereinzelte Völker von höherer Bildung bekannt. Die meisten derselben verdanken ihre Bildung den Wohnsitzen in fruchtbaren Ebenen am Unterlaufe großer Ströme (potamische, Strom-Cultur), wo die Erleichterung des Lebensunterhalts und Verkehrs die frühe Entwickelung begünstigte. Solche Länder sind nach der Natur-Einrichtung der Erde durch weite Zwischenräume (Hochland) von einander getrennt und eben dadurch ist der Verkehr unter den Bewohnern derselben erschwert. Die ältesten Stromculturvölker sind: A. in Asien: 1) die Inder (am Ganges), 2) die Chinesen (am gelben und blauen Strom), 3) die Baktro-Meder (am Amu [Oxus]) 4) die Assyrer und 5) die Babylonier (am Euphrat und Tigris); B. in Afrika: die Aegypter (am Nil). —

Schon im Laufe dieses Zeitraums wird indeß das merkwürdige Binnenmeer, welches Asien, Afrika und Europa scheidet, ein Verbindungsmittel für die Völker der drei denselben zugewandten Küstenstrecken; und hier entsteht der Anfang der uns bekannten größeren Völkerverbindung (thalassische, Mittelmeer-Cultur). In ihren Wohnsitzen am Mittelmeer sind besonders folgende Völker schon früh zu höherer Bildung gelangt: A. in Asien: 1) die Juden, 2) die Phönicier (beide an der syrischen Küste); B. in Afrika: die Karthager (an der Nordküste, phönicische Colonie); C. in Europa: 1) die Hellenen oder Griechen (in der Ostkammer des Mittelmeers); 2) die Etrusker und 3) die Römer (in Italien).

bis 333 v. C.

3. Mit Cyrus fängt die schon längst allmählich in's Leben getretene Völkerverbindung an, bekannter zu werden und breitet sich von nun an ununterbrochen vor unseren Augen weiter aus. Die mit den Eroberungen der Perser beginnende Periode wird passend bis auf die Stiftung des griechisch-macedonischen Reiches fortgeführt, da die von Cyrus ausgehende Verbindung zwischen dem Orient und Occident erst durch Alexander d. Gr. eine festere Gestalt erhält. Der von den Persern seit Cyrus vergeblich unternommene Versuch, ihre Herrschaft bis in das Abendland auszudehnen (Cyrus unterwirft nur die westlichen Länder Asiens, Cambyses Aegypten in Afrika, Darius Hystaspis greift ohne Erfolg die Scythen und die Griechen in Europa an), führt zu den großen Kriegen zwischen den Persern und Griechen (490 ff.), bei denen zuerst die Perser, und dann, nach einer natürlichen Gegenwirkung, die Griechen der angreifende Theil sind. Siegreich hatten die Griechen ihre Freiheit gegen die orientalischen Barbaren vertheidigt; doch erst nachdem ihre rasch aufblühenden Freistaaten durch innere Kämpfe zerrüttet waren (den peloponnesischen Krieg, 431 — 404), wurden sie unter macedonischer Herrschaft zu einem großen Rachekriege gegen die Perser vereint, den Alexander d. Gr. benutzte, um durch Zerstörung des Perserreichs eine Verschmelzung der orientalischen und occidentalischen Cultur zu begründen, zu der die Zeit herangereift war.

bis 31 v. C.

4. Eine vierte Periode der alten Geschichte, die nach Alexander beginnt, schließt mit dem Namen des Augustus, des Alleinherrschers im römischen Reiche (31 v. Chr.). Das von Alexander gestiftete Reich zerfiel bald mit seinem Tode (323), doch hörte darum die von ihm fester geknüpfte Verbindung des Orients und Occidents nicht wieder auf. Ja diese war so sehr in den gesammten damaligen Weltverhältnissen begründet, daß der Kreis derselben alsbald von einem westlicheren Volke, den Römern, die von Alexanders großartigen Planen keine Ahnung hatten, noch mehr erweitert wurde. Die Römer, deren Geschichte uns bis 200 Jahre vor Cyrus zurückführt (Gründung der Stadt Rom 754 v. C.), hatten zuerst unter dem Regiment von (7) Königen (bis 510) ihre kriegerischen und friedlichen Staatseinrichtungen begründet und den Grund zu einer Erobererherrschaft in Mittel-Italien gelegt, sodann nach Vertreibung des Tarquinius Superbus unter republikanischer Staatsverfassung die Kämpfe zwischen den Standesklassen (den patricischen Urbürgern und den später aufgenommenen Plebejern) bis zur politischen Gleichstellung derselben (300 v. Chr.) durchgefochten und waren unter diesen Wirren mit ihren Eroberungen bis zu den Völkern Süd-Italiens vorgeschritten. Als jenes politische Gleichgewicht im Innern errungen ward, begann das wahre Heldenalter der Römer, und während Alexander im Orient kämpfte, bezwangen sie in dem Gebirgslande von Unter-Italien die kriegerischen Samniter, sodann die reichen und üppigen Handelsstädte an den Küsten dieser Gegend (Groß-Grie-

chenland). Zuerst Tarent rief gegen sie einen außeritalischen Feind Pyrrhus, König von Epirus, zu Hülfe, und rasch treten seitdem — als Alexanders d. Gr. Reich zerfallen war — die Römer in den Vordergrund der Geschichte.

Nach Bezwingung Unter-Italiens kamen die Römer auf Sicilien mit den Karthagern in feindliche Berührung. Seitdem besiegten sie dieselben in den drei großen punischen Kriegen, durch deren ersten (264 — 241) sie Sicilien, wie durch den zweiten (218 — 201) Spanien und durch den dritten (149 — 146) das karthagische Gebiet in Afrika selbst gewannen. Zwischen den ersten beiden dieser Kriege setzten sie sich auch in Ober-Italien fest, nach dem zweiten wandten sich ihre Eroberungen bereits auf das westliche Asien und zur Zeit des dritten verwandelten sie auch Macedonien und Griechenland in Provinzen. So beherrschten sie schon nach allen Weltgegenden hin Küstenländer des mittelländischen Meeres. — Doch in Folge der großen Eroberungen traten Mißverhältnisse im inneren Staatsleben ein. Wenige reiche Familien wußten sich in fast ausschließlichen Besitz der hohen Staatsämter zu setzen; die Erpressungen, die sie sich in den Provinzen erlaubten, gaben ihnen die Mittel, sich in denselben durch Bestechung zu befestigen. So bildeten sie einen neuen Adel, die Nobiles (Optimaten), die ungeheuer reich wurden, während die große Masse, besonders in Folge der fortwährenden Feldzüge in der Fremde verarmte. Hieraus gingen bürgerliche Unruhen (unter den Gracchen, 133) und dann große Bürgerkriege hervor, in denen erst die Optimaten-Partei (Sulla über Marius), darauf die Volkspartei (Cäsar über Pompejus 48) siegte, bis Cäsars Adoptivsohn Octavian sich durch den Sieg bei Actium (über Antonius, 31), auf Volksgunst und Heeresmacht gestützt, zur Alleinherrschaft emporschwang.

bis 476 n. C.

5. Es folgt nun die Zeit des Uebergangs aus der vorchristlichen Zeit in die christliche, die letzte Periode der alten Geschichte, die wir bis zum Zurücktreten der Römer von dem ersten Platze in der Geschichte mit dem Umsturz des weströmischen Thrones (476 n. Chr.) fortführen. Zwei große Ereignisse geben diesem Zeitraum seine welthistorische Bedeutung, die Stiftung und Ausbreitung des Christenthums und die Kämpfe der Deutschen mit dem römischin Reiche, denen dieses endlich erliegt. — Das Christenthum ging aus der Umgestaltung des Judenthums zu einer allgemeinen Religion hervor, nachdem das abgeschiedene jüdische Land immer mehr (durch Cyrus, Alexander, die Römer) in den Kreis der Völkerverbindung hineingezogen und gerade im jüdischen Volke orientalische und occidentalische Bildung innig verschmolzen war (die hellenistische Diaspora). Als um dieselbe Zeit die Vermischung der Nationalreligionen im römischen Reich allen bisherigen Götterglauben erschütterte, regte sich auch hier das Bedürfniß einer allgemeinen Religion um so mächtiger; die Verkehrsmittel im römischen Gebiet erleichterten die Ausbreitung des Christenthums, das seit Constantin (um 333 n. C.) zur herrschenden Religion erhoben wurde. Doch

weder der edle Geist der christlichen Lehre noch die mächtige Priesterherrschaft in der allmählich unter den Einflüssen des Juden- und Römerthums ausgebildeten Kirche vermochte den Verfall des entsittlichten Römerreichs zu hemmen. So mußte das ausgeartete Herrschervolk vor einem edlen Naturvolke von dem Schauplatze der Weltgeschichte weichen; doch hat das römische Reich, wie es von Anfang an auf Krieg und Ackerbau gegründet war und in seinem Innern das Recht ausbildete, selbst bis in seine letzten Zeiten die hohe Bestimmung erfüllt, durch Waffen den Völkerverband rings um das Mittelmeer auszudehnen und die im Kriege unterworfenen Völker zu Recht und friedlicher Sitte zu führen (regere imperio populos — pacisque imponere morem Virg.).

Schon etwa 100 Jahre vor Anfang unseres Zeitraums waren die Römer mit Völkern des deutschen Stammes (Cimbern und Teutonen, 113 v. C.) in feindselige Berührung gekommen; mit kurzen Unterbrechungen wiederholen sich seitdem die Kriege zwischen Römern und Deutschen, bei denen erst jene, dann diese im Angriff und siegreich sind, bis, unter den Kämpfen selbst, die Deutschen sich ganzen Stämmen nach politisch an einander schlossen, und so des in sich zerfallenden Römerreichs Meister wurden, auf dessen Trümmern deutsche Erobererstaaten begründet werden.

II. Neue Geschichte.

Die neue Zeit trägt schon mit ihrem Beginn die Bildung, die sich bisher auf die Küstenländer des Mittelmeers beschränkt hatte, über die himmelhohe weiße Mauer des Alpengebirgs zu den »hyperboreischen« Völkern. So führt sie den deutschen (germanischen) Volksstamm in den Vordergrund, und die von diesem gestifteten Staaten *) beherrschen die christliche Zeit bis auf die Gegenwart herab. Es war die große Bestimmung des deutschen Volksstammes, das Christenthum, und mit demselben das Ergebniß der gesammten Bildung des Alterthums in sich aufzunehmen und die Weltreligion, je mehr sich der Kreis des menschheitlichen Verkehrs erweitert, unter die Völker der Erde zu verbreiten. Der erste große Zeitabschnitt, den man

A. Das Mittelalter (v. 476 — 1492)

476 bis 1492. zu nennen pflegt, zeigt uns die allmähliche Ausbreitung des Verkehrs über die drei Continente der alten Welt [Continental-Cultur]. In Europa bereitet sich mit der zunehmenden christlichen Cultur ein Uebergewicht über die anderen Erdtheile vor, weßhalb die europäischen Nationen jetzt vorzugsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, obgleich auch der Orient (hauptsächlich durch den Mohammedanismus und, minder au-

*) Auch in Rußland ist der Staat durch Deutsche (die Normänner, 861) begründet.

genfällig, durch den Buddhaismus) die Entwickelung der Menschheit wesentlich fördern hilft.

Während des Mittelalters erfolgt in den Staaten des Abendlandes nach und nach die Verschmelzung des deutschen Wesens mit römisch-christlicher Bildung; das **Lehnswesen**, welches die Grundlage der deutschen Erobererstaaten bildet, und die **Hierarchie**, durch welche der Kirche ein überwiegender Einfluß gesichert wurde, sind die vorherrschenden Institutionen des Mittelalters und nach ihrer stufenmäßigen Umgestaltung theilen wir diesen Zeitabschnitt in vier Perioden ein.

1. Die erste Periode des Mittelalters ist die Zeit der Begründung des Lehnswesens und der Hierarchie, und ist bis auf den Regierungsantritt Carls d. Gr. fortzuführen (bis 768). — Der Untergang des weströmischen Reichs durch die deutschen Völker erfolgt mittels der großen **Völkerwanderung** und eine zusammenhängende Betrachtung des Mittelalters muß mindestens bis auf den Anfang dieses Ereignisses zurückgreifen (375 n. Chr.). Die bekannte Wanderung der Hunnen aus dem inneren Asien nach Europa wurde nur die Veranlassung zu der Völkerwanderung; die Ursachen derselben lagen tiefer, in den mehrhundertjährigen Kriegen zwischen Römern und Deutschen. Als die Deutschen von den Römern die Liebe zum Ackerbau lernten, wollten sie lieber den urbaren Boden des römischen Gebiets durch Blut gewinnen, als mit Schweiß die Wälder der Heimath ausrotten. So ergossen sich ihre Kriegerschaaren über die Länder des Südens und Westens, wo sie selbständige Staaten gründeten: in Spanien die Reiche der Vandalen (später in Nord-Afrika), der Sueven und Westgothen; in Frankreich der Burgunder (S.-O.), Alemannen (O.) und Franken (N.-O.); in England der Angeln und Sachsen; in Italien der Heruler, später der Ostgothen, endlich der Longobarden. — Zur Behauptung der Eroberungen wurden die unterworfenen Bewohner (Römer) entwaffnet, während die Erobererkönige ihre Gefolgschaften zu fortdauerndem Waffendienste verpflichteten. Als Lohn für diesen erhielten sie Grundbesitz (Lehen), der bald, wie der Waffendienst selbst, in ihren Familien forterbte. So entstand ein grundbesitzender Kriegsadel, der (durch das Faustrecht) auch den Königen trotzte, sich unter einander befehdete und die abhängigen Landbauer unterdrückte. — Der Gewaltthätigkeit der deutschen Eroberer trat von Anfang an die christliche Kirche entgegen. In dieser aber ward die Hierarchie immer mächtiger, nicht nur auf großen Grundbesitz gestützt, sondern auch, weil sie allein im Besitze gelehrter (römischer) Bildung war und das Volk zu höherer Gesittung führte. Bald erschien auf den Reichstagen neben dem Kriegsadel die hohe Geistlichkeit, um die gesetzgebende Gewalt mit den Königen zu theilen.

bis 768.

Unter allen deutschen Staaten dieser Zeit ragte das **Frankenreich** als das mächtigste empor. Die Merovinger, welche es gründeten (486),

erweiterten dasselbe anfänglich rasch über Frankreich und die angränzenden Theile von Deutschland; dann ward es durch Theilungen zerrüttet, besonders als die Franken im W. (Neustrien, d. i. Neu-Westland) sich zu römischen Sitten wandten und deßhalb die rein deutschen Stämme (im O., Austrasien) ihre Selbständigkeit suchten, bis die Carolinger, ein reindeutsches Geschlecht, die entnervten Merovinger vom Throne verdrängten (752) und ihre Königswürde auf den Bund mit der Kirche stützten. — Das Frankenreich wurde unter den Carolingern auch die Schutzwehr gegen die Angriffe des Orients, von wo aus die Araber hervorgebrochen waren, um die Religion des Mohammed († 632) mit Feuer und Schwert zu verbreiten, was ihnen in einem großen Theile Asiens und Afrika's gelang. — Von dem christlichen Europa aber wurden sie im Osten vor den Mauern Constantinopels, im Westen, wo sie sich in Spanien festgesetzt hatten, in der Schlacht bei Tours (732) durch Karl Martell zurückgewiesen.

bis 1096. 2. Von Carls d. Gr. Thronbesteigung führen wir die zweite Periode des Mittelalters bis auf den Anfang der Kreuzzüge fort (768—1096); dieß ist die Zeit der Begründung des Kaiserthums und Pabstthums. — Nur von dem Frankenreiche konnte eine festere Ordnung unter den noch vielfach getrennten Völkern Europa's ausgehen, und Carl d. Gr. erkannte die Aufgabe, diese nicht bloß mit der Gewalt des Schwertes, sondern auch durch die geistige Macht der Kirche zu begründen. Unter den Kämpfen gegen die gewaltthätigen Völker an seinen Gränzen drang er erobernd immer weiter vor, so daß sein Reich endlich ein ähnliches Ländergebiet begriff, wie einst das abendländische Kaiserthum. Denn es umfaßte im Westen Spanien bis zum Ebro, ganz Frankreich und Niederland, die Schweiz, Italien bis über die Tiber hinaus, den größten Theil Deutschlands mit Ausnahme des Nordostens (bis Eider, Elbe und Böhmerwald), im S.-O. Ungarn bis zur Raab (und selbst zur Theiß). So waren ihm alle deutschen Stämme des Festlandes unterworfen; Carl aber, selbst von reindeutscher Abkunft, wollte Fortbildung der Deutschen durch römisch-christliche Cultur, damit durch die Deutschen eine neue christliche Ordnung in Europa begründet würde. In diesem Sinne erneuerte er das römische Kaiserthum, das nach seiner Absicht auf dem deutschen Hauptheile des Reiches zu beiden Seiten des Rheines ruhen sollte. Vor Allem gab er dieser neuen Würde religiöse Weihe und Bestimmung, indem er damit den Schutz des römischen Bischofs übernahm, den er als obersten Bischof des Frankenreichs erkannte, dessen Ansehen aber schon längst — weil er Bischof in Rom war — im ganzen Abendlande die höchste Geltung erlangt hatte. So wurde das Pabstthum unter dem Schutze des Kaiserthums ein neuer Mittelpunkt der Völkerverbindung.

Zwar wurde das Frankenreich nicht lange nach Carl getheilt (durch den Vertrag von Verdün 843, durch den Deutschland und Frankreich, wie später eine Zeitlang Italien, zu nationalen Staaten würden), aber selbst die

hieraus hervorgehenden Wirren dienten auf mehrfache Weise dazu, die Macht des Pabstes zu befestigen; auch erhielt gleichzeitig das deutsche Wesen durch Ausbreitung der kriegerischen Normannen eine neue Kräftigung, besonders durch Begründung normännischer Herrschaft in Rußland, 861 (wie von der Normandie aus in England und Neapel); das Christenthum aber ward über den Norden und Osten Europa's ausgebreitet um 1000, in Dänemark, Norwegen und Schweden wie in Polen und Ungarn durch die römische Kirche von Deutschland aus, in Rußland durch die griechische Kirche in Constantinopel.

Schon erhob sich indeß das selbständig gewordene Deutschland zur ersten Macht der Christenheit, und deßhalb vermochte Otto I. mit dem Besitze Italiens die Kaiserkrone dauernd an Deutschland zu bringen. Das damals in Zerrüttung versunkene Pabstthum blieb unter den sächsischen und den ersten fränkischen Kaisern in Abhängigkeit vom Kaiserthum, bis gegen Ende unseres Zeitraums (1075) Gregor VII. (Investiturstreit) die Macht der Kirche über die des Staates, den Pabst über den Kaiser zu erheben unternahm. — Hiermit beginnt bereits das Streben, Deutschland völlig in ein Wahlreich zu verwandeln, wodurch die Zersplitterung desselben um so mehr gefördert wird, da die deutschen Stämme und ihre Fürsten sich dazu mit dem Pabste vereinigen. Um dieselbe Zeit ist dagegen in Frankreich nach dem Aussterben der Carolinger (987) durch das einheimische Königshaus der Capetinger der Grund zu einem festen Einheitsstaate gelegt; England aber geht unter dem Erobererregiment normännischer Könige einem Kampfe für freie Entwickelung seiner ächtdeutschen Verfassung entgegen. In den übrigen Ländern Europa's fördert das Christenthum allmählich einen geordneteren Züstand bis auf das erschlaffte griechische Reich, wo selbst die Religion die Trennung von den übrigen Nationen erweitert (völlige Trennung der morgenländischen Kirche von der römischen, 1054). — In Asien waren die Eroberungen der Araber durch Verweichlichung und innere Zwistigkeiten zum Stillstand gekommen, doch wirkten sie durch friedliche Bildung (seit Harun al Raschid zur Zeit Carls d. Gr.) wohlthätig fördernd auch auf das Abendland; ihr Reich, das Chaliphat, wurde zwar nach und nach durch rohere Völkerstämme erschüttert, doch zog der Mohammedanismus auch diese in den Kreis der Völkerverbindung hinein.

3. In den Kreuzzügen erfolgt ein neues großartiges Zusammentreffen des Orients und Occidents, durch welches mitten unter den fanatischen Kämpfen des Islams und Christenthums ein erweiterter Weltverkehr und eine höhere Bildung der Menschheit angebahnt wurde. Wie eine neue Völkerwanderung strömten zwei Jahrhunderte lang zahllose Schaaren des Abendlandes zur Eroberung gegen das gelobte Land heran, weil die rohen Bezwinger der Araber den christlichen Wallfahrern die Anbetung an den heiligen Stätten verwehrten. Das Zeitalter der Kreuzzüge (1096 bis 1291.

bis 1291) ist zugleich die Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserthums und Pabstthums, aber auch des Kampfes zwischen beiden. Alles steht hier in mannigfaltiger Wechselwirkung. Während das Pabstthum, von der religiösen Begeisterung der Zeit emporgetragen, sich hoch über die Könige und Kaiser des Abendlandes stellte und den Aufruf zu den heiligen Kriegen an sie ergehen ließ, waren die westlichen Staaten, vor Allem Deutschland mit Italien, neben ihm Frankreich und England, zu freierer Kraftentwickelung herangereift. Die römisch-deutschen Kaiser nahmen als Beschützer der katholischen Kirche, die sich über den Erdkreis ausbreiten sollte, eine Weltherrschaft (dominium mundi) in Anspruch; Deutschlands Nebenlande reichten nach allen Weltgegenden weit über seine natürlichen Gränzen hinaus und auch die selbständigen Könige des Abendlandes erkannten die höhere Würde des Kaisers an. Das Kaiserthum sollte die Spitze des stufenmäßig bis zu den untersten Klassen ausgebildeten Lehnswesens bilden, wie das Pabstthum zum Gipfelpunkte der Hierarchie geworden war. Aber der Pabst behauptete als einziger Statthalter Gottes auf Erden auch das Recht, die Kaiser einzusetzen; die Kaiser dagegen leiteten ihre Würde unmittelbar von göttlicher Einsetzung her. In Italien trafen die beiden Gewalten am härtesten auf einander; unter dem Kampfe selbst, bei dem es zugleich die Herrschaft Deutschlands über Italien und damit seine Vorherrschaft in Europa, die Durchführung des Erb- oder Wahlreiches, und in Folge davon die Einheit oder Zersplitterung Deutschlands galt, entwickelte das Reich unter dem glänzenden hohenstaufischen Geschlechte (1138 — 1254) die Fülle seiner Macht. Doch während die öffentliche Meinung das Pabstthum auf seine höchste Höhe trug, ging das Kaiserthum durch das Selbständigkeitsstreben der Einzelbestandtheile des Reichs (statt der Stammesherzöge: Fürsten, Städte, Ritterschaft) seiner Auflösung entgegen (das vollständige Wahlreich nach dem Interregnum, 1272). Auch das Pabstthum, das über das Kaiserthum triumphirte, hatte indeß bereits den Culminationspunkt überstiegen, und nachdem es durch Innocenz III. (1200) die abendländischen Nationen in großartigem Sinne unter seiner Gewalt vereinigt hatte, wurde durch Herrschsucht und Habsucht der Verfall desselben herbeigeführt. Schon bereitete sich auch in Frankreich und England eine kräftige nationale Entwickelung vor; Frankreich überwog noch (Kriege über die englischen Lehen) unter der immer mehr concentrirten Gewalt seiner Könige (Capetinger 987 — 1328), durch die auch bereits die Macht der Kirche (Ludwig IX.) beschränkt ward; in England wurde unter mancherlei Wechseln die Königsmacht durch das Aufstreben der Nation allmählich in Schranken gewiesen.

In Folge der Kreuzzüge wurden auch die inneren Verhältnisse der abendländischen Völker wesentlich umgestaltet. Der kriegerische Geist der germanischen Nationen, insbesondere des Adels, erhielt durch die Kämpfe für den christlichen Glauben eine neue Weihe (Ritterthum); bei den

allmählichen Fortschritten der Bildung, welche seit Anfang des Mittelalters vor Allem die Kirche und unter ihrem Einflusse der Staat gefördert hatte, waren aber auch die friedlichen Beschäftigungen der Menschen zu immer höherer Bedeutung gelangt. Das hervortretende Bedürfniß eines Weltverkehrs hatte die Kreuzzüge wesentlich befördert und war zugleich durch sie in einem früher ungekannten Maße befriedigt. Von Italien aus wurde ein immer weiter greifender Handel über das Mittelmeer mit dem Orient getrieben und in Folge davon blüheten die Städte des Abendlandes auf, so verschieden auch die besonderen Verhältnisse der Staaten waren. So vor Allem in Italien (früher Amalfi und Pisa; dann Genua, Venedig, Mailand u. a. Städte der Lombardei), wo die Städte im Kampfe mit den Kaisern fast völlige Selbständigkeit erlangten; in Deutschland (und den Niederlanden), wo bei der Schwächung der Kaisermacht die Städte sich durch Bündnisse (Hansa &c.) zu schützen wußten; in Frankreich, wo die Königsmacht selbst ihre sicherste Stütze in dem aufblühenden Bürgerstande erkannte, in England unter dem Erstarken der nationalen Freiheit, in Spanien und Portugal unter den Kämpfen mit den Mauren, die durch die Bündnisse der christlichen Staaten im Norden immer weiter nach dem Süden zurückgedrängt wurden. — Gewerbe und Handel gaben dem Gelde (beweglichen Vermögen statt des bisher fast allein geltenden Grundbesitzes) eine zunehmende Bedeutung und der Bürgerstand erhob sich zu Wohlstand, Bildung und Freiheit. Alsbald schlossen sich dieser aufstrebenden Klasse die Könige zum Bunde gegen den widerspänstigen Adel an und wo dieses geschah, ging auch der Bauernstand seiner Befreiung vom gutsherrlichen Drucke entgegen.

In den nördlichen und östlichen Staaten, die minder günstig für den Weltverkehr gelegen waren, behauptete der Adel eine höhere Macht, auch den Königen gegenüber. — Von Asien ging nach 1200 eine neue Wanderung der Mongolen aus (unter Dschingis-Chan); durch Eroberung Rußlands entfremdeten sie dieses auf lange Zeit dem übrigen Europa; in Asien selbst zerstörten die Mongolen das längst in sich zerfallene Chaliphat (1258). Um dieselbe Zeit breiteten sich türkische Stämme auf Kosten des griechischen Reiches, das durch die Kreuzzüge erschüttert war, immer weiter gegen Europa aus.

4. Mußten gleich die Christen das eine Zeitlang eroberte heilige Land endlich völlig wieder aufgeben (Acco 1291), so treten doch auch nach dieser Zeit die wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge in immer höherem Maße hervor. Allerdings sterben jetzt nach und nach die mittelalterlichen Institutionen ab, doch nur damit neue, der freien Entwickelung förderliche Einrichtungen an ihre Stelle treten. Die letzte Periode des Mittelalters, die bis zur Entdeckung von Amerika reicht (1291 — 1492), zeigt uns den Verfall des Lehenswesens und der Hierarchie, das Sinken

bis 1492.

des Kaiserthums und Pabstthums, aber auch die Vorbereitung der Neuzeit.

Mit dem Aufblühen des Handels und der Gewerbe wurde Frieden und Ordnung im Innern der Staaten vor Allem zum Bedürfniß; als die Schwärmerei, welche die Kreuzzüge hervorrief, ihr Ziel verfehlt hatte, gaben sich die Völker um so mehr der Sorge für das materielle Wohlsein, aber auch für höhere geistige Bildung hin. Dieses Streben vereinigte die Könige und Bürger zum Kampfe gegen den Adel und die Geistlichkeit. Der Adel, seit dem Ende der heiligen Kriege nicht mehr zum Kampfe für den Glauben berufen, streckt seine Hand nach den wachsenden Reichthümern der Städte aus (Raubritterwesen) und stört so den Frieden des Staats, während er sich dem Lehendienst der Könige schon seit längerer Zeit allmählich entzogen hatte. In gemeinsamem Interesse unterstützt nun der Bürgerstand die Könige mit seinem Gelde und verleihen die Könige den Städten Freiheiten und Rechte. Bald erhielt der dritte Stand durch Abgeordnete neben Adel und Geistlichkeit Stimme auf den Reichstagen, zunächst zur Bewilligung von Steuern, die mit der wachsenden Bedeutung des Geldes für die Staaten nothwendig wurden. Für das Geld, das sie den Städten verdankten, warben die Könige Söldner, die ihnen williger folgten, als der gewalttrotzige Lehnsadel. Bald dienten ihnen die Söldnerheere gegen den Adel selbst, und so gelang es den Königen, dem Faustrecht ein Ende zu machen und eine friedliche Staatsordnung zu begründen (wobei ihnen die Einführung des römischen Rechts wesentlich zu Hülfe kam). In jedem der westlichen Staaten darf der König als der letzte des Mittelalters betrachtet werden, dem es gelingt, die Macht des Königthums über die des Adels zu erheben (in Portugal Johann II., 1481 — 95; in Spanien Ferdinand der Katholische, 1479 — 1516; in Frankreich Ludwig XI., 1461 — 83; in England Heinrich VII., 1485 — 1509). Auch den Anmaßungen der Geistlichkeit traten die Könige im Bunde mit den Bürgern kräftig entgegen. Die Hierarchie, der Pabst an der Spitze, vergaß im Besitze von Macht und Reichthümern ihre hohe Bestimmung; die immer häufiger werdenden Gelderpressungen der Päbste rufen den Kampf gegen sie zunächst hervor, und hiermit beginnt (seit Bonifaz VIII., um 1300) das Sinken ihrer Macht; vergeblich versucht die Geistlichkeit, ihre Herrschaft durch Hemmung der immer weiter schreitenden Volksbildung aufrecht zu erhalten. Jetzt erst wird vielmehr eine freiere Entwickelung der europäischen Nationen angebahnt. Die Geistlichkeit wie in ähnlicher Weise der Adel bildeten bisher eine in dem gesammten Abendland unter sich verbundene Körperschaft, der das Interesse ihres Standes höher galt, als das der besonderen Nationalität. Der Bürgerstand aber war der wahre Vertreter des National-Interesse; im Bunde mit ihm wurde das Königthum zum wahren Mittelpunkte der einzelnen Nationen. In der letzten Periode des Mittelalters sehen wir fast in allen europäischen Staaten die Natio-

nalitäten kräftig hervortreten, und daraus gehen viele gewaltige Kämpfe (in und zwischen den Staaten), vor Allem aber die Auflehnung gegen die Herrschaft des Pabstes hervor, die alle Völker des Westens gleichmäßig unter ihr Joch gebeugt hatte. Mit der Emancipation der Nationen von dem Pabstthum verliert zugleich das (auch schon anderweit gesunkene) Kaiserthum seine frühere hohe Bedeutung als Mittelpunkt des europäischen Völkerlebens.

Am Frühesten und Stärksten war die Einigung der Nation unter der Königsmacht in Frankreich befestigt, und hier begann auch der Kampf des Königthums gegen das Pabstthum (Philipp IV. der Schöne gegen Bonifaz VIII.). Als derselbe erst zum Exil der Päbste in Avignon (1309 — 1378), dann zu der heillosen Kirchenspaltung (1378 — 1415) führte, erhoben sich alle abendländischen Nationen zum Kampfe für ihre nationalen Interessen gegen den Kirchendespotismus. Durch die Concilien des funfzehnten Jahrhunderts (zu Pisa 1409, Costnitz 1415, Basel 1431) wurde, wenn auch nicht der ganze beabsichtigte äußere Erfolg erzielt, doch der heillosesten Zerrüttung (insbesondere der Kirchenspaltung selbst) gewehrt, und, was mehr ist, der Geist der Nationen für eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern gewonnen, die freilich erst in der Neuzeit in's Leben trat.

Die Entwickelung der Nationalitäten selbst, die am Ende des Mittelalters selbständig dastehen, erfolgte unter sehr verschiedenen Verhältnissen. — In Deutschland war mit der Durchführung des Wahlreiches die Macht des Kaiserthums und damit der politische Einigungspunkt der Nation geschwächt. War dadurch aber auch das Werk einer nationalen Erhebung erschwert, so wurde es doch endlich durch gemeinsame Anstrengung der deutschen Nation zum Ziele geführt. Die Abhängigkeit des Kaiserthums von dem ausländischen Kirchenoberhaupte (Bestätigung der Kaiser durch den Pabst seit dem Interregnum) wurde alsbald wieder abgeworfen, seitdem die goldene Bulle (1355) das Wahlrecht geordnet hatte; und, den französischen Bewerbern gegenüber (Carl IV.) sicherten auch die zur Landeshoheit aufstrebenden Fürsten dem mächtigsten der vaterländischen Geschlechter (erst Luxemburg, dann Oesterreich seit 1438 dauernd) den Kaiserthron. Auf zwei Gedanken aber war das Streben in dieser Periode unablässig gerichtet, das sich mit zunehmender Volksbildung durch alle Klassen verbreitete: die Begründung des inneren Friedens und die Reform der Kirche. Konnte das Faustrecht hier nicht durch eine concentrirte Staatsgewalt beseitigt werden, so bereiteten dagegen in ächt deutscher Weise freie Einungen (der Städte, Ritterschaft, Fürsten) nach und nach einen geordneteren Zustand vor, bis endlich für das ganze Reich der ewige Landfriede (unter Kaiser Maximilian I., 1495) beschlossen wurde. Und wenn das Werk der Kirchenverbesserung durch die Reichsgewalt (indem das sinkende Kaiserthum dem sinkenden Pabstthum

zum Bunde die Hand reicht) lange verzögert, ja hintertrieben wurde, so bereiteten die Fortschritte der Bildung, die in dem zersplitterten Deutschland mehr als in irgend einem anderen Staate bis in die untersten Schichten des Volkes drang, der heiligen Sache der Kirchen-Reformation einen späteren, aber sicheren Sieg.

Die Interessen Frankreichs und Englands stießen bei zunehmendem Verkehr (seit Philipp IV.) so hart zusammen, daß daraus vor Allem die großen Kriege hervorgingen (1338 — 1453), unter denen die englischen Könige eine Zeitlang mit Glück die Unterwerfung des französischen Reichs versuchten, bis der unter der Gefahr selbst höher aufflammende französische Nationalgeist (Jeanne d'Arc) die Selbständigkeit des Landes rettete. Seitdem ging Frankreich rasch einer festeren inneren Ordnung unter erhöheter Königsmacht entgegen (Carl VII., Ludwig XI. † 1483); in England folgten auf die Niederlagen in Frankreich zunächst innere Kriege (der rothen und weißen Rose), und erst als der kriegerische Adel durch diese geschwächt war, wuchs auch hier durch das Bedürfniß der Ruhe und Ordnung die Macht des Königthums fast bis zur Unumschränktheit (unter den Tudors, seit Heinrich VII., 1485).

In der pyrenäischen Halbinsel war der Nationalgeist während des früheren Mittelalters unter den Kämpfen mit den Mauren erstarkt; der Küstenstaat Portugal vertrieb diese schon früh (vor 1300) und erhob sich zur Selbständigkeit; später beim Aussterben seines Herrscherstammes (1383) wählte es lieber einen unächten Sprößling desselben (Johann den Unächten), um nicht der Herrschaft des continentalen Castiliens zu verfallen; dann erhebt es sich rasch zur herrschenden Seemacht. In Spanien gelingt es erst am Schlusse des Mittelalters dem vereinigten Castilien und Aragonien, auch des letzten Maurenstaates (Neugranada 1492) Meister zu werden.

In dem durch Handel aufblühenden Italien bildete sich im Kampfe gegen die sinkende Kaisermacht eine Reihe kleiner selbständiger Staaten, doch fehlte es an einer nationalen Einigung. — Die Bergcantone der Schweiz trennten sich zur Aufrechthaltung der alten Freiheit von Deutschland (seit 1308) wegen der Bedrückungen Oesterreichs, das nun die handelsthätigen Niederlande durch Schonung ihrer Privilegien besser zu behaupten wußte.

Im Norden, der in Verkehr und Cultur gegen den Südwesten noch weit zurückstand, wurde ein vergeblicher Versuch zur Einigung der drei Reiche gemacht (Calmar'sche Union 1393); unter den Kämpfen über dieselbe werden auch hier die Nationalitäten nur noch schroffer geschieden.

Im Osten wurde Polen, seitdem es mit dem erst jetzt christlich werdenden Litthauen (unter den Jagellonen seit 1370) vereinigt war, zur Hauptmacht, von der auch das Ordensland Preußen abhängig wird. Ungarn sucht seit dem Aussterben seines einheimischen Herrscherhauses (Arpad 1301) seine Selbständigkeit durch Einführung des Wahlreichs zu

behaupten, muß aber unter inneren und äußeren Kämpfen den Schutz der mächtigen deutschen Nachbarfürsten suchen.

Dem unter Einem Großfürsten geeinigten Rußland gelingt es noch vor Ende des Mittelalters (1480), das Joch der Mongolen abzuwerfen; dadurch ist die nationale Entwickelung auch hier gesichert. — Nur das längst geschwächte griechische Kaiserthum erliegt jetzt völlig dem Andringen der Türken (1453), und diese begründen einen mohammedanischen Staat in Europa.

Ueberall in Europa waren mit dem Ende des Mittelalters neue Bildungszustände vorbereitet, und diese sollten eine neue Epoche für die ganze Menschheit heraufführen. Nicht nur war jetzt das Christenthum unter allen europäischen Völkern herrschend, sondern dasselbe hatte auch die Verbreitung der Bildung unter allen Volksklassen in höherem Maße als je im früheren Laufe der Geschichte befördert, wozu in dem letzten Zeitraum des Mittelalters eine Reihe von großen Erfindungen (die Buchdruckerkunst um 1440 rc.) mitwirkten. Jetzt war die Zeit herangekommen, wo die gebildetere Menschheit das natürliche Uebergewicht dieses Erdtheils zur Geltung bringen sollte. — Aber auch der Mohammedanismus hatte durch seine Ausbreitung in Asien (von Westen bis weit nach S.-O.; — um 1500 wird das mohammedanische Reich des Groß-Mogul weit über Indostan ausgebreitet) und in Afrika (bis jenseits der Wüste unter den Negern) immer mehrere Völker verbunden und zu höherer Bildung geführt, und der Buddhaismus zog nicht nur den Osten, sondern selbst den rauhen Norden Asiens in seinen Kreis, besonders nachdem er, ähnlich und gleichzeitig wie Christenthum und Islam, durch Ausbildung einer mächtigen Hierarchie (Lamaismus in Tübet um 1200) eine festere Gestalt gewonnen hatte. — War so das Festland der alten Welt durch ähnliche Culturzustände im Laufe des Mittelalters näher unter sich verbunden, so dürfen wir den großen Zeitabschnitt, an dessen Gränze wir hier stehen, wohl nicht unpassend die Zeit der Continental-Cultur nennen. Schon bereitete aber die am Weitesten vorgeschrittene Bildung des christlichen Abendlandes eine neue bis dahin ungeahnte Erweiterung der Erdkenntniß, und hiermit eine Verbindung aller Nationen der Erde vor. Die letzte Periode des Mittelalters ist zugleich die Zeit der großen See-Entdeckungen (durch die Portugiesen), die, aus dem Bedürfniß eines erweiterten Weltverkehrs hervorgegangen, dasselbe in immer höherem Maße befriedigten und von Neuem anregten. Und zu eben der Zeit, als das Abendland zu einer freieren Auffassung des Christenthums herangereift war, wurde der neuen Bildung durch Auffindung des Seeweges nach Ostindien (durch Vasko da Gama für Portugal 1498) und die Entdeckung der neuen Welt (durch Christoph Columbus 1492) ein riesenhaft großer Schauplatz eröffnet — oceanische Cultur.

B. Die neuere Zeit (seit 1492).

Die christliche Hierarchie des Mittelalters hatte die Völker, besonders des deutschen Stammes, zusammen gehalten, ohne daß sie ihr Aufstreben zu selbständiger Entwickelung zu unterdrücken vermochte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo die europäischen Nationalitäten unter dem freier waltenden Einfluß eines geläuterten Christenthums eben durch ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten zu engerer Vereinigung geführt wurden. Zwischen den nationalen Staaten knüpfen sich von nun an immer neue Bande an (Handel, Kunst, Wissenschaft, Staatseinrichtungen) und die vielseitigsten von der Staatsgewalt (Königthum) vertretenen National-Interessen halten die Völker zusammen. So bildet sich ein **europäisches Staatensystem**, ein geordnetes politisches Ganze, dem Anfangs nur die westlichen Staaten als Glieder angehören, das sich aber im Laufe der Neuzeit über ganz Europa ausbreitet, ja mittels der transoceanischen Colonieen endlich die ganze bekannte Erde in seinen Kreis zieht. Die stufenmäßige Entwickelung des europäischen Staatensystems nach seinen äußeren und inneren Verhältnissen läßt uns drei Perioden der neueren Geschichte unterscheiden, von denen die letzte, seit der französischen Revolution (1789) als »die neueste Zeit« bezeichnet zu werden pflegt.

1. Die erste Periode, die wir mit dem westphälischen Frieden schließen (1492 — 1648), wird gewöhnlich von dem hervorragendsten Ereigniß das Zeitalter der **Reformation** benannt. Der Kampf, den die Nationen des Abendlandes schon auf den Concilien des funfzehnten Jahrhunderts für die Umgestaltung der Kirche begonnen hatten, führte seit dem offenen Auftreten Luthers (1517) zu großen äußeren Erfolgen, die jedoch nur unter neuen mächtigen Bewegungen errungen und befestigt werden. So stehen die religiös-kirchlichen Interessen in diesem ganzen Zeitalter noch im Vordergrunde, doch verflechten sich dieselben auf das Engste mit nationalen politischen Motiven; erst allmählich ringt sich die Politik zu einer selbständigen Stellung los.

Unter Händeln über Italien, dessen Reichthum und Zersplitterung die mächtigeren Staaten des Westens zu Eroberungen anlockt, hatten sich diese seit Ende des Mittelalters zu einem Staatensystem vereinigt. In demselben erlangte von Anfang her das spanisch-österreichische Haus durch weit ausgedehnten Länderbesitz eine Vorherrschaft, und diese sucht es auf den Katholicismus zu stützen, den es gegen die Reformation in Schutz nimmt. Hieraus aber geht eine Reihe von Kämpfen hervor, die wir zugleich als Folgen der Reformation und des spanisch-österreichischen Principats bezeichnen können. Die Hauptergebnisse derselben sind folgende: Zunächst sinkt Spanien, nachdem es (1556) von Oesterreich getrennt ist, um so rascher, je mehr dasselbe gegen

den Fortschritt der Bildung, der mit der Reformation in's Leben tritt, ankämpft. Die Niederlande dagegen erheben sich durch den Abfall von Spanien in Folge der Reformation zur politischen Selbständigkeit und Handelsblüthe, wobei sie auch die damals von Spanien abhängigen Portugiesen aus der Herrschaft in Ostindien verdrängen. England verficht mit dem Protestantismus zugleich seine und des übrigen Europas Selbständigkeit gegen die Uebermacht Spaniens und nimmt seit dem Siege (über »die unüberwindliche Flotte« unter Elisabeth 1588) einen großartigen nationalen Aufschwung. Später führt der gegen das Königthum selbst (Supremat) begonnene Kampf für religiöse Freiheit die Begründung der politischen Freiheit herbei. Frankreich giebt nach fanatischen Religions- und Bürgerkriegen (zwischen den Katholiken und »Hugenotten«) endlich das erste Beispiel einer Erhebung der Politik über religiöse Rücksichten (Edict v. Nantes 1598 unter Heinrich IV., Richelieu unter Ludwig XIII.), was durch die Eifersucht auf das spanisch-österreichische Uebergewicht befördert wird. In Deutschland (und ähnlich in der Schweiz) erweitert die Religionsparteiung die längst begonnene politische Zersplitterung, und die Kämpfe der protestantischen Reichsstände gegen die Uebermacht der österreichischen Kaiser begründen immer größere Selbständigkeit der Fürsten; doch blieb der Hauptgewinn der Reformation, freiere Geistesentwickelung, gesichert, und obschon nach dem blutigen dreißigjährigen Kriege der westphälische Friede »Deutschlands Schwäche heilig sprach,« so wurde doch durch Beendigung jenes politisch-religiösen Kampfes der erste, wenn auch immer noch ungenügende Grund zu Glaubens- und Gewissensfreiheit gelegt. Durch den dreißigjährigen Krieg ward auch der Norden, wo mit der Reformation ein kräftigeres Leben erwacht war, in das europäische Staatensystem hineingezogen, zuerst Dänemark, dann Schweden, und unter Gustav Adolph († 1632) erlangte Schweden ein Uebergewicht im Norden zu einer Zeit, als Rußland sich erst nach langen inneren Wirren unter einem nationalen Herrscherhause (Romanow seit 1613) allmählich der asiatischen Barbarei entwand. Auch Preußen, Polen, Ungarn waren in die Händel über die Reformation hineingezogen, und durch diese wurde auch hier, obgleich in sehr verschiedenem Maße, eine freiere Entwickelung gefördert. Selbst die Türken aber waren schon unter den Kämpfen gegen Carl's V. Uebermacht zu Bundesgenossen seines Nebenbuhlers Franz I. von Frankreich geworden und dadurch zur Bedeutung einer europäischen Macht gelangt.

Nicht minder große Veränderungen, als in dem Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander, hatte die Reformation auch im Inneren der Staatswesen herbeigeführt. Die Königsmacht, die sich schon am Ende des Mittelalters über den Adel erhoben hatte, erhielt durch den Protestantismus nicht nur die Obergewalt über die Kirche, sondern auch eine neue Weihe ihres Ursprungs (die selbst zu der extremen Ansicht vom »göttlichen Rechte« führte). Inzwischen wurde auch in den katholischen Ländern

anderweitig die Macht der Könige, dem Pabstthum und der Hierarchie gegenüber, bedeutend gehoben (in Spanien: Recht der Investitur, die Inquisition ein Werkzeug der Könige; in Frankreich Entwickelung der gallikanischen Kirche). Mit dem Streben nach einer erweiterten Volksbildung, das auch in den katholischen Ländern, nur in minder freisinnigem und sittlichem Geiste (durch die Jesuiten) befriedigt ward, erwachte in allen Classen mehr und mehr das Bedürfniß einer friedlichen Staatsordnung, und das Königthum wurde, weil es die Stütze der Ordnung war, von der Zeit emporgetragen. Noch wurde indeß dem Mißbrauch der Königsgewalt um so leichter gewehrt, weil einerseits in den meisten Ländern die Volksbewaffnung noch fortbestand, andererseits die Könige in den Söldnerheeren, so lange das Steuerwesen wie die Staatswirthschaft überhaupt noch nicht geordnet war, sehr unzuverlässige Werkzeuge hatten. Schon war jedoch in Frankreich vor Ablauf des Mittelalters (unter Carl VII.) der Grund zu einem stehenden Heere gelegt, und die Kämpfe über das spanisch-österreichische Prinzipat wie die Fortschritte der Kriegskunst machten eine eingeübte Soldateska immer mehr zur Nothwendigkeit; — nur England war als Inselstaat in einer glücklicheren Lage. Das nun gesteigerte Steuerbedürfniß ließ die Könige auf Mittel denken, die ständischen Versammlungen (für und durch die Heere) zu Geldbewilligungen gefügiger zu machen (Carl V. in Spanien) oder ganz zu beseitigen (in Frankreich durch Richelieu seit 1614).

So näherte sich die Königsmacht ihrer größten Höhe, vor Allem in Frankreich, während in England das Königthum an dem Versuche, sich auf ein stehendes Heer zu stützen (Strafford's »Durch!«) scheiterte (Hinrichtung Carl's I. 1649). In dem vom großen Verkehr abgeschiedenen Norden und Osten überwog noch fortwährend die Adelsmacht (Polen wurde in Folge davon ein Wahlreich 1572 und sank in immer tiefere Zerrüttung).

1648 bis 1789

2. In dem Zeitraum vom westphälischen Frieden bis zum Beginn der französischen Revolution (1648 bis 1789) sichert die hochgesteigerte Königsmacht im Innern der Staaten die Ordnung, untergräbt aber mehr und mehr die Freiheit; als Mittelpunkt der Staats- und Nationalkraft verwendet sie diese nach Außen hin auf große Kriege, oft scheinbar in ihrem alleinigen Interesse (Erbfolge- und Colonial-Kriege — Arrondirungs-Politik), mehr oder minder aber doch im Interesse der Völker. Vor Allem gilt es in diesem Zeitalter die Begründung eines geordneteren Verhältnisses im europäischen Staatensystem; und nach und nach bildet sich unter manchen Gegenstrebungen wenigstens ein Gleichgewicht von fünf Hauptmächten zur Sicherung des Rechts und des Friedens.

Durch den dreißigjährigen Krieg war das Uebergewicht des spanisch-österreichischen Hauses vollends gebrochen, und wenn Oesterreich auch fortwährend eine Hauptmacht im europäischen Staatensystem blieb, so erhob

sich doch das unter Ludwig XIV. (1643 — 1715) immer höher aufstrebende Frankreich zur Vorherrschaft, besonders auf Kosten des zersplitterten deutschen Reichs. In dem westlichen Haupttheile des europäischen Staatensystems kommt es dann noch einmal zu einem großen Kampfe zwischen Frankreich und Oesterreich, als beide nach Aussterben des habsburgischen Hauses in Spanien (mit Carl II. 1700) Anspruch auf die große erledigte Erbschaft erheben. Doch übte in dem spanischen Erbfolgekrieg (bis zum Frieden von Utrecht 1713) England den ihm als Inselstaat zustehenden Beruf, als Vorfechter des europäischen Gleichgewichts aufzutreten. So kriegte es zuerst im Bunde mit Oesterreich wider Frankreich, als Ludwig's XIV. Enkel Philipp V. den spanischen Thron gewonnen hatte; dann führte es, als Oesterreich die Uebermacht zu erlangen drohte, den Frieden herbei, durch den das Haus Anjou-Bourbon Spanien und die Colonieen (beide Indien) behält, die europäischen Nebenländer Spaniens (Belgien, Mailand, Neapel) an Oesterreich abgetreten werden. — Gleichzeitig wurde in der Nordosthälfte Europas ein anderer großer Krieg geführt, der nordische Krieg (1700 — 1721 Frieden zu Nystadt), in welchem Schweden (unter dem jugendlichen Carl XII.) seiner Herrschaft über die Ostsee durch die übrigen Nachbarstaaten dieses Binnenmeers (Dänemark, Polen, Rußland) beraubt wurde, und Rußland (unter Peter d. Gr. bis 1725) sich eine Stellung unter den Mächten Europas gewann.

Nach dem Ende jener beiden großen Kriege ist Europa eine Zeitlang erschöpft, doch tritt zunächst Preußen nach innerer Erstarkung in Folge freier geistiger Entwickelung (seit Friedrich Wilhelm, dem »großen Kurfürsten« 1640 — 1688), durch Friedrich den Großen (1740 — 1786) in die Reihe der europäischen Großmächte, wodurch der Westen und Osten Europas erst wahrhaft zu einem Staatensystem verbunden und das Gleichgewicht in demselben, durch Zutritt einer vierten Hauptmacht, befestigt wird; gleichzeitig aber gewinnen (seit dem siebenjährigen Kriege, bis 1763) auch die Colonieen der Europäer eine hohe Bedeutung, und England erlangt durch seine Eroberungen in Nord-Amerika und Ostindien die Vorherrschaft auf den Meeren. Neben Oesterreich, Frankreich, England und Preußen stellt sich endlich auch Rußland unter die vorherrschenden Großmächte, als dasselbe (unter Catharina II. d. Gr. 1762 bis 1796) seine Uebermacht über Schweden gesichert und seine Gränzen auf Kosten des geschwächten osmanischen Reichs und Polens erweitert hat. Das längst schon durch ein zügelloses Adelsregiment zerrüttete Wahlreich Polen konnte sich inmitten von drei aufstrebenden Großmächten nicht behaupten; die Ungerechtigkeit aber, durch welche dieser Staat aufgelöst wurde (drei Theilungen 1772, 1793, 1795) war zugleich eine folgenschwere Störung des europäischen Gleichgewichts (besonders durch Erhebung Rußlands), dessen Erhaltung doch die Aufgabe der fünf Großmächte sein sollte. — Eine ganz neue Entwickelung war damals bereits in Amerika begonnen, wo

der Despotismus der englischen Seeherrschaft zum Abfall der zur Selbständigkeit herangereiften englischen Colonieen führte (1773 — 1783) und damit die Bundesrepublik der Vereinigten Staaten von Nordamerika begründet ward.

Inzwischen bereitete sich schon längst durch die inneren Verhältnisse der Staaten eine völlige Umwälzung im europäischen Staatensysteme vor. In den Continentalstaaten Europas erreichte in unserer Periode die Königsmacht ihre Höhe, obgleich in den östlichen Ländern noch ein mächtiger Adel neben ihr stand (nur in Dänemark durch die Revolution von 1660 unter absolute Königsgewalt gebeugt). In den westlichen Ländern war die Entwickelung, namentlich des Bürgerstandes, durch den unerhört gesteigerten Seeverkehr, durch Handel und Gewerbthätigkeit am weitesten vorgeschritten, vorzüglich in dem durch seine Lage auf den Ocean hingewiesenen England. In diesem Inselreiche gelang es zuerst (schon durch die Revolution von 1689) die Königsmacht in angemessene Schranken zu weisen, da derselben hier zum Schutze gegen äußere Feinde nur eine volksthümliche Flotte und keine stehende Land-Armee zu Gebote gestellt war. So wußte das umsichtige Handelsvolk seiner obgleich unvollkommenen Volksvertretung das volle Recht der Steuerbewilligung zu retten, und bei dem Gleichgewichte der königlichen und parlamentarischen Macht gedieh, freilich auch unter den günstigsten äußeren Verhältnissen, Wohlstand und Freiheit des brittischen Reichs zu immer vollerer Blüthe. In den Staaten des Festlandes dagegen hielt die Königsmacht, auf stehende Heere von wachsender Größe gestützt, die freie Entwickelung des Volkslebens nieder und sie ließ, im Bunde mit Adel und Clerus, die ihre Vorrechte durch Unterstützung des Königthums sicherten, den fleißigen dritten Stand (Bürger und Bauern) allein die zunehmende Steuerlast tragen. Indeß ist auch dabei nicht zu verkennen, daß die Königsmacht noch immer die Stütze der Ordnung im Staatsleben war, während sie die Freiheit unterdrückte, — daß, selbst wenn die Könige sich als den alleinigen Mittelpunkt des Staates betrachteten (L'état c'est moi!), sie doch schon um ihrer selbst willen den Flor der Staaten durch Förderung materieller und geistiger Cultur erhöheten, und daß die Nationen eben deßhalb die Macht der Könige duldeten und emportrugen, weil die damalige Entwickelungsstufe vor Allem der Befestigung der Ordnung durch eine concentrirte Gewalt bedurfte. Wenn ferner die Völker wie die Könige dieser Zeit beschuldigt werden, nur auf das materielle Wohl, ja wohl gar allein auf Gelderwerb Bedacht genommen zu haben, so übersieht man, daß der zunehmende Wohlstand auch das Mittel zu wahrhaft höherer Bildung geworden ist (nicht nur zur Hebung von Kunst und Wissenschaft, sondern auch zu Verbreitung ihres Einflusses auf alle Classen), und daß auf diese Weise zugleich, wenn schon oft wider den Willen der Machthaber, der Fortschritt zu größerer Freiheit in allen Gebieten des Lebens angebahnt wurde. Und so trat, bereits seit

der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit zunehmender »Aufklärung« ein Zeitalter der politischen Reformen ein, in welchem die Könige selbst als alleinige Inhaber der Staatsgewalt wenigstens in Reformversuchen vorangingen; diese aber haben, obgleich sie freilich nicht in volksthümlichem Sinne durchgeführt wurden, doch (ähnlich wie am Ende des Mittelalters die kirchlichen Concilien) den Geist der Nationen mächtig auf das Bedürfniß hingewiesen, das Staatsleben selbstthätig umzugestalten.

Die neueste Zeit (seit 1789).

So hatte sich Alles zu einer großen Erneuerung des Lebens der europäischen Nationen vorbereitet. Die Begründung der amerikanischen Freistaaten gab den letzten Anstoß, daß mit der französischen Revolution von 1789 der Sturm losbrach, der alsbald die abgestorbenen politischen und kirchlichen Institutionen in den Staaten Europa's niederwerfen und das System des Gleichgewichts tief erschüttern sollte. »Es ist das Eigenthümliche dieses Zeitraums, daß die äußeren Verhältnisse der Staaten aus den inneren hervorgehen« (Heeren). Mehr und mehr war überall ein Bildungszustand herbeigeführt, der ein Streben nach politischer Freiheit weckte; indem diese jedoch im Sturme der Revolution erstrebt wurde, erlitt die Ordnung furchtbare Störungen. So geschah es zuerst in Frankreich, wo das absolute Königthum im Bunde mit der veralteten Lehensaristokratie und Hierarchie am drückendsten auf der großen Volksmasse lastete. Noch glaubten die auswärtigen Mächte, durch äußere Gewalt die Revolution, insbesondere die Verbreitung derselben über die anderen Länder, wo mehr oder minder ähnliche Verhältnisse wie in Frankreich bestanden, zurückweisen zu können; daraus aber entspann sich ein Kampf, der zu einem Uebergewicht Frankreichs führte, zumal seitdem dort zur Herstellung der zerrütteten Ordnung die Nationalkraft unter der fast unbeschränkten Herrschaft von Napoleon's Kaiserthum fest geeinigt war. Erst als die Gefahr einer Unterdrückung der Nationalitäten das übrige Europa gegen diesen Sohn der Revolution vereinigte, wurde das Gleichgewicht der fünf Hauptmächte, jetzt unter Form und Namen einer Pentarchie, hergestellt, und die Aufrechthaltung eines dauernden Friedenszustandes durch den heiligen Bund versucht (1815). — Dieser nahm jedoch, als die immer weiter verbreiteten Freiheitsbestrebungen der Völker eine Reihe neuer Revolutionen — in Europa wie in Amerika — hervorriefen, vor Allem die alte Ordnung in Schutz; und seitdem hat, auch nach Auflösung des heiligen Bundes, der Kampf für die Freiheit noch öfter gefährliche Erschütterungen der Ordnung zur Folge gehabt, über deren endlichen Ausgang uns nur der durch die Geschichte befestigte Glaube zu beruhigen vermag, daß Freiheit und Ordnung bei zunehmender Vernunftentwickelung sich die Hand rei-

chen und so in segenvollem Bunde das Fortschreiten der Menschheit zum Ziele der Vollkommenheit in immer höherem Maße befördern werden.

Jenes Ziel selbst freilich liegt jenseit unseres irdischen Wohnplatzes, auf dem die Geschichte den Menschen zu betrachten hat. Doch bestärkt die Kunde der Vergangenheit, wie die Erfahrung der Gegenwart, die Ueberzeugung des Denkers, daß das Menschengeschlecht auf Erden für eine höhere Welt erzogen wird und daß »die Verbrüderung der Menschheit durch immer hellere Erkenntniß des Allvaters« sich schon auf Erden im Laufe der Zeiten mehr und mehr verwirklicht.

Noch ist zwar selbst der Ring der **Völkerverbindung** rund um den Erdball nicht vollständig zusammengeschlossen; aber der Verkehr, der noch am Ende des Alterthums nur die Küstenländer am mittelländischen Meere umfaßte, verbreitete sich während des Mittelalters über die gesammte alte Welt, und seit dem Ende desselben wurde der Ocean, der den Völkern des Alterthums nur trennend (dissociabilis) erschien, zum Hauptbeförderungsmittel ihrer Verbindung. Ja, die Entfernungen, welche die verschiedenen Nationen und Theile des Erdkreises scheiden, verschwinden täglich mehr vor den Erfindungen unseres Jahrhunderts; schon verknüpft der atlantische Ocean verwandte Völkerfamilien der alten und neuen Welt zu täglichem Verkehr; auch über das weite östliche Weltmeer, das die Hälfte des Erdballs umspannt, schlingt der Welthandel von Tage zu Tage großartigere Verbindungen *). — Und sind nicht die Mittel der Völkerverbindung im Laufe der Zeiten immer milder und edler gestaltet, darum aber auch dauernder und wirksamer geworden? Lange war es fast nur die physische Gewalt, Krieg und Eroberung, welche die Nationen zusammenführte; mehr und mehr hat statt dessen im Verlauf der Geschichte der Handel, wie die friedlichen Beschäftigungen überhaupt, engere Bande unter denselben geknüpft, und die Religion, die einst die Völker blutig entzweite, will zwischen allen den Frieden und gegenseitige Liebe begründen.

*) Das lange abgesperrte China ist nicht nur seit dem J. 1842 für den Verkehr mit Europa und Amerika geöffnet, sondern sendet seit den letzten Jahren ähnlich wie Europa (jetzt auch auf Veranlassung einer politischen Umwälzung), ganze Schaaren seiner Bewohner als Auswanderer nach Amerika hinüber. Wie lange wird das rührige japanesische Inselvolk den Aufforderungen der Amerikaner, sich dem allgemeinen Verkehr der Menschheit anzuschließen, noch zu widerstehen vermögen? Seit dem wunderbar raschen Aufblühen Californiens und des Westgebiets überhaupt sind die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nicht minder auf den großen Ocean, als auf das atlantische Meer gewiesen. Auch der Verkehr Europas mit Australien ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts von Jahrzehend zu Jahrzehend in mächtig wachsendem Fortschritt! — Und wie merkwürdig greift hier (ähnlich wie bei der Entdeckung Amerikas) die Auffindung großer Goldlager zur Förderung des erweiterten Verkehres ein!

Noch ist allerdings auch die **Bildung**, selbst unter den civilisirtesten Nationen, bei Weitem nicht unter alle Schichten des Volkes verbreitet und überall auf das rechte Ziel gerichtet; aber die ganze Geschichte bestätigt, was in den Naturverhältnissen selbst begründet ist, daß die Bildung unter jedem Volke Anfangs nur einen kleinen Kreis Begünstigter umfaßte (Priester, Adel, Freie [Bürger]), ja daß die Massen oft langehin — das ganze Alterthum und fast das gesammte Mittelalter hindurch — in dem entwürdigenden Zustande der Sklaverei verlebten, daß aber auch die jedem Volke eigenthümliche Geistesentwickelung, von den ältesten Völkern an bis auf die Nationen der Gegenwart hin, auf zunehmend weitere Kreise ausgedehnt wurde, und daß das Christenthum, wie keine andere Religion der Erde, die Heranbildung aller Menschen zu geistiger und sittlicher Vollkommenheit geboten und befördert hat. Vor dieser Religion wie vor den Fortschritten der Humanität überhaupt verschwand überall die ungerechte Zurücksetzung Einzelner und ganzer Classen (Sklaverei, Leibeigenschaft u. s. w.); das Fortschreiten wahrhaft christlicher, d. i. menschlicher Bildung allein kann und wird aber auch den Stürmen gebieten, die durch die naturwidrigen Mißverhältnisse im Innern der Staaten hervorgerufen werden, und das Band des Friedens und der Eintracht um alle Völker der Erde schlingen. Auch die Geschichte lehrt uns der Verheißung vertrauen: »Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zu immer hellerer Erkenntniß der Wahrheit kommen!«

Alte Geschichte.

Erste Periode.

Vorgeschichtliche Zeit, von 4000 bis 2000 v. Chr.

Die erste Periode beginnt mit der Entstehung des Menschengeschlechts (4000? v. Chr. G.) und reicht bis auf die ersten geschichtlichen Nachrichten von einzelnen größeren Staaten (um 2000 v. Chr. G.). Sie begreift also einen 2000jährigen Zeitraum, von dem wir keine Geschichtskenntniß haben. Denn wie die Kindheit des Einzelnen beginnt auch die Geschichte des Menschengeschlechts in Nacht, und selbst mit dem Ablauf der ersten Periode dauert ein zweifelhaftes Dämmerlicht noch lange fort. Die größten Denker aller Zeiten haben es jedoch für wichtig gehalten, Aufschluß über die ersten Zustände der Menschheit zu erlangen. In den Mythen verschiedener Völker, die bis in ein hohes Alterthum hinaufreichen, finden wir Lehren darüber aufgestellt, welche die Grundlage ihrer Religionen bilden. Die Wahrheit, an der es keiner derselben ganz fehlt, ist meistens in eine dichterische, oft phantastische Hülle gekleidet. Doch zeichnen sich vor allen Urkunden der Vorzeit, in denen uns solche Poesieen erhalten sind, die Bücher der Bibel durch würdige Lehren über die Schöpfung und die frühesten Zeiten der Menschheit, wie durch verständige und faßliche Darstellung, aus.

Für die wissenschaftliche Forschung, die gleichfalls sehr manchfaltige Ergebnisse aufgestellt hat, haben wir zwei Anhaltspunkte ins Auge zu fassen. Zu einer richtigen Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande des Menschen vermag uns nur eine genaue Kenntniß von der menschlichen Natur im Allgemeinen zu führen; andererseits sind die Zustände zu betrachten, in welchen wir die Menschen bei dem Beginn der eigentlichen Geschichte finden. Wenn wir dann zugleich die irdischen Bedingungen menschlicher Cultur berücksichtigen, so werden wir mit Wahrscheinlichkeit den Entwickelungsgang zu zeichnen vermögen, den die Menschheit von der Schöpfung an bis zu der Stufe durchwandelte, die sie im Anfange der wirklichen Geschichte erreicht hat.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein sinnlich-vernünftiges Wesen. Die Vernunft des Menschen aber zeigt uns überall, wenn er in das Dasein tritt, nur erst die Anlage zur Bildung, und die Bildung selbst kann, ihrem Begriffe nach, nur durch das Leben selbst erlangt werden. So vermochte sich auch der mit Vernunft ausgestattete Geist der ersten Menschen nur unter der naturgemäßen Mitwirkung des mit Sinnen begabten Körpers (mittels der Erfahrung) zu entwickeln. Wie die physische Existenz der ersten (älternlosen) Menschen gesichert war, wissen wir nicht; doch bedurften sie dazu offenbar eines von der Natur besonders begünstigten Wohnplatzes (Paradies).

Vier Erscheinungen sind es besonders, auf welche sich die Entwickelung der Menschen schon in den frühesten Zeiten erstreckt haben muß: I. die Religion, II. die Sprache, III. die Beschäftigungen, IV. der Staat.

I. Als vernünftiges Wesen hat der Mensch die Anlage zur Religion. Diese giebt sich am Frühesten und Allgemeinsten in dem Gefühle der Abhängigkeit kund, welches die Grundlage aller Religionen ist. Dieses Gefühl ist nicht gleichbedeutend mit dem der Furcht, sondern tritt ebensowohl als Dankbarkeit, Ehrfurcht, Demuth, Vertrauen u. s. w. hervor. Ist das Gefühl der Abhängigkeit auch an und für sich subjectiv, so weiset es doch auf ein Object — ein Wesen, von dem wir abhängig sind — hin. Insofern ist schon mit dem religiösen Gefühl ein Gottesbewußtsein verbunden. Die Erkenntniß Gottes mittels desselben ist aber Anfangs nur dunkel, Ahnung des Unendlichen, und gelangt erst mit fortschreitender Erfahrungskenntniß zu größerer Klarheit. Indem das Gefühl der Abhängigkeit nebst dem Gottesbewußtsein durch überwältigende sinnliche Eindrücke angeregt wird, entsteht der Polytheismus, bei welchem einzelne Erscheinungen, in denen das Göttliche sich kund giebt, für das Göttliche selbst gehalten werden, z. B. der Himmel, d. i. der unendliche Raum, die Sonne, die Gestirne, ein hoher Berg, ein großer Strom, ein majestätischer Baum u. s. w. Sofern diese Gegenstände durch ihre Natur mehr oder minder geeignet sind, das Gefühl des Göttlichen lebhaft zu erwecken, ist die Verehrung derselben nicht ohne vernünftige Bedeutung. Der rohe Fetischismus verehrt dagegen solche Dinge, bei deren Wahrnehmung das Gefühl der Abhängigkeit zufällig angeregt wurde, und deßhalb »kann Alles zum Fetisch [Obi] werden« (C. Ritter's Afrika S. 317; z. B. der Schatten, vor dem sich der Wilde zufällig erschrickt). Allem Polytheismus liegt jedoch seinem Wesen nach der Monotheismus zum Grunde; denn alle »Götter« werden nur des Einen, Göttlichen, wegen, das in ihnen anerkannt wird, zum Gegenstande der Anbetung. Die äußere Gestalt der Religion ist wohl schon früh eine polytheistische gewesen, wie immer und überall selbst der reinste Monotheismus (wenn auch nur in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt) das Göttliche im sinnlichen Abbild

(Symbol) anschauet oder darstellt, insbesondere personificirt und anthropomorphisirt. Wie aber trotz der manchfaltigsten polytheistischen Vorstellungen das Gefühl die Ahnung von der Einheit des Göttlichen festzuhalten vermag, zeigt sich auch bei Völkern auf sehr niedrigen Entwickelungsstufen, z. B. bei den Negern, den nordamerikanischen Indianern rc. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck des Tacitus von den Germanen (Germ. c. 9): »Sie benennen mit Namen der Götter jenes Geheimnißvolle, das sie allein in Ehrfurcht schauen.«

Beim Ablauf der ersten Periode sehen wir die Religion schon in sehr verschiedenartiger Gestalt entwickelt, und dieses erklärt sich vorzugsweise aus der Eigenthümlichkeit der Wohnsitze der Völker wie aus ihrer verschiedenen Bildungsstufe. Ein reinerer Monotheismus hat sich damals wohl nicht minder in Indien, dem vermuthlichen Ursitze der Menschheit, als unter den Vorfahren der Juden, bei diesen aber in der verständigsten und sittlichsten Auffassung erhalten; der Polytheismus zeigt sich bereits in sehr verschiedenen, bald mehr, bald minder rohen Formen. — Auf eine übernatürliche Offenbarung werden polytheistische wie monotheistische Religionen zurückgeführt, denn die Entstehung derselben nach Naturgesetzen vermag erst der höher gebildete Mensch anzuerkennen. Jedoch rühren thatsächlich alle Religionen von einzelnen höher begabten Stiftern her, die auch derjenige, welcher ihre Erscheinung als naturgemäß betrachtet, als Gottgesandte anerkennen darf. Bei der großen Menge ist das religiöse Bewußtsein, wenn sie sich selbst überlassen war, immer sehr unklar geblieben.

II. Auch zur Erfindung der Sprache ist der Mensch von Natur befähigt, und dieselbe war sowohl nach der Beschaffenheit seines Geistes wie seines Körpers ein Bedürfniß für ihn, das schon die ersten Menschen zu befriedigen sich gedrungen fühlen mußten. Die Art, wie der Mensch denkt, (vorzugsweise in Begriffen, denen keine einzelne sinnliche Anschauung entspricht), drängt ihn zur Erfindung von äußeren Zeichen, eben sowohl behüf der Unterstützung seines eigenen Gedächtnisses wie der Mittheilung an Andere. Wo das Gefühl lebhaft angeregt wird, giebt sich der Drang der Mittheilung in Mienen, Geberden und besonders in Tönen kund (selbst der Stumme schreiet); doch bilden unwillkürliche Gefühlslaute, wie sie auch das Thier erzeugt, keine eigentliche Sprache. Die menschliche Sprache ist der Ausdruck für Gedanken (Begriffe). Auch für seine Gedanken aber wählt der Mensch schon von Natur vorzugsweise Lautzeichen. Diese werden durch die Einrichtung seiner Sprachwerkzeuge von selbst zu Wörtern gegliedert (articulirt; — und die Wörter können so nicht nur in Sylben, sondern auch in Buchstaben zergliedert werden). Zunächst ahmt der Mensch Naturlaute in Wörtern nach (Onomatopoetika), doch geben bei Weitem die meisten Gegenstände, die er zu bezeichnen hat, keine Laute von sich. Er wählt dann zur Bezeichnung derselben solche Laute, die einen ähnlichen Eindruck auf das Ohr machen,

wie die Gegenstände auf einen anderen Sinn oder auf unser Inneres, bezeichnet das Sanfte mit sanften, das Rauhe mit rauhen, das Herbe mit herben, das Kräftige mit kräftigen Tönen &c. So reden wir z. B. von schreienden Farben (ein sehend gewordener Blinder sagte von grellem Roth: »das ist, als wenn Einer die Trompete bläst«). Wie das Gefühl die Laute wählt, lehrt Logau's Epigramm:

»Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht!«

Die Vergleichung malerischer Dichterstellen und musikalischer Compositionen kann ähnliche Beispiele in Menge liefern.

Nach dieser naturgemäßen Erklärung des Ursprungs der Sprache (vgl. Herder's bekannte Preisschrift, Werke Th. 2.) ist die Annahme der Entstehung derselben durch übernatürliche Offenbarung überflüssig; aus derselben würde sich auch wenigstens keine wissenschaftliche Erklärung ergeben. Unnatürlich dagegen erscheint die Meinung von J. J. Rousseau, die Menschen hätten erst versucht, sich durch Zeichen für das Auge verständlich zu machen, und als dieses nicht hinreichend gelungen sei, hätten sie, der Natur durch Kunst nachhelfend, die Lautsprache erfunden.

Bei dem Beginn der zweiten Periode finden wir bereits Völker mit verschiedenen Sprachen. Die Verschiedenheit entstand in Folge von natürlichen Ursachen, die theils in der verschiedenen Naturumgebung (welche geistige und physische Einflüsse übt), theils in geschichtlichen Ereignissen (Fortschritt der geistigen Entwickelung, Völkervermischung &c.) zu suchen sind. Bei aller Manchfaltigkeit folgen jedoch alle Sprachen denselben, in der menschlichen Natur begründeten Denkgesetzen.

Die sprachlichen Geisteserzeugnisse, die für einen größeren Menschenkreis, insbesondere zugleich für spätere Geschlechter bestimmt waren, gingen zuerst aus höherer Erregung des Geistes (Begeisterung) hervor und tragen ein dichterisches Gepräge. In diesem Sinne ist in der Literatur die Poesie überall der Prosa (den Werken vorherrschender Verstandesrichtung) vorausgegangen. — Die Darstellung der Sprache durch Schrift ist ursprünglich wohl überall erst auf bildliche Darstellung (Abbildungen, Sinnbilder) gefolgt und erst aus der Hieroglyphenschrift die Wort- und Buchstabenschrift hervorgegangen.

III. Wenn auch die Erhaltung der ersten Menschen durch die Beschaffenheit ihres Wohnsitzes erleichtert war, so ist der Mensch doch durch seine Natur darauf hingewiesen, sich durch eigene Thätigkeit die Mittel des Lebensunterhaltes, insbesondere Nahrung, Kleidung, Wohnung zu verschaffen und eine höhere Bildung zu erwerben. Wie einzelne Menschen, wenden sich auch ganze Völker vorzugsweise einer Hauptbeschäftigung und einer Lebensweise zu. Diese beruht theils auf der Eigenthümlichkeit der Wohnsitze, theils wechselt sie nach dem Bildungszustande. In manchen Ländern sind die Naturverhältnisse von so überwiegendem Ein-

fluß, daß die Hauptbeschäftigung ihrer Bewohner dadurch von Anfang her für alle Zeiten bestimmt wird. Dieß gilt nicht bloß von der Jagd (Fischerei) und Viehzucht, sondern auch von dem Ackerbau, der, wo ihn die Landesnatur erleichtert, in sehr frühe Zeiten zurückreicht; nur darf man dabei nicht allein an Getreidebau denken (Baumzucht aus Kernen und besonders Stecklingen ist einfacher), doch ist selbst der Kornbau, wo derselbe keine künstliche Bestellung des Bodens fordert (z. B. in Aegypten), uralt. In vielen Ländern ist allerdings der Ackerbau erst mit fortgeschrittener Bildung eingeführt wie überhaupt durch Ausbreitung und Vervollkommnung immer wichtiger geworden. Handel (Tausch) und künstliche Gewerbe haben sich in ihren ersten Anfängen zwar auch schon früh entwickelt, sind aber erst später zu höherer Bedeutung gelangt und zu Hauptbeschäftigungen ganzer Völker geworden. Die Entdeckungen und Erfindungen, durch welche die Menschen zuerst auf ihre Beschäftigungen geführt oder diese später vervollkommnet wurden, sind besonders durch Spiel (Beschäftigung ohne anderweitigen Zweck) und durch Noth veranlaßt; oft war dabei der Zufall hinreichend, meistens aber ist ernstes und anhaltendes Beobachten und Nachdenken, wie eine Reihe von Versuchen erforderlich gewesen, um eine Erfindung wahrhaft nützlich (gemeinnützig) zu machen. — Uebrigens hat selbst der zerstörende Krieg, der ein Hauptgeschäft mancher Völker war, den Verkehr der Nationen und damit die Bildung wesentlich gefördert.

Die Beschäftigungen der Menschen (Einzelner wie der Völker) haben einen um so wohlthätigeren Einfluß auf die Bildung derselben, je mehr dadurch einerseits ihr Unterhalt gesichert, andererseits der Verkehr unter ihnen befördert wird. Aus diesen Gründen steht der Jäger (nicht so sehr der Fischer) in der Regel auf einer niedrigeren Bildungsstufe, als der Nomade; dieser bleibt gegen den Ackerbauer zurück, und erst die Verbindung der künstlichen Gewerbe (die wichtige Theilung der Arbeit bei Handwerken, Fabriken u. s. w.) und des Handels mit jenen anderen Beschäftigungen, besonders mit dem Ackerbau, fördert eine höhere Bildung.

Auch die Anfänge der Kunst reichen in die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts zurück; denn der Thätigkeitstrieb des Menschen ist nicht bloß auf Beschaffung seines Unterhalts hingewiesen. Mittels der Kunst giebt er höheren Gefühlen einen Ausdruck (Musik, Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Baukunst), und dieselbe lehnt sich deßhalb ursprünglich an die Religion, wie sich an diese anfänglich das gesammte höhere geistige Leben anschließt. Das Kunstgefühl treibt den Menschen zur Darstellung des Schönen und Erhabenen, und fördert dadurch auch das Streben nach Erkenntniß des Wahren und Guten, woraus allmählich die Beschäftigung mit der Wissenschaft hervorgeht. Kunst und Wissenschaft können erst da eine höhere und selbständige Ausbildung erlangen, wo die Sorge für das äußere Leben den Menschen nicht zu sehr in ihre Kreise zieht.

IV. Ein unentbehrliches Mittel zur Erreichung der menschlichen Bestimmung ist das gesellige Leben in Familie und Staat. Der Mensch lebt von Natur in der Familie; er liebt diejenigen, welche die Natur mit ihm verbunden hat, doch nicht bloß, weil sie seines Gleichen sind, vielmehr knüpft eben die Ungleichheit der Familienglieder das Band unter denselben. Obgleich alle Menschen ihrer Natur nach gleich sind, d. h. eine vernünftige Seele und einen sinnlichen Körper haben, so ist doch auch die Ungleichheit derselben (hinsichtlich des Geschlechts, Alters, der Körper- und Geisteskräfte) eine Natureinrichtung, die eine mehrfach verschiedene Bestimmung und damit auch verschiedene Pflichten und Rechte der Einzelnen bedingt. — Die Ungleichheit der Menschen ist es auch vor Allem, durch welche der Mensch von Natur bestimmt wird, sich zu dem größeren geselligen Vereine des Staats zu verbinden. Es ist hier besonders vor den verkehrten Vorstellungen von J. J. Rousseau zu warnen, der vermöge seiner krankhaften Gemüthsrichtung behauptet, daß die Menschen von Natur gleich und ungesellig seien, und der eben deßhalb den Staat für eine künstliche Erfindung der ausgearteten Menschheit erklärt. Die unter sich völlig gleichen Menschen sollen nach dieser Meinung, weil sie ihre (durch Entartung entstandenen) künstlichen Bedürfnisse nicht anders befriedigen oder sich nicht anders der Feindseligkeiten Böswilliger erwehren konnten, sich durch einen Vertrag mit einander vereinigt und dadurch mit Absicht eine Ungleichheit ihrer gegenseitigen Verhältnisse herbeigeführt haben. Es ist aber unläugbar, daß die Menschen von Natur ungleich, und nicht minder, daß sie von Natur gesellig sind. Aus beiden Natureinrichtungen ging die Verbindung derselben zum Staate mit Nothwendigkeit hervor; »der Mensch ist von Natur ein Staatswesen« (Aristoteles). Und mit derselben Nothwendigkeit bildete sich, sobald der Staat entstand, eine Obmacht in demselben, eine Ueberordnung und Unterordnung, Regierung und Unterthanen. Es liegt in dem natürlichen Interesse Aller, die sich zu einer Gemeinschaft verbunden haben, daß Jeder die Stellung und Geschäfte übernimmt, zu denen er die größte Tüchtigkeit besitzt (Priester, Feldherr, Richter u. s. w.). Dieses im Staate wirklich zu erreichen, ist die Aufgabe aller Staatsweisheit; aber auch die Natur hat dieses Ziel nie völlig verfehlen lassen.

Auf einer niederen Stufe der Bildung mag zunächst ein äußeres Bedürfniß die große Menge bewogen haben, ein Oberhaupt an ihre Spitze zu stellen, sei es vorübergehend oder dauernd, zur Ertheilung von Rath oder Befehl und Entscheidung, zur Leitung einer Jagd, zur Führung eines Krieges oder zur Schlichtung von Streitigkeiten der Einzelnen unter sich. Aber es ist nicht minder gewiß, daß auch das dunkle Bewußtsein der frühesten Menschen von ihrem Verhältnisse zur Gottheit die Massen bewog, sich der Leitung eines höher Begabten zu vertrauen, der mehr, als die dumpfe Menge, von dem Weltgeist zu verkünden wußte. So entstand das priester-

liche Regiment, und die Religion wurde in den Händen der ersten Priesterfürsten, was sie ihrer Natur nach sein soll und trotz allen Ausartungen immer mehr oder minder gewesen ist, das Mittel, die Einsicht und den Willen der rohen Menschen auf ihre höhere Bestimmung hinzulenken und diese in einer größeren Gemeinschaft zu erreichen. — Insofern die menschliche Vernunft ihrer Natur nach durch stufenmäßige Ausbildung zu freier Herrschaft gelangt, sind die noch ungebildeten Massen durch Zucht zur Ordnung, durch diese zu immer größerer Freiheit zu führen. Oft aber wird in den Staaten die Regierungsgewalt zum Despotismus, das Freiheitsstreben zur Anarchie gemißbraucht; und nur wenn der rechte Geist in den Völkern und durch ihren (mehr directen oder indirecten) Einfluß in den Regierungen lebt, ist die Erreichung der Bestimmung des Staates gesichert.

Zur Sicherung des rechten Maßes der Ordnung und Freiheit vermag indeß die äußere Einrichtung des Staates (Verfassungsform) wesentlich einzuwirken. Diese Form muß aber wechseln, je nachdem die Verhältnisse der Völker, insbesondere ihr Bildungszustand oder ihre äußere Lage wechseln. Keine Verfassung ist schlechthin die beste, sondern diejenige die beste für ein besonderes Volk und eine besondere Zeit, welche den gesammten (geographischen und geschichtlichen) Verhältnissen am Angemessensten ist (Montesquieu).

Nach einer gewöhnlichen, obgleich in vieler Beziehung ungenügenden Eintheilung zerfallen die Staaten nach ihrer Form in Monarchieen und Republiken, die letzteren wieder in Aristokratieen und Demokratieen. Durch die Theilnahme eines Volkes an der Staatsgewalt kann der monarchische Staat dem republikanischen, dem aber auch die monarchischen Einrichtungen (vollziehende Gewalt) nie völlig fremd bleiben können, genähert werden.

Bei mehreren Völkern ist die älteste geschichtlich bekannte Staatsform ein Priesterregiment, bei anderen die Monarchie, entweder die beschränkte oder absolute; bei anderen finden sich schon frühzeitig republikanische Staatseinrichtungen. Die Gestalt der Verfassungen ist so manchfaltig, wie die Naturverhältnisse und die Bildungszustände; hier kann nur Einiges darüber vorläufig angedeutet werden. Bei wild umherstreifenden, fast heimathlosen Jägervölkern ist der Staatsverein meistens noch wenig befestigt (fester oft schon bei Fischervölkern, die längere Zeit an denselben Uferstrecken verweilen können); bei Nomaden, die für ihre gemeinsam weidenden Heerden großer zusammenliegender Weidestrecken bedürfen, werden Heerden wie Grund und Boden an den Erstgeborenen vererbt, was die Grundlage der patriarchalischen Staatseinrichtung wird. Wo der Ackerbau dem Grundeigenthum eine vorherrschende Bedeutung verleiht, welches sich (als Privatbesitz) in derselben Familie forterbt, bildet sich leicht eine Geschlechter-Aristokratie; mit zunehmender Bedeutung des

beweglichen Vermögens (bei Entwickelung der Handels- und Gewerbthätigkeit) wird der Erwerb des Reichthums von der Tüchtigkeit wie von dem Glücke des Einzelnen abhängiger, und es entstehen plutokratische und endlich demokratische Einrichtungen. Immer aber behauptet das Vermögen, als das Mittel theils zu selbständiger Existenz, theils zu höherer Bildung, einen bedeutenden Einfluß auf die Stellung im Staate. Die Versuche zu völlig gleicher Vertheilung des Vermögens (Aufhebung des Eigenthums) sind, weil sie der menschlichen Natur zuwider sind, niemals auf die Dauer gelungen. — Eine vollendete Demokratie, sofern dabei völlige Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Mitglieder des Volks (auch der Weiber, Kinder u. s. w.) in Staatsangelegenheiten gemeint wird, ist gleichfalls naturwidrig und ist in der Wirklichkeit von keinem Volke auch nur versucht; denn theils muß in jedem Staate eine Regierungsgewalt vorhanden sein, theils gehört zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten eben so wohl ein männlicher Character (Vorherrschaft des Willens und Verstandes, nicht des Gemüths und der Phantasie, wodurch namentlich das Weib auf den engeren Kreis des Hauses verwiesen ist), als gereifte Erfahrungskenntniß (männliches Alter).

Der Zweck des Staates, der kein anderer sein kann, als die Förderung der menschlichen Bestimmung, ist im Laufe der Geschichte erst allmählich immer klarer erkannt. Sofern die menschliche Bestimmung außerhalb des Staates nicht erreicht werden kann, ist der Staat eine göttliche Ordnung, die nicht aufgelöst werden darf; aber es giebt kein göttliches Recht, durch welches eine und dieselbe Staatsform auf alle Zeiten vererbt werden dürfte. Aus dem Gedanken, daß die Menschheit an Erreichung ihrer großen Bestimmung gemeinsam arbeitet, ergiebt sich die Forderung und Erwartung einer endlichen friedlichen Verbindung aller menschlichen Staaten.

* * *

Obgleich der Ursprung des Menschengeschlechts, seine erste Verbreitung über die Erde und der Gang der frühesten Cultur in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, so läßt sich doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß alle Menschen — die jedenfalls Einer Gattung angehören — von Einem Paare abstammen, daß der Ursitz derselben am südlichen Rande von Hochasien (Kaschmir?) zu suchen ist, und daß Indien (am Ganges) das erste Land war, wo sich eine höhere Cultur entwickelte. Bei dem Ablauf der ersten Periode sind die Menschen bereits in weit von einander entlegenen Gegenden der Erde verbreitet, und es zeigen sich Abtheilungen derselben von wesentlicher Verschiedenheit (Völker und Racen), die sich in ihren Grundzügen durch alle folgende Zeiten erhalten hat, obgleich sie zum Theil durch Mischungen verschwunden ist. Die Verschiedenheit der Völker (deren Einheit vor Allem durch gleiche Sprache — meistens auch durch Abstammung, Religion, Sitten, Charakter — bedingt ist) hat sich offenbar unter dem Einflusse der Eigenthümlichkeit ihrer Wohnsitze gebildet, doch bleibt das

Charakteristische derselben oft noch lange, nachdem sie ihre Heimath verlassen haben, und ist selbst in den Mischlingsnationen, die aus ihnen hervorgehen, erkennbar. — Noch auffallender ist der Unterschied der **Racen**, die sich am Augenfälligsten in der Hautfarbe, aber auch in Schädelbildung und geistigen Anlagen zeigt. Gewöhnlich nimmt man (nach **Blumenbach**) **fünf** Hauptracen an, die aber durch Zwischenstufen in einander übergehen:

1) Die **kaukasische** Race ist von Alters her über das westliche Asien, fast ganz Europa und das nördliche Afrika (auch das südöstliche — die Kaffern) verbreitet, allmählich aber in allen Erdtheilen heimisch geworden.

2) Die **mongolische** bewohnt den größten Theil des östlichen Asiens, auch die nördlichen Gegenden von Amerika (Eskimo's).

3) Die **äthiopische** (Neger) ist über die mittleren Gegenden Afrika's, zu beiden Seiten des Aequators verbreitet; doch finden sich auch Neger (anderen Ursprungs? — die s. g. **Papua's**) in Neuholland und den zunächst nördlich angränzenden Inseln der heißen Zone.

4) Die **malayische** Race ist von Malakka über den indischen Archipelagus wie über den größten Theil der Südsee-Inseln verbreitet.

5) Die **amerikanische** bewohnt ganz Amerika, mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden, in sehr verschiedenen Abstufungen der Farbe nach den Breitengraden.

So räthselhaft auch die Entstehung der Racen bleibt, so scheint sie doch auf ähnliche Weise, wie der Unterschied der Völker, aus der Verschiedenheit der Wohnsitze hergeleitet werden zu können. — Auch die Bildungsfähigkeit der einzelnen Racen ist vorzüglich nach den Erdgegenden, welche dieselben einnehmen, verschieden. Die Geschichte lehrt, daß die Völker der **kaukasischen Race** die früheste (?) und höchste Ausbildung erlangt und dieselbe vorzugsweise unter die Völker anderer Racen verpflanzt haben; offenbar aber sind sie dabei durch die Beschaffenheit der gemäßigten Zone, in der ihre Wohnsitze liegen, begünstigt. Auch Völker anderer Racen haben sich unter dem Einflusse eines gemäßigten Climas selbständig zu einer höheren Bildung emporgearbeitet (Chinesen; — Mexikaner und Peruaner; — Neger in Hochsudan; — Südsee-Insulaner), und unter dem Einfluß des Verkehrs mit gebildeten Völkern haben sich selbst Menschen der rohesten Stämme einer wahrhaft menschlichen Entwickelung fähig gezeigt; denn das gesammte Menschengeschlecht zeichnet sich durch die gemeinsame Anlage der **Vernunft** vor allen anderen Geschöpfen der Erde aus.

Die Natureinflüsse sind allerdings in manchen Erdgegenden durchaus überwiegend; doch hat der Mensch mit zunehmender Bildung im Kampfe mit der Natur immer neue Siege errungen, und der Vernunft des vereinten Menschengeschlechts ist die Herrschaft über die Erde innerhalb der Schranken göttlicher Ordnung gesichert.

Zweite Periode.

Von Entstehung der ersten geschichtlich bekannten Staaten bis auf Gründung des Perserreichs durch Cyrus, von 2000 bis 555 v. Chr. G.

Mit dem Anfange der zweiten Periode beginnt die eigentliche Geschichte, doch wird es auch in dieser nur allmählich heller. Sie zeigt uns eine Reihe einzelner Völker, von deren Einwirkung auf einander nur wenig zu unserer Kunde gekommen ist. Die meisten derselben sind durch die Lage ihrer Wohnsitze, am Unterlaufe der großen Ströme, die ihre Bildung begünstigte, weit von einander getrennt (vereinzelt); zwischen anderen ist der Verkehr durch das Meer (besonders im Westen, durch das Mittelmeer) erleichtert. Wir finden sie theils in Asien und den angränzenden Gegenden Afrikas, theils in den südlichen Ländern Europas. Die Eigenthümlichkeit der Völker ist überall durch die Natur ihrer Wohnsitze bedingt, doch übt die Natur im Orient einen überwiegenderen Einfluß und stellt der Herrschaft des Menschen größere Schwierigkeiten entgegen.

I. Asien.

Geographische Uebersicht.

Asien ist so zwischen die übrigen Erdtheile gelagert, daß von keinem derselben das Menschengeschlecht sich mit gleicher Leichtigkeit über die ganze Erde verbreiten konnte, wie von Asien aus. Seine Naturverhältnisse begünstigten auch die frühe Entstehung einer selbständigen Cultur in mehreren streng von einander gesonderten Ländern am Unterlaufe der großen Ströme, wo theils der Lebensunterhalt, theils der Verkehr erleichtert ist; zugleich waren seine östlichen Küstenländer, wie in noch höherem Grade die westlichen Gegenden (am Mittelmeer) geeignet, eine nähere Verbindung unter mehreren Völkern zu befördern.

Asien zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei wesentlich verschiedene Theile, Ost- und Westasien.

A. Ostasien

hat in seinem Inneren ein großes Hochland, das rings von Gebirgsrändern eingeschlossen ist, vor welche sich weite Tiefländer lagern.

1. Das centrale Hochasien (Mongolei u. s. w.) ist das rauhe Stammland kräftiger Völker, welche von Zeit zu Zeit bei stark angewachsener Bevölkerung als Eroberer in die angränzenden Tiefländer wandern.

Nur das höchste Gebirgsland im Süden (Tübet) ist als Heimath einer friedlichen religiösen Entwickelung ausgezeichnet.

2. Turan (freie Tatarei), ein weites Tiefland am Westabfall Central-Asiens, das von den Eroberervölkern aus diesem theils unterworfen, theils auf dem Wege nach Europa oder Persien durchzogen wurde, mittels seiner Bodennatur (sandige Oberfläche, unter der sich das Wasser auf festen Schichten sammelt) ein beständiger Kampfplatz zwischen dem Nomadenleben und dem Ackerbau (der hier nur bei künstlicher Bewässerung möglich ist).

3. Das kaukasische Gebirgsland ist die Zuflucht von abgesprengten Zweigen der hier auf den Wanderungen nach Europa vorüberziehenden Völker.

4. Das große nordasiatische Flachland, Sibirien, ist die unwirthbare Heimath verdrängter Völkerschaaren des inneren Hochasiens geworden.

5. Das Amurland (Tungusien) ist ein Gebirgsland, mit Flußthälern, welches wie das innere Hochasien Eroberervölker erzeugt.

6. China ist in seinem wichtigsten östlichen Theile eine Tiefebene am Unterlaufe zweier großen Ströme (des gelben und blauen Flusses), abgesondert von der übrigen Welt durch Fluth und Sturm auf der Meerseite, gegen das Land zu durch hohe Gebirge, — die jedoch zum Theil leichter zugänglich sind. Hier entstand eine frühe Cultur, deren Eigenthümlichkeit sich durch Abgeschlossenheit erhielt.

7. Japan ist ein gebirgiges Inselreich, durch Stürme und Klippen geschützt, das eine selbständige Kraftentwickelung begünstigte.

8. Hinter-Indien ist ein weites Halbinselland, aber durch Kettengebirge der Länge nach in mehrere Strombecken getheilt, ohne große Ebenen und darum ohne frühe Entwickelung selbständiger Cultur, so daß in den Osten chinesische, in den Westen vorderindische Bildung eingedrungen ist.

9. Vorder-Indien, im Norden ein weites üppiges Flachland am Fuße des riesigen Himalaya-Gebirges, im Süden, auf der Halbinsel Dekan, ein Hochland von vier Gebirgsrändern umgeben; in jener Ebene, am Ganges, Sitz einer uralten selbständigen Cultur, von Alters her Ziel des Welthandels, Angriffen nur von N.-W. oder (erst später) von der Seeseite her ausgesetzt.

B. Westasien

besteht aus mehreren Hochländern, zwischen welchen sich ein einziges weites Tiefland, Mesopotamien, an den Zwillingsströmen Euphrat und Tigris lagert. Von dem Südrande Centralasiens, dem Himalaya-Gebirge, bildet nach W. hin der Hindukuh, ein schmales Gebirge, den Uebergang zu dem Nordrande des östlichsten Hochlandes von Westasien, d. i. Persien.

1. Persien oder Iran hat fruchtbare Hochebenen, die rings von Gebirgen umschlossen sind; aus den verschiedenen Gebirgsrändern kamen

abwechselnd Erobervölker, deren Herrschaft oft weit über die benachbarten Tiefländer ausgebreitet wurde.

2. Armenien ist ein Hochland, noch höher als Iran, durch welches der Verkehr zwischen Persien und Kleinasien vermittelt wird.

3. Das klein-asiatische Hochland, von ähnlicher Höhe als das westliche Iran, eine Halbinsel, die durch ihre Lage zwischen Europa und Asien, besonders durch ihren fruchtbaren, Europa zugekehrten Westabhang für den Völkerverkehr eine hohe Bedeutung hat.

4. Das syrische Hochland erhält seine Hauptbedeutung durch seinen Abfall zum Mittelmeere, wo nördlicher Phönizien den Handelsverkehr, südlicher das mehr abgeschiedene Land der Juden die Entwickelung und Verbreitung einer Weltreligion begünstigte.

5. Das mesopotamische Tiefland zwischen den bisher genannten Hochländern, vermittelt durch seine Lage den Verkehr zwischen Indien und den Mittelmeerländern.

6. Die arabische Halbinsel, ein wüstes Hochland von afrikanischer Natur, das seine Bevölkerung bei zu starkem Anwachs wiederholentlich nach Asien und dem benachbarten Afrika ausgeströmt hat.

1. Indien.

Die Mythen der Inder selbst führen den Ursprung des Volkes auf Millionen von Jahren zurück, sind aber überhaupt Geburten einer ausschweifenden Phantasie, aus denen sich keine Geschichte entwickeln läßt. Eine wahre Geschichte Indiens kann man selbst nicht über den Zug Alexander's des Großen nach diesem Lande zurückführen. Das hohe Alter des indischen Volkes und seiner Cultur geht indeß theils aus den sagenhaften Erzählungen anderer alten Völker (wie von den Zügen des Bacchus, des Sesostris, der Semiramis), theils aus den Literaturwerken und wohl auch den Kunstdenkmälern in Indien hervor. Das Alter der letzteren (Pagoden) läßt sich freilich nicht mit Sicherheit bestimmen; doch sind die ältesten Bücher, die in dem längst ausgestorbenen Samskrit, der Stammsprache aller indo-germanischen Sprachen, verfaßt sind, mindestens bis in das sechste Jahrhundert v. Chr., und wahrscheinlich zum größten Theile in noch viel frühere Zeit zurückzuversetzen. Auffallend ist übrigens, daß ein dunkler gefärbter Menschenstamm in den südlicheren Gebirgen wohnt, dessen Vorfahren vielleicht schon vor den Indern das Land bewohnten. Die Inder wanderten nach ihren eigenen Sagen von Nordwesten her ein.

Hauptcharakterzug der Inder, in welchem sie sich zu allen Zeiten gleich geblieben sind, ist beschauliche Religiosität mit Vorwalten des Gefühls und der Phantasie, und dieses erklärt sich aus der überwältigenden Erhabenheit und der Ueppigkeit der Natur, die gleichwohl den Menschen nicht nöthigte, mit ihr in Kampf zu treten. Nach den ältesten indischen Religionsbüchern, den Veda's, ist die ganze Natur von einem Lebenshauch

(Atma, onomatopoët., vgl. Athem) beseelt, der als das Göttliche (Brahm, sächlichen Geschlechts) verehrt wurde und erst bei ausgebildeterer Vorstellungsweise, noch nicht in den Vedas, als dreieiniges Wesen (Trimurti): Brahma der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, Schiva der Zerstörer, gedacht wird. Einzelnen Naturgegenständen (Sonne, Mond, Feuer, — dem Ganges u. s. w.) war schon früh göttliche Verehrung erwiesen, und allmählich wurde die Zahl der untergeordneten Götter immer größer. Von Wischnu glaubte man, daß er wiederholentlich in Menschengestalt auf die Erde herabgestiegen sei, um die Menschen zur Besserung und zur Beseligung zu führen; in seiner Haupt-Incarnation heißt er Krischna. Der Sittenlehre liegt die Ansicht zum Grunde, daß die Seele sich von der Uebermacht der Sinnenreize, die in einer so üppigen Natur den Geist völlig niederzuziehen drohen, durch Entsagung (Büßung, Selbstpeinigung, Selbstaufopferung) befreien müsse, um zur Vereinigung mit dem Göttlichen zu gelangen. Als ältester Gesetzgeber der Inder wird Menu genannt, in dessen Gesetzbuch aber schon das Kastenwesen vorkommt, das die Vedas noch nicht kennen. Die Götterlehre wurde später durch Dichter ausgebildet; nach zwei alten Heldengedichten, dem Mahabarat und Ramajan, wird durch Wischnu in harten Kämpfen, deren Schauplatz die ältesten Culturgegenden, am Ganges, sind, dem Guten auf Erden der Sieg gesichert. Erst lange nach der Epopöe bildete sich die dramatische Dichtung aus, als deren berühmtestes Erzeugniß die Sakontala des Kalidasas — Wiedererhebung einer unschuldig verfolgten Fürstin Sakontala mittels eines wiedergefundenen Ringes — bekannt ist (vielleicht erst um Chr. Geb.). Unter den alten Tempeln, von denen sich in den Heldengedichten noch keine Spuren finden, während vielmehr schon die älteren derselben Darstellungen aus den Epopöen enthalten, sind drei Classen zu unterscheiden: in Fels gehauene Grotten, wie zu Carli und Ellore, in dem Westrande des Dekan; äußerlich und innerlich behauene Felsen, wie zu Mavalipuram (vergl. Maliarpha bei Ptolemäus) an der Ostküste im Süden von Madras; und eigentliche Gebäude, wie bei Chalambron im Süden von Pondichery. Dieser Unterschied ist wohl unzweifelhaft in der Zeitfolge der Erbauung begründet, und auf eine solche deuten auch die Bildwerke, welche einen Wechsel der Culte anzeigen. Die Entstehungszeit dieser Denkmäler scheint nach den genauesten Untersuchungen wenig über Chr. Geb. hinauszureichen; sie finden sich aber auch nur in der südlichen Halbinsel, wohin die Cultur aus den Gangesgegenden erst spät verpflanzt wurde.

Alles in Indien weiset indeß darauf hin, daß die ältesten menschlichen Einrichtungen hier durchaus unter dem Einflusse der Religion standen; Priester (Braminen) begründeten den Staatsverband, und eine Priesterherrschaft, die sich erblich fortpflanzte (Priesterkaste), hat sich unter den Indern bis auf den heutigen Tag behauptet. Es hängt hiermit wie mit

der Natur des Bodens zusammen, daß Indien von den ältesten Zeiten her in eine Menge kleiner Staatsgebiete getheilt war; doch scheinen hier auch schon früh Eroberer größere Gebiete unter ihre Herrschaft gebracht zu haben, und hieraus erklärt sich die Entstehung einer Kriegerkaste, indem die Eroberer allein die Waffen in Händen behielten, wobei sie sich jedoch der Priesterkaste unterordneten. Den Hauptsitz hatte übrigens die Kriegerkaste (bis auf die neueste Zeit — Mahratten) in den Nordwestgegenden des Landes, da diese am meisten von Einfällen fremder Eroberer bedroht waren und deßhalb hier eine Gränzbewaffnung nöthig wurde. Durch das Priesterregiment wurde auch für die abhängigen Classen das Kastenwesen gesetzlich vorgeschrieben und mittels der Mythen geheiligt. Diese lehren den Ursprung 1. der Gelehrten, Braminen, aus Brahma's Haupt, 2. der Krieger, Kschetrya's, aus seinen Schultern, 3. der Ackerleute, Waisis, und der Kaufleute, Banianen, aus seinem Bauche, 4. der Gewerbtreibenden, Sudras, aus seinen Füßen. Ackerbau und Baumwollenweberei waren uralte Beschäftigungen der Inder, die durch Forterbung in derselben Kaste zu höherer Vollkommenheit geführt wurden. So sehr indessen auch durch das Kastenwesen die freie Entwickelung des indischen Volks in vielen Beziehungen gehemmt wurde, so ist es doch durchaus unrichtig, von einem Stillstande der Bildung in Indien wie im Orient überhaupt zu reden. Selbst in den religiösen Vorstellungen gingen im Verlaufe der Zeit sehr bedeutende Veränderungen vor, die sogar zu blutigen Sectenkämpfen führten. Schon früh wurde Sivas, als Gott des Feuers, in zwiefacher Weise, theils belebend, theils zerstörend gedacht. Am wichtigsten ist die Secte des Buddha geworden, der um 600 v. Chr. Geb. als Sittenreformator auftrat und zugleich die braminische Religion aus einer National-Religion der Inder zu einer allgemeinen Religion zu erheben suchte; hierauf deutet namentlich seine Verwerfung der Kasten-Eintheilung hin. Der Buddhaismus wurde nach mehrhundertjährigen Kämpfen aus Vorder-Indien verdrängt, hat sich aber über einen großen Theil der angränzenden Länder verbreitet, und mit demselben eine bessere Religions- und Sittenlehre, die sich auf den reinen Brahmaismus stützt. Buddha's Hauptlehren sind: Die Materie ist Sitz des Bösen; alles Sinnliche ist Täuschung (Maya); wer dem Sinnlichen entsagt, gelangt in das Reich des Lichts, das als ein Reich des Nichts (Nirwana) dem Körperlichen geradezu entgegengesetzt gedacht wird.

Die westlichen Länder Hinter-Indiens, wo sich keine selbständige Cultur zu entwickeln vermochte, sind erst durch den Buddhaismus zu höherer Bildung geführt. Eine festere Gestalt hat der Buddhaismus besonders in dem Alpenlande Tübet erhalten. Hier, wo derselbe freilich erst im sechsten Jahrhundert nach Chr. Geb. eingeführt wurde, erzeugte die Landesnatur eine hohe Religiosität der Bewohner und so bildete sich hier (doch erst saec. XIII. nach Chr. Geb.) eine strenge Hierarchie aus

(Lamaismus), durch deren Einfluß sich die Lehre Buddha's weit über das innere Hochasien, ja bis nach Sibirien verbreitete und sich auch in China mehr befestigte.

2. China.

Eigentlich geschichtliche Aufzeichnungen (Königsnamen u. s. w.) reichen in China in eine frühere Zeit hinauf, als vielleicht in irgend einem anderen Lande (bis 3000 v. Chr., und hiernach wäre selbst Aegypten nicht auszunehmen). Die Chinesen, ein Volk von mongolischer Race und eigenthümlicher Sprache, sollen sich von dem nordwestlichen Hochlande aus allmählich über die tieferen östlichen Gegenden an den großen Strömen hinab verbreitet und in dem großen Doppeldeltalande derselben eine höhere Cultur begründet haben, nachdem sie die früheren Bewohner des Landes in die Gebirge des Südens verdrängt hatten, wo deren Nachkommen noch jetzt unter dem Namen Miao-tse (d. i. Kinder des Bodens, Autochthonen) in sehr rohem Zustande leben. Die ältesten geschichtlichen Nachrichten melden, daß die Cultur im Tieflande nur im Kampfe mit den Gewässern entstand, was schon aus der Natur des Landes mit Nothwendigkeit folgt; und zu diesem Kampfe sollen sich hier die Menschen zuerst in größere Gemeinschaften vereinigt haben.

So erklärt sich auch der Grundzug des Charakters bei den Chinesen, diesen »asiatischen Holländern«, der sich nach allen Berichterstattern von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten gleich geblieben ist, eine Richtung der Erkenntnißkraft wie der (angestrengten) Thätigkeit auf das Aeußerliche, und darum Vorherrschaft des nüchternen Verstandes, Mangel an Phantasie und tieferem Gefühl. Selbst die Religion zeugt vorzugsweise von einer Richtung auf das Aeußerliche und Praktische, und sie ist hier (im völligen Gegensatze zu Indien) erst nach der Begründung des Staates ausgebildet und vorzüglich zur Befestigung und besseren Gestaltung desselben benutzt *).

Nach den heiligen Büchern, den Kings, deren Inhalt großentheils uralt ist, wird als höchster Gott der Himmel, Tian oder Schangti (der unendliche Raum), verehrt; der Kaiser heißt »Sohn des Himmels«, die Gesetze, welchen die Bewegung der Himmelskörper folgt, in den Kings auch »Vorschriften der Vernunft« genannt, sind das Vorbild der Ordnung im Menschenleben. »Die Wahrheit stammt vom Himmel, sie mit Be-

*) Gützlaff (der Missionar, in seiner Geschichte des chinesischen Reichs S. 6) sagt: »Den Unterthan zu einem guten Staatsbürger zu bilden, war ihr (der Religion) einziger Zweck. — Wenn nicht Läugnung des Unsichtbaren, doch Gleichgültigkeit gegen Alles, was mit den Sinnen nicht erfaßt werden kann, sind die Hauptgrundzüge der chinesischen Philosophie. Das Ahnungsvolle in der menschlichen Brust verliert sich in der Vergötterung der Vorväter« u. s. w.

wußtsein in sich zu pflegen, ist der Beruf des Menschen; der Mensch ist unter allen Wesen das einzige, das Verstand zur Unterscheidung hat.« Der Lauf der Gestirne, die Jahreszeiten, der Vogelflug, die Witterung gerathen in Unordnung, wenn aus des Menschen Brust das rechte Maß verschwunden ist durch die Leidenschaften. Handelt der Kaiser der rechten Mitte gemäß, so begünstigt und beglückt ihn der Himmel, handelt er nicht danach, so kommt Alles in Verwirrung und Elend. Vom Himmel geschickt trifft das Verderben die Herrscher, die Väter des Volks sein sollten, aber dessen Liebe verscherzt haben, durch Aufruhr im Reich und durch Abfall der Diener und Unterthanen.

Als Gründer des chinesischen Reichs gilt Fo-hi; er soll den Herrn des Himmels kennen gelehrt, und zur Veredlung der Menschen die Ehe, Musik und Schreibekunst (hier Wortschrift) eingeführt haben; erst seinem Nachfolger wird die Einführung des Ackerbaues, statt des Fischfangs, zugeschrieben. Hoangti opferte zuerst dem Himmel und den Ahnen; er pflügte selbst, um den Ackerbau zu ehren, während seine Gattin den Seidenbau lehrte, er führte Münzen ein u. s. w. Von dem Kaiser Yao (um 2300 v. Chr.) wird ein wohlgeordnetes patriarchalisches Regiment gerühmt, welches die Grundlage der chinesischen Verfassung geblieben ist. Durch eine spätere Zersplitterung des Reichs (um 1200 v. Chr.) soll eine Menge von Residenzen entstanden sein, in welchen Handel und Gewerbewesen empor kamen. Die Einheit des Reiches, die nie vergessen war, wurde durch Bezwingung der Unterfürsten (um 250 v. Chr.) völlig hergestellt. Nanking, in der Ebene am Yantsekiang, war der natürliche Mittelpunkt des Reichs (Peking trat erst unter den nördlichen Eroberern an seine Stelle und zu seiner Versorgung aus dem fruchtbaren Süden wurde der Kaisercanal angelegt).

So blühete schon früh eine höhere Cultur; wenn aber auch der Grundcharakter derselben sich fortwährend weit gleicher blieb, als unter den abendländischen Völkern, so ist es doch nicht gerechtfertigt, von einem »Stillstande« der chinesischen Entwickelung zu reden.

Neben den uralten Beschäftigungen (Ackerbau und Seidenzucht) wurden bei zunehmender Gewerbthätigkeit viele neue Erfindungen gemacht; die Bereitung des noch jetzt gebräuchlichen chinesischen Papiers wurde um 150 v. Chr., Druckerei mit Holztafeln etwa 900 n. Chr. erfunden; auch das Schießpulver (zu Feuerwerken) und der Compaß waren in China viel früher, als in Europa bekannt.

Ein reges Fortschreiten wurde besonders durch frühe Absperrung des Landes vom auswärtigen Verkehr gehemmt. Dieselbe mochte anfänglich eingeführt sein, weil die eben begründete Cultur gegen den Einfluß der noch rohen Nachbarvölker gesichert werden sollte; doch ist der Verkehr China's auch von Natur nach der Meeresseite durch die furchtbaren Stürme auf dem größten aller Oceane, nach der Landseite durch hohe Gebirge erschwert, und wo das Land offe-

ner ist, wird es von kräftigen Völkerstämmen bedroht. Dabei genügte das Reich sich selbst, da es in seinem weiten Umfange eine reiche Menge und Mannigfaltigkeit von Producten einschließt. Indessen hat sich China keineswegs zu allen Zeiten völlig abgesperrt und besonders haben einige der im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Herrscherhäuser den Verkehr nach außen wie eine freiere Geistesentwickelung im Inneren begünstigt (wie noch die Song bis 1280 n. Chr. und die auf diese Dynastie folgenden mongolischen Eroberer). Um 250 v. Chr. fand man es nöthig, das Reich gegen die Völker des centralen Hochasiens durch eine große Mauer (etwa 300 Meilen lang, über Berge bis zu 3000 Fuß Höhe) zu schützen, die erst nach und nach vollendet, später aber, als jenes Hochland von China aus beherrscht wurde, in Verfall gerathen ist. Das religiöse und sittliche Leben der Chinesen hat auch von Zeit zu Zeit eine neue Anregung erhalten. Vor Allem wichtig ist die Lehre des Confu-tse, der um 600 v. Chr. Geb. als Sittenreformator und Hersteller der ursprünglichen Nationalreligion auftrat (Zusammenstellung der King's, Verehrung des Himmels und der Vorfahren). Da jedoch die einfache und praktische Richtung derselben das (metaphysische) Bedürfniß, nach dem Uebersinnlichen zu forschen, nicht befriedigte und deßhalb mehrfachem Aberglauben Raum ließ, so breitete sich neben ihr die Secte des Laokiun (mit Geisterbeschwörungen, um ein glückliches Leben zu erlangen), unter den Vornehmeren aus; die Volksmenge wandte sich seit 100 n. Chr. der Lehre des Buddha zu.

Die Grundzüge des chinesischen Wesens sind unter dem übermächtigen Einflusse der Naturverhältnisse zu allen Zeiten dieselben geblieben und so ist auch jetzt noch die ursprüngliche Religion in der Gestalt, die ihr Confu-tse gegeben, die Grundlage des chinesischen Staatswesens. Das patriarchalische Regiment schließt einen Adel aus, und die Staatsämter werden nur nach gesetzmäßigen strengen Prüfungen von bestimmten Graden verliehen.

Die selbständige Cultur, die sich in China bildete, hat schon früh einen Einfluß auf die nicht in gleichem Maße von der Natur begünstigten Nachbarländer geübt; so einerseits auf Korea und auf die östlichen Länder Hinter-Indiens (Tonkin, Cochinchina, Siam), während die westliche Hälfte dieses Landes unter der Einwirkung Vorder-Indiens stand; andererseits auf das Inselreich Japan. Da das letztere jedoch durch seine Insellage in einem gefährlichen Meere, wie durch seine Gebirge, eine selbständige Kraftentwickelung begünstigte, so hat sich auch die Cultur daselbst eigenthümlich gestaltet. Die Geschichte Japans reicht bis 660 vor Chr. Geb. zurück, wo Zinmu, »ein göttlicher Krieger«, den Staat begründet haben soll. Schon vor Einführung einer höheren Cultur von China, das mit Japan erst um die Zeit von Christi Geburt in Verbindung getreten sein soll, bestand hier eine einheimische Religion (später mit dem chinesischen Ausdruck Sin-too, d. i. der alte Glaube, bezeichnet), die einen Cultus

der Sonne und vielleicht auch schon der Vorfahren (Kamies) lehrte und vor Allem Reinheit des Wandels forderte, worauf ein Spiegel im Tempel hindeutet. Der Mikado in Jeddo war zugleich geistlicher und weltlicher Herrscher, bis (erst im 12. Jahrh. nach Chr. Geb.) der Krongroßfeldherr, Sjogun, ihn auf die geistliche Macht beschränkte. Unter den höheren Classen Japan's hat sich neben der Nationalreligion, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb. die Lehre des Confucius (Sin-tu) verbreitet, wie unter der großen Volksmasse (erst um 550 n. Chr.) die Lehre des Buddha (von Korea aus).

3. Iran und Turan.

Zwischen Turan und Iran besteht ein natürlicher Gegensatz; jenes Tiefland am kaspischen Meere ist ein Land der Nomaden, Iran durch den Fleiß der Menschen (künstliche Bewässerung) ein Land des Anbaues; es ist bedeutsam, daß das Hochland Iran zugleich einen immer klaren Himmel hat, das tief am kaspischen Meere gelegene Turan durch Nebel düster ist. Dieser Gegensatz giebt sich auch in der Religion dieser Länder kund.

Am oberen Amu (Dschihun, Oxus) finden wir schon früh eine höhere Cultur in der Gegend von Balk (Baktra), die sich an dem Flusse hinab durch das Tiefland Turan bis an das kaspische Meer verbreitete, aber auch das südlich gelegene Hochland von Iran (Persien) in ihren Kreis zog. Das Volk der Arier, das sich von Indien aus über alle diese Gegenden verbreitet haben soll und in Baktra, am Nordfuße von Iran, einen Mittelpunkt für den Verkehr mit Indien hatte, ist kaukasischer Race und seiner Sprache nach, dem Zend, nahe mit den Indern verwandt. Schon in den Sagen von Ninus und Semiramis erscheint Baktrien als ein blühendes Reich; einheimische Nachrichten über dasselbe finden sich in den heiligen Büchern Zoroaster's, der etwa um 600 v. Chr. lebte, sind aber für die früheren Zeiten sagenhaft. Der ursprüngliche Zustand der Arier wird in denselben, wie es der Natur Irans und Turans gemäß ist, als ein nomadischer geschildert. Dschemschid (bei den Griechen: Achämenes?) führte das goldene Zeitalter seiner Nation herbei. »Unter ihm, dem Vater der Völker, gab es nicht Frost, nicht Hitze, nicht Tod, nicht zügellose Leidenschaften.« Er errichtete Altäre zur Anbetung des Feuers, führte den Ackerbau und mit diesem höhere Bildung ein; Hom, ein Prophet, gab das Gesetz für diese Zeit, das »mehrere Menschenalter hindurch« bis auf Zerduscht (Zoroaster) bestand. Von diesem Reformator der alt-arischen Religion sind geschichtliche Nachrichten in den heiligen Büchern, Zendavesta (d. i. das lebendige Wort) erhalten, deren bekanntestes der Vendidad ist. Der König Guschtasp in Baktrien, d. i. nach einer älteren, neuerlich*) wieder in Schutz

*) Von Stuhr 1836 und Röth 1846.

genommenen Ansicht: Hystaspes, der Vater des Perserkönigs Darius, unter welchem Zerduscht lebte, ist aus einem alten Herrscherhause, vielleicht schon von den Medern abhängig, später aber von Cyrus unterworfen. Guschtasp kriegte (mit Cyrus verbunden) gegen die Nomaden (Scythen) in Turan, die stets räuberische Einfälle in das Ackerbau treibende Iran machten.

Zerduscht ist nach den Zendbüchern ein Nachkomme Dschemschid's, im Nord-West von Iran (Aderbeidschan) gebürtig, aber später über das kaspische Meer nach Baktra gewandert, wo er als Religionsstifter auftritt und Guschtasp wie dessen Volk für seine Lehre gewinnt.

Der Hauptcharakter seiner Religion ist eine durchaus praktisch-sittliche Richtung, fern von bloßer Beschaulichkeit, — worin sich der Geist des Abendlandes ausspricht, da hier dem Menschen ein Kampf gegen die Natur geboten ist. Die Ahnung eines unendlichen Urwesens, Zaruana akarana, d. i. »das Allumfassende, der unendliche Raum«) steht in dem Glauben Zoroaster's an der Spitze; nur dieses besteht ewig und durch seine Macht endet der Zwiespalt, der überall unter den geschaffenen Wesen Statt findet. Zaruana rief durch das ewige Wort (Honover) zuerst eine Welt von Geistern (Ferwer's) in's Dasein; die höchsten derselben sind Ormuzd und Ahriman; jener ist Licht und wohnt im Licht (Iran), dieser ist Finsterniß und beherrscht das Dunkel (Turan). Beide sind ursprünglich gut, aber Ahriman erhob aus Neid den Kampf gegen Ormuzd; die bösgesinnten Geister (Dew's) traten dabei auf die Seite Ahriman's, die Lichtgeister (Amschaspand's) zu Ormuzd. Nun erst rief Ormuzd die Körperwelt in's Dasein, die Ahriman alsbald zu zerstören suchte; so begann auch in dieser der Kampf. Ormuzd sandte die Yzed's aus, Geister, welche Naturgegenständen (wie: Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse, Quellen) oder geistigen Kräften vorstehen; eines anderen Theiles der Welt (der Kometen, Planeten, giftiger Thiere und Pflanzen) bemächtigte sich Ahriman. Die ersten Menschen (Meschia), die Stammältern des ganzen Menschengeschlechts, wurden von Ahriman zur Sünde verführt; darauf offenbarte sich Ormuzd ihren Nachkommen, erst durch Hom, später durch Zerduscht, um sie vom Bösen zu befreien. Der Mensch als Verehrer des Ormuzd soll für das Gute gegen das Böse kämpfen, sowohl in seinem eigenen Innern als gegen böse Menschen (Anbeter der Dew's) und in der Natur; er hat das Nützliche zu pflegen (Viehzucht und Ackerbau), schädliche Pflanzen und Thiere zu vertilgen, der Zerstörungswuth der Menschen zu wehren (räuberischen Nomaden). Am Ende der jetzigen Weltperiode (von 3000 Jahren) wird das Reich des Lichts durch Ormuzd siegen und Ahriman bekehrt (oder vernichtet?) werden; das ganze Menschengeschlecht wird durch Sosiosch (d. i. Retter) von Neuem belebt (Auferstehung der Todten) und nach einem Weltgerichte die Bösen durch Feuer gereinigt.

Erst dann wird die Welt den Zweck erreichen, zu dem sie geschaffen wurde, ungetrübte Vollkommenheit und Glückseligkeit.

Die Völker des arischen Stammes wurden früher und öfter in Kämpfe unter sich und mit ihren Nachbarn hineingezogen, als die Nationen des östlichen Asiens. Dieses ist schon in der Lage und Naturbeschaffenheit des westlichen Asiens begründet. Nicht bloß der Gegensatz zwischen Turan und Iran bedingt einen steten Kampf zwischen dem Nomaden- und Ackerbauleben, sondern auch aus den Randgebirgen Iran's selbst strömten immer von Neuem kräftige nomadische Völker hervor, um die fruchtbaren Gegenden des iranischen Hochlandes und die benachbarten üppigen Tiefländer zu unterwerfen. So finden wir hier in allen Zeiten rasch wechselnde Erobererreiche. Denn die rauhen Gebirgsvölker waren eben so geneigt als geeignet, die fruchtbaren Tiefländer mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Alsbald aber gaben sie sich in diesen reichen Gegenden der Verweichlichung hin und wurden selbst wieder die Beute eines noch kräftig gebliebenen Gebirgsvolks. Baktrien soll schon von Ninus und Semiramis, die aus dem Westrande Iran's dahinzogen, unterworfen sein (Assyrer); kurz vor Zerduscht hatten die Meder dort ihre Herrschaft begründet, die noch zu seinen Lebzeiten den Persern unterlagen. Auf jene wie auf diese ging die Lehre Zoroaster's und mit ihr die Priesterkaste der Magier über.

Der arische Volksstamm hat sich weit nach Nordwesten verbreitet; der Sprache nach sind die Armenier, wohl die meisten Völker im alten Kleinasien, die Griechen, Römer, die slavischen und deutschen Stämme nahe mit demselben verwandt. Die Religion des Zoroaster (oder schon des Hom?), in welcher sich Naturverehrung mit geistiger Anbetung und einer streng sittlichen Richtung verschmilzt, und die dadurch den Uebergang von der orientalischen Religionsauffassung zu der abendländischen bildet, hat sicher großen Einfluß auf die Religionen Vorderasiens (auch der semitischen Völker, s. u.) geübt, wenn sich dieses gleich nicht genauer nachweisen läßt. Denn bei den westlichen Völkern Asiens, die theils mit Aegypten (wie die Juden, Phönizier u. s. w.), theils mit Europa (wie die Phrygier [Trojaner], Lydier u. s. w.) schon früh in vielfache Berührung traten, zeigt uns die Cultur überhaupt, und insbesondere die Religion, eine schwer zu entwirrende Mischung verschiedener Elemente.

4. Babylonien — Assyrien — (Medien).

Es hat etwas Räthselhaftes, daß die Völker unmittelbar im Westen von Iran, obgleich auch von kaukasischer Race und mit den arischen Völkern in vielfacher Berührung, einem ganz eigenthümlichen Sprachstamme, dem sogen. »semitischen« angehören, der mehr mit dem äthiopischen (ku-

fischen) als arischen verwandt ist. Es scheinen sich aber in diesen Ländern (Kanaan, d. i. Niederland) nach geschichtlichen Spuren, wie es auch nach geographischen Verhältnissen wahrscheinlich ist, mehrere Völkerströmungen begegnet zu sein, theils von dem nördlichen Hochlande (Armenien) am Euphrat und Tigris hinab, theils an diesen Strömen hinauf, von dem arabischen Hochlande wie vom indischen Meere her.

Das einzige Tiefland in Westasien, Mesopotamien, am Mittel- und Unterlaufe des Euphrat und Tigris, eignete sich eben so sehr durch seine Lage (zwischen Indien und dem Mittelmeere) als durch seine Bodenbeschaffenheit zur Entwickelung einer höheren Cultur, war aber auch bei zunehmendem Reichthum schon früh ein Hauptzielpunkt für die Angriffe der benachbarten Bergvölker Iran's. Von Natur sind die sandigen Ebenen Mesopotamiens nur für Nomadenwirthschaft passend; mit Hülfe der Gewässer wurde die Steppe in üppige Ackerfluren verwandelt. Der Euphrat tritt, wie der Nil, jährlich zu bestimmter Zeit in Folge der Schneeschmelze in den Quellgebirgen über seine Ufer aus; die Anwohner brachten schon früh, wie die Aegypter, unter sorgsamer Beobachtung des Jahreslaufs (Gestirne) die Leitung der Ueberschwemmungen durch Anlage von Canälen, Dämmen und Seen in ihre Gewalt, was hier noch dadurch erleichtert wird, daß der Tigris in einer etwas tieferen Gegend dem Euphrat parallel läuft; so konnte das überflüssige Wasser durch ihn abgeleitet werden, wodurch endlich sogar der Unterlauf des Euphrat völlig in den Tigris überging (jetzt: Schat el Arab). Die Ströme wie die Canäle dienten alsbald auch dem Handelsverkehr, und Mesopotamien wurde durch seine Lage schon früh für den Welthandel bedeutend. Durch das Meer stand es mit Indien (Zimmt) und Arabien (Weihrauch) in Verbindung; der Landhandel verknüpfte es mit Baktra im Osten, mit Armenien im Norden, mit Phönizien im Westen.

Die früheste Spur, daß nomadische Semiten hier einen festen Mittelpunkt für den Verkehr gründeten, finden wir in den Nachrichten des A. T. vom Thurm des Bel (Babel), welcher der Landesnatur gemäß aus gebrannten Ziegeln erbaut wurde. Der Handel wurde hier wohl, wie überall im Alterthume, unter den Schutz der Gottheit gestellt (Bel, Baal, d. i. Herr, Sonnengott). Hier soll aber auch Nimrod (d. i. der Rebell) die erste Gewaltherrschaft gegründet, erst nach ihm Assur die Stadt Ninive (östlich am Tigris) erbaut haben. An Ninive (dessen Ruinen erst seit Kurzem genauer untersucht werden) knüpfen sich die uralten Sagen von Ninus und seiner Gemahlin Semiramis, denen die Begründung des assyrischen Reiches zugeschrieben wird, das sie durch ihre Züge bis Baktrien und Indien einerseits, andererseits bis Afrika ausdehnten. Noch jetzt werden viele Bauwerke im westlichen Asien nach Semiramis benannt.

Die Assyrer sind nach den neuesten Forschungen offenbar ein arischer Stamm, der seine Wohnsitze im Westrande von Iran hatte und sowohl

dieses Hochland (Medien) wie das mesopotamische Tiefland (Babylonien) unterwarf. Daß die Assyrer hier verweichlichten, spricht sich in der Sage vom Sardanapal aus, der sich mit seinen Weibern in Ninive verbrannt haben soll, als sich die unterwürfigen Völker gegen ihn empörten (888?). Bestimmte geschichtliche Nachrichten über ein (erneuertes?) assyrisches Königreich gehen bis etwa 800 v. Chr. zurück; indem im A. T. mehrere assyrische Könige genannt werden, die für die Geschichte der Juden von Bedeutung sind. Um 600 v. Chr. wird Ninive, der Sitz ihres Reichs, zerstört und Assyrien kommt unter die Herrschaft des nun erobernd auftretenden Bergvolkes, der Meder (aus dem Nordrande von Iran).

Nach Babylon war schon vorher (747?) von den Assyrern ein ihnen verwandter kriegerischer Stamm, die Chaldäer (aus dem armenischen Gebirge) verpflanzt, die nach Auflösung der assyrischen Erobererherrschaft (600 v. Chr.) ein selbständiges Reich Babylonien herstellten. Schon der Stifter desselben, Nebukadnezar, eroberte Phönizien und Palästina. Was von der Größe und den Wunderwerken der Stadt Babylon (am Euphrat, bei dem Dorfe Hillah) bei den Griechen (Herodot) gemeldet wird, gilt erst von den Zeiten der chaldäischen Herrschaft, obgleich die ganze Anlage der Stadt, die viereckte Gestalt, die geraden Straßen u. s. w., darauf hindeuten, daß sie wie andere große Städte Asiens (z. B. Peking) ursprünglich, und wahrscheinlich schon in sehr früher Zeit, aus einem Nomadenlager entstanden ist. Als die Zeit der Verweichlichung für die Chaldäer gekommen war, wurde das babylonische Reich eine Beute der Perser unter Cyrus.

Auch erst unter der chaldäischen Herrschaft wird in Babylon einer Priesterkaste erwähnt, die gleichfalls mit dem Namen der Chaldäer bezeichnet wird *). Wahrscheinlich hatten zwar schon die alten Babylonier, wie alle Semiten, unter dem Einflusse der Landesnatur, einen Sterndienst gehabt, die Chaldäer aber (die als arische Priesterkaste häufig geradezu Magier genannt werden) mochten jene frühere Religion vergeistigen und zugleich wissenschaftlich ausbilden. So werden die Chaldäer als die Urheber der Astrologie bezeichnet, deren eigentliche Heimath in Mesopotamien (oder dem gleichfalls von Semiten bewohnten Arabien) zu suchen ist. Die Chaldäerpriester, die ihren Wohnsitz in Babylon behielten, auch nachdem dieses seine Selbständigkeit verloren hatte, waren noch in den letzten Zeiten des Alterthums, als sich astrologischer Aberglaube wie Magie (Zauberei) weit über das römische Reich verbreitete, die berühmtesten Astrologen.

---

*) Die Sprache, welche man gewöhnlich fälschlich die chaldäische nennt, ist eine semitische und war die Sprache der alten Babylonier; die Chaldäer hatten, gleich den Assyrern, einen arischen Dialekt und Keilschrift, wie sie sich auf den Ruinen von Persepolis und Ninive findet.

5. Phönizien.

Die Phönizier, die wie die Babylonier zum sogen. semitischen Sprachstamme gehören, erlangten eine hohe Bedeutung durch ihre Niederlassung am Mittelmeere. Nach ihrer eigenen Sage waren sie dort von dem persischen Meerbusen her eingewandert, und wir erkennen hierin die erste historische Spur, daß auch Arabien gleich anderen Hochländern von Alters her eine Völkerquelle war; von dort kamen, wohl auch die Libyphönizier, die bereits vor Gründung Karthago's Nordafrika besetzt hatten, und sich vielleicht schon nach Spanien verbreiteten.

Ueberhaupt aber finden wir die semitischen Stämme in der frühesten Zeit vielfach auf nomadischen Wanderungen in dem »Niederlande« (zwischen dem arabischen und armenischen Hochlande) begriffen; und es ist neuerlich zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die Phönizier (oder doch Araber?) es waren, die unter dem Namen der Hyksos (d. i. Hirtenkönige) Jahrhunderte lang in Aegypten herrschten, daß sie von dort vertrieben, sich (auf phönizischen Schiffen) weit über die Nachbarländer verbreiteten und theils unter dem Namen der Philister (d. i. Auswanderer) sich in Palästina niederließen, theils als »Plethi und Krethi« (d. i. Vertriebene) oder Karer (Flüchtlinge) sich über Kleinasien (Karien) und die benachbarten Inseln (Kreta), ja wohl selbst nach Griechenland (als Pelasger*) zerstreuten.

Das 25—30 Meilen lange phönizische Küstenland hatte Häfen, die (zumal vor der jetzigen Versandung durch den Nil) für die Küstenfahrer des Alterthums tief genug waren, und das Gebirge, welches unweit desselben hinzieht, lieferte treffliches Schiffbauholz. Der Boden war dürftig und die ersten Ansiedler nährten sich von Fischfang und bald von Seeraub, an dessen Stelle dann friedlicher Verkehr trat, der dauernderen Gewinn gewährte. Dieser weckte nun auch den Gewerbfleiß, welchem die Strandproducte die Hauptstoffe lieferten (Kiessand zu Glas und Purpur von Meerschnecken). Sidon (d. i. Fischerstadt), »der erstgeborene Sohn Kanaans«, soll um 3000 v. Chr. gegründet sein; von dort aus wurde (südlicher) Tyrus (d. i. Felsenstadt) gestiftet, welches später die Vorherrschaft über die phönizischen Städte hatte; diese sind Colonieen, die ihren Ursprung von einander herleiteten. Zu denselben gehörten (nach Norden von Sidon) Berytus, Byblus, Tripolis, Aradus. Jedes Stadtgebiet bildete einen Staat unter einem beschränkten Könige; Bündnisse unter ihnen wurden durch die Religion befestigt. Seitdem Tyrus an der Spitze stand, wurde der Dienst

*) Dieß ist von Röth nicht bloß etymologisch wahrscheinlich gemacht, sondern durch so viele andere Nachweisungen unterstützt, daß keine der vielen früheren Hypothesen über die Pelasger gleiche Haltbarkeit zu haben scheint.

des tyrischen Herkules (Archles) ein Vereinigungspunkt; doch war die Obergewalt der Hauptstadt beschränkt und Tripolis zum Sitze der Bundesberathungen bestimmt. Zur Beförderung des Handels, aber auch auf Veranlassung von politischen Unruhen wurden immer mehr Coloniestädte in entfernteren Gegenden gegründet, die vielleicht schon von Anfang an Selbständigkeit erhielten und nur durch das Band der Religion, der Pietät und des Handels mit dem Mutterlande verknüpft blieben.

Daß die Phönizier das bedeutendste Handelsvolk des Alterthums wurden, verdankten sie vor Allem der Lage ihres Landes, die sie zu Vermittlern zwischen dem Orient (Indien) und dem Abendlande machte. Ihr Handel mit Indien (welches allbegehrte Gewürze, Pfeffer, Ingwer, Zimmt lieferte) wurde durch Karawanen der Araber und Seefahrt der Babylonier vermittelt; schon früh gründeten sie aber selbst Colonieen am persischen Meerbusen (Bahrein-Inseln). Landhandel trieben sie auch nach Aegypten, von welchem sie Baumwollenzeuge gegen palästinensischen Wein erhielten (Getreide nur in Nothzeiten, wenn Palästina sie nicht versorgen konnte), wie nach Arabien, von wo der den alten Völkern zu Opfern unentbehrliche Weihrauch kam, und nach Armenien, das ihnen Pferde lieferte. Besonders wichtig war ihr Seehandel, zunächst auf dem Mittelmeere. Den Griechen ausweichend, hielten sie sich immer mehr an den Südküsten dieses Meeres, an denen sie schon früh bis Spanien gelangten, das ihnen wegen seines ungeheuren Reichthums an Silber von Bedeutung war. Dort unterwarfen sie außerhalb der »Säulen des Herkules« (Meerenge von Gibraltar) den Landstrich »Tartessus« und gründeten Gades (Cadiz), schon 1100 v. Chr., welches der Ausgangspunkt für noch weitere Fahrten wurde. In Spanien fanden sie zwar auch Zinn und vielleicht Bernstein, doch kamen sie wohl unzweifelhaft an den Küsten des atlantischen Oceans nördlich bis England (»Zinn-Inseln«) und wahrscheinlich bis zu den Ostseeküsten Preußens (des Bernsteins, Elektron, wegen), nach Süden an den Westküsten Afrika's hin, vielleicht bis Madeira. Als Anhaltspunkt für den Verkehr mit Spanien wurde (schon um 1100) Utika an der Nordküste Afrika's gegründet, das später durch Karthago (seit 888) verdunkelt wurde, wie dieses endlich selbst die Phönizier aus dem ganzen westlichen Theile des Mittelmeeres (auch Sicilien) verdrängte. Auch das indische Meer wurde von Phöniziern befahren, doch wurde ihnen der arabische Meerbusen erst durch ihre Verbindung mit den Juden zugänglich, seitdem David sich in Besitz der edomitischen Häfen Elath und Eziongeber gesetzt hatte; damals aber entstand ein regelmäßiger Verkehr mit »Ophir«, dessen Handelsproducte (Elfenbein, Ebenholz, Gold) auf seine Lage an den Ostküsten Afrika's deuten. Endlich soll in den letzten Zeiten der phönizischen Selbständigkeit (600) der ägyptische König Necho eine Umschiffung Afrika's durch ihre Seefahrer veranlaßt haben, bei der sie vom arabischen Meerbusen ausfuhren und im dritten Jahre

durch die »Säulen des Herkules« zurückkehrten. Auch bei diesem ihrem kühnsten Unternehmen kamen sie (wie das ganze Alterthum und Mittelalter) nicht über Küstenschifffahrt hinaus. Schon früher war Tyrus von dem assyrischen König Salmanassar erobert, seitdem aber Neu-Tyrus auf einer benachbarten Insel erbaut. Von dieser Stadt mußte der babylonische Eroberer Nebukadnezar nach 13jähriger Belagerung abziehen, nachdem er die übrigen phönizischen Städte unterworfen und Alt-Tyrus verwüstet hatte; erst Alexander gewann und zerstörte Neu-Tyrus. Doch war schon seit der babylonischen wie der darauf folgenden persischen Herrschaft die freie Bewegung des phönizischen Handels dahin.

Ueber die religiöse und wissenschaftliche Entwickelung der Phönizier sind wir sehr im Dunkeln, da uns nur dürftige Bruchstücke ihrer priesterlichen Literatur (von Sanchuniathon auf Berytus, der um 1300 v. Chr. gelebt haben soll, in einer griechischen Bearbeitung des Philo v. Byblus) erhalten sind. Die bei den semitischen Völkern vorherrschende Verehrung der Gestirne war wohl unzweifelhaft auch die Grundlage des phönizischen Glaubens; doch soll dieselbe durch arische und ägyptische Ideen große Umgestaltungen erfahren haben. Von dem Bestehen einer Priesterkaste finden sich Spuren; der Handel hat aber hier wohl schon früh eine Einschränkung des Priesterregiments und eine freiere Geistesbildung befördert. Die Buchstabenschrift, welche für eine uralte Erfindung der Phönizier gilt und zum Behufe des Handels diente, ist nach neueren Forschungen aus einer Abkürzung der ägyptischen Hieroglyphen entstanden. Wie bei den übrigen kananitischen Völkern wurde vor Allem der Sonnengott (den jene Moloch d. i. König nannten) unter dem Namen Baal verehrt, und sein Dienst forderte auch hier Kinderopfer. Der Cultus der Mondgöttin Astarte war mit empörender Unzucht verbunden. In dem Mythus vom tyrischen Herkules (Archles, mit dem Beinamen Melkarth) ist deutlich zu erkennen, wie sich die religiösen Vorstellungen mit der fortschreitenden Cultur umgestalteten. Er ist ursprünglich ein Naturgott, Lenker des Sonnenlaufs; seitdem sich aber sein Cultus mit den phönizischen Colonieen verbreitete, erscheint er als Gründer menschlicher Bildung. »Er zog, heißt es, mit einer Flotte von Kreta aus nach Spanien, führte in Afrika den Ackerbau ein und bauete Städte.« So repräsentirt sich in ihm der Geist eines Handelsvolks, das sich nicht mehr von einer übermächtigen Natur abhängig fühlt, sondern durch selbständige Thätigkeit Wohlstand und Bildung fördert. In dem vielfach gedeuteten Cultus des Thammuz (Adonis, d. i. Herr), bei welchem der Tod eines Götterjünglings bejammert wird, spricht sich aber wohl jedenfalls das Verfallensein des Volksgeistes an die sinnliche Seite des Lebens (trostlose Trauer über dessen Nichtigkeit) aus.

6. Palästina.

Unter den Ländern, welche von Völkern des semitischen Sprachstammes besetzt sind, zeigt Palästina, das unmittelbar südlich von Phönizien liegt, nicht minder eigenthümliche Verhältnisse, als dieses. Die Küste hat hier fast gar keine Häfen (nur Joppe), im Norden ist die Gränze gegen Phönizien der hohe Libanon, über den die steile »Leiter von Tyrus« führt; im Osten und Süden ist das Land von Wüsten umgeben. So ist es ringsum abgesperrt, im Inneren aber ein wechselndes, reich ausgestattetes Gebiet, 5—600 □ Meilen groß. Von der Küste ab erstrecken sich fruchtbare Ebenen bis zu dem Gebirge, das sich vom Libanon landeinwärts in einem Bogen nach Süden zieht; jenseit desselben folgt das fruchtbare Thal des Jordan (bis zum todten Meere im Süden), das durch die Kette des Antilibanon (im Osten) von der syrischen Wüste geschieden ist. Ein mildes Klima erhöht die Fruchtbarkeit des Bodens; das Land gewährt nicht nur seinen Bewohnern durch Viehzucht und Ackerbau hinreichenden Unterhalt, sondern kann auch die Nachbarländer mit Wolle, Korn und Wein versorgen. Phönizien und Aegypten standen mit demselben schon früh in Verkehr; in den Kreis einer größeren Völkerverbindung wurde es zuerst durch die Erobervölker Iran's eingeführt; seit Alexander d. Gr. wurde es durch seine Lage im südöstlichen Winkel des Mittelmeeres zur hellenistischen Cultur herangezogen, und als es in das römische Reich aufgenommen war, ging von ihm die großartigste Einwirkung auf die Menschheit aus. — So war das Land durch alle seine Verhältnisse zum Wohnsitz jenes Volkes geeignet, das die reine Religion, die ihm von seinen Stammvätern überliefert war, in strenger Abgeschiedenheit bewahren sollte, bis endlich die Zeit erfüllet ward, sie in veredelter Auffassung weithin über den Erdkreis zu verbreiten.

Die heiligen Schriften der Israeliten, deren Sammlung sich mit den Büchern Mose eröffnet, zeichnen sich vor den Religionsbüchern aller anderen Völker, neben einer strengen sittlichen Richtung und menschlich edlen Gesinnung, durch die Klarheit und Einfachheit aus, mit welcher die tiefsinnigsten Gedanken dargestellt werden. In den von Moses gesammelten Liedern der Vorzeit werden die großen Wahrheiten gelehrt, daß die Welt die Schöpfung eines rein geistigen Gottes ist und das ganze Menschengeschlecht von Einem Paare abstammt, das aus seinem herrlich ausgestatteten Wohnsitze, dem Paradies, entfloh, weil es durch Sünde dem Fluch verfallen war. Es folgen Sagen über den Ursprung der Völker und Stammbäume der Familie, aus welcher später das israelitische Volk erwuchs. Als die Verderbniß des Menschengeschlechts überhand genommen hatte, wurde dasselbe durch eine große Fluth vertilgt und nur Noah auf dem armenischen Gebirge (Ararat) gerettet. Vom Fuße dieses Gebirges zog später ein Nachkomme von Noah's Sohn Sem, Abraham, aus dem Lande seiner Väter, weil sein einfacher Sinn sich gegen den Götzendienst sträubte, der in seiner Familie

herrschte. Er kam über den Euphrat (daher der Hebräer, der Jenseitige, genannt) in das Land Palästina, wo er mit seinen zahlreichen Heerden und Knechten das noch unbesetzte Weideland als patriarchalischer Grundherr in Besitz nahm. Unbedingte Hingebung an seinen Gott, die ihn einmal fast bis zur Opferung seines einzigen Sohnes trieb, erhob ihn zu dem unerschütterlichen Vertrauen, daß das Land, das Gott ihm gezeigt hatte, seinen Nachkommen gehören werde; ja Gott sprach zu ihm: »Ich will Dich zum großen Volk machen und in Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden!« Schon hier ist der Keim des Messiasglaubens, der sich in immer bestimmterer Gestalt unter dem jüdischen Volke entwickelte und auf's Innigste mit dem Nationalbewußtsein desselben verschmolz. Denn ein Volk, das allein unter seinen Zeitgenossen den Glauben an den Einen Gott bewahrte, mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß sich die wahre Religion von ihm aus unter alle Völker verbreiten werde. Wir finden ein ähnliches Bewußtsein ihrer Bestimmung auch bei anderen Völkern (z. B. bei den Römern, die sich zur Weltherrschaft berufen fühlten, bei den Deutschen den Glauben an dereinstige Wiedergeburt, vgl. auch die Erwartung einer reineren Religion in der Mythologie des Nordens ꝛc.), aber nirgend hat sich ein Nationalbewußtsein in dem Maße bewahrheitet, wie bei dem jüdischen Volke. — Abraham's Sohn und Enkel, Isaak und Jakob, verlebten eine patriarchalische Zeit im Besitze des »gelobten Landes«. Jakob (Israel) wanderte in seinem Alter bei einer Hungersnoth nach Aegypten aus, wo sein Sohn Joseph, von seinen Brüdern als Sklav dorthin verkauft, in hohem Ansehen bei dem Könige stand. In Aegypten, wo damals die Dynastie der Hyksos herrschte, erwuchsen seine Nachkommen im Verlauf von 400 Jahren zum Volk von 3 Millionen (Israeliten, in 12 Stämme nach den Söhnen Jakob's getheilt); unter dem folgenden Herrscherhause wurden sie hart bedrückt, doch erhielt sich unter ihnen, wenn auch verdunkelt, der Glaube an den Gott ihrer Väter.

Endlich trat Moses voll Glaubenskraft als Retter des bedrängten Volkes auf (um 1500). Durch auffallende Fügungen war er in ägyptische Bildung eingeweiht, doch galt ihm der Glaube und die Sitte der Väter höher, als die Weisheit und das Wohlleben der Aegypter. Im Zorne über die Unterdrückung, die sein Volk erduldete, erschlug Moses einen ägyptischen Mann, der einen Hebräer mißhandelte, und floh in die Wüste, wo er den Plan der Rettung ausbildete. Er beschloß, seinem Volke ein Vaterland zu geben und auf den alten einfachen Glauben eine Gesetzgebung zu gründen, welche die patriarchalische Sitte zurückführen und befestigen und doch eine freie Weiterentwickelung befördern sollte. Mit unerschütterlichem Muthe nöthigte er unter dem Beistande des Höchsten den Pharao Aegyptens, die Israeliten ziehen zu lassen; doch glaubte er erst ein neues Geschlecht heranbilden zu müssen, ehe er den Angriff auf das Land der Verheißung wagen dürfe, das jetzt im Besitze der streitbaren kanaanitischen

1500 v. C.

Völker war. So führte er das Volk lange in den Wüsten Arabiens umher, und hier, in der schauerlich erhabenen Umgebung des Sinai, empfing es im Namen Gottes sein Gesetz.

Auf den Glauben an den Einen geistigen Gott ist in der Gesetzgebung Mosis Alles gebauet: »Der Herr unser Gott ist ein einiger Gott« und »Du sollt Dir kein Bildniß noch Gleichniß machen!« Das Gesetz allein, das in der Bundeslade verwahrt wird, hat einen Tempel, die Stiftshütte. Hier thront der unsichtbare Gott, der mit dem Volke einen Bund geschlossen hat: »Du sollst mein Volk sein und ich will Dein Gott sein!« Das Volk soll das Gesetz halten, auf daß es ihm wohl gehe im Lande. Und dies Gesetz giebt vor Allem die sittlichen Vorschriften (die 10 Gebote), ohne welche kein menschlicher Verein bestehen kann, Achtung vor dem Gottesdienst, der Ehe, den Aeltern, dem Eigenthum und den Rechten des Nächsten überhaupt. Der Rohheit entgegen zu wirken, soll das Volk zur Reinlichkeit erzogen werden; Milde und Menschlichkeit wird gegen Arme (Sabbathjahr 2. Mos. 3, 11), Fremdlinge und Knechte, gegen Uebelthäter (Asylrecht mehrerer Städte), wie gegen die Thiere geboten. Für den Gottesdienst wird eine Menge von Gebräuchen vorgeschrieben und strenge Strafen drohen dem Uebertreter; Alles zielt darauf hin, Furcht vor der Sünde zu erzeugen, die nur durch Opfer gesühnt werden kann. Heitere Feste sollen die Liebe zur Religion und den Gemeingeist wecken (Passah, Pfingsten, Laubhüttenfest, 2. Mos. 23). Die Vorschriften, die zu Opfern Erzeugnisse des Feldes fordern, sollen das Volk zum Ackerbau hinüberführen. Zur Sicherung des Landeseigenthums und der persönlichen Freiheit wird der Verkauf von Aeckern und Sklaven nur auf 50jährige Fristen gestattet (Jubeljahr 3. Mos. 25).

Um das Gesetz aufrecht zu erhalten und mit fortschreitender Läuterung des Glaubens höhere Bildung unter dem Volke zu verbreiten, gründete Moses eine Priesterkaste; er übertrug das Priesteramt und mit diesem zugleich alle höheren Kenntnisse dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte, das Hohepriesteramt aber seinem Bruder Aaron und dessen Nachkommen. Doch ist der Geist seiner Staatsverfassung Freiheit; ja diese priesterliche Theokratie soll durch Förderung freier geistiger Entwickelung nicht nur selbst in Schranken gehalten werden, sondern die Freiheit des Volkes durch Ueberwachung des Gesetzes in ihren Schutz nehmen. Der Herrschaft der Priester ist dadurch ein Damm gezogen, daß sie kein Grundeigenthum erwerben, sondern von den Gaben der Laien leben sollen (5. Mos. 18, 1, vergl. Jos. 21). Die in der herkömmlichen Familien- und Stammverfassung begründete Selbstregierung bleibt in den Händen der Aeltesten und Stammfürsten; das Richteramt ist den Aeltesten und Priestern gemeinsam übertragen. — Für die Fortbildung der Gesetzgebung und Verfassung sind keine Formen vorgezeichnet; sie soll aus dem freien Geiste des Volks hervorgehen. Moses vertrauete auf die Macht der ewigen

Wahrheit, welche die Grundlage und das Ziel seiner Gesetzgebung war. Er verheißt Propheten, die das Volk leiten sollen, begeisterte einsichtsvolle Männer, deren Einfluß nur auf dem Uebergewicht ihres Geistes beruht. Der Hohepriester hat nur die Ueberwachung des Gesetzes. Selbst die höchste Gewalt im Staate überläßt der Gesetzgeber vertrauensvoll der natürlichen Entwickelung; wie er selbst durch Geisteskraft das Volk aus dem tiefsten Verfalle rettete, so wird auch die Zukunft die rechten Männer hervorrufen; an seine Stelle soll zunächst Josua treten, der vor Allem zum Führer bei der Eroberung des gelobten Landes geeignet war. Will das Volk dort einen König haben, so soll dieser »kein Fremder sein« und »er soll sein Herz nicht erheben über seine Brüder« kein großes Heer — »viele Rosse« — halten, nicht viele Weiber nehmen, auch nicht viel Gold und Silber sammeln, das Gesetz halten sein Lebelang (5. Mos. 17, 17 ff.). Einst aber — das ist Mosis Weissagung, in der sich seine höchste Gesetzgeberweisheit kund giebt, — »wird der Herr einen Propheten, wie mich, Dir erwecken, aus Dir und Deinen Brüdern; dem sollt ihr gehorchen!« Moses kam nicht mehr in das verheißene Land; er schaute nur aus der Ferne vom Berge Nebo auf die reichen Fluren am Jordan; dann starb er und Niemand erfuhr sein Grab. Josua folgte ihm als Heerführer.

Moses hatte den Israeliten im Namen Jehovah's befohlen, die Einwohner des gelobten Landes auszurotten, weil bei friedlichem Zusammenwohnen mit denselben die Erhaltung des reinen Glaubens gefährdet erschien. Dieser furchtbare Befehl konnte nicht in seinem ganzen Umfange vollzogen werden; obgleich das gesammte Volk — auch Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse, denen Mose zugestanden hatte, das Weideland Gilead im Osten des Jordan zu besitzen — Josua willig gehorchte, so wurden doch manche Kanaaniter aus Menschlichkeit und aus politischer Berechnung verschont und nur zu Diensten und Abgaben gezwungen; Anderen, wie den streitbaren Philistern (im Südwesten), hielt Israel sich nicht gewachsen. Indeß war durch die Einigkeit des israelitischen Volkes unter Josua der Besitz des Landes so weit gesichert, daß dasselbe unter die zwölf Stämme vertheilt werden konnte (Joseph's Söhne, Ephraim und Manasse, bekamen jeder ein besonderes Loos, die Leviten Städte in jedem Stammesgebiet, mit Weideland umher, Jos. 13, 14); Josua verhieß (Jos. 23), Gott werde die übrigen Völker ausstoßen, wenn das Volk seinen Bund halte. In den neuen Wohnsitzen aber wurde die Einheit alsbald aufgelockert; obgleich der Stamm Juda eine Vorherrschaft übte. Während das Gesetz den Ackerbau allmählich förderte, gaben sich Viele in Israel mit dem nomadischen Leben dem Götterglauben der kanaanitischen Nachbarstämme hin, und nur unter vielen schweren Kämpfen wurde die Besitznahme des Landes weiter geführt. Darüber vergingen etwa 300 Jahre — die Zeit der Richter. Doch sehen wir auch in dieser Zeit ein allmähliches Fortschreiten zu politischer Einheit und höherer Geistesbildung. Anfangs traten

nur dann und wann, in Zeiten großer Gefahren, Helden (Richter) und Propheten aus freier Begeisterung auf, bald an der Spitze einzelner Stämme, bald des ganzen Volks, — wie Athniel, die Prophetin Deborah, Gideon, Jephtha (der nach einem Gelübde seine Tochter opferte) und der sagenhafte Nationalheld **Simson**; als eine gereiftere Erfahrung erkennen ließ, daß nur der gemeinsame Glaube und eine auf diese gegründete politische Einheit das Nationalwohl zu sichern vermöge, konnte der Hohepriester Eli die höchste geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigen. — Auf ihn folgte **Samuel**, — nicht Hoherpriester, wenn auch Levit, sondern ein Prophet, der nur durch die Macht seines Geistes herrschte, aber eine Kräftigung der Priestergewalt für heilsam hielt. Doch wollte auch er nicht durch feste Verfassungsformen das Heil der Zukunft begründen, sondern durch Lehranstalten die freie geistige Entwickelung fördern. So stiftete er die Prophetenschulen, welche zugleich Seminarien für Lehrer und so die Grundlage allgemeiner Volksbildung durch immer weitere Verbreitung einer geistigen Auffassung des Gottesglaubens wurden.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo die Nationaleinheit durch einen festen Mittelpunkt der Macht für die Dauer begründet werden sollte. Die Aeltesten forderten im Namen des Volkes von dem alternden Samuel einen König; Samuel erkannte die Gefahren des Königthums, gab aber den Verhältnissen nach, da die Kämpfe mit den Philistern auf ihre Höhe gediehen waren (um 1100). In **Saul** hoffte er den Mann gefunden zu haben, der, tüchtig zum Kriege, sich in der Lenkung des Staats seiner Geistesüberlegenheit unterordnen werde. Nach einem Siege über die Ammoniter ward Saul vom ganzen Volke als König anerkannt; bald erfocht er große Siege über die Philister, die damals das jüdische Volk aller Waffen und Waffenschmiede beraubt hatten, und über andere Nachbarvölker. Als Saul dem Samuel zu trotzen wagte, erkor dieser heimlich den David zu dessen Nachfolger, der durch seinen vielseitigen Geist die Stellung eines Propheten mit der des Königs vereinte. Als Jüngling besiegte er den riesenhaften Philister Goliath, was ihm die begeisterte Freundschaft von Saul's Sohn Jonathan gewann. Jonathan zeigte sich eben so edel gegen David, den er vor der Verfolgung seines Vaters rettete, wie David gegen Saul, dessen Leben er mehrmals schonte. Endlich tödtete Saul sich selbst, nach einer Niederlage gegen die Philister, in der auch Jonathan gefallen war. 1100 v. C.

David wurde von allen Stämmen als König anerkannt (um 1050). Er brachte die von Saul begründete kriegerische Macht des Staates auf den Gipfel, unterwarf die feindlichen Völker innerhalb der Landesgränzen und erhob das israelitische Reich durch Eroberungen zu überwiegendem Einfluß in den Nachbarländern (Assyrien war wohl damals im Sinken). Damit brachte er zugleich den Verkehr des westlichen Asiens in seine Gewalt, da die Gränzen seiner Herrschaft von Elath und Eziongeber am rothen Meer bis Thapsa- 1050 v. C.

kus am Uebergange über den Euphrat reichten; Damaskus war ihm unterworfen und Tyrus schloß einen Bund mit ihm. Er erkannte auch, daß das Reich einer festen Residenz bedürfe, und bestimmte dazu mit richtigem Blick das eben den Jebusitern entrissene, unter dem Schutze der Burg Zion gelegene Jerusalem, im Gebirgslande des Stammes Benjamin, welches im Süden von Juda umgeben war. Dorthin verpflanzte er auch die Stiftshütte, traf aber zu dem beschlossenen großartigen Tempelbau nur die Vorbereitungen, weil er »Blut vergossen« habe und seinem Sohne Salomo dadurch die Nachfolge gesichert wurde, daß »Gott ihn erwählet, sein Haus zu bauen.« Willig übernahm das Volk Beisteuern zu dem Baue des prachtvollen Gotteshauses; David achtete jedoch die Rechte der Stammfürsten und Aeltesten, die er zur Berathung in Jerusalem versammelte. Die strengste Rüge über seine Regierungshandlungen wie über seinen sittlichen Wandel räumte er nicht dem Hohenpriester, sondern — einem Propheten (dem weisen Nathan) ein. Den Gottesdienst verherrlichte er auf die würdigste Weise, durch seine begeisterten Gesänge und Musik. Mit ihm nahm die Poesie der Hebräer einen großartigen Aufschwung (Psalmen). — Nachdem David noch einen Aufruhr seines Sohnes Absalon glücklich gedämpft hatte, folgte ihm sein hochbegabter Sohn **Salomo** unbestritten (um 1000). Dieser regierte in Frieden, begünstigte den Handel (den Moses nicht verboten, aber erschwert hatte), wozu er Baalbek und Tadmor (Palmyra) auf der Verkehrsstraße zwischen Phönizien und Babylon angelegt haben soll und mit den Phöniziern eine Schifffahrt nach Ophir einrichtete, baute den Tempel auf dem Berge Moria, ergab sich aber auch immer mehr der Ueppigkeit und Wollust und aus Liebe zu seinen Weibern dem Götzendienst, obgleich er durch seine Lieder und Sprüche den Ruhm der Weisheit weithin unter den Völkern erwarb. Indem er ein großes stehendes Heer hielt, konnte er alle kanaanitische Völker in den Gränzen seines Reiches zinsbar machen (1 Kön. 9, 21), fing aber auch an, das Volk durch Erpressungen (»Geschenke«) zu drücken, während wohl nur die Hauptstadt und deren Umgebung von seiner Verschwendung Vortheil zog. So kam es in Salomo's Alter zu einem Aufstande unter Jerobeam, der allerdings nach Aegypten weichen mußte; als aber nach des Königs Tode sein Sohn Rehabeam gleich beim Antritte seiner Regierung übermüthig erklärte, er werde das Volk noch härter züchtigen, als sein Vater, blieben demselben nur die Stämme Juda und Benjamin getreu, die übrigen stellten (durch ihre Aeltesten) Jerobeam, den sie aus Aegypten zurückriefen, als König von Israel an ihre Spitze 975.

1000 v. C.

975 v. C.

Von nun an blieben die Reiche **Juda** und **Israel** getrennt. Der Zwiespalt wurde noch größer, weil die Könige Israel's (Hauptstadt Sichem) den Götzendienst einführten, damit ihre Unterthanen nicht durch den Verkehr mit Jerusalem zu Juda hinübergezogen würden. Jetzt machten sich nicht nur die jüngst unterworfenen Nachbarvölker frei, sondern es

erhoben sich in der Nähe selbst Erobererstaaten (Damaskus, später Assyrien und Babylonien, — auch Aegypten wurde gefährlich), deren Hülfe Juda und Israel gegen einander anriefen, wodurch endlich der Untergang beider Reiche herbeigeführt wurde. Unter diesen Bündnissen mit den Fremden wurden selbst die Könige von Juda mehrmals dem Jehovahdienst abtrünnig. Aber der Nationalgeist und der reine Glaube fanden auch jetzt begeisterte Vorkämpfer in den Propheten; und es gehört zu den erhebendsten Erscheinungen in der Geschichte, daß Männer wie Jesaias, Jeremias u. s. w. in den schmählichsten Zeiten der Zerrüttung den Glauben an die einstige Wiedergeburt ihres Volkes bewahrten, weil sie von der Ueberzeugung durchdrungen waren, der wahre Gottesglaube könne nicht untergehen; er werde, wenn auch erst am Ende der Tage, von dem jüdischen Volke aus sich siegreich über den ganzen Erdkreis verbreiten (Messias-Idee). Wie viel reiner und erhabener aber war auch die Auffassung dieser Männer von der Verehrung Jehovah's, als selbst die jener wunderthätigen Propheten in den ersten Zeiten des Reiches Israel, des Elias (der gegen den Ahab und die schändliche Jesabel auftrat [1. Kön. 21]) und Elisa. »Was soll mir die Menge Eurer Opfer,« spricht der Herr durch den Mund des Jesaias; »lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten!« Auch den Königen gegenüber verfochten die Propheten Wahrheit und Recht nach ihrer freien Ueberzeugung und übten so einen großen politischen Einfluß.

Das Reich Israel fand zuerst den Untergang. Als Ahas, König von Juda, von den verbündeten Königen Israels und Syriens (Damask) mit Krieg überzogen wurde, rief er die Assyrer (Tiglath Pilesar) zu Hülfe; vergebens hatte Jesaias den Zagenden zu ermuthigen gesucht und vor der Hülfe der Fremden gewarnt; zwar erlag dann Damaskus vor dem assyrischen Könige, aber diesem war nun auch der Weg zur Zerstörung Israels wie zur Unterjochung Juda's gebahnt. Ahas wandte sich jetzt in seiner Herzensangst fremden Göttern zu. Zur Zeit seines Nachfolgers Hiskia wurde das Reich Israel von Salmanassar (dem Nachfolger Tiglath's) zerstört (722), der König von Israel, Hosea, nebst vielen Vornehmen nach Assyrien geführt und statt ihrer eine Menge Assyrier nach Israel verpflanzt, die sich mit den dort zurückgebliebenen Einwohnern vermischten und so den Samaritern (Hauptstadt Samaria) den Ursprung gaben. 722 v. C.

In Juda stellte zwar Hiskia den Dienst Jehovah's wieder her, suchte aber gegen Assyrien bei den Aegyptern Hülfe, obgleich Jesaias wiederum gegen das Bündniß mit den Fremden eiferte: »Wehe denen, die hinabziehen nach Aegypten um Hülfe und fragen Nichts nach dem Herrn!« Doch wurde Juda für jetzt gerettet, als Sanherib von Assyrien vergeblich gegen Aegypten zog. Aber nicht lange, so erhob sich statt der sinkenden assyrischen Macht das babylonische Reich, und nun kam Juda zwischen diesem und Aegypten in's Gedränge. Die Könige schwankten von

Neuem zwischen dem Diehst der Götzen und des Jehovah; nach langer Vergessenheit entdeckte endlich der Hohepriester unter dem Könige Josias die ächten mosaischen Urkunden bei einer Herstellung des Tempels. Erst von dem ägyptischen König Necho abhängig gemacht, mußte sich Juda bald dem Sieger desselben, Nebukadnezar ergeben, und als sich der von diesem eingesetzte König Zedekias gegen ihn auflehnte, wurde Jerusalem von Nebukadnezar zerstört und der größte Theil des Volks nach Babylon in's Exil geschleppt (600). Dieses traurige Geschick erlebte der Prophet Jeremias, aus einem edlen Priestergeschlecht, der wegen seiner erhabenen Gesinnung selbst von dem babylonischen Sieger geehrt wurde und die Erlaubniß erhielt, sich seinen Aufenthalt frei zu wählen. Er blieb bei dem ärmeren Theile seines Volkes im Vaterlande zurück, gesellte sich aber später denen aus demselben zu, die in Aegypten eine Zuflucht suchten. Auch hier wie während seiner ganzen Wirksamkeit erhielt er den Glauben an einen endlichen Sieg des wahren Glaubens aufrecht. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft knüpfte sich jetzt immer mehr an die einstige Blüthezeit unter David, und das Volk erwartete, daß aus seinem Geschlechte ein König (Messias, d. i. Gesalbter) als Retter hervorgehen werde. Eben so traten unter den Juden in Babylon glaubensmuthige Propheten auf, Ezechiel und Daniel, die seit ihrer Jugend das Exil getheilt hatten; ja während ihres Aufenthalts in der Fremde lernten die Juden den Werth ihres Glaubens in höherem Maße anerkennen, so daß ein Theil derselben 70 Jahre später die von Cyrus ertheilte Erlaubniß, dem Jehovah in Jerusalem einen neuen Tempel zu erbauen, dankbar benutzte.

600 v. C.

II. Afrika.

Geographische Uebersicht.

Afrika tritt zwar schon früh in der Geschichte hervor, ist aber sowohl wegen seines verhältnißmäßig geringen Küstenumfangs (1 Meile Küstenlänge auf 150 □Meilen des Inneren) als vermöge seiner Bodenbeschaffenheit — $^2/_3$ sind Hochland u. s. w. — nur sehr langsam in den Weltverkehr hineingezogen. Es zerfällt nach Umrissen und Bodengestalt in Nord- und Süd-Afrika.

Süd-Afrika liegt größtentheils auf der Südhälfte der Erde und ist von den Culturländern des Alterthums meistens durch weite Meere geschieden. Es bildet ein einziges Hochland, das terrassenförmig nach allen vier Hauptweltgegenden abfällt, und im S., W. und O. nur von einem niederen sandigen Küstensaum begränzt ist. Gänzlicher Mangel an größeren Meerbusen und die Breite der Randgebirge, die von den Flüssen in

Stromschnellen durchbrochen werden, erschweren den Zugang in hohem Maße. Das Innere ist deßhalb selbst jetzt noch fast gänzlich unbekannt.

Nord-Afrika ragt nur mit seinen nördlichsten Gegenden in die alte Culturzone. Das Hochland ist auch in Nord-Afrika vorherrschend; es nimmt drei Seiten desselben fast gänzlich ein. In den Süden treten nicht nur die nördlichen Randgebirge Südhochafrika's (Mondgebirge u. s. w.) herein, sondern auch da, wo sich die Küste des Guineabusens weit nach Westen hinaus erstreckt, zieht sich an derselben ein Plateau, das schwer zugängliche Hochsudan, hin. Nördlich vor diese Hochländer lagert sich das Tiefland Afrika's, das sich gegen die Westküste öffnet, zunächst Tiefsudan, wo westlicher der Nigerstrom (Joliba-Quorra), östlicher der Tschad-See die fruchtbaren Negerländer bewässert; dieses senkt sich dann im Norden noch weiter ab zu der großen Wüste, welche dem Eindringen der Cultur von den Mittelmeerländern eine Gränze setzte. — An der Nordküste erstreckt sich im größeren westlichen Theile das weite Atlasplateau mit steilen Randgebirgen hin; an dessen Nordostecke, Sicilien gegenüber, blüheten phönizische Niederlassungen auf, vor Allem Karthago. Etwas östlicher drängt sich hier die Wüste bis an das Mittelmeer und erschwert durch ihren Sand selbst die Küstenschifffahrt, in den Syrten, bis (noch weiter östlich) das kleine Plateau von Barka ihr Gränzen setzt, wo die griechische Coloniestadt Cyrene sich erhob. — Die Ostseite Nordafrika's, am arabischen Meerbusen entlang, ist zwar auch mit Gebirgsland bedeckt, doch sind diese Gegenden wohl schon früh durch das benachbarte Arabien in den Weltverkehr hineingezogen, und die Stufenländer des Nil, die sich bis zum Spiegel des Mittelmeers hinabsenken (Abyssinien, Nubien, Aegypten), werden, je weiter abwärts, desto günstiger für Verkehr und Cultur.

1. Das Nilland — Aegypten.

In die große Wüstenzone, welche vom atlantischen Meere her durch Afrika und über Arabien durch Persien bis Indien wie (nordöstlicher) in's innere Hochasien zieht, schneidet zuerst das Nilthal und unweit im Osten desselben der arabische Meerbusen von Süden nach Norden ein. Aegypten, das untere Nilthal, erleichtert durch die Ueberschwemmung des Nil den Kornbau, wie kaum ein anderes Land der Erde, und unter gehöriger Leitung des menschlichen Fleißes wurde hier der Wüste eine lange Oase abgewonnen. Dieses von Nomaden umschwärmte fruchtbare Gebiet wurde durch höhere Bildung auch zu einem Haupthandelslande; die Wüstenvölker boten zu einem weitreichenden Karavanenhandel die Hand und durch das benachbarte Arabien war selbst ein Verkehr mit Indien vermittelt; die Schifffahrt auf dem Nil war durch abwechselnd herrschende Nordwinde (im Sommer) begünstigt, und Flußkähne, für welche das Land den Baustoff liefert, fuhren ungehindert bis zu der Südgränze Aegyptens, wo (bei Syene, Assuan) der Nil seine letzten Wasserfälle bildet. Aegypten gränzt

auch an das Mittelmeer, aber es hat von Natur weder gute Häfen an demselben, noch sind im Lande Baumaterialien für Seeschiffe zu finden; außerdem wurden die Aegypter zu Sicherung ihrer eigenthümlichen Cultur im höheren Alterthum von dem Verkehr mit den übrigen Völkern am Mittelmeer zurückgehalten. Erst als Orient und Occident überhaupt in nähere Berührung traten, wurde auch Aegypten immer mehr in den großen Kreis der Völkerverbindung hineingezogen, theils durch Handel (mit Phöniziern und Griechen), theils durch Kriege, insbesondere der großen Eroberer, die auch hieher ihre Waffen trugen (die Assyrer — Perser — Alexander); seitdem hat Aegypten einen weitreichenden Einfluß auf die Bildung der Menschheit geübt.

Schon das Alterthum nannte Aegypten »ein Geschenk des Nil«, aber die Menschen haben sich diese Wohlthat der Natur durch angestrengte Thätigkeit zu Eigen gemacht. Die Quellflüsse des Nil, die vom Nordrande Südhochafrika's und von Abyssinien zusammenströmen, vereinigen sich im mittleren Stufenlande des Stroms, in Nubien (das selbst wieder 4 Abstufungen hat); Aegypten enthält nur den Unterlauf des Nil. Etwa 100 Meilen weit strömt der Fluß in diesem Lande zwischen zwei Bergketten, parallel mit denselben, nach Norden, in einer Thalfläche, die meistens 2 bis 3 Meilen breit ist; erst 20 Meilen vom Meere beginnt eine völlige Ebene, das Delta, das durch Anschwemmung des Flusses selbst gebildet ist und von mehreren Armen desselben durchschnitten wird. Der Nil tritt jährlich im Sommer, in Folge der tropischen Regen (und der Schneeschmelze) in seinem Quelllande, über seine Ufer und setzt in den überschwemmten Gegenden einen fruchtbaren Schlamm ab. Aber die Bewässerung der Felder bedarf einer wissenschaftlichen Leitung, nicht bloß um die Zeit ihres Eintritts nach einem richtigen Kalender bestimmen zu können, sondern auch wegen der Eigenthümlichkeit des Terrains. Das Bett des Nil selbst und die unmittelbaren Ufer desselben sind durch den abgesetzten Schlamm erhöhet und der Boden senkt sich von dort nach den Gebirgen zu; das austretende Wasser würde daher sogleich bis an den Fuß der Thalwände abströmen, wenn es nicht durch Dämme in der Nähe der Ufer festgehalten und erst nach und nach (durch Schleusen) in die tieferen Gegenden geleitet würde. Auch ist es nöthig, manche Gegenden durch größere Canal-Anlagen mit Wasser zu versorgen (wie Fayoume, ein Seitenthal im N.W. oberhalb Memphis, durch den sogenannten Josephscanal), und das zuweilen überreichliche Wasser in große Bassins (wie der See Möris am Nordrande von Fayoume eine natürliche Vertiefung, die durch Kunst erweitert ist) abzuleiten, aus welchen die tiefer gelegenen Gegenden in trockenen Jahren versorgt werden können. Das Delta ist wohl erst allmählich dem Strom abgewonnen und jetzt zum Theil in Sumpf und See verwandelt.

Die Cultur Aegyptens reicht bis gegen 3000 v. Chr. Geb. zurück. Dieses beweisen die historischen Königsverzeichnisse der dortigen Prie-

ster (durch Manetho um 250 v. Chr. Geb., wie zum Theil durch Griechen, Herodot, Diodor, bekannt) und die großen noch vorhandenen Baudenkmäler, die erst bei fortgeschrittener Bildung entstehen konnten und nach den hieroglyphischen Inschriften auf denselben zum Theil sehr alten Königen angehören (ein Obelisk bei On in Unter-Aegypten in das 23ste Jahrhundert v. Chr. Geb.). Nach den Sagen der Aegypter selbst war das Land ursprünglich von rohen Menschen bevölkert, die vom Fischfang lebten; höhere Cultur wurde unter diesen mit dem Ackerbau von dem südlicheren Hochlande aus begründet, und verbreitete sich in dem Nilthale nach und nach abwärts. Sie ging von einem Priesterstaate Meroë aus, der in dem oberen Nubien zwischen den Zuflüssen des Nil (daher »Insel«) lag. Meroë war wohl unzweifelhaft ein Mittelpunkt für den Handel, der unter dem Schutze der Religion stand; nach manchen Spuren war dieser Staat unter den dunkelfarbigen Eingeborenen (Aethiopen) durch einen gebildeteren hellfarbigen Menschenstamm begründet, vielleicht von dem gegenüber gelegenen glücklichen Arabien aus. Die wohl erst durch Mischung entstandenen Bewohner Aegyptens waren nach den noch erhaltenen Leichen (Mumien) von kaukasischer Race, schwärzlich gelb mit krausem Haar, völlig den jetzigen Kopten (d. i. Aegyptern) ähnlich, die eine dem äthiopischen und semitischen Stamme verwandte Sprache reden.

Von Meroë aus wurde, wie die Aegypter ferner erzählen, Elephantine, auf einer Nilinsel unweit Syene, und Theben, die nachherige Hauptstadt von Oberägypten, angelegt; Memphis, später Hauptstadt in Mittelägypten, wird eine Colonie von Theben genannt; von Meroë und Theben gemeinschaftlich soll das Orakel des (Jupiter) Ammon, in der Oase Siwah, westlich von Aegypten, gegründet sein. Diese Niederlassungen waren wohl von Anfang Mittelpunkte kleiner Priesterstaaten, welche den Handel in ihren Schutz nahmen, und durch ähnliche Colonieen scheint sich nach und nach in ganz Aegypten eine Reihe Staaten von geringem Umfang (die nachherigen Nomen, Districte) gebildet zu haben. Die eingewanderten, einem Stamme angehörigen, Priester bildeten eine Kaste, eine auf Grundeigenthum gestützte Hierarchie, die in Besitz aller höheren Kenntnisse blieb, in Aegypten selbst Ackerbau und Gesittung förderte und durch ihr religiöses Ansehen allein auch die umwohnenden Nomaden zu friedlichem Verkehr zu bestimmen vermochte. Sie waren zugleich Priester, Richter, Aerzte; genaue Bestimmung des Sonnenjahrs, die Wasserbaukunst, das Feldmessen, strenge Sorge für Reinlichkeit (Schweine und Schweinehirten waren wohl deßhalb verachtet) und selbst Volksunterricht ging von ihnen aus.

Kämpfe mit den Nomaden der Nachbarschaft konnten indeß nicht ausbleiben, ja die ägyptische Geschichte meldet, daß Hirtenkönige, die Hyksos, mehrere Jahrhunderte lang über das Land herrschten (von 1800 bis gegen 1500 v. Chr.). Diese kamen wohl sicher aus Nordost (Phönizier?

f. Seite 46); sie unterwarfen Unterägypten und nahmen dann ihren Sitz in Memphis, bis sie zuletzt von Theben aus vertrieben wurden. Sie sollen erst die Tempel geschlossen, dann aber sich der ägyptischen Religion zugewandt haben. Von ihnen rührt nach neueren Forschungen der Bau der Pyramiden her (Grabmonumente, besonders bei Gizeh unweit Kairo, bis 450 Fuß hoch), bei dem vielleicht die in Aegypten unter ihnen eingewanderten Israeliten Frohndienste thun mußten, die unter der nachfolgenden (18) Dynastie das Land verließen.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die Periode völliger Einheit und Selbständigkeit für Aegypten; gegen sie war vielleicht erst die Kriegerkaste gebildet, die wenigstens ihren Hauptsitz in Unterägypten zur Vertheidigung des Landes hatte. Ihr gehörten die fortwährend von den Priestern beschränkten Könige an, die, wie sie selbst, großes Grundeigenthum besaßen. Auch die übrigen Bewohner Aegyptens waren nach erblichen Beschäftigungen in Kasten getheilt, manche offenbar nach der Natur ihrer Wohnsitze, wie die Hirten, die in den Gebirgen und Deltasümpfen wohnten, die Schiffer am Nil. Sesostris soll als Herrscher von ganz 1400 v. C. Aegypten große Eroberungszüge gemacht haben (nach Moses — 1400 v. C.) der Sage nach bis Indien (?), welche wohl ein Hauptgegenstand der bildlichen Darstellungen auf den großen Palästen von Theben sind. Die Monumente von Theben (bei Luxor, Karnak u. s. w. — Tempel, Paläste, am Eingange derselben Obelisken mit Inschriften über die Erbauung, Sphinx-Alleen zwischen den Gebäuden, Kolossalstatuen, Königsgräber in den benachbarten westlichen Gebirgen ꝛc.) rühren indeß zum Theil sicher aus früheren Zeiten her und sind wie die großartigsten so zugleich die ältesten Denkmäler auf Erden. Seitdem Aegypten Ein Reich war, wurde die Residenz nach Memphis verlegt, von wo aus dasselbe besser vertheidigt werden konnte. Von dieser Stadt sind keine große Ruinen vorhanden; am bedeutendsten sind die Katakombengräber in der Nähe derselben, dunkle Felsgrotten mit Gemälden in den besterhaltenen Farben.

Eine zusammenhängende Geschichte Aegyptens läßt sich erst etwa seit 600 v. Chr. Geb. aufstellen, wo das Land allmählich in nähere Berührung mit fremden Culturvölkern kam. Doch hatte das Volk bis zu dieser Zeit unter der Leitung seiner Priester, welche auch die Königsmacht in Schranken hielten, eine hohe Blüthe erlangt und that sich eben so wohl durch Ackerbau, Künste und Handel, wie durch mehrseitige Wissenschaft (Astronomie, Geschichte und religiöse Speculation), vor den übrigen gleichzeitigen Völkern hervor. Aegypten war eine der ältesten Kornkammern der Erde; Weberei, sowohl in Flachs als Baumwolle, war das Geschäft des gemeinen Mannes und wurde sehr kunstmäßig betrieben. So hatte das Land reiche Ausfuhr, wogegen es die Erzeugnisse der Nachbarschaft und weit entfernter Gegenden bezog, aus Aethiopien (Gold, Elfenbein, Sklaven), Arabien (Räuchwerke), Indien (Gewürze), Phönizien (dessen

Kunstwaaren), Palästina und Griechenland (Wein), aus der afrikanischen Wüste (Salz), auch stand es wohl unzweifelhaft mit den Negerländern wie mit Karthago in Handelsverkehr (durch die Karavanen der Nomadenvölker). Ueber die ägyptische Priesterweisheit und insbesondere die Religion sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt, doch ist es erst neuerlich (Champollion) gelungen, die Hieroglyphenschrift theilweise zu entziffern und dadurch ein helleres Licht über die besonders von den Griechen mitgetheilten Nachrichten zu verbreiten. Man hat dabei den Umstand benutzt, daß auf dem »Stein von Rosette« eine Inschrift mit mehreren Eigennamen in hieroglyphischer und demotischer Schrift mit einer griechischen Uebersetzung gefunden wurde. Es sind nämlich drei Schriftarten bei den Aegyptern zu unterscheiden: 1) Die eigentliche Hieroglyphenschrift, die wohl ursprünglich nur aus Abbildungen körperlicher Gegenstände hervorging, sehr früh aber auch nicht bloß sinnbildliche Zeichen aufnahm (Löwe für Kraft ꝛc.), sondern auch Lautzeichen (phonetische Hierogl.) für ein Wort, eine Sylbe oder selbst einen Buchstaben, wie wenn z. B. für — ei ein Ei gesetzt wird; die ägyptischen Buchstaben aber entstanden, wie auch die hebräischen, so, daß man als Zeichen für einen Buchstaben (abgekürzte) Bilder von solchen Gegenständen gebrauchte, deren Namen mit jenem Buchstaben anfängt, z. B. für A das Zeichen des Adlers, weil dieser im Aegyptischen Ahom heißt. 2) Die hieratische Schrift ist nur eine Abkürzung hieroglyphischer Bilder zu gelehrtem Gebrauch; wie 3) die demotische, eine noch weitere Abkürzung zum Gebrauch im täglichen Leben. Uebrigens waren selbst die Hieroglyphen kein Geheimniß der Priester; man wandte sie besonders zu öffentlichen Inschriften an, die in Stein gehauen und mit Farben versehen sind. Die beiden anderen Schriftarten gebrauchte man auf dem gewöhnlichen Schreibstoff, dem ägyptischen Papyrus, der aus den Zwiebelhäuten einer Schilfpflanze bereitet wurde. Außer vielen Inschriften hat man jetzt auch das sogen. »Todtenbuch«, das mit den einbalsamirten Verstorbenen in den Sarg gelegt wurde, zu entziffern begonnen.

Die Religion der Aegypter *) ging wie alle alten Religionen von

*) »Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Bd. I: Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen. Mannheim 1846.« — Röth's Forschungen verdienen gewiß noch mehr Beachtung, als sie bisher erfahren haben (vgl. K. A. Menzel histor. Lehrstücke. Bresl. 1851), obgleich er offenbar der Entwickelung der Hellenen nicht genug Selbständigkeit zugesteht. Seine Ansichten über diesen Punkt sind in den folgenden Sätzen zusammengefaßt:

1) »daß der größere Theil des griechischen Glaubenskreises von dem ägyptischen abstammt;«
2) »daß der ägyptische Glaubenskreis, durch die Phöniker zu den Griechen kam;«
3) »daß der griechische Glaubenskreis keine eigene religiöse Speculation hervorbringen konnte (?!), sondern daß eine fremde Speculation vom Auslande her nach Griechenland überpflanzt werden mußte.«

einer Verehrung der Natur aus, in der sie einen »guten Urgeist« wirksam glaubten. Es giebt eine viereinige Urgottheit, Amun (Ammon), d. i. der Verborgene genannt, die aus dem Urgeist (Kneph), der Urmaterie (Neith), dem unendlichen Raum (Pascht) und der ewigen Zeit (Sevek) besteht. Im Schooße derselben entwickelte sich die Welt und in dieser 8 kosmische Gottheiten: der Schöpfungsgeist Pan, der sich mit der Materie zu den Himmelskörpern verband, die Urwärme Phthah, die Himmelsfeste Pe und die Erde Anuke — später die Sonne Re, der Mond Joh (diese beide männlich), der erleuchtete Weltraum Sate, wie der dunkle Hathor. — Jetzt erst entstanden mit weiterer Ausbildung der Erde die 12 irdischen Gottheiten, unter ihnen die 4 großen, die als Kundgebungen der viereinigen Urgottheit in den Erscheinungen des Nilstroms gedacht werden: der Kneph als Okeanos, d. i. der Nilgott (der semitische Name Nil soll erst unter den Hyksos aufgekommen sein), die Neith als Okeame, Nilgöttin (auch Netpe, d. i. Schlammwasser, oder Astaroth, d. i. Wachsthum), Zeit (Seb, Kronos) und Raum (Neto, Latona) als Hüter und Hüterin der ägyptischen nach den Nilüberschwemmungen bestimmten (3) Jahrszeiten. Die übrigen 8 irdischen Gottheiten, unter denen Tat (Hermes), der Stifter der Priesterwissenschaft, den ersten Platz einnimmt, sind Vorsteher menschlicher Cultur. Es giebt aber endlich auch »sterbliche Götter, deren Seelen in den Gestirnen wohnen, während ihre Leiber in Aegypten begraben sind« (Plutarch); sie sind Kinder des Seb-Kronos und der Netpe-Cybele. Unter ihnen sind Osiris (Dionysos) und Isis (Persephone) die vornehmsten. Erst in der Zeit des Verfalls aber treten diese aus Vergötterung von Menschen hervorgegangenen menschlich gedachten Götter völlig an die Stelle der alten Naturgötter, vor Allem Osiris und Isis, die bald als Urgeist und Urmaterie, bald als Nilgott und Nilgöttin, bald als Gestirne (schwerlich aber wohl als Sonne und Mond) betrachtet wurden.

In der Gestalt, welche die ägyptische Religion zu der Zeit hatte, seitdem die Griechen sie zum Gegenstande ihrer Forschung nahmen (Pythagoras), »wurde das Weltall als ein von einer Menge Gottheiten beseeltes, durch die Urgottheit zusammengehaltenes Ganze gedacht.« Alles auf Erden steht unter dem unmittelbaren Einflusse des von Göttern bewohnten Himmels und die Beobachtung der Erscheinungen desselben ist eine Hauptaufgabe der Priester. Zu Bestimmung des Jahreslaufes haben diese den Thierkreis zusammengestellt, sie haben das Jahr zu 365 Tagen berechnet, dasselbe in 12 Monate und siebentägige Wochen eingetheilt und die Wochentage nach den Planeten in der noch jetzt bei uns gebräuchlichen Reihefolge (Erklärung s. Dio Cassius 37, 19) geweihet; sie stellen auch den einzelnen Menschen

Die letztere Behauptung (S. 346) bedarf noch einer Begründung in der bisher leider! vergeblich erwarteten Fortsetzung dieser großartig angelegten Geschichte unserer Philosophie, die »bis auf die Gegenwart« fortgeführt werden soll.

Horoskope. Die Menschen werden nach der ägyptischen Glaubenslehre als Geister gedacht, die zur Strafe für ihre Auflehnung gegen die Götter (bei einem Kampfe, welchen Seb-Kronos mit den »Giganten« gegen die anderen »irdischen Götter«, die »Titanen«, d. i. Kämpfer, unternahm, aber verlor) in irdische Leiber gebannt wurden; der schuldige Geist nimmt seinen Weg durch den Thierkreis und die Milchstraße und erhält unter dem Einflusse der Gestirnstellung seine Eigenthümlichkeit (Seele); Beschneidung und Waschungen dienen zur Läuterung im Leben, mit dem Tode endet der Büßungsstand für die Guten, die in den Himmel zurückkehren; wer aber nach dem Spruche des Todtenrichters böse erfunden ist, beginnt die Büßung von Neuem, und zwar mittels einer Wanderung durch Thierleiber (nach Analogie des Thierkreises?), die auf's Höchste 3000 Jahr dauert. Diese Lehre von der Seelenwanderung scheint aber späteren Ursprungs und kommt erst in einem zweiten Theile des »Todtenbuchs« vor.

Der Thierdienst herrschte nur bei der großen Menge, die hier wie überall die Bedeutung der Symbole über diesen selbst vergaß. So wurde das Krokodil verehrt, das als das gefräßigste Raubthier Sinnbild für den Alles zerstörenden Zeitgott (Sevek) war. Der Gebrauch sinnbildlicher Hieroglyphen beförderte hier jene verkehrte Auffassung, besonders da man anfing, hieroglyphische Zeichen mit der Gestalt der Götter selbst zu verbinden, wie Thierköpfe, so z. B. bei dem Anubis, der als Wächter des Himmels einen Hundskopf erhielt; sogar die phonetischen Hieroglyphen wurden so gemißdeutet, z. B. der Sperber, welcher Zeichen des Geistes war, weil der Geist Bai, der Sperber Bais hieß. — Die Priesterwissenschaft blieb nicht nur der Menge unzugänglich, da sie allein in den höheren Schulen gelehrt wurde, sondern es gab auch für die Priester selbst verschiedene Grade der Einweihung. Dagegen bestanden auch Weihedienste, zu denen sich die nicht priesterlichen Classen vereinigten (sogenannte Mysterien). Endlich fehlte es in Aegypten nicht an Volksschulen, in denen (nach Plato) Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde.

Nach Jahrhunderte langer Blüthe wurde Aegypten, wohl eben wegen seines Reichthums, der Zielpunkt fremder Eroberer (seit 700 v. Chr. Geb.). Aus Aethiopien soll Sabako gekommen sein, dessen Dynastie 50 Jahre später von einem Priester Sethon verdrängt wurde. Da dieser der Kriegerkaste ihre Ländereien nahm, wurde er gestürzt, nachdem ein Angriff des Assyrers Sanherib nur durch die Pest vereitelt war. Es entstand nun in Aegypten eine Dodekarchie, vielleicht durch die Kriegerkaste; sie wurde aber bald durch einen der Zwölffürsten, Psammetich, mit Hülfe griechischer Miethtruppen verdrängt (650 v. Chr.). 650 v. C.

Mit Psammetich beginnt die letzte Periode der Selbständigkeit des ägyptischen Reiches; doch blieb dasselbe von nun an schon in fortwährendem Verkehr mit Asiaten und Griechen, namentlich über das Meer, von dem sich die Aegypter bis dahin fast ganz abgesperrt hatten.

Die so immer mehr verbundenen Völker üben nun auch auf ihre Bildung gegenseitigen Einfluß. Weil Psammetich den griechischen Söldnern Ländereien in Aegypten gab, wanderte ein großer Theil der alten Kriegerkaste nach Aethiopien (Abyssinien) aus, und die Griechen bildeten fortan den Haupttheil der ägyptischen Heere; auch findet sich von nun an eine Kaste der Dolmetscher. Zur Residenzstadt wählte Psammetich Sais in Unterägypten zu näherer Verbindung mit dem Meere, doch begünstigte er der Priester wegen auch Memphis. Seit dieser Zeit blieb der Blick der ägyptischen Herrscher auf die Eroberung der reichen Nachbarländer (Phöniziens u. s. w.) gerichtet. Schon der nächste König Necho drang bis an den Euphrat, wurde aber durch den gleichzeitig aufstrebenden Nebukadnezar zurückgewiesen. Necho begründete auch bereits eine Seemacht, sowohl auf dem mittelländischen als rothen Meer, begann einen Canal zwischen diesen beiden Meeren (den erst Darius Hystaspis vollendete), und unter ihm sollen die Phönizier Afrika umschifft haben. Nach der kurzen Regierung des Psammis eroberte Apries mit der Flotte Sidon; als er Cyrene vergeblich angriff, wurde er gestürzt, indem die Aegypter seine Miethtruppen vertrieben. Amāsis (der Freund des Polykrates, Herrschers von Samos) regierte dann friedlich und glücklich; um so mehr zog der Wohlstand Aegyptens die Augen der Perser auf sich, so daß Psammenit, als er kaum den Thron bestiegen hatte, von Cambyses gestürzt wurde. Das persische Joch wurde besonders von der Priesteraristokratie mit Unwillen ertragen und es erfolgten mehrere Aufstände. Endlich wurde Aegypten durch Alexander dauernd in den Kreis der thalassischen Völkerverbindung hineingezogen und Alexandrien wurde ein Mittelpunkt zur Verschmelzung abendländischer und morgenländischer Cultur.

3. Karthago.

888 v. C. Um 888 v. Chr. Geb. soll Dido, die Schwester des Königs Pygmalion von Tyrus, ihre Vaterstadt verlassen haben, weil jener ihr Bruder ihren Gemahl Sichäus, Priester des Hercules, ermordet hatte. Mit anderen Unzufriedenen landete sie bei der phönizischen Pflanzstadt Utika, erkaufte in deren Nähe von den Eingeborenen einen Landstrich und gründete hier das nachher so mächtige Karthago. Die neue Colonie erhielt das Pietätsverhältniß zu ihrer Mutterstadt aufrecht und ehrte den tyrischen Hercules durch jährliche Spenden; doch nahm sie eine durchaus selbständige Entwickelung.

Welch ein ganz neuer Schauplatz war aber auch an dieser Erdstelle dem phönizischen Unternehmungsgeiste eröffnet! Karthago liegt an einer vortrefflichen Bucht an der Nordostecke des Atlasplateaus, wo das afrikanische Getreideland und die wüsten Nomadenländer nahe zusammengränzen, unweit Siciliens, wo sich die enge Ost- und die weite Westkammer des mittelländischen Meeres scheiden. Ackerbau und Landhandel begünstig-

ten das Aufblühen der Stadt; bei zunehmender Macht konnte ihr die Herrschaft in der westlichen Kammer des Mittelmeers nicht entgehen, wo die vereinzelten größeren Inseln entlegene Niederlassungen begünstigten; der jugendlich aufstrebende Staat mußte hier an die Stelle des entfernten sinkenden Mutterlandes treten.

Die fruchtbare Umgegend der Stadt machte die Phönizier in Karthago zu einem Ackerbau treibenden Volke; mit regem Eifer gaben sie sich dem neuen Geschäfte hin. Schon früh wurde es Grundsatz ihrer Politik, durch Coloniestädte in der Umgegend auch die dortigen Eingeborenen auf friedlichem Wege zum Ackerbau hinüberzuführen; später erkoren die vornehmen Karthager eine Menge prächtiger Villen zu ihren Lieblingssitzen; die Kunst des Ackerbaues wurde auch wissenschaftlich in Schriften (z. B. vom König Mago) ausgebildet. Das karthagische Gebiet, das bis zum See Triton (Lowdejah) im Süden reichte, wurde eine Kornkammer für die Stadt und die benachbarten Nomaden, später selbst für entfernte Länder. Das Bedürfniß der Völker der Wüste, auch jenseit derselben, erzeugte hier bald einen weitreichenden Landhandel. Auf eine merkwürdige Weise hat die Natur in Afrika die nothwendigen Lebensmittel wie die gesuchten Luxuswaaren vertheilt. Am Südabhange des Atlas zieht sich Belad al Gerid, das Dattelland, entlang, bis dahin, wo die vom Hochlande herabrinnenden Gewässer im Sande der Wüste versiegen; die Frucht der Dattelpalme dient den Wüstenbewohnern zur Speise, der Saft des Baumes giebt ein berauschendes Getränk, das auch die ackerbauenden Stämme schätzen. Die Wüste hat große Lager von Salz, und dieses unentbehrliche Gewürz fehlt den fruchtbaren Nigerländern völlig. Diese aber haben großen Reichthum an Gold (in Staub und Körnern), und von uralter Zeit war dort unter den Negern der Menschenraub in Gebrauch, der nicht bloß den Völkern an der Nordküste von Afrika eine Unzahl von Sklaven lieferte, sondern diese schwarzen Sklaven selbst zum Luxusartikel in Griechenland und Italien machte. Karthago brachte bald einen großen Theil des afrikanischen Landhandels in seine Hände; es unterwarf sich die benachbarten Nomaden, deren Karavanen sich in der großen Oase von Fezzan (dem Lande der Garamanten) mit denen von Cyrene und von Aegypten, die über das Ammonium dorthin kamen, begegneten; über Fezzan sollen die an der großen Syrte wohnenden Nasamonen bis zu einem großen Strom jenseit der Wüste (Niger? oder Yeou?) gezogen sein. Wie weit karthagische Handelszüge den westlichen Theil der Wüste erforschten, ist unbekannt; aber weit an der Nord- und Westküste Afrika's entlang führte sie der Seehandel.

Karthago fand schon mehrere phönizische Städte an der Nordküste Afrika's vor, wie Utika, Leptis, Hippo; mit diesen trat es in Bündnisse. Bald gründete es selbst Handelscolonieen, Hafen- und Küstenstapelplätze, diese aber veranlaßten es in der Folge zu Eroberungen, bei denen die kriegerischen Nomaden in seiner Nähe als Miethtruppen

dienten. Karthago ist der erste bekannte Handelsstaat der Geschichte, »der seine Größe auf gewaltsam erworbene auswärtige Besitzungen gründete«; doch folgte die Handelsaristokratie dabei einer gemäßigten, sich selbst beschränkenden Politik. Das erste und vorzüglichste Ziel seiner Niederlassungen und Eroberungen wurde Sardinien; nach dem ältesten bekannten Handelsvertrage zwischen Rom und Karthago (509 v. Chr.) erscheint diese Insel schon völlig als Karthago's Provinz; sie war ihm als eine zweite Kornkammer wie durch Silberbergwerke wichtig. In Corsica wechselte mehrmals karthagische und etruskische Herrschaft; in Sicilien fanden die Karthager mächtige griechische Pflanzstädte, doch hatten sie dort längst Besitzungen, ehe sie auf die Eroberung der ganzen Insel dachten (erst seit 480 v. Chr.); ihre Niederlassungen beschränkten sich auf die von den Griechen weniger besetzten Westküsten. Schon vor 700 v. Chr. hatten die Karthager angefangen, sich auf den Balearen anzusiedeln, die ihnen Söldner (Schleuderer) und Maulthiere lieferten und viele Negersklaven abkauften. Hier traten sie wohl ohne Kampf an die Stelle der Phönizier, deren spanische Colonieen gleichfalls schon früh ihrer Herrschaft anheimfielen, besonders seitdem die phönizischen Mutterstädte ihre Selbständigkeit an die asiatischen Eroberer verloren; eine völlige Eroberung von Spanien versuchten sie erst (besonders des Silbers wegen), seitdem sie durch die Römer aus Sicilien und Sardinien verdrängt waren. Ihre Colonieen breiteten sich indeß noch um vieles weiter aus als ihre Provinzen. »Kein anderer Staat hat das Colonialsystem in einem solchen Umfange geübt, wie die Karthager.« Wie sie dabei zu Werke gingen, zeigt die uns erhaltene Beschreibung der Seereise Hanno's (etwa um 500 v. C.), durch welche eine Reihe von Pflanzstädten an der Westküste Afrika's gegründet wurde. Die damaligen Entdeckungen Hanno's erstreckten sich wohl bis Senegambien, die neu angelegten Colonieen jedoch nicht über das Gebiet von Fez und Marokko hinaus. Die Hauptsitze der karthagischen Niederlassungen waren die Nordküsten Afrika's westlich von ihrer Stadt bis zu den Säulen des Hercules; jenseit derselben scheinen sie aber auch Madera besetzt zu haben, sowie sich ihre Colonieen auch auf die atlantischen Küsten Europas (bis Gallien?) erstreckten. Von Italien wurden sie durch Tractate mit Etruskern und Römern zurückgewiesen, wie vom südlichen Gallien durch die Eifersucht Massilia's. — Erst nach den Zeiten des Cyrus beginnt ein zweiter Zeitraum für Karthago, das feindliche Zusammentreffen desselben auf Sicilien, zuerst mit den Griechen (seit den Perserkriegen), und, nach Ablauf dieser ihrer glänzendsten Periode (480—264 v. Chr.), ihr großartigster und letzter Kampf, mit den Römern, welchen sie endlich erliegen sollten.

Auf welche Weise und wie weit sich schon in unserer ersten Periode die Verfassung Karthago's entwickelte, läßt sich nicht gewiß bestimmen. Wie in den phönizischen Städten finden wir hier (auch noch in späterer Zeit) Könige (»Suffeten«, Richter, wahrscheinlich je zwei), die aber wie die obersten Feldherren durch das Volk aus den vornehmsten Familien ge-

wählt werden. »Die Obrigkeiten der Karthager wurden nach ihrem Vermögen, ihrem Ansehen und ihrer Volksbeliebtheit gewählt« (Aristoteles). Hinsichtlich der Volksversammlung wissen wir hier genauer als von Phönizien, daß dieselbe nicht unbedeutende Rechte hatte; sie wirkte auch bei der Gesetzgebung mit und beschloß (in einigen Fällen) über Krieg und Frieden. Die höchste Gewalt war aber wohl unzweifelhaft in den Händen des Senats unter dem Vorsitz der Könige, der eine dauernde Körperschaft aus den vornehmsten Familien gewesen zu sein scheint (und sich wohl selbst ergänzte?). Volksgerichte gab es nicht; die Gerichtsbarkeit hatten die Magistrate; besondere Gerichtshöfe (Pentarchieen) übten eine sehr willkürliche Macht, namentlich später (wie in Venedig die Zehner) gegen aufstrebende Aristokraten und Feldherren. Daß die Militärgewalt von der Civilgewalt getrennt war, hängt wohl mit dem Söldnerwesen zusammen. — Die Verfassung behauptete den Charakter einer durch Demokratie gemäßigten Aristokratie. Die Großen, die sich ursprünglich wohl durch Handel bereichert hatten, stützten ihre Macht auf ausgedehnte Ländereien und widmeten sich seitdem nicht mehr dem Handel, sondern den Staatsgeschäften wie dem Kriege. Erst in Folge der großen Eroberungskriege (seit 480) gelangte eine Anzahl von Optimatenfamilien zu vorherrschendem Einfluß und führte Parteiungen herbei (Hamilkar Barkas und Hanno d. Gr.).

Die Religion der Karthager stand in der innigsten Verbindung mit dem Staatswesen; die Priesterstellen wurden von den Vornehmsten bekleidet und die Staatsverwaltung wie die Kriegsunternehmungen wurden durch Opfer und Wahrsager geleitet. Im Verkehr mit den abendländischen Völkern wurde der phönizische Cultus mehrfach verändert (von Sicilien der Dienst der Ceres aufgenommen, das delphische Orakel beschickt); Menschenopfer wurden bei steigender Cultur zwar noch langehin, doch nur noch ausnahmsweise gebracht.

Wie weit der vom ägyptischen Priesterthum und vom Handelsgeist der Karthager geleitete Verkehr eine Einwirkung auf die übrigen Völker Afrika's geübt hat, läßt sich nicht nachweisen; doch ist Milderung der Sitten überall von einer dauernden Handelsverbindung unzertrennlich, besonders wenn diese, wie es hier der Fall war, zugleich auf Verbreitung des Ackerbaues wirkte. Es sind Spuren vorhanden, daß ägyptische und karthagische Einflüsse solcher Art bis in die Negerländer reichten.

III. Europa.

Geographische Uebersicht.

Europa ist der am Mannigfachsten gegliederte Erdtheil, durch seine Lage und Beschaffenheit nicht zum Ursitz der Menschheit und der Cultur,

aber zur Entwickelung einer vielseitigen Bildung für die fortgeschrittenen Völker bestimmt.

Ueber den Körper des Continents, der sich in die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks schließen läßt (der rechte Winkel am kaspischen Meer) erstrecken sich viele (zwölf) größere und kleinere Halbinseln nach Nord und Süd hinaus. So schneidet hier überall das Meer vielfach ein (1 Meile Küstenlänge auf 37 □Meilen des Inneren), und schon hierdurch ist der Verkehr Europa's von der Natur in einem Maße erleichtert, wie in keinem anderen Erdtheil. Im Laufe der Geschichte werden epochenweise nach einander die dreifachen Gränzen Europa's von Bedeutung: 1) die Mittelmeergränze im Süden, während des Alterthums, 2) die Landgränze im Osten, besonders seit Anfang des Mittelalters, 3) die oceanische Gränze im Westen, seit Ende des Mittelalters. — Die Verhältnisse der Bodengestalt und des Klimas üben hier fast nirgend einen so überwältigenden Einfluß, wie in Asien und Afrika; dem Europäer ist nicht bloß durch seinen Geist, sondern auch schon durch die Landesbeschaffenheit die Herrschaft über die Natur erleichtert. Fast überall ist hier das Klima der gemäßigten Zone. Der Boden bedarf der Cultur, erschwert sie aber nicht allzusehr. Wüsten giebt es nicht; die glücklich vertheilten Gewässer sind nicht zu schwer zu bändigen; die Gebirge, auch die höchsten, zeichnen sich durch Zugänglichkeit aus. In dem Körper wie in den Halbinseln ist eine höchst günstige Mischung von Gebirge und Flachland; das letztere ist nicht nur der Ausdehnung nach überwiegend ($^2/_3$ zu $^1/_3$), sondern tritt an und zwischen die Gebirge, so daß Völker der verschiedensten Beschäftigungen und der davon abhängenden Bildungsstufen mit einander in der nächsten Berührung stehen. Auf den Inseln Europa's wiederholen sich ähnliche Verhältnisse.

Eine Fortsetzung der nordasiatischen Ebenen nimmt fast den ganzen Osten des Continents ein (das Innere von Rußland und ganz Polen — sarmatische Ebene), und erstreckt sich in einer schmaleren Fortsetzung durch das nördliche Deutschland, die Niederlande und den Westen Frankreichs bis an den Fuß der Pyrenäen (germanische Ebene). An der Südgränze des Körpers von Europa lagert sich das höchste Gebirge des Erdtheils, die Alpen, als die Hypotenuse eines Gebirgsdreiecks, das in mehrfacher Verzweigung die Mitte Europa's erfüllt. Thäler, Hoch- und Tiefebenen unterbrechen hier wie in den nördlichen und südlichen Halbinseln die Gebirge. »Die himmelhohe weiße Mauer« des Alpengebirgsbogens setzte in Europa, wie in Afrika die Wüste, der Verbreitung der Mittelmeer-Cultur bis in die letzten Zeiten des Alterthums die Gränze; jenseit derselben wohnen die »hyperboreischen« Völker. Für die früheren Perioden kommen fast nur die drei größeren Halbinseln im Süden (Griechenland, Italien, Spanien) in Betracht. Zu selbständiger Cultur erheben sich am Früheſten die Griechen, und in Italien die Etrusker wie die Römer.

1. Griechenland.

Hinsichtlich der culturfördernden Einflüsse zeigt Griechenland ein Abbild Europa's im Kleinen; dieselbe vielfache Gliederung, ein noch günstigeres Verhältniß der Küstenausdehnung zum Flächeninhalt, ein ähnliches Gemisch von Hoch- und Tiefland, von Berg und Thal. Und dabei lagert sich die Hämus-Halbinsel, welche in Griechenland ausläuft, in die Ostkammer des Mittelmeers, die wie kein anderes Meer der Erde den Verkehr begünstigt. Hier treten die Küsten von Europa, Asien und Afrika in die nächste Berührung, ja vor diese drei Festländer lagert sich eine Menge von Inseln, welche die Brücken zwischen denselben bilden. Hier war schon in der Kindheit des Völkerverkehrs eine ununterbrochene Verbindung zwischen mannigfaltigen Menschenstämmen erleichtert; im Osten von Griechenland führt der Archipelagus nach Kleinasien hinüber, nordöstlich von diesem öffnet sich das schwarze Meer, im Südost ist die syrische Küste nicht fern; im Süden vermittelt Kreta die Verbindung mit Kleinasien wie mit Afrika; auch nach Westen lockt die Nachbarschaft der italischen Küsten, bis wo mit Sicilien das weitere westliche Becken des Mittelmeers beginnt. Die hier bezeichneten Länder sind es auch, auf welche sich später die griechischen Colonieen erstreckten. — Die räumlichen Verhältnisse von Griechenland selbst wiesen die Bewohner desselben gleichfalls schon früh auf den Seeverkehr hinaus, während die Landverbindung überall erschwert ist, — »Seeleben ist der Beruf der Hellenen« (Niebuhr). Nirgend ist ein bedeutendes vereinigendes Binnenland, vielmehr in allen Theilen schon auf kurze Strecken Scheidung der Bewohner von einander durch Bergwände oder Hochflächen, so daß sie sich meistens am Leichtesten auf dem Meere begegnen, das in vielfacher Berührung auch mit dem Inneren steht. Bei aller Trennung hat so die Verknüpfung der Landestheile durch das Meer eine hellenische Nationalität entstehen lassen; dagegen war die Begründung politischer Einheit sehr erschwert. Die glückliche Geistesanlage der Bewohner kann zwar nicht vollständig erklärt werden, doch begreift man, wie sehr neben der Regsamkeit, die durch die Nachbarschaft des Wassers geweckt wird, der klare Himmel, das milde Klima, die Erleichterung des Lebensunterhalts ꝛc. die Entwickelung begünstigte.

Ueber den Bau der gesammten südöstlichen Halbinsel Europa's hier nur Folgendes: Eine Fortsetzung der Alpen zieht im Süden der Donau bis gegen das schwarze Meer (Hämus oder Balkan); ein Seitenzweig dieses Gebirgs, der Argentero, läuft weit nach Süden hinaus. Westlich von demselben liegt zunächst Nord-Epirus, östlich Macedonien, beides Bergländer in dem nördlichen breiteren Theile der Hämushalbinsel, welchem im Osten von Macedonien noch Thracien angehört. Auch in den südwestlichen, schmaler werdenden Theil der Halbinsel setzt sich das Argenterogebirge fort; hier nimmt es den Namen Pindus an; auf dessen Westseite lagert sich das südliche Epirus, wie auf die Ostseite Thessalien, ein Bergkessel, dessen Gewäs-

ser nordöstlich am Südfuße des Olympos (des Sitzes der hellenischen Götter) durch den Penëus (im Thal Tempe) abfließen, das sich aber auch an seiner Südostecke durch den Paß von Thermopylä öffnet. Durch diesen gelangen wir nach Mittelgriechenland, dem eigentlichen Hellas (Livadien); hier ist keine zusammenhängende Gebirgskette, doch überall einzelne Bergzüge, die kleine Flußthäler und Ebenen zwischen sich lassen. In der Mitte dieses Landstrichs liegt Phocis, mit Delphi am Fuß des Parnaß, östlicher Böotien mit der Hauptstadt Theben, südöstlich von diesem die Halbinsel Attika, wo meistens Felsboden ist, die Hauptstadt Athen aber in einer fruchtbaren Ebene neben drei trefflichen Buchten entstand. — Durch die Landenge von Korinth, die nur von einem niedrigen Rücken gebildet wird, geht Mittelgriechenland in die äußerste südliche Halbinsel, den Peloponnes oder Morea (von der Gestalt eines Maulbeer- oder Platanenblattes) über. Hier ist ein Hochland im Inneren, das Hirtenland Arkadien, das sich nach allen Seiten hin in niedere Küstenlandschaften absenkt, nördlich Achaja (durch den Korinthischen Meerbusen von Livadien getrennt), nordöstlich die Halbinsel Argolis, im SSO. Lakonien (Sparta), in 2 Landspitzen auslaufend, im SW. Messenien, bis zur Südwestspitze, westlich Elis, wo Olympia durch seine Spiele berühmt ist.

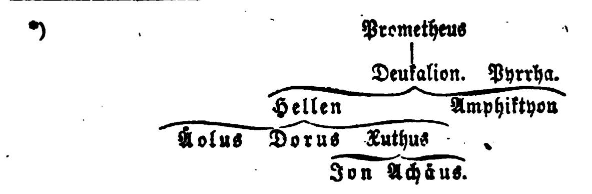
Nach den geographischen Verhältnissen wie nach geschichtlichen Spuren hat die Hämushalbinsel ihre Bewohner von verschiedenen Seiten, von Norden über das Land, von Osten über das Meer empfangen. Zweierlei Stämme zeigen sich in der ältesten Zeit im Norden, die Illyrier im Nordwesten, die Thraker im Nordosten; jenen gehören der Sprache nach in der Gegenwart nur noch die Arnauten an, von den letzteren ist nur ein Zweig in dem Mischlingsvolke der Wlachen erhalten. Im hohen Alterthume hatten sich die Thraker bis nach Thessalien und Böotien verbreitet, von diesen (pierischen Thrakern) soll die Dichtkunst und der Cultus der Musen zu den Griechen gekommen sein (Orpheus). In den südlicheren Gegenden, besonders Arkadien, aber auch im Nordwesten bis Epirus (Dodona), werden die **Pelasger** als Urbewohner genannt, von ungewissem Sprachstamm, doch erinnert die Cultur derselben, die bis um 1500 v. Chr. in Griechenland vorherrschte, besonders durch den überwiegenden Einfluß der Priester, an die Eigenthümlichkeiten des Orient. Allmählich verschwand dann das pelasgische Wesen völlig vor den **Hellenen**, die (nach Aristoteles) zuerst unter dem Namen Heller oder Gräken (Griechen) in Nordwesten bei Dodona vorkommen und (nach Herodot) durch Vermischung mit mehreren (barbarischen) Stämmen zu dem mächtigsten Volke in Griechenland wurden, das endlich alle anderen verdrängte oder in sich aufnahm. **Die Hellenen sind also ein Mischlingsvolk.** Als ihre Stammväter wurden im Mythus Deukalion (nach einer allgemeinen Fluth) und dessen Sohn Hellen genannt; auch die Stämme, in die sie getheilt waren, werden auf mythische

Stammväter, die Söhne und Enkel Hellens, zurückgeführt, Dorer, Jonier, Aeoler und Achäer *). — Daß ferner die eigenthümliche Cultur der Hellenen Anregung aus dem Orient empfing, ist jetzt fast allgemein zugestanden (selbst von K. O. Müller), und Alles weiset nach den neueren Forschungen (Thirlwall, Röth u. s. w.) auf einen mittelbaren Einfluß Aegyptens durch phönizische Einwanderer hin (wenn es auch dahingestellt bleiben mag, ob die Pelasger mit den aus Aegypten verdrängten Hyksos, Philistern zc. (vgl. S. 46) identisch sind). Aus dem rauhen Nordwesten empfing Griechenland das europäische Element der Freiheit und selbständiger Kraftentwickelung, aus dem Orient kam mit der Religion ein Element der Ordnung hinzu.

Die **Pelasger** gehören einer Zeit an, wo in Griechenland zuerst ein Kampf der Menschen gegen die Natur unternommen wurde, doch kamen ihnen dabei Künste, welche aus dem Orient herzugebracht waren, zu Hülfe; die Telchinen und Kabiren (phönizischer Abkunft) sollen die ersten Schmiedearbeiten gelehrt haben; dasselbe wird von den idäischen (phrygischen) Daktylen erzählt. Zur Zeit des pelasgischen Königs Ogyges (2200 v. Chr.) sollen Böotien und Attika durch eine große Wasserfluth verheert sein; später war das innere Böotien, die Fläche am Kopaissee, ein durch Ackerbau und Verkehr blühendes Land, wo die Minyer den Ueberschwemmungen durch unterirdische Abzugscanäle Gränzen gesetzt hatten und ihre reiche Hauptstadt Orchomenos mit großen Bauwerken schmückten. Aehnliche Gebäude, die man cyklopische nennt, aus unregelmäßigen großen Felsstücken ohne Mörtel zusammengesetzt, finden sich noch in Athen, zu Mycenä (die Schatzkammer des Atreus mit zwei steinernen Löwen, den ältesten Bildwerken in Griechenland) u. s. w. Die Pelasger verehrten nur »namenlose Götter« (Herodot), d. h. wohl: die Naturgegenstände selbst oder dunkel geahnete Mächte in denselben. Ihr Orakel zu Dodona, wo die Priester aus verwirrten Tönen, Geräusch der Blätter einer Eiche oder der in dieser aufgehängten Becken, weissagten, soll von dem ägyptischen Theben (unmittelbar oder durch Phönizier) gestiftet sein.

In die Zeiten, wo das pelasgische Wesen allmählich vor den Hellenen zurücktritt, werden **Einwanderungen von Fremdlingen** aus dem Orient gesetzt, die zwar im Einzelnen nicht historisch beglaubigt werden können, aber unläugbar auf den Einfluß Aegyptens und Asiens in

*)



Griechenland hinweisen. Cecrops aus Aegypten, auf den der Name der Burg von Athen, Cecropia, bezogen wird, soll in Attika neue Religionsgebräuche, Ehe und Ackerbau eingeführt haben; der Aegypter Danaos wird als Stifter einer Niederlassung in Argolis genannt, wobei schon das Alterthum ungewiß ließ, ob derselbe aus Phönizien oder Aegypten gekommen sei. Die Gründung Thebens wird dem Kadmos zugeschrieben, von dem die Einführung der (offenbar orientalischen) Buchstabenschrift in Griechenland hergeleitet wird. Eine Einwanderung des Pelops aus Klein-Asien (Phrygien) in den angeblich von ihm benannten Peloponnes, steht der geschichtlichen Zeit schon nahe, und die Nachrichten von ihm deuten unzweifelhaft »auf eine Verwandtschaft der Völker auf beiden Seiten des ägäischen Meeres« (Niebuhr).

Wir wissen nicht, in welchem Grade und in welcher Weise diese Einwanderer aus dem Orient auf die Cultur der Hellenen, die ursprünglich als ein Hirten- und Jägervolk dargestellt werden, eingewirkt haben; doch ist es von entscheidender Bedeutung, daß dieselben nirgend als Begründer einer Erobererherrschaft oder einer Priesterkaste bezeichnet werden. Die freie Entwickelung der Griechen wurde durch die fremden Cultur-Elemente nicht beeinträchtigt.

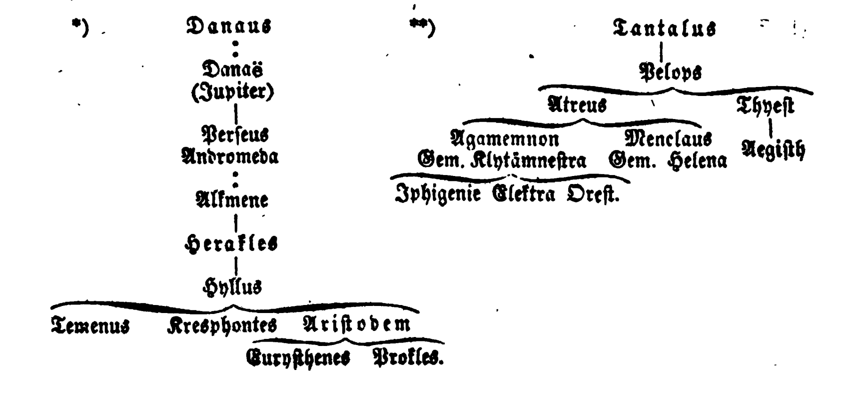
Hinsichtlich der Religion ist es zwar unzweifelhaft, daß dieselbe erst unter orientalischem Einfluß eine bestimmtere Gestalt erhielt, doch hat auch diese den Hellenen, vor Allem dem dichterischen Geiste derselben, ihre Eigenthümlichkeit zu danken. Nach Herodot stammen die Namen der griechischen Götter fast sämmtlich aus Aegypten, die späterhin gewöhnlichen Vorstellungen von denselben aber sind erst durch Homer und Hesiodus ausgebildet. Und wenn auch die ägyptischen Gottheiten in der griechischen Mythologie wieder zu erkennen sind (Röth), so hat doch in dieser die Vorstellung von menschenähnlichen Göttern immer mehr das Uebergewicht erlangt. Es beruhet auf dem lebendigen poetischen Gefühl, durch welches sich die Hellenen von Natur auszeichnen, daß bei ihnen Alles beseelt gedacht wurde, und auf ihrem Sinn für klare Anschaulichkeit und für wahre Schönheit, daß sie ihre Götter in veredelter Menschengestalt mit verschiedenem geistigen Ausdruck, ohne Verunstaltung derselben durch unschöne Symbole (wie im Orient), darstellten. So verehrten sie, statt der Naturgegenstände selbst, menschenähnliche Götter, welche sie sich als deren Vorsteher dachten. Aber auch dabei blieben sie im Verlaufe ihrer Entwickelung nicht stehen; je mehr sie sich im frohen Selbstgefühle der Herrschaft der Menschenkräfte über die Natur bewußt wurden, desto mehr wurden die Götter als Vorsteher menschlicher Culturzweige, ein jeder in dem ihm eigenthümlichen Gebiete, betrachtet. Die klarsten Beispiele solcher Umbildung der religiösen Vorstellungen geben: Demeter (d. i. Erde Mutter, De = Ge), unter der man sich Anfangs die nährende Erde selbst dachte, später die Erfinderin und Verbreiterin des

Ackerbaues; Hephästos, der ursprünglich nur Vorsteher des Feuers war, dann aber Gott aller der Künste, welche mit Hülfe des Feuers getrieben werden; Zeus ist anfänglich der Himmel, Helios (Apollo) die Sonne u. s. w. Der Mythus von den Giganten, welche den Himmel stürmten, deutet wohl auf rohe Naturgewalten hin, die der Cultur hindernd entgegentraten; daß das alte Göttergeschlecht der Titanen (Uranus, Gäa u. s. w.) von den Nachkommen des Kronos (des Gottes der Zeit, der selbst den Titanen angehört) gestürzt wurde, soll wohl die Verdrängung des Naturdienstes durch die Culturgötter, »die seligen Geber des Guten«, wie Hesiod die olympischen Götter nennt, andeuten. — Die Mythen, in welche die Religion wie die früheste Geschichte der Griechen gehüllt ist, sind phantasievolle Erzählungen, die größtentheils aus dem Bestreben hervorgingen, den unbekannten Ursprung von Naturgegenständen oder geschichtlichen Erscheinungen zu erklären, doch ist in vielen derselben ein historisches Element nicht zu verkennen. Sie erwuchsen aus einem Zusammenfluß von Dichtungen der verschiedenen Stämme, und bilden um so weniger ein zusammenhängendes System, da sie von keinem herrschenden Priesterthum überwacht wurden; doch spricht sich in allen derselbe Volksgeist aus. Nicht dumpfe Hingebung an die Naturmächte, sondern Entfaltung selbstthätiger Menschenkraft innerhalb der Schranken, welche dem Menschen durch seine Natur vorgezeichnet sind, war die Religion der Griechen. Die Inschrift des delphischen Nationalheiligthums war: »Erkenne Dich selbst!« — aus der klaren Selbsterkenntniß aber soll auch das rechte Maß im Handeln hervorgehen. »Klarheit und Maß« ist der Charakter des griechischen Geistes. Wo das rechte Maß verletzt wird, sei es durch zügellose Leidenschaft (Ate) oder durch Selbstüberhebung (Hybris), da folgt unvermeidliches Verderben. Freude am Erdenleben und insonderheit am Menschenverkehr, ist die Hauptquelle der griechischen Tugenden und Fehler. Scheu vor den Göttern soll sie auch hier das rechte Maß halten lehren, damit nicht Gewissensqual, Unglück und Untergang als Strafe folge. Von einem jenseitigen Leben herrschen nur dunkle Vorstellungen (Hades, Schattenwelt — Elysium für ausgezeichnete Menschen).

Das Staatsleben der Hellenen soll zuerst in Kreta seine eigenthümlichen Grundzüge angenommen haben, doch ist auch dabei asiatischer Einfluß immer mehr anerkannt. Kreta empfing seine Bewohner von den drei Erdtheilen, zwischen die es sich lagert (aus Aegypten vielleicht nur phönizische Hyksos, Phrygier aus Asien). So lernten hier hellenische Einwanderer (Dorer) die freien gesellschaftlichen Einrichtungen des Occidents nach dem Vorbilde orientalischer Staatsordnungen regeln. Daß Minos der Seeräuberei im Archipelagus ein Ende machte, war ihm wohl nur durch eine phönizische Seemacht möglich; die Sitten, die er zum Gesetz erhob, waren sicher die der damaligen Hellenen mit den Veränderungen, die aus dem Bedürfniß einer geordneten Herrschaft und einem engeren Zusam-

menschließen einer Erobererschaar in der Fremde (z. B. die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, »Syssitien«) hervorgingen.

Unter den übrigen Hellenen dauerte noch Jahrhunderte lang das **heroische Zeitalter**, eine Zeit des Ueberganges vom Jäger-, Räuber- und Fehdeleben zum Ackerbau und zu festen Wohnsitzen, von der übrigens meist nur mythische Nachrichten erhalten sind. Zuerst hören wir von einzelnen Helden, welche wilde Thiere (Ungeheuer) und Räuber bekämpfen, unter dem Schutze von Burgen Städte und ein geordnetes Staatsleben begründen, oft aber noch selbst einer wilden Leidenschaftlichkeit erliegen. Es ist auffallend, daß die hervorragendsten Heroen dieser Zeit, die von den Dichtern aller folgenden Zeiten gefeiert werden, von den fremden Einwanderern abstammen; so von Danaus*): Perseus und der eigentliche Nationalheros Herakles, der sich durch Heldenkraft zu den Göttern emporringt, durch Leidenschaft in's Verderben geräth, sich aber durch freiwillige Aufopferung läutert — eine ächt tragische Sage! — Von Cecrops stammt: Aegeus und sein Sohn Theseus, der Athen von einem Tribut an Kreta (Opfer für den Minotaur) befreit und zum Mittelpunkte des attischen Gemeinwesens erhebt; — von Kadmus: das durch tragische Geschicke ausgezeichnete Haus des Laius (Oedipus); — von Pelops das von dem Fluche des Verbrechens verfolgte tantalische Geschlecht, das gleichwohl mehreren Ländern des Peloponnes bis zu Ende der Heroenzeit ihre Herrscher gab (die Atriden: Agamemnon in Mycenä, Menelaos in Sparta**). — Die beiden letzteren Geschlechter reichen in die spätere, mehr geschichtliche Heroenzeit hinüber, in welcher wir schon geregelte monarchisch-aristokratische Staatseinrichtungen, auf großen Grundbesitz gegründet, finden, bei denen jedoch die bewaffnete Volksversammlung (in bedeutenderen Angelegenheiten) einen entscheidenden Einfluß bewahrt hat; wie andererseits das Ringen nach besseren Zuständen den Abenteuergeist in einer neuen Gestalt erscheinen läßt. Denn jetzt beginnen gemeinsame Unternehmungen mehrerer Heroen, erst der »Krieg



der Sieben gegen Theben« (über welches die Söhne des Oedipus Eteokles und Polynices mit einander kämpften, nach deren Tode ihre Schwester Antigone durch den Oheim Kreon den Tod litt), wie der »Epigonen« (Nachkommen der Sieben), welche Theben zerstörten; dann Seefahrten, wie der Argonautenzug, der von Iolkos in Böotien nach Kolchis an den östlichen Gestaden des schwarzen Meeres (Jason — Medea), unternommen sein soll, und endlich der trojanische Krieg, das erste nationale Unternehmen (unter den Atriden), bei dem sich der Hang zu Abenteuern auf seinem Gipfel zeigt, nach welchem aber auch das Heroenzeitalter bald endet. Ein Nachhall dieser Zeit sind die Homerischen Heldengedichte, Ilias und Odyssee, deren volksthümliche Geltung das sicherste Zeugniß ist, daß sie ein nationales Ereigniß und nationale Zustände darstellen.

Mit dem trojanischen Kriege (1184) hört die unruhige Bewegung der griechischen Völkerschaften, welche die frühere Zeit zeigte, keineswegs auf, doch trat in Folge des Aufschwunges, den der Verkehr (mit Asien) von nun an nimmt, 1) eine **Begründung dauernder Niederlassungen** an den verschiedenen Küsten des Mittelmeeres und 2) eine **festere Gestaltung der Staaten in Griechenland** ein. Wie es von nun an die Griechen nach den glücklichen Gestaden Kleinasiens zog, wo Troja ihnen nicht mehr im Wege stand, so drängten sich die roheren Gebirgsstämme aus dem Nordwesten der Hämushalbinsel in die südöstlicheren Küstenländer vor, die dem Verkehr und der Bildung günstiger waren. Auf diese Weise erklärt sich wohl am Einfachsten, daß bald nach dem trojanischen Kriege die Thessaler aus Epirus das nun nach ihnen benannte Thessalien einnahmen, daß ein äolischer Volkszweig, der aus Thessalien weichen mußte, Böotien besetzte, und daß die Dorer vom Nordfuße des Parnassos erobernd in den Peloponnes einrückten (1100). Die Dorer wurden von den Herakliden angeführt, die zur Rache wegen der Vertreibung ihres Ahnherrn aus dem Peloponnes gegen diese Halbinsel heranzogen; sie verdrängten die Pelopiden und die von diesen beherrschten Achäer, dehnten aber ihre Eroberungen noch weiter aus. Temenos erhielt Argos, zwei Söhne des Aristodem, Eurysthenes und Prokles, wurden die Stammväter der (je 2) spartanischen Könige, Kresphontes gewann Messenien; dem Oxylus, der sich mit Aetolern dem Zuge angeschlossen hatte, wurde Elis zu Theil. Im Peloponnes blieb nur das Hochland Arkadien den alten Bewohnern; die Nordküste der Halbinsel erhielt von den aus Süden dorthin geflohenen Achäern den Namen Achaja; die Jonier, welche dieses Küstenland bisher bewohnten, wandten sich zu ihren Stammgenossen nach Attika, doch sollen die meisten derselben weiter nach Kleinasien gewandert sein, wo sie die ionischen Colonieen — 12 Städte, unter diesen besonders Milet, Ephesus, Samos und

1184 v. C.

1100 v. C.

Chios (auf den gleichnamigen Inseln), Phocäa ꝛc. begründeten. Diese liegen an der Mitte der Westküste; nördlicher waren schon zuvor die äolischen Pflanzstädte (zwölf), wie Kyme, Smyrna und (auf Lesbos) Mitylene entstanden, wie südlich erst später vom Peloponnes aus die dorischen (sechs), z. B. Halikarnassos und Rhodus (auf der Insel Rhodus). Immer weiter verbreiteten sich zwischen 1000 und 500 v. Chr. die griechischen Colonieen an den Küsten der Ostkammer des Mittelmeeres (bis rings um das schwarze Meer); an der Griechenland gegenüber gelegenen Küste Afrika's entstand Cyrene (um 650 v. Chr.); auf den Küsten des südlichen Italiens sollen Griechen schon bald nach dem trojanischen Kriege einzelne Niederlassungen begründet haben, doch gehört die allgemeine Colonisation dieser Gegenden, von der sie den Namen Groß-Griechenland erhielten, erst den späteren Zeiten (etwa seit 700) an, weßhalb hier auch die Stämme (Dorer, Achäer, Jonier, Aeoler) vielfach gemischt erscheinen. In Unteritalien blüheten Tarent, Rhegium, Neapolis, Kroton, Sybaris u. s. w., in Sicilien waren Syrakus SO. (735) und Agrigent SW. (582) mächtig. In der Westkammer des Mittelmeeres lagen nur vereinzelte Colonieen, in Gallien Massilia (von Phocäern gegründet, die der Herrschaft der Perser auswichen — nach 550), in Spanien Sagunt.

Die Colonieen, vor allen die sehr günstig gelegenen ionischen, blüheten rasch durch Handel auf; dieß beförderte dort die Entstehung **republikanischer Freiheit** und bald ward nun auch im Mutterlande das Königthum in den meisten Staaten abgeschafft. Dieses geschah zwischen 900 und 700, in einer Zeit, wo kein bedeutender Krieg geführt wurde, der das Bedürfniß der Feldherrnschaft fühlbar gemacht hätte, und vor Allem in den Staaten, wo sich in Folge der Verbindung mit Asien ein größerer friedlicher Verkehr entwickelte, wie in Korinth (777) und schon früher in Athen (um 1100), seitdem Codrus bei dem Einfall der Dorer sich aufgeopfert hatte.

Die Verfassungen, ihrem Wesen nach sämmtlich städtische Verfassungen, gestalteten sich nun im Ganzen stufenmäßig in der Weise um, daß aus der aristokratischen Monarchie der Heroenzeit die Aristokratie hervorging, indem der grundbesitzende Adel noch lange Zeit allein die Bildung und die äußeren Mittel hatte, um sich den Staatsgeschäften (unentgeltlich) zu unterziehen. Je mehr jedoch durch den Handel die persönlichen Fähigkeiten des Einzelnen zur Geltung kamen und zugleich die Bedeutung des beweglichen Vermögens wuchs, desto mehr bildete sich eine Demokratie aus, — die aber in Griechenland immer nur auf einen bevorzugten Theil der Staatsangehörigen beschränkt blieb, da die große Menge (als Sklaven) niemals zu bürgerlichen Rechten gelangte. Aus der Demokratie ging übrigens oftmals auch die Herrschaft eines Einzelnen hervor (Tyrannen), besonders in der Zeit des Kampfes

gegen die Aristokratie (700—600), oder wo die zunehmende Wohlhabenheit und Weichlichkeit in den Städten den großen Haufen zur Dienstbarkeit willig machte. Der hervorragendste Gegensatz in der Verfassung bildete sich zwischen Athen und Sparta aus (s. u.). Jenes war allein von den freien Eingebornen (Joniern) bewohnt, die durch die Lage wie den felsigen Boden des Landes auf den Verkehr hingewiesen waren und die Verfassung deßhalb im Laufe der Zeit immer demokratischer gestalteten; in Sparta hatten die dorischen Eroberer die unterworfenen Achäer mit Waffengewalt in der Unterwerfung zu erhalten; sie bildeten geschlossene Geschlechter, welche ihre ursprüngliche Aristokratie um so reiner bewahrten, je weniger der fruchtbare Ackerboden des Eurotasthals einen bedeutenden Verkehr mit dem Auslande zum Bedürfniß machte. Die Athener repräsentirten den ionischen, die Spartaner den dorischen Stamm, letztere (ein Bergvolk) die unveränderte alte Sitte, erstere (ein Küstenvolk) die Beweglichkeit und den Fortschritt. Bei den übrigen Bewohnern Griechenlands traten die Stammeseigenthümlichkeiten, die überall das Erzeugniß der Verhältnisse sind, weniger entschieden hervor.

Bei dem Zuge gegen Troja waren zuerst alle griechischen Völkerschaften mit einander in Verbindung getreten; seit jenem Ereigniß aber wurde der Verkehr unter denselben immer bedeutender, und damit wurde das Bewußtsein ihrer **Nationaleinheit**, die thatsächlich auf gleicher Sprache, Religion und Sitte beruhte, und mit der Zeit durch gemeinsame höhere Geistesbildung gefördert ward, immer lebendiger, ohne daß eine allgemeine politische Einigung zu Stande kam. Die Religion insonderheit war es, welche auch äußerliche Förderungsmittel der Nationaleinheit in das Leben rief; zu diesen gehörten theils das delphische Orakel, das schon früh der Mittelpunkt eines kleineren Staatenbundes (Amphiktyonie) war und dessen Ansehen durch die dorische Wanderung allgemeiner verbreitet wurde, theils die Festspiele, die etwa seit Lykurg zu nationalem Ansehen gelangten. Auch die Verbreitung der Homerischen Gedichte, die zuerst Lykurg nach Europa verpflanzt haben soll, wurde ein mächtiger Hebel für das hellenische Nationalgefühl. Sparta bildete sich allmählich durch überwiegende Macht zu einem politischen Mittelpunkt für Griechenland heran (Hegemonie).

Amphiktyonieen waren wohl ursprünglich Vertheidigungsbündnisse mehrerer benachbarten Völker; am Berühmtesten unter denselben wurde der Amphiktyonenbund von 12 Völkerschaften an der Nordgränze von Hellas (bei Thermopylä). Beschützung des Apollotempels zu Delphi war ein Hauptband dieser Vereinigung. Das delphische Orakel war auf Veranlassung eines Erdloches entstanden, aus welchem betäubende Dünste emporstiegen; die Priesterin Pythia, welche auf einem Dreifuß über jener Oeffnung saß, stieß in der Betäubung Töne aus, die von den Aufsehern des Orakels, den angesehensten Delphiern, aufgefaßt und zu

zweideutigen Orakelsprüchen gestaltet wurden. In der Zeit des aufstrebenden Nationalgefühls (1100—500) förderte das Orakel die nationalen Zwecke durch Verbindung mit den Häuptern der Staaten, die dasselbe um Rath fragten, obgleich auch damals schon Mißbrauch durch Bestechung u. s. w. vorkommt. Für Private war das Orakel kaum zugänglich.

Unter den Spielen erlangten eine nationale Bedeutung besonders die olympischen zu Olympia in Elis, durch die der König Iphitus in Verbindung mit Lykurg diesem Lande einen beständigen Gottesfrieden sicherte, die pythischen bei Delphi, die nemeischen bei Nemea in Argolis und die isthmischen auf der Landenge von Korinth. Wettkämpfe im Laufen, Fahren und Reiten wie im Ringen wurden mit Preisen geehrt, außerdem aber machten hier Künstler, Dichter und Schriftsteller ihre Werke bekannt und die Griechen aller Stämme erhoben sich bei diesen wahren Volksfesten zum freudigen Bewußtsein griechischer Bildung. Die Preise waren nur Ehrenzeichen, die aber zugleich religiöse Bedeutung hatten, zu Olympia, wo Jupiter verehrt wurde, ein Kranz von Oelzweigen, zu Nemea, demselben Gott zu Ehren, ein Kranz von Eppich (Sellerie?); bei den pythischen Spielen zu Ehren des Apollo, ein Lorbeerkranz; bei den isthmischen zu Ehren Poseidons ein Fichtenkranz.

Sparta.

Die eigenthümliche Entwickelung Sparta's beruhet theils auf der Natur des Landes, theils auf den Verhältnissen, welche hier durch die fremden Eroberer begründet wurden.

Sparta ist ein von wenig durchbrochenen Gebirgen eingeschlossenes Halbinselland, 100 □Meilen groß, das sich südlich zwischen zwei Landzungen gegen das Meer öffnet. Auf der Westseite ist die steile Bergwand des Taygetus, der, ehe er in die tänarische Landzunge eintritt, von einem Passe, der nach Messenien führt, durchbrochen ist; — östlich ist an der Küste der Bergzug des Parnon. Zwischen diesen Gebirgen, die mehrere anbaufähige Thäler einschließen, zieht das Thal des Eurotas von Norden nach Süden, im oberen Theile eng bis unterhalb der Schlucht, in welcher die Hauptstadt Sparta liegt; südlich von dieser erweitert es sich muldenförmig zu einer fruchtbaren Ebene, die sich aber gegen das Meer zu von Neuem verengt; an guten Häfen fehlt es gänzlich. So ist Sparta nach allen Seiten hin ein für Feinde und selbst für den friedlichen Verkehr schwer zugängliches Land, mit einer für die Bewohner hinreichenden Bodenproduction.

Wie es bei der Eroberung dieses Landes durch das kriegerische Gebirgsvolk der Dorer zuging, ist wenig bekannt, doch scheint dieselbe nicht auf einmal vollendet, vielmehr die Unterwerfung einiger Gegenden (der Gebirgsdistricte) selbst bis zur Zeit des Lykurgus noch nicht zu Stande

gebracht zu sein. Hieraus läßt sich auch das Verhältniß der verschiedenen Einwohnerclassen zu einander am Besten erklären. Diese sind: 1) Heloten, diejenigen alten Landeseinwohner, die in Folge ihres hartnäckigen Widerstandes zu Sklaven gemacht waren, übrigens nicht so sehr gedrückt als gehaßt und verachtet waren; sie gaben von den Grundstücken, auf denen sie (an die Scholle gebunden) saßen, einen »festen und gemäßigten Zins«, waren indessen theils öffentliche, theils Privatsklaven und durften nur in einer eigenthümlichen Sklaventracht einhergehen; die sogen. Krypteia war ein herkömmlicher (jährlicher?) Feldzug gegen sie (wo sie sich widerspänstig zeigten?), welcher der Jugend der Eroberer zur Kriegsübung diente. In einem viel günstigeren Verhältniß standen 2) die Lakonier: d. i. die Bevölkerung in den (100) Städten der Landschaft; diese sollen zwar theils Fremdlinge gewesen sein, die sich den Dorern bei der Eroberung angeschlossen hatten, zu großem Theile waren es jedoch wohl alte Landeseinwohner, die sich früh genug den Eroberern unterwarfen. Sie standen in dem Verhältniß von Unterthanen, hatten keine politische Berechtigungen, waren aber keineswegs gedrückt; sie hatten Grundeigenthum, welches dem Staate zinspflichtig war, trieben Gewerbe und Künste. 3) Die dorischen Eroberer, die eigentlichen Spartiaten, hatten ihren Wohnsitz in der Hauptstadt, die in der That ein »offenes Heerlager« blieb, um so mehr, da sie nur einen geringen Theil der Gesammtbevölkerung ausmachten und das Land nur mit den Waffen in der Unterwürfigkeit erhalten werden konnte. Sie waren die herrschenden Stadtbürger, besaßen die besten Ländereien, die in der Nähe der Hauptstadt lagen, ließen diese aber durch Sklaven (Heloten) bebauen, während sie sich selbst nur dem Kriege und den Staatsgeschäften widmeten.

Diese Verhältnisse bestanden sicher von den ersten Zeiten der dorischen Eroberung an, waren jedoch nur durch die Umstände herbeigeführt, ohne durch eine gesetzliche Ordnung geregelt zu sein. Daraus mußten nothwendig mancherlei Wirren hervorgehen und diese scheinen Veranlassung zu der Gesetzgebung des Lykurgus geworden zu sein, 888 v. Chr. Es wird erzählt, daß der Vater des Lykurg, ein spartanischer König, Eunomos, auf öffentlichem Markte ermordet sei; dessen ältester Sohn Polydektes soll alsbald mit Hinterlassung einer schwangeren Gemahlin gestorben sein und diese dem Lykurg den Antrag gemacht haben, ihn zu heirathen und das Kind zu tödten. Lykurg ließ sie indeß bewachen und begrüßte das neugeborene Kind unter dem Namen Charilaos als König. Dann entfernte er sich freiwillig von Sparta und besuchte viele fremde Länder, namentlich Kreta, um sich über die Gesetze des Minos zu unterrichten. Bei seiner Rückkehr fand er in Sparta die heilloseste Zerrüttung; ein großer Theil des Volkes kam ihm jedoch mit Vertrauen entgegen und ein Ausspruch des delphischen Orakels, Lykurg gleiche mehr einem Gotte, als einem Menschen, heiligte sein Ansehen. So unternahm er es, auf seine

888 v. C.

bewaffneten Anhänger gestützt, den spartanischen Staat durch eine Gesetzgebung zu ordnen. Hauptzweck derselben war, die Oberherrschaft der Eroberer über das Land zu sichern. Um dieß zu erreichen, wurden theils die Eigenthumsverhältnisse und die Verfassung auf der bei der dorischen Eroberung eingeführten Grundlage gesetzlich geordnet, theils eine tüchtige Volkserziehung eingeführt, durch welche die Sitten des Heldenzeitalters, die sich unter den dorischen Eroberern Sparta's am Reinsten erhalten hatten, befestigt und geläutert werden sollten.

Ein Hauptübel des Staates scheint in Willkür und Gewaltthaten Einzelner unter den Dorern bei Ausbreitung ihres Landeigenthums bestanden zu haben; dadurch mußten die Eroberer verhaßter werden und unter ihnen selbst Neid und Zwietracht entstehen. Beides zu verhüten, wurde die Vertheilung des Grundeigenthums neu geordnet oder nur der rechtmäßige Besitzstand hergestellt. Lykurg soll 9000 (oder 4500) gleich große Äckerstücke (um die Hauptstadt) den Spartanern, 30,000 (oder 15,000) den Periöken, d. i. den Lakoniern, zugewiesen haben, und er traf Einrichtungen, daß diese Vertheilung des Grundeigenthums auf die Dauer erhalten würde (Erstgeburtsrecht, Verheirathung der Erbtöchter mit Eigenthumlosen). Dieses ließ sich übrigens später bei zunehmendem Verkehr nicht durchsetzen, wie auch die Zahl der Bürgerfamilien im Verlauf der Zeit immer mehr zusammenschmolz.

Auch die Grundzüge der herkömmlichen Staatsverfassung behielt Lykurg bei und er gab derselben wohl nur eine geregeltere Gestalt. Es bestanden zwei erbliche Könige aus den Häusern des Eurysthenes und Prokles fort. Durch eine solche Theilung der Krone war auch in anderen griechischen Staaten nach der Heroenzeit die königliche (d. i. zugleich oberpriesterliche und feldherrliche) Macht beschränkt. Außerdem finden sich aber in Sparta wie in anderen dorischen Staaten, wahrscheinlich schon vor Lykurg, die Ephoren, 5 Männer, welche jährlich von der Volksversammlung gewählt wurden und eine Oberaufsicht über den ganzen Staat, auch über die Könige, hatten. Sie erlangten in späterer Zeit als Vertreter des Volkes (Tribunen), deren Gewalt durch keine bestimmte Gesetze umschrieben war, die höchste Macht im Staate. Der Rath der Alten, die Gerusie, war gleichfalls eine alt-dorische Einrichtung; er bestand in Sparta nach der Zahl der Stammesabtheilungen (30 Oben) aus 30 Personen, einschließlich der beiden Könige, die den Vorsitz führten. Erst ein Alter von 60 Jahren befähigte zum Eintritt in diesen Senat; die Wahl unter den Bewerbern wurde nach dem Grade des Beifalls, mit welchem sie von der Volksversammlung empfangen wurden, bestimmt und ihr Amt dauerte lebenslänglich, ohne daß diese Männer des öffentlichen Vertrauens einer Verantwortung unterworfen waren. Die höchste Gewalt war auch in Sparta, wie in allen griechischen Staaten, von Alters her bei der Volksversammlung, nur daß diese hier ausschließlich aus den

spartanischen Stadtbürgern bestand *). Sie wählte die Obrigkeiten, beschloß über Krieg und Frieden und gab die Entscheidung über die Vorschläge, welche die Behörden an sie brachten. Die Volksversammlung in Sparta hielt sich jedoch in der Weise des heroischen Zeitalters aus Religiosität und Pietät in ziemlich engen Schranken. Erst das dreißigste Lebensjahr gab Zutritt zu derselben; nur die obrigkeitlichen Personen redeten einzeln, auch wurde Beifall oder Mißbilligung nur im Allgemeinen ohne förmliche Abstimmung kundgegeben. Die mit der Zeit gesteigerten Ansprüche der Volksversammlung dienten nur, die Macht der Ephoren zu erweitern. Die Bürger der herrschenden Stadt waren unter einander gleich; im Gegensatze zu den Periöken kann man sie eine Aristokratie nennen; auf der Dienstbarkeit der Heloten beruhte nicht bloß ihre Herrschaft, sondern ihr Unterhalt wie ihre ganze Lebensweise.

Damit die »Sparter« der Herrschaft dauernd würdig blieben, ordnete Lykurg eine Volkserziehung an, durch welche der einfache und kriegerische Charakter der dorischen Eroberer für die Folge befestigt wurde. Dabei diente wiederum die alte Sitte zur Grundlage, wurde aber nicht schlechthin zum Gesetz erhoben, sondern gerade hierbei scheint der Gesetzgeber manche neue Anordnungen mit großer Strenge eingeführt zu haben. Schon das Herrscherinteresse mußte die Spartaner auf den Grundsatz führen, daß der Bürger für den Staat geboren sei und sein Leben demselben zu weihen habe; aber Lykurg sicherte durch seine Institutionen diese Hingebung an den Staat. Körperkraft, Muth und Selbstbeherrschung sollten den herrschenden Stamm auszeichnen; die innigste Gemeinschaft sollte die Mitglieder desselben unter einander und mit dem Staate verknüpfen; dieß erzielten Lykurg's Sittengesetze. Selbst die Jungfrauen wurden zu athletischen Uebungen herangezogen, damit sie Mütter eines kräftigen Geschlechtes würden und ihr Lob oder Tadel den Jünglingen ein doppelter Sporn zur Tapferkeit wäre. Kranke oder misgestaltete Kinder wurden nicht auferzogen; die Knaben blieben nur bis zum siebenten Jahre unter der Pflege der Mutter, dann begann die öffentliche Erziehung für den Krieg und die Herrschaft. Aber auch die häusliche Sitte sorgte von frühester Kindheit an nach alt-dorischer Weise für Abhärtung (Schlafen auf Schilfgras, Baden im Eurotas) und Einfachheit (in Kleidung und Kost). In den Erziehungshäusern des Staats bildete die Uebung der Körperkraft wie der Selbstbeherrschung die Hauptsache. Statt der früher bestehenden Menschenopfer zu Ehren der Artemis soll Lykurg die Geißelung der Jünglinge am Altar der Göttin ein-

*) Man hat ohne Quellenbeweise und im Widerspruch mit den Verhältnissen eine Theilnahme der Periöken an der herrschenden Volksversammlung vorausgesetzt.

geführt haben, bei welcher Einzelne ohne zu seufzen den Tod erlitten. Zuweilen wurde den Knaben Raub von Feldfrüchten befohlen; wer sich erwischen ließ, wurde bestraft. Für die Geistesbildung wurde durch Gesang religiöser und kriegerischer Lieder gesorgt, und Lykurg soll zuerst die Lieder des Homer nach dem europäischen Griechenland verpflanzt haben; die Uebung in künstlichen Reden war verhaßt, doch schätzte man kurze treffende Antworten (Lakonismus). Ehrfurcht vor dem Alter und den gesetzlichen Gewalten war mehr Sitte als Gesetz. Auch die Männer mußten ihre anerzogene Sitte bewahren. Die spartanischen Bürger lebten im Frieden neben den Staatsgeschäften der Paläſtra und der Jagd. Zur Sicherung einfacher Lebensweise, wie zu engerer Vereinigung der Eroberer unter sich, dienten die Syssitien hier wie in Kreta (S. 74) und vielleicht auch in anderen dorischen (Eroberer-) Staaten; Gesellschaften von 15 Männern, die sich durch eigene Abstimmung ergänzten, aßen zusammen, auf eigene, nicht auf Staatskosten. Mit dem 60sten Jahre endete das Kriegsalter, doch widmeten sich die Greise der Beaufsichtigung der Jugend und der Volksversammlung. Der Krieg sollte die Freude der Männer sein; in die Schlacht zogen die Spartaner bekränzt, mit Musik und Gesang wie zu einem Feste, in blutfarbiger Kleidung. Sieg oder Tod! — »mit dem Schilde oder auf dem Schilde!« — war der Wahlspruch. Lykurg war indeß darauf bedacht gewesen, die Kriegslust in Schranken zu halten (Verbot, denselben Feind wiederholt zu bekämpfen, Waffenruhe während gewisser Feste).

Aehnliche Erziehungsweise und Sitte wie den Spartanern, mochte wohl auch den Periöken durch Lykurg vorgezeichnet sein; Manches leidet auf sie, da sie mannigfachen Beschäftigungen lebten, keine Anwendung. Die Syssitien waren wohl sicher nur auf die Bürger der Hauptstadt beschränkt.

Ein lebendiger friedlicher Verkehr konnte unter einem Volke von solcher Sitte nicht gedeihen. Lykurg wollte auch Absperrung seines Volkes von den Fremden, damit die einfache Sitte desto gewisser erhalten bliebe. Die Natur des Landes kam bis zu den späteren Zeiten eines allgemeineren Verkehrs dabei zu Hülfe; Lakonien (das Eurotasthal) war eben so fruchtbar als unzugänglich; die Eroberer hatten genug am Ertrage der Aecker, die von ihren Sklaven bebaut wurden. Nur auf die Spartaner, nicht auf die Periöken, scheint sich der Gebrauch eisernen Geldes erstreckt zu haben, der in einer Zeit eingeführt wurde, wo wohl selbst das übrige Griechenland gemünztes Gold und Silber nur wenig kannte.

Die nothwendigen Veränderungen, welche die Zukunft bringen mußte, scheint Lykurg eben so wenig wie die Güter vielseitigerer Bildung gewürdigt zu haben. Es wird erzählt, daß er die Spartaner schwören ließ, sie wollten seine Gesetze halten, bis er von einer Reise zurückkehrte, und daß er absichtlich im Auslande blieb. Der Schwur konnte die Enkel nicht

binden; die Einrichtungen des alten Sparta vermochten sich bei erweitertem Völkerverkehr nicht zu erhalten.

Ein Volk von so kriegerischem Sinne wie die Spartaner, konnte insbesondere der Versuchung, das benachbarte fruchtbare Tiefland von Messenien zu unterwerfen, nicht auf die Dauer widerstehen. Messenien, 50 □M. groß, liegt im Südwesten des Peloponnes, der auch hier in eine Landzunge ausläuft, die mit der angränzenden (tänarischen) Halbinsel Sparta's den weit nach Norden eingreifenden messenischen Meerbusen umfaßt. Im Norden von Messenien bildet das lykäische Gebirge die Gränze gegen Arkadien (hier liegt Eira); im Westen ziehen vielfach getheilte niedere Berge an der Küste hin, wo Pylos (Navarino), der einzige gute Hafen des Peloponnes, gelegen ist. Das Innere zeigt ein Gemisch von Bergen und Ebenen; im Nordwesten ist die Ebene von Stenyklaros, die im Süden von der Felsenburg Ithōme (bei dem späteren Messene) beherrscht wird. Im Südosten senkt sich eine weite üppige Ebene zum messenischen Meerbusen hin, vom Pamisus und vielen kleinen Gewässern durchströmt, Makaria (die gesegnete) genannt. Sie gränzt an Lakonien, in welchem weiter südlich das Gebirge Taygetus eine steile Wand bildet, die aber am Nordrande der tänarischen Landzunge von einem Passe durchbrochen wird. — Die dorischen Eroberer Messeniens bewohnten freilich die Hauptstadt des Landes, Stenyklaros, als herrschende Bürger, sollen sich aber mehr mit den Eingebornen verschmolzen und den Künsten des Friedens gewidmet haben, als die Spartaner.

Nach mehreren gegenseitigen Beleidigungen begannen die Sparter 743 den Krieg gegen Messenien, mit dem Schwur, denselben nicht eher zu beendigen, bis sie das Land erobert hätten. Durch Ueberfall gewannen sie Amphäa an dem Gränzpasse, das sie als Waffenplatz behielten. Die Messenier zogen sich endlich nach Ithome zurück; Aristodem opferte nach einem Orakel seine jungfräuliche Tochter, um den Sieg zu sichern, tödtete sich aber, nachdem er dafür zum Könige erhoben war, auf dem Grabe derselben, von bösen Ahnungen erschreckt, und die Spartaner eroberten Ithome (724). Viele von dem bisherigen Herrschervolke verließen Messenien, die übrigen Einwohner des Landes wurden in den Zustand der Heloten hinabgedrückt. — Die Gleichheit der spartanischen Bürger erlitt wohl durch diese Eroberung einen Stoß; später wird eine zweite (untergeordnete) Classe von Bürgern erwähnt und diese scheint aus Lakoniern, die in Messenien Landeigenthum erhielten, hervorgegangen zu sein. Dieß ward dann vielleicht die erste Veranlassung, daß die Ephoren, als Vertreter aller Bürger, die Macht der Könige und des Senats, die der ersten Bürgerclasse angehörten, beschränkten (Thirlwall). Erst im 40sten Jahre nach der ersten Unterjochung ermuthigte Aristomenes die Verbannten wie die im Lande zurückgebliebenen Messenier zu einer Erhebung gegen Sparta;

743 v. C.

sie machten Eira zu ihrem Waffenplatz. Aber auch die ans Wunderbare gränzenden Thaten des neuen Volkshelden vermochten nicht, eine neue Unterwerfung zu verhindern, wobei der von Athen erbetene (lahme) Feldherr Tyrtäus die Spartaner durch seine Kriegslieder ermuthigte. Doch gewährten die Spartaner dem Aristomenes ehrenvollen Abzug, der in Frieden starb. Unter seinen Söhnen zog der größte Theil der messenischen Dorer über das Meer, wo sie die Herrschaft in der Stadt Zankle auf Sicilien, nun Messina genannt, gewannen (um 660). — (Nach einem 200 Jahre späteren vergeblichen Aufstand flüchteten viele Messenier nach Attika, für deren Nachkommen Epaminondas Messene neben dem alten Ithome gründete.)

660 v. C.

Sparta's Macht war seit der Unterwerfung Messeniens so hoch gestiegen, daß dasselbe sich bald (durch Einmischung in Zwistigkeiten der übrigen peloponnesischen Staaten, Argos 2c.) das höchste Ansehen in Griechenland anmaßte und so eine Vorherrschaft (Hegemonie) erlangte, bei der es sich freilich später auf das alte Ansehen der Atriden (im trojanischen Kriege) berief.

Athen.

Die Jonier unterscheiden sich allerdings von Anfang her als ein Küstenvolk wesentlich von den Dorern als einem Bergvolke des Binnenlandes, jedoch hat erst die historische Entwickelung der freien Jonier in Attika und Klein-Asien, wie der erobernden Dorer in Kreta und Sparta, den Stammesgegensatz zu seiner ganzen Schärfe herausgebildet.

Attika (d. i. Akte, Küstenland), nur 41 □Meilen groß mit etwa 21 Meilen Küstenlänge, ist die südöstlichste Halbinsel von Livadien; kein anderer Theil von Griechenland tritt gleich weit in den Archipelagus und gegen Asien vor; Häfen wie die athenischen fehlen dem Peloponnes durchaus. Im Norden ist Attika von Böotien durch eine wilde und rauhe, obgleich nicht hohe Bergkette natürlich abgegränzt, die westlicher Kithäron, östlich Parnes genannt wird. Von dort aus zieht eine niedrige Bergreihe nach Süden durch das Land, die östlich in ein felsiges Hochland übergeht, sich durch dasselbe verzweigt und im äußersten Südosten mit dem Vorgebirge Sunium endet. Sie heißt in ihrem nördlichen Theile Pentelikos (mit Marmorbrüchen), im südlichen: Hymettos (mit berühmtem Honig); und durch dieselbe scheidet sich der Boden Attika's in seine drei Haupttheile. 1) Westlich bleibt das fruchtbare hüglige Tiefland, Pedion (d. i. Fläche), wo nördlicher die Ebene von Eleusis und (durch das Vorgebirge Amphiale, der Insel Salamis gegenüber, davon getrennt) südöstlicher die Ebene von Athen sich ausbreitet. Diese Hauptstadt lagert sich um den steilen Felsen der Akropolis bis zu den trefflichen westlichen Häfen (von Norden nach Südosten: Piräeus, Munychia, Phalēron). 2) Die südlichere Fortsetzung der Westküste (im Süden vom Vorgebirge Zoster), wo der Hymettus gegen

den saronischen Meerbusen absinkt, heißt vorzugsweise das Gestadeland, Paralia. 3) Im Osten des Pentelikos ist das eigentliche Hochland, Diakria, an dessen Nordostfuß noch die kleine, sumpfige Ebene von Marathon gegen das östliche Meer zieht. Das Hochland setzt sich auch südöstlich durch Attika (im Osten des Hymettus) fort, wo die reichen Silberbergwerke von Laurion in dem Mittellande (Mesogäa) liegen. — Das ebene Land, Pedion, hatte fruchtbaren Getraideboden und ward schon früh von reichen Grundbesitzern beherrscht; der größte Theil des Bodens von Attika, die felsige Diakria, lieferte ärmliche Aernten und blühte erst später durch Betriebsamkeit auf (Oelbaumzucht, Silberbergwerke und Marmorbrüche), während die Bewohner der Westküste, Paralia, auf den Seeverkehr hingewiesen waren, besonders seitdem Athen ein Mittelpunkt des Handels wurde.

Aus den ältesten Nachrichten über die Bewohner Attika's gehen zwei Ergebnisse hervor, die völlig mit der Natur des Landes übereinstimmen. Alles deutet auf eine ursprüngliche politische Trennung nach der Verschiedenheit der Wohnsitze und der an diese geknüpften Beschäftigungen hin; das nachbarschaftliche Interesse erzeugt aber gleichfalls schon früh engere Vereinigung aller Bewohner Attika's, die endlich in der Hauptstadt der Ebene, in Athen, den staatlichen Mittelpunkt finden *). Schon von dem ägyptischen Cecrops wird erzählt, daß er in der pelasgischen Zeit in der Nähe des trefflichsten Landungsplatzes eine Felsenburg (die Akropolis) erbaute, und daß er von hier aus nicht nur die Ebene von Athen beherrschte, sondern bereits alle Bewohner von Attika gegen karische Seeräuber wie gegen die böotischen Gebirgsgränzer in einen Staatenbund vereinte (eine Amphiktyonie, die auch hier wohl einem König Amphiktyon zugeschrieben wird). Die verschiedenen Nachrichten über eine uralte Eintheilung der Bewohner Attika's in 4 Phylen (Zünfte) lassen sich ohne Zwang auf eine Scheidung der Bewohner nach ihren Wohnsitzen und Beschäftigungen beziehen **), und so dunkel auch die dem Jon zugeschriebene Eintheilung seines Stammes in 4 andere Phylen bleibt,

*) Die Theile Attika's bedurften einander, und waren auf die Ebene von Athen zur Einigung hingewiesen. An einem solchen Mittelpunkte fehlte es dem sonst von der Natur begünstigten Euböa, das darum nie eine bedeutende Rolle gespielt hat.

**) Nach einer Nachricht hießen die Phylen: Kekropis, Autochthon, Aktäa und Paralia, nach einer andern: Kranais, Atthis, Mesogäa, Diakris. Dabei fällt zunächst auf, daß in der ersten Aktäa und Paralia gleichbedeutend sind (Küstenland), und ähnlich in der zweiten Diakris und Mesogäa (das Hochland im Innern). Setzt man dabei Verwechselung voraus, so scheint sich die durchaus natürliche Eintheilung zu ergeben: 1) die eingewanderten Fremden, die herrschenden Grundeigenthümer (Kekropis oder Kranais), 2) die (unterthänigen?) Eingebornen (Autochthonen oder Atthis), 3) die Bewohner des Hochlandes (Diakris und Mesogäa); 4) die Küstenbewohner (in Aktäa oder Paralia).

so liegt doch auch bei ihr die Erklärung nahe, nach welcher die Hopliten, d. i. Schwerbewaffnete, die großen Grundherren der Ebene, die Teleonten die (dienstbaren?) kleineren Grundbesitzer ebendaselbst, die Aegikoreis, d. i. Ziegenhirten, die Hirten des Gebirgslandes, die Argadeis (d. i. wohl Arbeiter?) die mit Lohnarbeit beschäftigten Bewohner des Küstengebiets bezeichnen. Es ist wenigstens gar kein Grund vorhanden, bei den Phylen an eine kastenmäßige, durch die Religion (eine Priesterkaste) geheiligte Einrichtung zu denken.

Theseus soll dann Athen zum Vereinigungspunkte des attischen Gebiets erhoben und hiermit ein gemeinsames Staatswesen begründet haben, das er durch gemeinschaftliche Verehrung der Athene (Panathenäen) heiligte. Ihm wird eine neue, politische Eintheilung der Bewohner von Attika in drei Classen zugeschrieben, deren Namen Eupatriden, Geomoren, Demiurgen wiederum auf einen grundbesitzenden Adel, kleinere (unterthänige?) Grundbesitzer — diese Beiden vorzugsweise in der Ebene — und auf Handarbeiter, in allen Landestheilen, doch hauptsächlich im Hoch- und Küstenlande, zu deuten sind. Theseus wird schon von den Alten bald der Begründer der Aristokratie, bald der Demokratie genannt. Er gestand allen drei Classen das Recht zu, in der Volksversammlung zu Athen zu stimmen, behielt aber den Eupatriden die Staatsämter vor, weil diese nach den damaligen Verhältnissen durch Wohlstand und Bildung allein zu denselben befähigt waren, und soll die Rechte des Königs mit den Eupatriden getheilt haben, um diese für seinen Plan zu gewinnen. Die Eintheilung der fortbestehenden Phylen in Phratrien (d. i. Brüderschaften), in welchen Familien aller drei Classen verbunden wurden, mußte die Gleichberechtigung der Bürger in der Volksversammlung befestigen.

Schon Theseus soll in seinen späteren Jahren durch die Eupatriden vertrieben sein, und seitdem wies die Aristokratie die vollziehende Gewalt in immer engere Schranken. Nach der freiwilligen Aufopferung des Kodrus (nach 1100) beim Andrange der Herakliden wurde erklärt, Niemand sei nach einem solchen Herrscher würdig, König zu sein. Seitdem wurde ein Archon aus dem Geschlechte des Kodrus auf Lebenszeit gewählt. Nach 12 Regierungen der Art wurde die Archontenwürde auf 10 Jahre beschränkt (752 v. Chr. Geb.) und zugleich verantwortlich (den Großen oder auch der Volksversammlung?) *); damals (oder bald darauf, 714) wurde dieselbe auch allen Eupatriden zugänglich. 80 Jahre später führte man 9 einjährige Archonten ein; der höchste derselben hieß Eponymos, weil nach ihm das Jahr benannt wurde, und hatte die oberste Gerichtsbarkeit, der zweite hieß König und stand den Opfern vor, der dritte, Polemarch, hatte die Feldherrnwürde; die übrigen wurden Thesmotheten, d. i. Gesetzgeber, genannt.

1100 v. C.

752 v. C.

*) Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß schon die lebenslänglichen Archonten verantwortlich waren.

Diese Reihe von Veränderungen scheint nicht ohne innere Kämpfe durchgeführt zu sein, Attika aber während dieser Zeit nach Außen hin Frieden genossen zu haben. Die schon bald nach Kodrus gegründeten ionischen Colonieen standen im nächsten Verkehr mit Attika, und durch ihr Beispiel wie durch den aufblühenden Handel wurde die Volksversammlung in Athen zum Streben nach größerer Freiheit geweckt. Die Willkür des Adels, der das Gewohnheitsrecht nach Belieben deutete, wurde endlich durch schriftliche Gesetze, die der Archon Drako abfaßte, beschränkt (624), doch suchte dieser nur durch blutige Strafbestimmungen die gährenden Massen im Zaum zu halten; die Verfassungsform blieb unverändert. 12 Jahre nachher bemächtigte sich Kylon an der Spitze einer Partei des Adels und in Verbindung mit seinem Schwiegervater, dem Tyrannen von Megara (Theagenes), der Burg von Athen, wurde aber durch den übrigen Adel alsbald wieder der Herrschaft beraubt, wobei der Archont Megakles aus der Familie der Alkmäoniden die schutzflehenden Anhänger des Kylon bei den Altären der Eumeniden ermorden ließ. Wegen dieses Frevels zog eine gemäßigte Adelspartei, mit Solon, einem Nachkommen des Kodrus, an der Spitze, die Alkmäoniden vor ein Gericht, das die Verbannung derselben aussprach. Solon hatte sich schon als Jüngling Ansehen erworben, indem er die unter den Adelskämpfen an Megara verlorene Insel Salamis mit eigener Lebensgefahr wiedergewonnen hatte. Dann hatte er sich in dem ersten »heiligen Kriege« (600) gegen die Krissäer, von denen der Tempel zu Delphi geplündert war, durch Eifer für den Gott und scharfsinnige Deutung eines Orakels hervorgethan. Nun wurde die Blutschuld der Alkmäoniden auf Solon's Rath durch Berufung des Epimenides aus Kreta mittels geheimnißvoller Religionsgebräuche gesühnt (wobei selbst das freiwillige Opfer eines Jünglings, Kratinos, vorkommt). So erlangte Solon das Vertrauen der Menge, während die Adelsherrschaft sich durch ihre eigenen Parteiungen untergraben hatte. Doch ist eben hierin ein Zeichen zu erkennen, daß sie nicht mehr für die Verhältnisse paßte; der bisherige Druck der grundherrlichen Geschlechter wurde bei Zunahme des beweglichen Vermögens durch den gesteigerten Verkehr nicht mehr mit derselben Ruhe vom Volke ertragen. Vor Allem bedurfte das alte harte Schuldrecht, wie immer bei zunehmendem Verkehr, eine Milderung; ferner konnten auch die Bürger, die sich durch Handel bereicherten und dadurch selbst großes Grundeigenthum erwarben, nicht länger zu Gunsten der alten Geburtsaristokratie von der Theilnahme an der Leitung des Staats ausgeschlossen werden. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auf die natürlichste Weise das Wesentliche in der Gesetzgebung des Solon, der als ein Mann des allgemeinen Vertrauens bei der herrschenden Verwirrung des Staatswesens zum Archon erhoben wurde, mit dem Auftrage, die Gesetze umzugestalten (594 v. Chr.). Drei Parteien, die sich nach den eigenthümlichen geographischen Verhältnissen der Landestheile

594 v. C.

gesondert hatten, standen damals einander schroff gegenüber; die Pediäer vertraten noch im Ganzen die Geburtsaristokratie, jedoch gab es unter dieser bereits eine gemäßigte Fraction, die dem Zeitbedürfniß Rechnung tragen wollte; die Diakrier, als der ärmste Theil des Volks, dachten auf eine völlige Umwälzung, die Paraler, die sich allmählich durch Handel und Gewerbthätigkeit bereicherten, waren einer mittleren Richtung zugethan. Solon erfüllte eine doppelte Aufgabe, theils Aufhebung der bestehenden Vermögenszerrüttung, theils Umgestaltung der gesammten Verfassung, um den Staat für die Zukunft im Gleichgewicht zu erhalten. Jenes Erste bewerkstelligte er durch die Seisachtheia, d. i. Lastenabschüttelung; dieselbe bestand wohl theils in einer Verminderung des Zinsfußes (der im Alterthum, wegen der geringen Sicherheit für die Gläubiger, lange Zeit überall sehr hoch war), theils in Herabsetzung des bestehenden Münzfußes (um $^1/_4$), so daß die Schulden mit $^3/_4$ des bisherigen Betrages getilgt werden konnten; zugleich wurde das verpfändete Grundeigenthum frei gegeben (ein Hypothekenwesen gab es noch nicht) und das Recht des Gläubigers, den Schuldner zum Sklaven zu machen, gesetzlich aufgehoben.

Die Solonische Verfassung behielt die herkömmliche demokratisch-aristokratische Grundlage bei, ordnete aber die Theilnahme an den politischen Rechten und Lasten nach der Größe des Grundeigenthums (nicht des — beweglichen — Vermögens), im Gegensatz zu der Geburtsaristokratie, die freilich noch lange vorzugsweise im Besitz der großen Landgüter und damit des überwiegenden Einflusses blieb. Er theilte deßhalb alle Bürger in vier Classen; die erste begriff die Pentakosiomedimner, welche 500 Medimnen (Maß, Scheffel), die zweite die Hippeis (Ritter), welche 300 Maß, die dritte die Zeugitai (Joch-Inhaber), welche 200 Maß von ihrem Grundeigenthum ärnteten. In die letzte Classe, die Theten (Lohnarbeiter), gehörten alle übrigen Bürger, selbst die Reichsten, die nur bewegliches Vermögen hatten (Thirlwall). An der Volksversammlung, bei der schon längst die höchste Gewalt im Staate war, hatten alle Bürger Antheil; die obrigkeitlichen Aemter wurden den drei ersten Classen zugänglich; nur die erste (damals wohl nur noch Eupatriden) konnte die Archontenwürde und die Oberbefehlshaberstellen im Kriege bekleiden, die zweite und dritte untergeordnete Aemter. Die drei obersten Classen hatten sich für den Krieg vollständig zu rüsten (die zweite diente als Reiter); die Theten bildeten die Leichtbewaffneten, später hauptsächlich die Bemannung der Flotte.

Es lag in den Verhältnissen des athenischen Staatswesens, daß die Volksversammlung daselbst eine große Macht übte und zu immer höherem Einfluß gedieh. In der einen großen Hauptstadt (an dem mit Sitzstufen versehenen Hügel der Pnyx) kamen Tausende von gleichberechtigten Bürgern, regelmäßig alle 9 Tage, zusammen; der bewegliche und aufstrebende Charakter eines Küsten- (und Handels-) Volks ließ sich nicht in so

engen Schranken halten, wie der spartanische Kriegerstamm; in Athen hatte Jeder mit dem Alter von 20 Jahren das Recht der Abstimmung (durch Handaufheben), ja selbst zum Reden (doch wurden die über 50 Jahre Alten zuerst aufgefordert); bei zunehmender Bedeutung des Verkehrs und damit des beweglichen Vermögens trachteten auch die unteren Classen nach größerer Theilnahme an der Staatsgewalt; schon länger waren alle Verwaltungsbeamten zeitweilig und verantwortlich (ὑπευθυνοι) und die Volksversammlung konnte sie ihre Macht fühlen lassen. Aus allen diesen Gründen mußte hier der Gefahr allzurascher demokratischer Beschlüsse und Umgestaltungen entgegengewirkt werden. Solon benutzte zu diesem Zweck einen Volksgerichtshof, die Heliäa, einen Ausschuß aus der Volksversammlung, der aus 6000 über 30 Jahre alten Bürgern durch das Loos zusammengesetzt und in mehrere Abtheilungen getrennt wurde, und der auch die Urheber von Gesetzesvorschlägen zur Verantwortung ziehen konnte. Insbesondere aber waren der Rath und der Areopag die »zwei Anker, welche das Staatsschiff vor Stürmen sichern sollten.« Der Rath war gleichfalls ein Ausschuß der Volksversammlung, der die Beschlüsse derselben vorbereitete; die Zahl der Mitglieder betrug 400, die wahrscheinlich aus allen Classen gewählt werden konnten, über 30 Jahre alt sein mußten, jährlich wechselten und verantwortlich waren. Er zerfiel in 10 Abtheilungen (Prytanieen), die nach einander die laufenden Geschäfte besorgten. Den conservativsten Charakter trug der Areopag, ein schon von Alters her bestehender Gerichtshof von hohem religiösen Ansehen. Derselbe bestand aus den abgetretenen Archonten, die lebenslang in demselben blieben. Diesem wies Solon die Beaufsichtigung des ganzen Gemeinwesens zu, und so lange ihn die öffentliche Meinung trug, überwachte er mit Erfolg auch Religion und Sitte.

Auf die Volkserziehung vermochte Solon keinen so durchgreifenden Einfluß zu üben, als Lykurg. Die Bewohner von Attika waren durch alle Verhältnisse auf eine freie und vielseitige Entwickelung hingewiesen. Das felsige, wenig fruchtbare Land mit seinen zugänglichen Küsten war vorzugsweise zum Seeverkehr bestimmt. Solon's Verdienst ist, dieß klar erkannt zu haben. Er ordnete die Beiträge der Bürger zur Begründung einer Seemacht (durch die »Naukrarien«, finanzielle Abtheilungen); die freie Entwickelung des Handels und der Gewerbe beförderte er auch dadurch, daß er die Veräußerung des Grundeigenthums erleichterte und Fremde (Metöken) in Athen aufnahm, die freilich noch nicht zu Grundbesitz und politischen Rechten zugelassen, sondern nur als Schutzverwandte geduldet wurden. Eben dahin zielt das Gesetz, daß kein Sohn verpflichtet war, seinen Vater im Alter zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hatte lernen lassen. Die öffentliche Erziehung fing erst mit dem 16ten Jahre an und bereitete durch Gymnastik auf den mit dem 18ten Jahre beginnenden Kriegsdienst vor. Eine lebendige Theilnahme an den Staatsangelegenheiten suchte Solon unter allen Bürgern zu erwecken (Jeder sollte, bei Strafe

der Ehrlosigkeit und Verbannung, eine Partei ergreifen rc.); um so mehr mußte er ein starres Festhalten an der von ihm gegebenen Verfassung bei diesem beweglichen Volke als unmöglich erkennen. Durch die von ihm vorgeschriebenen Formen bei der jährlichen Gesetzrevision suchte er nur übereilte Umgestaltungen zu verhindern; zuletzt soll er den Bürgern einen Eid abgenommen haben, in 10 (oder 100?) Jahren Nichts an seinen Gesetzen zu ändern. Nun ging er 10 Jahre auf Reisen, die ihn auch zu Krösus geführt haben sollen.

Solon's Gesetzgebung hatte vermitteln sollen; die äußersten Parteien waren nicht durch dieselbe befriedigt. Die Alkmäoniden hatte er zurückberufen, doch reizte dieß ihre Feinde. So erhoben sich die alten Parteiungen bald von Neuem. Als Solon eben zurückgekehrt war, verschaffte sich Pisistratus, ein Verwandter und Jugendfreund des Solon, durch die Gunst der ärmeren Bürger (Diakrier) die Alleinherrschaft, indem er mit einer ihm zugestandenen Leibwache die Burg besetzte. Er achtete indeß die Solonischen Verfassungsformen, und Solon, so sehr er gegen die Tyrannei eiferte, entzog ihm seinen Rath nicht. Dieser Weise, der nicht lange mehr lebte, suchte sich in der Zurückgezogenheit durch Dichtungen, in denen er die Vorzeit Attika's besagn, zu dem Gedanken einer besseren Zukunft des Vaterlandes zu erheben. Gegen Pisistratus lehnten sich nicht lange nachher die Alkmäoniden, auf die Paraler gestützt, in Verbindung mit dem übrigen Adel auf; kaum aber war Pisistratus vertrieben, so wurde er von den Alkmäoniden, die von ihrem Anhang verlassen wurden, zurückberufen; bald von denselben wiederum vertrieben, gewann er in offener Schlacht die Herrschaft und vererbte diese nun selbst, auf fremde Söldner gestützt, an seine Söhne, Hippias und Hipparch. Der Vater wie die Söhne herrschten indeß in milder Weise, unterstützten die ärmeren Bürger durch Verschönerung Athens auf Kosten der Reichen und gewannen auch diese durch Förderung der aufblühenden Kunst und Wissenschaft. Pisistratus soll die Homerischen Rhapsodieen gesammelt und die erste Bibliothek in Griechenland begründet haben; seine Söhne beriefen die Dichter Anakreon und Simonides nach Athen und ließen an den Landstraßen Hermen mit Sinnsprüchen errichten. Doch war Hippias der Schwelgerei ergeben und nicht frei von Uebermuth; eine persönliche Beleidigung, die Harmodius, ein Bürger der Mittelclassen, von ihm erfuhr, bewog diesen in Verbindung mit seinem Freunde Aristogīton, den Ruf der Freiheit zu erheben; nachdem sie den Hipparch getödtet hatten, wurden sie ergriffen und schmachvoll hingerichtet, wofür sie später von der Demokratie als Märtyrer der Freiheit gepriesen wurden. Hippias glaubte sich nun durch Gewalt in der Regierung befestigen zu müssen, zog sich aber dadurch seinen Sturz zu, und suchte Zuflucht bei Sparta. — Seit dieser Zeit begannen die Zwistigkeiten der Aristokraten in Athen von Neuem, doch befestigte sich der Alkmäonide Kleisthenes im Besitze der Macht, in-

dem er sich durch Erweiterung der Demokratie auf die Volksmassen stützte. Zu diesem Zwecke nahm er viele Fremde und selbst Sklaven zu Bürgern auf, bildete zehn Phylen statt der bisherigen vier und als eine örtliche Unterabtheilung (100) Demen, wodurch alle alten Genossenschaften aufgehoben wurden, vermehrte den Senat auf 500 Mitglieder (50 aus jeder Phyle) und soll auch das Scherbengericht (Ostracismus) eingeführt haben, bei welchem 6000 Stimmen die Verbannung eines gefährlich scheinenden Bürgers verfügen konnten.

Dieses benutzte Sparta, das schon nach Einfluß über den Peloponnes hinaus strebte, um die Wiederverbannung der Alkmäoniden zu fordern; es kam zum Kriege, bei welchem die Athener sogar die Perser um Hülfe anriefen. Als aber Sparta durch seine Bundesgenossen (Korinth) verhindert wurde, den Hippias wieder einzusetzen, nahm dieser seine Zuflucht zu den Persern und wußte ihren Zorn um so mehr gegen die Athener aufzureizen, da dieselben das Versprechen ihrer Gesandten, sich den Persern dienstbar zu erklären, mit Verachtung zurückgenommen hatten.

Die Colonieen — Kunst und Wissenschaft.

Kein Volk der Geschichte verdient durch seine Naturanlage und Entwickelung in gleichem Maße den Namen des Kunstvolkes, wie die Griechen. Die Anfänge der Poesie und bildenden Kunst reichen bis in die frühesten, mythischen, Zeiten zurück. Unter den ältesten Dichtern wird Orpheus aus Thracien, Musäus aus Attika (?) genannt. Ihnen wird eine große Herrschaft über die Gemüther, insbesondere durch ihre religiösen Gesänge, zugeschrieben. Mit Dädalus auf Kreta soll die Bildhauerkunst ihren Anfang genommen haben. Nicht lange nach der Heldenzeit finden wir die epische Dichtung in hoher Blüthe in den ionischen Colonieen Klein-Asiens. Dort lebte nach übereinstimmenden Nachrichten Homer (um 1000 oder 900?); den unter seinem Namen erhaltenen großen Heldengedichten, Ilias und Odyssee, sind offenbar einzelne Gesänge vom trojanischen Kriege vorausgegangen, die Homer (d. i. der Vereiniger?) wohl nur zu künstlerischer Einheit verband. Auch Ilias und Odyssee sind lange von einzelnen Rhapsoden mündlich fortgepflanzt und haben die letzte Gestalt erst durch alexandrinische Gelehrte empfangen. Deßhalb sind Viele noch jetzt der von F. A. Wolf (1795) aufgestellten, von J. H. Voß und A. bekämpften Meinung zugethan, daß jene Dichtungen von einer Sängerschule herrühren und nur unter dem Namen eines Hauptes derselben zusammengefaßt seien. Die **epische Dichtung** herrschte als Ausdruck des heroischen Zeitgeistes (vgl. den Minnesang) so lange fort, als die unruhige Zeit der Abenteuer dauerte. Hesiodus aus dem äolischen Cumä in Unteritalien bezeichnet das Ende dieses Zeitalters, wo mit dem Sinn für ein strenger geordnetes Leben ein didaktisches Element in der Poesie hervortrat (Theogonie — Werke

und Tage). Matte Nachahmer des Homer und Hesiodus waren die s. g. Homeriden und Cykliker, welche die Mythen und Sagen der Urzeit bis zu Ende der odysseischen Irrfahrten besangen.

Mit dem neunten Jahrhundert v. Chr. giebt sich die neue Richtung des griechischen Volks auf Begründung eines ruhigen Staatslebens auch in der Kunst und Literatur bestimmter zu erkennen. Der strengen dorischen Sinnesweise ist diese Entwickelung so wenig fremd, daß dieselbe vielmehr vorzugsweise von dorischen Staaten ausgeht, wo ein lebendiger Gemeingeist öffentliche Kunstwerke zu Verherrlichung des Gottesdienstes schuf. Nach Sparta und Korinth werden schon früh eigene Kunstschulen benannt, wie nach Kreta und besonders Aegina *); das reiche Korinth, blühend, ehe der Handel seinen Weg um den Peloponnes herum fand, bildete den strengen dorischen Baustyl üppiger aus (dorische und korinthische Säulen). Einen neuen Aufschwung nahm die bildende Kunst nach 800 in den ionischen Colonieen. Diese lagen in dem glücklichsten Landstrich der kleinasiatischen Westküste, wo der Abfall des Hochlandes der Halbinsel mittels parallel nach Westen streichender Gebirgszüge fruchtbare Flußthäler bildet, die sich gegen treffliche Buchten öffnen (Hermus, Kayster [wo Ephesus], smyrnäische Bucht, Mäander). Hart an der Küste liegen im Archipelagus die Inseln Chios und Samos (diesen gerade gegenüber Euböa und Attika); im Rücken hatten die ionischen Pflanzstädte das reiche Asien, wo Phrygien und Lydien schon längst durch Reichthum und mannigfache Bildung glänzten (Goldbergwerke, Wollfärbereien — Musik), die aber gleichwohl den Handelsverkehr, wie früher den Phöniziern, so nun den Joniern, Aeolern und Dorern überließen. Hier lernten die Griechen die Technik der Asiaten, während Homer's Dichtungen dem plastischen Sinn derselben einen idealen Schwung verliehen. Der dorische Tempelstyl mußte nun in Asien dem leichten ionischen weichen (»schlanke ionische Säulen«); ein Jonier gilt für den Erfinder der Kunst, metallene Statuen zu gießen, die Malerei erlangte in Jonien zuerst eine höhere Ausbildung. — Die Spiele trugen wesentlich dazu bei, die Künste durch Concurrenz der Betreiber und Gönner in ganz Griechenland zu fördern; doch sollte erst später das demokratische Athen, in welches Kunst und Wissenschaft aus den asiatischen Colonieen verpflanzt wurden, die höchste Blüthe beider erzeugen (s. u.).

Auch in der Literatur gab sich der Wechsel der Zeiten im Laufe unserer Periode deutlich zu erkennen. Das Epos ist monarchisch-aristokratischer Natur und kann überall nur gedeihen, so lange die Massen geneigt sind, hervorragende Heroen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung anzustaunen. Sobald dagegen das Volk zum Bewußtsein des auf ihm lastenden Druckes gelangt, macht sich dasselbe, bis es ihn abzuwerfen im Stande

*) Die 1811 aufgefundenen äginetischen Kunstwerke sind jetzt in München.

ist, in satirischen Poesieen *) Luft. Diese treten auch in Griechenland mit dem Beginne der Kämpfe zwischen Demokratie und Aristokratie hervor (Archilochus von Paros um 700). Mit höherer Cultur (Richtung auf das Innerliche) und zunehmenden Lebensgenüssen gelangte indeß nun auch die **lyrische Gattung** zur Ausbildung, die besonders unter den Aeolern blühte (Terpander, Alcäus, Sappho u. A. aus Lesbos) und nicht bloß an den Höfen der kunstliebenden »Tyrannen« (Arion bei Periander, Anakreon und Simonides bei den Pisistratiden) gedieh, sondern vor Allem durch den öffentlichen Vortrag bei den Nationalspielen gehoben wurde (Archilochus, Terpander, vgl. Ibycus aus Rhegium in Unter-Italien). Erst im Anfang der folgenden Periode nahm sie jedoch in Pindar's Oden (in Theben geb. 520) zu Ehren der Sieger in jenen Wettkämpfen ihren höchsten Aufschwung. — Nicht minder förderte übrigens diese Zeit, wo die Wissenschaft aus der Praxis des Lebens selbst zu keimen begann, die didaktische Dichtung, z. B. Gnomen (»der sieben Weisen«, die sämmtlich praktische Staatsmänner und zugleich Dichter oder Philosophen waren, Solon, Periander 2c.), wie die Fabel (Aesop, ein Sklav aus Phrygien).

Um dieselbe Zeit entsteht nun die **Prosa** und eine eigentliche Wissenschaft; jene beginnt mit den Logographen, die den Uebergang von den Mythensängern zu dem Vater der Geschichte, Herodot von Halikarnaß (geb. 484 v. Chr. Geb.) bilden, wie gleichzeitig aus den Kosmogonieen die ersten Versuche der Philosophie hervorgehen. Die ionische Schule (Thales von Milet u. s. w.) schreitet von der Forschung über den natürlichen Ursprung der Körperwelt allmählich bis zur Annahme eines geistigen Urwesens fort, welches zuerst der Stifter der eleatischen Schule, der Jonier Xenophanes, gelehrt haben soll (der zu Elea in Unteritalien lebte um 536 v. Chr., also vor Anaxagoras, s. u.). Pythagoras von Samos (gleichfalls in Unteritalien angesiedelt), der sich zuerst »Philosoph« genannt haben soll, machte alsbald auch den ersten Versuch, die Leitung der Staaten den Händen von »Philosophen« zu übergeben (vergl. Plato). Er wie mehrere Weise dieser Zeit lernten durch Reisen den Orient näher kennen, von wo schon seit etwa 800 v. Chr. Geb. das Mysterienwesen nach Griechenland verpflanzt war, um mit Hülfe der Religion der um sich greifenden Demokratie einen Zügel anzulegen, was freilich wenig gelang. Am Berühmtesten waren die Mysterien der Insel Samothrace (an der thracischen Südküste) und in Eleusis, deren Vorsteher eine alte athenische Priesterfamilie, die Eumolpiden, waren.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche die beginnende Verschmelzung orientalischer und occidentalischer Cultur und damit den

---

*) Vergl. die Zeit vor der Reformation, vor der französischen Revolution von 1789 wie vor 1830, Deutschland vor 1848 u. s. w.

Uebergang zu der folgenden Periode andeutet, ist das Auftreten des Pythagoras aus dem ionischen Samos in den achäisch-dorischen Colonieen Unteritaliens. Der Reichthum und die Ueppigkeit der ionischen Colonieen Kleinasiens führte bereits um 700 v. Chr. Geb. Angriffe des benachbarten lydischen Reiches gegen sie herbei, als in diesem statt eines verweichlichten Herrschergeschlechts der Befehlshaber der Leibwache, Gyges, den Thron bestieg. Seitdem wurden die ionischen Städte beraubt oder erobert, doch sicherte ihnen Krösus, der sie zuerst sämmtlich seiner Herrschaft unterwarf, ihre eigene Verwaltung und mehr innere Ruhe, als sie jemals genossen hatten. Die vorausgegangenen Wirren hatten indeß viele Auswanderungen aus den griechischen Colonieen Asiens nach Unteritalien veranlaßt; um dieselbe Zeit aber (600 v. Chr.) verbreitete sich Handel und Ueppigkeit in den Städten Groß-Griechenlands, in denen von Anfang her die Mischung der verschiedenen griechischen Stämme und die Aufnahme neuer Bürger aus den italischen Nachbarvölkern die alten Sitten aufgelockert hatte. Unter diesen Verhältnissen wählte Pythagoras, der Sohn eines angesehenen Samiers (geb. um 590), seinen Aufenthalt in Kroton, einer achäisch-dorischen Pflanzstadt, um eine Reform in Religion, Sitten und Staatswesen herbeizuführen. Pythagoras war von früh auf durch Gymnastik, Musik und Poesie sorgfältig gebildet, hatte sich mit den Lehren der (sieben) Weisen seiner Zeit bekannt gemacht, als Jüngling in den olympischen Spielen den Preis im Ringen gewonnen und dann Griechenland und den Orient bereist, besonders aber in Aegypten verweilt, wo er eben so sorgfältig die priesterliche Weisheit und Standesordnung wie in Kreta und Sparta die dorischen Sitten und Staatseinrichtungen prüfte. Bei seiner Rückkehr nach Samos fand er dieses unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrätes (dessen Freund der ägyptische König Amāsis war) und er scheint deßhalb sein Vaterland verlassen und sich nach dem Westen gewandt zu haben. Ein hoher Ruf war ihm dorthin vorausgegangen, viele persönliche Verbindungen und ein geheimnißvolles Aeußere (weiße ägyptische Priestertracht und strenge, hellenische, Religionsgebräuche) verschafften ihm in Kroton bald so großes Ansehen, daß der Staat ein eigenes Gebäude für seine Vorträge errichtete und Weiber und Männer auf seine Mahnungen zu einfachen Sitten zurückkehrten. Nun begann er, 40 Jahre alt, die Ausführung seines Hauptplanes, die Stiftung eines Bundes, dessen Mitglieder (300) durch Religion und Philosophie zu würdigen Staatsmännern gebildet werden sollten. In Kroton, wie in anderen Städten Groß-Griechenlands, scheint damals die Oligarchie von demokratischen Bestrebungen bedroht worden zu sein. Pythagoras erkannte, daß keine Verfassungsform, wie sie Lykurg und Solon, und kurz vor ihm Zaleukus in Locri und Charondas in Katana (beides in Unteritalien) versucht hatten, die Staaten zu retten vermöge; sein Zweck war, den höher stehenden Classen durch Erziehung zu Staats-

klugheit, Religiosität und Sittlichkeit die Herrschaft zu sichern. Schon das Geheimnißvolle des von ihm gestifteten Bundes konnte allerdings Mißtrauen wecken; auch war seine Philosophie, obgleich auf Mathematik gegründet, nicht frei von einem mystischen Element (seine Zahlenlehre — Seelenwanderung); indeß gelang es ihm, seinen Zöglingen, den Söhnen der edelsten Familien von Kroton, die Herrschaft in ihrer Vaterstadt zu verschaffen, während er selbst die Uebernahme jedes öffentlichen Amtes zurückgewiesen zu haben scheint. Ja auch in anderen Städten von Groß-Griechenland verbreitete sich sein Orden. Doch ging derselbe schon nach 40 Jahren seiner Auflösung entgegen. Ein Aufstand gegen die Oligarchen in dem durch Ueppigkeit sprichwörtlichen Sybäris führte zu einem Kriege Krotons gegen diese Stadt, in welchem der durch Körperstärke berühmte Pythagoräer Milo als Feldherr den Sieg erfocht und Sybaris zerstört wurde. Als aber dann die Oligarchen Krotons, auf diesen Sieg vertrauend, die Aecker des sybaritischen Gebietes für Staatsländerei erklärten, erhob sich das Volk auch gegen sie und ließ seine Wuth vor Allem an den Pythagoräern aus (510). Pythagoras selbst war vielleicht schon früher nach Metapontum gezogen, wo er alsbald starb. Die Herrschaft des Ordens wurde auch in den übrigen Städten Groß-Griechenlands gestürzt; jedoch ging damit die Schule des Pythagoras nicht zu Grunde, und noch in viel späteren Zeiten gehen mehrere nicht unglückliche Versuche von derselben aus, die Pläne ihres Meisters, wenn auch in engeren Gränzen, zur Ausführung zu bringen.

510 v. C.

B. Italien.

Italien bildet wie Griechenland eine Halbinsel, die sich von dem Körper Europa's in das Mittelmeer hinaus erstreckt; aber wie ganz verschieden sind die anderweitigen Verhältnisse dieser beiden Länder! Italien hieß bei den Alten vorzugsweise das Abendland (Hesperien) und stand durch seine westlichere Lage in weit geringerer Verbindung mit den frühesten Culturländern des Orients, als Griechenland; doch liegt es noch auf der Gränze der Ost- und Westkammer des Mittelmeers und ist nur durch das schmale Adriameer von Griechenland getrennt; auch im Süden ist durch die große Insel Sicilien ein Uebergang zu Afrika vermittelt. — In der Westkammer des Mittelmeers aber laufen die Küsten Europa's wie Afrika's in weiten Bogen aus einander und nur wenige größere Inseln (Sardinien, Corsica u. s. w.) lagern sich in das Meeresbecken, so daß der Verkehr dorthin in der Kindheit der Schifffahrt weniger begünstigt war. — Im Norden tritt die Halbinsel Italiens in unmittelbarere Verbindung mit dem Körper Europa's, als das Land der Griechen; ja, Nord-Italien, die fruchtbare Po-Ebene, lagert sich, von den Alpen in einem nach Osten geöffneten weiten Halbkreise umgeben, noch selbst in den Continent hinein. Auch in die eigentliche Halbinsel greift das Meer nur wenig ein; sie bildet eine nur selten eingeschnittene 130 Meilen lange schmale Landzunge, die

sich erst südlich in zwei kleinere Halbinselländer theilt. — Die Nachbargegenden treten hier leichter auf dem Lande, als durch das Meer in Verbindung. Die italischen Völker sind indeß auch durch die Gestalt des Bodens vielfach von einander geschieden. Im Südwesten Nord-Italiens geht das hohe Alpengebirge nach Osten hin in eine niedrigere Gebirgskette über, die unter dem Namen des Apennin alsbald (südöstlich) in die Halbinsel umlenkt und diese als ein unndurchbrochener Gebirgsrücken der ganzen Länge nach durchzieht. In Mittel-Italien hält sie sich der Ostküste näher, doch wird sie auf ihrer Westseite von mehreren niedrigeren Parallelzügen, dem Subapennin, begleitet; südlicher (Abruzzen) zieht sie, schmaler, aber auch höher werdend (bis 9000′), mehr in der Mitte, bis sie sich in die beiden südlichen Landzungen (Apulien im Osten, Calabrien im Westen) verzweigt und sich nach schmaler Unterbrechung (Meerenge von Messina) an der Nordküste Siciliens fortsetzt (mit Verzweigung nach Süden). Von dem Kettengebirge gesondert liegen die Vulkane, an der Südwestküste Italiens der Vesuv (3000′ hoch) wie an der Ostküste Siciliens der Aetna (10,000′ h.); auch die übrigen Gegenden Italiens zeigen vulkanische Erscheinungen.

Italien ist, wie in vielen Gebirgsgegenden, so besonders in seinen Ebenen, durch Erdreich und Klima vorzugsweise zum Ackerbau geschickt. In der Po-Ebene konnte derselbe freilich erst nach Bändigung der wilden Gebirgsströme mit einem endlich höchst lohnenden Erfolge betrieben werden; im westlichen Mittel-Italien sind die Thäler der beiden (einzigen) schiffbaren Flüsse, Arno und Tiber, größtentheils fruchtbar, obgleich in der Nähe derselben theils sumpfige Niederungen (Maremmen bei Arezzo am oberen, wie bei Pisa am unteren Arno — die pontinischen Sümpfe zwischen Rom und Neapel), theils steppenartige Strecken (die Campagna di Roma) hinziehen. Am Ueppigsten ist die campanische Ebene bei Neapel, das eigentliche Land des Anbaues (terra di Lavoro) auf der Westseite des Süd-Apennins, während auf dessen Ostseite die trockene Ebene des Schachbretts von Apulien (bei Cannä) lagert. Der Landbau wurde schon in der Urzeit mit Fleiß, ja bereits sehr früh wissenschaftlich betrieben. — »Landbau ist der Beruf der Nation wie das Seeleben der der Griechen« *).

Seiner Lage gemäß empfing das Land seine frühesten Bewohner wie spätere Einwanderer von verschiedenen Seiten her, theils zu Lande (von NO. und NW.), theils über das Meer (von O.) und diese blieben bis über unsere Periode hinaus in eine Menge verschiedener Völkerschaften getrennt. Unter den früheren Bewohnern sind für die allgemeine Geschichte nur die Etrusker, die Latiner und die

*) Doch ist dabei nicht vorzugsweise an Getreidebau zu denken. Höck (römische Geschichte ꝛc. Braunschw. 1841) macht die treffende Bemerkung: »Der Vorzug Italiens besteht hauptsächlich in der Mannigfaltigkeit seiner Producte.« (A. a. O. I. 2. S. 123.)

samnitischen Völkerschaften — alle im westlichen Mittel-Italien —, deren Cultur sich in der römischen verschmolz, von Bedeutung. Von den übrigen Völkern merken wir die Umbrer am Ostabhange Mittel-Italiens, — die Opïker (zu denen die Volsker und Aequer in der Nähe Roms gehören) und die Ausöner, beide im SW. der Halbinsel. Von dieser Gegend soll der Name Italien (d. i. Heerdenland) sich über die ganze Halbinsel ausgebreitet haben (bis zu den kleinen Flüssen Rubicon [Pisatello] im NO., und Macra [Magra] im NW.). Die nördlichen Gegenden heißen bei den Römern (späterhin) nach den vorherrschenden Bewohnern Gallia (cisalpina).

Rom breitete seine Herrschaft zuerst in Mittel-Italien aus, die Küsten Süd-Italiens wurden von griechischen Colonieen besetzt, Nord-Italien wurde von Celten erobert; erst in der folgenden Periode der Geschichte haben die Römer ganz Italien durch Eroberergewalt unter ihrer Herrschaft vereinigt.

Es ist ein Hauptergebniß der Geschichte Italiens, daß selbst die Bildung einer italischen Nationalität — anders wie die der hellenischen — zuerst durch gewaltsame Vereinigung herbeigeführt wurde. Dieselbe Eroberergewalt aber, die Italien vereinigte, verband dann von Rom als Mittelpunkt aus alle Länder um das mittelländische Meer zu Einem Reiche, ja zu gleicher Sitte und Sprache; und nach einem Jahrtausend der römischen Gewaltherrschaft dauerte der Einfluß Roms auf dem Gebiete der Religion und des Geistes ein anderes Jahrtausend fort. Aber die trennenden Momente haben auch später wieder in Italien überwogen und die Lage und Natur des Landes hat dasselbe immer von Neuem zerspalten, wie zum Zielpunkt der Fremden gemacht und unter ihre Herrschaft gebeugt.

Durchgreifende Charakterzüge der gesammten italischen Bevölkerung von der ältesten bis auf die neueste Zeit sind besonders Leidenschaftlichkeit und strenge Religiosität (Bigotterie). Es fehlt das Gleichmaß wie die unbefangene Heiterkeit der Hellenen; statt einer gemeinsamen, von Allen mit Freiheit anerkannten, Sitte vermochte hier nur das strenge Recht, wie göttliches und menschliches Gesetz, den heftigen Sinn im Zaum zu halten. Der Mangel einer Nationalität gab den staatlichen Einrichtungen höhere Bedeutung *).

*) Wiefern die Natur des Landes auch unmittelbar auf den Charakter einwirkte, ist schwerer zu bestimmen. Doch läßt sich nicht verkennen, daß in Italien, ganz anders als in Griechenland, das Menschenleben unter dem Einfluß gewaltsamer Gegensätze steht, die das Gemüth eben so wohl aufzuregen als zu ängstlicher Religiosität zu stimmen geeignet sind. Im Norden sind die unzähligen Gefahren der Hochgebirgswelt, die ihren übermächtigen Einfluß auch in den Ueberschwemmungen der Ebenen kund giebt; die eigentliche Halbinsel ist nicht nur vulkanischen Einwirkungen unterworfen, die jeden Augenblick das Dasein bedrohen, sondern rasche Wechsel des Klimas (in

Von den samnitischen Völkerschaften galten die **Sabiner**, die im Gebirge (den Abruzzen) wohnten, für italische Aboriginer; sie wie die Marser erhielten sich als einfaches kräftiges Gebirgsvolk, das mit den Dorern verglichen wird, lange unabhängig. Unter Leitung einer Priesterherrschaft trieben sie, theils freie Bauern, theils ein patriarchalischer Adel, Landbau und Viehzucht, und zeichneten sich durch Frömmigkeit und kornige Sittensprüche aus. Bei zu stark anwachsender Bevölkerung wurde die 20jährige Jugend (ein ver sacrum) in die Fremde gesandt.

Die **Latiner** wohnten an der Küste links von der Tiber, wo sie bis in die Gegend der jetzigen pontinischen Sümpfe fruchtbare Fluren bestellten und wohlhabende Städte bewohnten (Suessa Pometia). Große Bauwerke und strenge Religionsgebräuche derselben deuten auf Herrschaft einer Priesterkaste hin. Nach ihrer Sage hatten sie Einwanderer aus dem Oriente unter sich aufgenommen, wie vor ihnen die Siculer das Land inne gehabt haben sollen, die von NW. her (celtischen Stammes?) immer weiter nach SO. zogen und endlich nach Sicilien kamen. Die Latiner wie die Samniter scheinen mit den Griechen verwandt zu sein (lateinische Sprache); Euander (Gutmann) soll aus Arkadien in ihr Land gekommen sein und den Kakus (Bösen?) mit Hülfe des Herkules bekämpft haben. Auch die Sage, daß der Trojaner Aeneas sich in Latium niedergelassen habe, ist uralt; sein Sohn Julus soll Alba longa gestiftet haben und Numitor, der Großvater des Romulus, wird ein Nachkomme des Julus genannt. In dem Bunde der Latiner (30 Städte) hatte Alba die Hegemonie.

Die **Etrusker**, nach ihrer eigenen Bezeichnung Rasena, waren vor den Römern das mächtigste Volk Italiens; sie hatten damals drei Bünde von je 12 Städten: 1) einen in dem eigentlichen Etrurien (Tyrrhenien, Tuscien — Toscana) mit Veji, Cäre, Tarquinii, Clusium, Arretium (Arezzo); 2) einen zweiten in Nord-Italien mit Bononia, Verona, Mantua, Adria; 3) den dritten in Campanien, zu welchem Capua, Atella, Herculanum und Pompeji gehörten. Ueber den Ursprung der Etrusker herrschen besonders zwei entgegengesetzte Meinungen: sie seien über das Meer aus dem Orient oder sie seien aus den Alpen gekommen. Die Alten bezeugen eine Verwandtschaft der Rasena mit den Rhätiern (in Graubündten), sagen aber übereinstimmend, die etruskischen Colonieen in Ober-Italien seien von Mittel-Italien ausgegangen und jene norditalischen Etrurier seien später von den Galliern in die Alpen gedrängt. Auch läßt die gesammte Eigenthümlichkeit der Etrusker sie nicht als ein Gebirgs-, sondern als ein seefahrendes Volk erscheinen (der Delphin war ihr wie der Kreter uraltes

---

Zeit und Raum, stören vielfach den ruhigen gleichmäßigen Lebensgenuß. Die geringe Bedürftigkeit trennt die Menschen mehr, als daß sie dieselben eng verknüpft; auch das häusliche Leben beruht hier weniger auf gemüthlicher Anhänglichkeit, als auf strenger Zucht u. s. w.

Symbol). Am Wahrscheinlichsten ist der priesterliche Adel Etruriens (Lucumonen) aus orientalischen (phönizischen?) Einwanderern hervorgegangen, die sich verschiedene einheimische Völkerschaften Italiens unterwarfen. Als kühne Seeräuber und Kaufleute traten sie langehin den Karthagern und Griechen gegenüber (bis Dionys I. ihre Seemacht zerstörte); den Landbau trieben die abhängigen Eingebornen, die auch unter Leitung der herrschenden Kaste großartige Bauten aufführten. Diese bestanden in Befestigungen, Hafenbauten, Entwässerungsanstalten; auch die norditalischen Gewässer sollen zuerst von ihnen gebändigt sein. Die Wissenschaft (wie die noch unenträthselte Schrift von orientalischem Charakter) blieb indeß Priestergeheimniß, insbesondere die sehr ausgebildete Weissagekunst, die ein unterirdischer Zwerg, Tages, gelehrt hatte; die Kunst war allegorisch, in der Weise des Orients, gab sich jedoch später griechischem Einfluß hin. Ein düsterer Despotismus untergrub das Bestehen der etrurischen Staaten; die Ueppigkeit des Herrenstandes führte sie ihrem Untergange entgegen, ehe noch Rom ihnen gegenüber trat. Als sie nach Gründung dieser Stadt einen vierten Städtebund stiften wollten, wurden sie durch das Vordringen der nördlichen Gallier, wie durch die Seemacht der Karthager und der südlichen Griechen daran gehindert.

Rom.

Ueber die Bedeutung der Lage Roms für seine geschichtliche Bestimmung läßt Livius (V, 54) den Camillus sagen: »Nicht ohne Ursache haben die Götter und Menschen diesen Ort zur Gründung der Stadt gewählt: die der Gesundheit zuträglichen Hügel, den Strom, der die Zufuhr aus dem Lande wie über das Meer gleichmäßig begünstigt, das Meer in angemessener Entfernung, nahe genug für den Verkehr und doch so entlegen, daß keine feindlichen Flotten die Stadt mit Gefahr bedrohen; — diesen Mittelpunkt Italiens, der zur Ausdehnung der Herrschaft einzig gelegen ist. Zum Beweise dient das rasche Emporblühen der jungen Stadt!« Für die früheste Entwickelung ist außerdem zu beachten: die Stadt wurde auf latinischem Gebiet, doch nach dem sabinischen Gebirge zu begründet, am linken Ufer der Tiber, die es von Etrurien schied und deren Mündung von dem kleinen vejentischen Ostia beherrscht wurde, zwischen diesem Hafenort und dem 5 Stunden vom Fluß gelegenen etruskischen Veji.

Die Sagen über die Entstehung Roms sind vielfach verschieden aufgefaßt, als rein symbolische Mythen und als entstellte Geschichte. Jedenfalls ist in denselben der Gang seiner früheren Entwickelung angedeutet, doch bleibt bei diesem selbst noch Manches streitig.

Als das Gründungsjahr der Stadt gilt nach Varro das Jahr 754 v. Chr. Geb., unzweifelhaft annähernd richtig. Von Anfang her, etwa 250 Jahre lang (bis 510), stand die Stadt unter Königen. Die Er- 754 v. C.

bauung wird den Zwillingen Romulus und Remus zugeschrieben. Diese, Söhne des Mars, waren wie ihre Mutter, die Vestalin Rhea Sylvia, vom König Amulius, der seinen Bruder, ihren Großvater, Numitor verdrängt hatte, zum Tode im Anio bestimmt, wurden aber wunderbar gerettet, von einer Wölfin gesäugt und unter Hirten zu Räubern erzogen, bis der Großvater sie erkannte und durch sie auf den Thron von Alba hergestellt wurde. Als ein Hauptpunkt muß betrachtet werden, daß nach der Sage Rom nicht eine abhängige Colonie der Latiner ist, sondern von Anfang her seinen eigenen Weg geht (»ein Asyl für Gesindel«) und um sich Geltung zu verschaffen, auf den Krieg angewiesen ist. Die Gründung der Urstadt am palatinischen Hügel soll indeß nach latinischem (obgleich, nach Varro, von den Etruskern entlehntem) Brauche geschehen sein; ein weißes Rinderpaar zog hierbei mit einem Pfluge eine Furche, die den Graben um die Stadt bezeichnete, wie die nach Innen geworfene Erde die Mauer, die Stelle, wo der Pflug getragen wurde (portare), das Thor andeutete. Schon Romulus soll dann Sabiner, auf dem capitolinischen Hügel, aufgenommen haben (Raub der Sabinerinnen und Theilung der Herrschaft mit dem König Tatius), und so werden die Römer ein Mischvolk (Rom »Zwillingsstadt«). Auch die Grundzüge der Verfassung Roms werden auf Romulus zurückgeführt. Nach Niebuhr's Ansicht haben unter den Königen bis auf Servius nur die Urbürger (Patricier) eine Theilnahme an dem dem Staate zugehörigen Ackergebiet und an der Staatsgewalt, obgleich er schon in früher Zeit neben denselben nicht nur Clienten, d. h. Hörige auf den Ländereien der Patricier, unter ihrem Rechtsschutz (Patronat), sondern auch eine »Gemeinde« von Freien, Plebejer, Ackerbürger der »Landschaft« außerhalb des Stadtgebiets, anerkennt. Sicher bildeten nur die Patricier Geschlechter (gentes), d. i. religiöse Gemeinschaften mit alleinigem Anrecht auf die Staatsämter; dieselben waren zu Curien (Gemeindeversammlungen) verbunden, deren Zahl Anfangs, so lange die Bevölkerung nur Latiner umfaßte, wohl nur 10 betrug; da indeß, nach der Sage, schon Romulus nach einander drei Stämme (tribus) aufgenommen haben soll, so wird ihm auch eine Vermehrung der Curien von 10 auf 20, und dann auf 30 zugeschrieben. Der Senat war jedenfalls nur ein Ausschuß aus den Patriciern; auch er soll, mit der Zahl der Stämme, von 100 auf 200 und 300 vermehrt sein. Der erste Stamm, die Rhamnes, soll die ursprünglichen Latiner, der zweite, Tities, die unter Tatius aufgenommenen Sabiner, der dritte, die Lucĕres, mit minderen Vorrechten, entweder später aufgenommene Latiner (Niebuhr) oder Etrusker bezeichnen. Die Ritter, die von den Patriciern gestellt werden (und auch das Fußvolk, nach Wachsmuth), werden nach diesen drei Stämmen abgetheilt. — Schon Romulus soll das etruskische Veji besiegt haben; daß er aber Einwohner von dorther nach Rom verpflanzt habe, läßt sich eben so wenig

behaupten, als daß schon damals die etruskischen Herrscher-Insignien (curulischer Stuhl, Lictoren mit den Fasces) nach Rom übertragen seien. Im Allgemeinen ist indeß gewiß, daß Rom von Anfang her seine Bevölkerung durch Eroberung vermehrte, so zwar, daß (nach Niebuhr) die Einwohner unterworfener Städte römische Schutzbürger (Pfahlbürger in der Landschaft) wurden und ein Theil derselben geradezu in die Stadt Rom verpflanzt ward. Der Name Quiriten für alle römischen Bürger ist übrigens schwerlich von Cures (der Stadt des Tatius), sondern von quilinus »einheimisch« herzuleiten (Romulus hieß als Gott: Quirinus).

Nach Romulus herrscht in Rom ein Sabiner, Numa Pompilius, der angeblich wegen seiner Weisheit von dem Volk erwählt und vom Senat bestätigt wurde, vielleicht aber nach vertragsmäßigem Wechsel der beiden Urstämme folgte. Ihm schreibt die Sage die Begründung der Religionseinrichtungen zu, die ihm im Umgange mit der Nymphe Egeria offenbart seien. Die Religion stand in Rom in engster Verbindung mit dem Staate, doch schrieb dieselbe nicht Glaubenssätze, sondern streng geregelte Gebräuche vor, die der Bürger wie Gesetze zu beobachten verpflichtet war (was mit ängstlicher Genauigkeit [religio] geschah). Das Priesterthum war den Patriciern vorbehalten, war aber nur ein Staatsamt, und es ist einseitig, die Patricier, die sich dem Kriegsdienst, allen bürgerlichen Aemtern und dem Ackerbau widmeten, eine Priesterkaste zu nennen; die Religion war jedoch ein Hauptmittel zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft. Es gab (nach Cicero) zwei Hauptclassen von Priestern, Besorger des Gottesdienstes und Ausleger der Zeichen. Schon Numa soll den ganzen öffentlichen und Privatgottesdienst den Verfügungen des Ober-Pontifex unterstellt haben, dem er auch die Ritualbücher einhändigte; das Collegium der Pontifices, die sich selbst auf Lebenszeit ergänzen, ist weder dem Senate noch den Bürgern zur Rechenschaft verpflichtet und beaufsichtigt alle Beamten bei den religiösen Gebräuchen. Einschließlich dieses Collegs gab es acht Priesterclassen, wie die Vestalinnen, die Wächterinnen des heiligen Feuers auf dem Heerde des Staats, die Fetialen, die das Kriegsrecht überwachten u. s. w. Besonders wichtig unter denselben waren die Augurn, »die Ausleger des höchsten Jupiter«, welche Himmelserscheinungen, Blitze, Vogelflug u. s. w. beobachteten und durch das Wort: »ein anderes Mal!« jede Staatshandlung, Volksversammlung &c. hemmen konnten. Ihre Wissenschaft war ein Geheimniß ihres Collegiums, und sie waren deßhalb unabsetzbar, durften indeß nur im Auftrage der Obrigkeiten, welche die Auspicien (das Recht der Götterbefragung) hatten, ihre Beobachtungen anstellen. Die Grundlage der Religion des Numa war wohl unzweifelhaft sabinisch; von den Etruskern nahmen die Römer die Haruspicin (Eingeweideschau) an, wahrscheinlich aber, wie das Etruskische überhaupt, erst später. Numa soll durch seine religiöse Gesetzgebung vorzüglich den Ackerbau und Frieden befördert haben; darauf zielt es, daß dem Gränzgotte (Jupiter Terminus) unblutige Op-

fer zu bringen waren u. s. w.; auch soll er königliches Land an güterlose Bürger ausgethan haben. Der Janustempel, dessen Thür nur im Kriege offen stehen sollte, war unter Numa beständig verschlossen, der nach langer Regierung ruhig starb.

Sein Nachfolger, Tullus Hostilius, ein Latiner, soll wie Numa gewählt sein. Unter ihm wird Alba (von den Latinern?) zerstört und ein Theil der Bewohner in Rom aufgenommen. Mit den Sabinern wird ein Krieg durch den Verkehr römischer Kaufleute bei einem Gränztempel herbeigeführt. Nach ihm folgt, auf gleiche Art gewählt, nochmals ein Sabiner, Ancus Martius, unter dem der aventinische Berg bebauet ward, den man schon seit Romulus als unheilvoll betrachtete. Dieser gilt für die eigentliche Heimath der Plebejer, d. h. (Niebuhr) auf demselben durften oder mußten einzelne Einwohner solcher unterworfenen (latinischen, sabinischen, etruskischen) Städte sich ansiedeln, deren gesammte Bürgerschaft in das römische Pfahlbürgerrecht ohne Theilnahme am Regiment aufgenommen war. Ancus soll den Vejentern Ostia genommen und den Janiculus auf dem etruskischen Tiberufer durch eine hölzerne Brücke mit dem alten Rom verbunden haben.

Die drei letzten Könige.

Die Entstehung oder die zunehmende Bedeutung der Plebs — der Gemeinde oder der Landschaft im Gegensatz gegen die Geschlechter oder die herrschenden Stadtbürger — führt einen Wendepunkt in der römischen Verfassung herbei. Die früheren römischen Könige waren nur die Ersten unter den Aristokraten; da Rom aber von Anfang her auf Eroberung hingewiesen war, wuchs zunächst die Macht der Könige als Kriegsführer, dann durch die Aufnahme der Unterworfenen als neuer Unterthanen. Es war die natürlichste Politik der Könige, sich gegen die Aristokratie auf die Massen zu stützen. Schon mit dem ersten Nachfolger des Ancus, Tarquinius Priscus, beginnt der Versuch, die (reicheren) Plebejer zu politischen Rechten (Theilnahme an der Leitung des Staats) heranzuziehen. Um dieselbe Zeit fängt nun auch etruskischer Einfluß an, in Rom hervorzutreten, wobei es dahin gestellt bleiben kann, ob Tarquinius Priscus ein Etrusker (wie die Alten melden) oder (nach Niebuhr) ein Latiner war; jedenfalls hört nun der Wechsel latinischer und sabinischer Könige auf. Die Nachricht, daß sich ein etruskischer Söldnerführer, Cäles Vibenna, mit seinem Unterfeldherrn Mastarna in Rom niederließ (cälischer Hügel), läßt sich vielleicht mit der Ernennung von hundert Senatoren minorum gentium (etwa jener dritten Tribus, der Luceres, — Etrusker?) in Verbindung bringen, noch besser mit dem Versuche des Tarquinius, die patricische Reiterei durch Aufnahme von plebejischen Rittern (neu aufgenommenen Etruskern?) zu vermehren, besonders da dieß an dem Widerspruch des eifersüchtigen sa-

binischen Augurs Attius Navius scheiterte. Unzweifelhaft erhöhete Tarquinius Priscus die königliche Macht in den äußeren und inneren Verhältnissen, indem er sich auf das Söldnerwesen stützte, das damals bei den unter sich zerfallenen Etruskern eine hohe Bedeutung erlangt hatte (Condottieren). Er siegte über Latiner, Sabiner und Etrusker, begann aber die Unterworfenen zu Sklaven zu machen, statt sie zu römischen Pfahlbürgern aufzunehmen, und verkaufte die Beute für seinen Schatz. So vermochte er, die gewaltigen ihm zugeschriebenen Bauwerke zu unternehmen: eine Steinmauer um ganz Rom (5 Hügel), die Cloaken zur Entsumpfung des Thals zwischen dem palatinischen und capitolinischen Hügel, wo nun das Forum entstand, — den Circus maximus, zwischen Palatinus und Aventinus, und den Grund zu dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol. Ebenfalls soll Tarquinius etruskische Spiele (in denen, anders als bei den Griechen, Sklaven als Gladiatoren u. s. w. auftraten), aber auch den feierlichen griechischen Gottesdienst eingeführt haben; denn schon war durch die Etrusker ein Verkehr mit den Griechen angeknüpft, ja Tarquin wird ein Sohn des geflüchteten Korinthers Demarätus genannt. Die goldene Krone, das Scepter mit dem Adler, wie die Purpurtoga, sind etruskischen Ursprungs.

Servius Tullius ist nach übereinstimmenden Nachrichten ein Fremdling von niederer Geburt, entweder ein Etrusker, nach Einigen der erwähnte Mastarna selbst, oder ein Latiner, und wegen geistiger Auszeichnung zum Kriegsobersten und Schwiegersohn des Tarquin erhoben. Nach dem gewaltsamen Tode des Letzteren durch die Söhne des Ancus Martius soll er sich zuerst auf eine Kriegerschaar gestützt, dann wegen seiner Tapferkeit von den Massen als König anerkannt sein, denen er auch Land angewiesen haben soll (»der Begünstiger des niedrigsten Haufens« Livius). Er, der auf dem Esquilinus wohnt, vereinigt die sieben Hügel Roms zu Einer großen Stadt *) und theilt die Stadt in 4, die Landschaft in 26 örtliche Bezirke

*) Roms Benennung »Siebenhügelstadt« ist allerdings nicht wörtlich zu nehmen; doch zählt man noch immer gewöhnlich 7 Haupthügel, die sämmtlich östlich von der Tiber liegen, jetzt übrigens, wegen des vielen Schuttes, mit dem die Thäler ausgefüllt sind, kaum noch unterschieden werden können.

Die alte Mauer des Romulus umfaßte nur 1) den Palatinus und 2) den nördlicher gelegenen Capitolinus. — In die Mauer des Servius Tullius wurde auch schon der Janiculus, westlich von der Tiber, hineingezogen, außerdem aber am östlichen Tiberufer 3) der Aventinus, im S. des Palatinus; ferner auch die östlich von dem ursprünglichen Rom gelegenen Hügel: 4) der Cölius (im SO von 3), 5) der Quirinalis (im NO. von 4), 6) der Viminalis (östlich von 5), 7) der Esquilinus (d. i. der draußen gelegene, im S. von 5 und 6).

Die Mauer Aurelian's (270 n. Chr.) umfaßte auch noch die nördlicheren Gegenden, d. i. östlich von der Tiber das Marsfeld, im Westen des Flusses den Vaticanus (um den sich vorzüglich das päbstliche Rom lagert).

(tribus), woraus zu ersehen ist, daß nun die Außenbürger die alten Stadtbürger an Zahl bei Weitem überwiegen. Servius setzte die Kriege gegen die Etrusker mit Glück fort, schloß aber mit den Latinern eine feste Eidgenossenschaft und benutzte den dadurch gesicherten Frieden, die inneren Verhältnisse des Staats zu ordnen. Ihm wird die Einführung des Classen- und Centurien-Systems zugeschrieben, durch welches wie die Last des Kriegsdienstes so die Theilnahme an der Leitung des Staats nach dem Vermögen abgemessen und hiermit die ganze Plebs zu politischer Berechtigung erhoben ward. Der Vermögensclassen sind 6, die Abstimmung erfolgt nach Centurien, und da der Centurien in der höchsten Classe mehr sind, als in allen übrigen zusammengenommen, so übt der Reichthum die Vorherrschaft.

Classe.	Vermögen.	Centurien (Stimmenzahl).
I	mindestens 100,000 As	98, unter denen 18 Ritter-Cent.
II	» 75,000 »	22, unter welchen 2 der Gewerbtreibenden (die Zünfte der Waffenschmiede und Zimmerleute).
III	» 50,000 »	20.
IV	» 25,000 »	22, unter welchen 2 Zünfte, der Hornbläser u. s. w.
V		
-	» 12,500 »	30.
VI	unter 12,500 »	1, in welcher die Proletarier*) die mittlere von 3 Abtheilungen (mit 375 — 1500 As) bilden.
	Summa	98 der Cl. I; 95 der übrigen Cl.; zusammen 193 Centurien.

Einzelnes hiebei ist streitig, die Hauptsache klar. Nach Niebuhr bezog sich der Census, der übrigens alle 5 Jahr erneuet wird, auf das Capitalvermögen, nicht aber bloß auf das Grundeigenthum; bei den Gewerbzünften setzt er frühere Corporationsrechte voraus, so daß das Vermögen hier nicht in Anschlag kommt. Der Ritterdienst ist nach ihm gleichfalls nicht nach dem Vermögen geordnet, sondern Sache persönlicher Auszeichnung. — Die Centurien-Eintheilung ist jedenfalls die Heeresordnung, und das militärische Element herrscht dabei vor. Die Art des Kriegsdienstes ist nach dem Vermögen verschieden, da Jeder sich selbst zu bewaffnen hat. Die erste Classe hat Panzer, Beinharnisch, Helm, Schild, Schwert und Spieß; der zweiten fehlt der Panzer, der dritten auch der Bein-

*) »Proletarier« wird von proles (Nachkommenschaft) hergeleitet, weil dieselben nur durch ihre Nachkommenschaft dem Staate Dienste leisteten.

harnisch, der vierten zugleich der Helm; die fünfte diente nur mit Spieß und Schleuder als Leichtbewaffnete; die sechste wurde nur in Nothfällen zum Kriegsdienst gezogen.

Neben den Centurien-Versammlungen bestehen übrigens die Curien-Comitien fort, in welchen die Centurienbeschlüsse von den Patriciern bestätigt werden. Mit der (örtlichen) Tribus-Eintheilung des Servius sind aber auch Tribus-Versammlungen eingeführt, in welchen (damals) wohl nur die Plebejer stimmen und die Kopfzahl entscheidet. Die spätere Entwickelung der Verfassung dreht sich besonders um die Ueberweisung der Staatsangelegenheiten entweder an die **Centurien-** oder die **Tribus-Comitien.**

Die Verfassung des Servius Tullius war den veränderten Verhältnissen gemäß, konnte aber nicht ohne Kampf gegen die überkommene Geschlechterherrschaft eingeführt werden und mußte alsbald noch einmal dem Grolle derselben erliegen. Servius selbst soll durch eine Patricier-Verschwörung, die sein Schwiegersohn Tarquinius Superbus, Sohn des älteren Tarquin, einleitete, gestürzt sein. Auch dieser usurpirte dann, wie einst Servius, den Thron und stützte sich auf Söldner (eine Leibwache). So beseitigte er gewaltsam, obwohl im Einverständniß mit den Patriciern, die Verfassung des Servius, drückte aber dann mit militärischem Despotismus die Geschlechter wie die Plebs. Glück und Ruhm des Krieges kam ihm dabei zu Statten. Die Herrschaft Roms war zu Ende seiner Regierung (wie aus dem ältesten Handelsvertrage Roms mit Karthago vom J. 509 v. Chr. Geb. zu ersehen ist) weit an den Küsten Mittel-Italiens ausgedehnt. Ueber die Latiner erwarb Tarquinius das Principat (Oberfeldherrnschaft), und stützte dieses auf das Opferungsrecht bei dem Bundesfeste auf dem Albaner Berge. — Er soll zuerst römische Colonieen (in Circeji am Meere) angelegt haben, um arme Bürger zu versorgen und die entfernten Eroberungen zu sichern. Die vom älteren Tarquin begonnenen Bauwerke vollendete er, insbesondere den prächtigen Tempel des Jupiter Capitolinus. Unter ihm sollen auch die sibyllinischen Bücher (aus Cumä in Großgriechenland) in Rom eingeführt sein, durch welche die Umgestaltung des sabinischen Cultus in den griechischen wesentlich befördert wurde. Sein und der Seinigen Uebermuth führte endlich den Sturz des Königthums durch seinen Verwandten Collatinus und den Kriegsobersten Brutus herbei; einer Erhebung der Patricier kam die Entrüstung der Massen zu Hülfe (wegen der Schmach der keuschen Lucretia, der Gemahlin des Collatinus durch den Sohn des Königs, Sextus). Rom wurde in eine Republik verwandelt (510). 510 v. C.

Dritte Periode.

Von Cyrus bis Alexander; 555 bis 333 v. Chr. Geb.

Seit Cyrus wird eine nähere und dauernde Verbindung des Orients und Occidents begründet. An der Spitze der Perser stiftet er ein Erobererreich, das schon unter ihm die Hauptvölker des westlichen Asiens, unter seinen Nachfolgern auch Aegypten umfaßt. Vor Allem wichtig werden die Kämpfe der Perser mit den Griechen; diese behaupten aber ihre Freiheit. Die Folge des Kampfes für die Griechen ist eine engere Vereinigung unter denselben, die Folge des Sieges und des auch unter den Kriegen gesteigerten Verkehrs mit dem reichen Orient ist der Aufschwung dieser Nation zu ihrer höchsten Blüthe. Mit dem Glücke tritt jedoch Uebermuth und Verderbniß unter den Griechen ein, mit dem Aufhören der äußeren Gefahr innerer Zwiespalt. Endlich geht gerade hieraus zum ersten Male eine Vereinigung aller Griechen zu einem Staate, doch mit Verlust der Freiheit, hervor. Die Hegemonie war unter den Perserkriegen von Sparta an Athen, und nach Bezwingung des letzteren im peloponnesischen Kriege alsbald an Theben übergegangen, von diesem kommt sie an Macedonien. Als Griechenland der monarchischen Gewalt macedonischer Kriegerkönige erlegen ist, vollzieht Alexander der Große an der Spitze desselben die Rache für die früheren Angriffe der Perser.

So hängt der Schlußpunkt der Periode mit ihren Anfängen als deren Gegenwirkung zusammen, und was den Persern nicht gelungen war, eine Vereinigung des Orients und Occidents, wird jetzt von der anderen Seite her, von den Griechen, freilich in ganz anderer Weise, aber zu sichtlich größerem Gewinn für die Menschheit zu Stande gebracht.

Nur zwei Völker stehen in diesem Zeitraume im Vordergrunde des weltgeschichtlichen Schauplatzes, die Perser und Griechen, im Osten; zwei andere, die Karthager und Römer, im Westen, treten allmählich aus dem Hintergrunde hervor.

I. Der Osten.

1. Die Perser.

Die Meder, die aus dem Westtheile des nördlichen Gebirgsrandes von Iran stammten, hatten sich gegen die Assyrer erhoben, als diese verweichlicht waren, und beherrschten seitdem ganz Iran. Kaum verging ein Jahrhundert, so waren auch sie in Erschlaffung versunken und es erhob sich gegen sie das noch kräftige Gebirgsvolk der Perser, das seine Wohnsitze in dem südlichen Rande von Iran hatte. Dort ist der Boden dreifacher Art: ein nie-

driger Küstensaum am persischen Meerbusen, dann Gebirgsstufen mit fruchtbaren Thälern zwischen denselben, endlich ein Theil der rauhen Hochebene. Vier Stämme der Perser waren Nomaden (an der Küste und im Hochlande), drei trieben Ackerbau (in den Thälern), drei bildeten einen kriegerischen Adel, der wohl vom Hochlande aus die übrigen unterworfen hatte (und unter diesen vertheilt lebte?); die Pasargaden waren der vornehmste Stamm, zu welchem das Geschlecht der Achämeniden (von Dschemschid, S. 41) gehörte, aus dem die persischen Könige waren.

Die Perser waren unter der Herrschaft der Meder als deren Stammverwandte mit großer Milde behandelt; daß Cyrus ein Enkel des medischen Königs Astyages gewesen sei, ist wahrscheinlich nur eine medische Sage. Das Wichtigste bleibt: die Perser waren ein kräftiges Naturvolk, das auch unter der Herrschaft der Meder seine Liebe zur Freiheit bewahrte und, als es dieselbe abwarf, der Herrschaft würdig erschien. Die Perser erzogen ihre Söhne bis zum 20sten Jahre zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit. Für die Religion des Zoroaster waren sie entweder schon in ihrem Heimathlande gewonnen oder sie eigneten sich dieselbe nach Unterwerfung der Meder an. Als sich Cyrus, ein Achämenide, unter den Persern erhob, soll er sie zuerst zusammenberufen haben, um ein Dorngefilde urbar zu machen, am folgenden Tage aber, um mit ihnen ein großes Gelage zu feiern. Als dann Alle auf die Frage, welchem Tage sie den Vorzug gäben, für den Festtag stimmten, redete sie Cyrus an: »Wenn Ihr mir folgen wollt, so ist ein solches Leben für immer Euer!« — Dieß war dem Geiste eines solchen Volkes durchaus gemäß, und Cyrus zog an der Spitze der Perser gegen die Meder aus. Astyages unterlag, wurde aber nach allen Nachrichten von Cyrus milde behandelt. Ueberhaupt erscheint Cyrus, den die Perser einen »Vater« nennen, selbst bei den Feinden seines Volks, bei den Griechen wie bei den Juden, als ein edler und weiser Herrscher. Von den Persern sagt Herodot, daß sie mehr als andere Völker geneigt waren, sich fremde Sitten anzueignen, auch jede Religion duldeten (was doch Ausnahmen leidet). Sie folgten indeß der Warnung des Cyrus, ihr Stammland nicht in Masse zu verlassen; und Cyrus gründete in diesem die heilige Residenz Persepolis, wo auch die Leichname der Könige beigesetzt wurden, wie er selbst in der Nähe derselben, bei Pasargadä, sein Grab bekam. (Dieß Grab wie die Ruinen von Persepolis — auf Treppenterrassen, Säulen, Bildwerke und Inschriften, in der jüngst entzifferten Keilschrift — sind erhalten.) Die ihre Heimath verlassenden Perser wandten sich indessen alsbald den Sitten des medischen Herrschervolkes zu; auch wurden sie zu immer weiteren Eroberungen fortgerissen. Der lydische König Krösus, der zuerst gegen die neu aufstrebende Macht einen Angriff wagte, wurde bezwungen, als er den Halys, den östlichen Gränzfluß seines Reichs, überschritten hatte und nach seiner Hauptstadt Sardes zurückgetrieben war; auch er aber wurde milde

behandelt (angeblich erst auf den Ausruf: O Solon! ꝛc.). So reichte die Herrschaft des Cyrus schon bis zu den Küsten des ägäischen Meers, wo sich die griechischen Städte nach kurzem Kampfe unterwerfen mußten. Die Lydier sollen nach Krösus' eigenem Rath durch Entwaffnung und Verweichlichung unschädlich gemacht sein. Rasch zog der siegreiche Cyrus auch gegen Babylon, wo das Herrschervolk schon lange in Weichlichkeit versunken war; nach der Einnahme der großen Hauptstadt, die, nach Ableitung des Euphrat in ein Seebecken, während eines Festes überfallen war, unterwarfen sich die phönizischen Städte freiwillig. Für die Juden wurde Cyrus der Befreier aus der babylonischen Gefangenschaft; er gestattete ihnen Rückkehr in ihr Heimathland und Wiedererbauung des Tempels in Jerusalem. Pläne auf Aegypten mögen ihn dazu bestimmt haben, doch ehrte er in ächter Weise eines Ormuzddieners die Religion des Jehovah; darum nennt ihn der Prophet »den Gesalbten des Herrn, den Er bei der rechten Hand ergreift, daß er die Völker vor ihm unterwerfe.« Kämpfe gegen die Nomaden in Turan, welche die Ordnung des neuen Reichs bedrohen mochten, zogen ihn nach Norden; dort fand er seinen Tod in der Schlacht (am Jaxartes), vielleicht noch im Tode beschimpft (von der Königin Tomўris).

Der unwürdige Nachfolger des Cyrus war sein Sohn Cambyses, — »ein Herr«, aufgeblasen von Herrscherstolz, (nach Plato) unter den Weibern und Verschnittenen erzogen. Die schon von Cyrus beabsichtigte Unterwerfung Aegyptens brachte er zur Ausführung, wobei ihm der Uebertritt der griechischen Söldner im Dienste der Aegypter zu Statten kam. Im Uebermuth gedachte er bis an die Enden der Erde zu ziehen; einen Plan gegen Karthago mußte er aufgeben, weil die Phönizier durch Pietät zurückgehalten wurden, ihm dazu ihre Schiffe zu stellen. Er sandte jedoch ein Heer gegen die Oase des Ammon, das in der Wüste umkam; er selbst zog gegen die Aethiopen im Süden, mußte aber wegen Mangel an Nahrung in den Wüsten Nubiens umkehren und soll dann seinen Zorn gegen die Aegypter ausgelassen haben (u. A. am Stiergotte Apis, den er niederstieß). Die Erhebung eines Usurpators rief ihn heim, er starb aber unterwegs, indem er sich unvorsichtig mit seinem Schwert in den Schenkel verwundete.

Ein Magier hatte sich für Smerdes, den Bruder des Cambyses, ausgegeben, den dieser selbst aus dem Wege geräumt hatte, und suchte sich auf dem Throne zu erhalten, worin wohl ein Versuch zu erkennen ist, den Magern und durch sie den Medern überwiegenden Einfluß zu sichern. Der falsche Smerdes wurde indeß an den abgeschnittenen Ohren erkannt und durch eine Verschwörung persischer Großen gestürzt. Diese beschlossen nach Berathung über das neue Regiment, Einen aus ihrer Mitte durch ein Pferdeorakel zum Herrscher zu erheben, durch welches sich mit Hülfe einer List der Achämenide Darius, Sohn des Hystaspes, den Thron verschaffte.

Er befestigte sich auf demselben durch Verheirathung mit zwei Töchtern des Cyrus, durch Fortsetzung der Eroberungskriege und eine geordnete Reichseinrichtung. Als die Babylonier sich gegen ihn auflehnten, verschaffte ihm Zopyrus, der sich nach eigener Verstümmelung für einen von Darius Verfolgten ausgab und so von den Feinden ein Commando erhielt, den Eingang in die Stadt, welche strenge Bestrafung erfuhr. Darius trug die persischen Waffen zuerst gegen Europa; ein Zug gegen die Scythen (durch Kleinasien über den Bosporus und die Donau) schlug fehl, weil diese Nomaden sich in ihre Steppen zurückzogen; doch unterwarfen die Perser auf der Rückkehr Thracien und Macedonien. Alsbald griff Darius auch die Griechen an, die eine Empörung ihrer kleinasiatischen Landsleute unterstützt hatten. Nachdem er bei einem ersten Unternehmen eine Flotte und ein Landheer eingebüßt hatte (492), wurde ein Landungsheer 490 bei Marathon zurückgewiesen, womit bereits das Sinken der persischen Macht beginnt. Auch ein Unternehmen gegen Cyrene war fehlgeschlagen; dagegen hatte Darius auf der anderen Seite seines Reichs einen Theil von Indien zinsbar gemacht. Eine Eintheilung des ganzen Reichs in Satrapieen, die er durchführte, kam vor Allem der Füllung des königlichen Schatzes zu Nutze, weßhalb ihn die Perser einen »Krämer« nannten. Die 20 Satrapieen waren im Wesentlichen »nur eine Classification nach der Völkerverschiedenheit mit Bestimmung des zu zahlenden Tributs«, jedoch wurde dadurch die Besteuerung, die unter den ersten Herrschern nur nach augenblicklichem Bedürfniß erhoben war, wenigstens geregelt. Daß Darius in den Statthalterschaften die Civil- und Militärgewalt getrennt habe (Heeren), läßt sich nicht beweisen. Die Satrapen ließ er allerdings durch Sendboten einigermaßen beaufsichtigen; ihre Uebermacht führte indeß bald Kriege der einzelnen Satrapen gegen einander und Abfall derselben vom Reiche herbei. An eine allgemeine Gesetzgebung konnte noch nicht gedacht werden, jedes Volk behielt seine herkömmlichen Einrichtungen und mußte vor Allem Krieger stellen, Geld- und Natural-Abgaben liefern.

Die Verbindung so vieler Völker zu einem geordneten Reiche hatte übrigens auch manche Fortschritte zu höherer Cultur im Gefolge; der Handel wurde erleichtert, der Ackerbau befördert (was auch absichtlich in Folge der Lehre des Zoroaster und zur Hebung der Finanzen geschah) und zur Aufrechthaltung der Herrschaft über die weiten Eroberungen eine Posteinrichtung begründet. Auf einen festen Rechtszustand war freilich nicht zu rechnen; die Königsmacht war völlig despotisch und wurde höchstens durch die Religion in einigen Schranken gehalten; auch wurden die Uebel des orientalischen Despotismus mit zunehmender Verweichlichung der Perser immer größer, besonders in Folge der Serail-Intriguen. Der Luxus der Könige forderte bald die ausgesuchtesten Genüsse und jede Provinz mußte ihnen ihr Bestes liefern. Ihre Residenzen wechselten sie der Annehmlichkeit wegen nach den Jahreszeiten. Susa, das von Cyrus statt

des medischen Ekbatana mehr im Mittelpunkte des Reichs angelegt war, wurde der Frühlingsaufenthalt, das höher gelegene Ekbatana Sommersitz, Babylon, im Tieflande, Winterresidenz; Persepolis diente zu Reichsfestlichkeiten (nicht bloß zur Todtenresidenz). Von den altpersischen Stammsitten erhielt sich besonders die Liebe zur Jagd, weßhalb Thiergärten (Paradiese) in allen Gegenden des Reiches angelegt wurden. — Wie die Kriege der späteren Könige mit den Griechen das Reich schwächten, wird sich aus der Geschichte dieses Volkes ergeben.

Auf Darius I. folgte (485) durch Einfluß seiner Lieblings-Gemahlin Atossa ihr Sohn Xerxes I., ein Weichling im Serail, der vergeblich durch ungeheure Rüstungen über Griechenland zu siegen hoffte, nach der Schlacht bei Salamis die Flucht ergriff und endlich als Opfer einer Serailverschwörung fiel (465 v. Chr.). Unter seinem Sohne Artaxerxes I. (Langhand) traten Empörungen mehrerer Satrapen und Aegyptens ein; ihm folgten seine Söhne, erst Xerxes II., dann Sogdianus, der jenen ermordete, wie er selbst durch einen dritten Bruder, Darius II. Nothus, getödtet wurde, der sich als Herrscher von seiner ränkevollen Gemahlin Parysatis leiten ließ. Hieraus entspann sich ein Bruderkrieg unter ihren Söhnen Artaxerxes II. (Mnemon) und Cyrus dem Jüngeren, dem Xenophon vergeblich 10,000 Griechen zu Hülfe führte (Anabasis). Artaxerxes II. siegte und ihm folgte sein Sohn Artaxerxes III. Ochus, der wie sein Sohn (Arses) durch einen Minister vergiftet und durch einen Urenkel des Darius II., Darius III. Codomannus, ersetzt wurde. Unter dem Letzteren erlag das unter den Thronzwisten immer mehr zerrüttete Reich dem Kampfe mit Alexander dem Großen.

2. Die Griechen.

A. Die Perserkriege.

Als durch die persischen Eroberungen eine Menge der verschiedensten Völker unter dem orientalischen Despotismus in Ein Reich verbunden wurde, war unter dem griechischen Volke die politische Freiheit schon durch fest geordnete Staatseinrichtungen begründet und Wohlstand und Bildung im glücklichsten Fortschreiten, ohne daß die ursprüngliche Kraft desselben durch Verweichlichung gebrochen war. Die Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen durch Cyrus mußte indessen bei den Persern bald den Gedanken anregen, auch das Stammland derselben zu unterjochen; als jene Colonieen die Herrschaft der Perser, die sich drückender als die des Crösus gestaltete, abzuwerfen unternahmen, suchten die europäischen Griechen der Gefahr zuvorzukommen, die ihnen selbst von dem immer weiter um sich greifenden Erobererreiche drohete. Der aus Athen vertriebene Hippias hatte bereits Hülfe bei den Persern gesucht; ein Arzt Demokedes aus Croton in Unter-Italien, der am Hofe des Darius Hystaspis lebte, wurde bei einer

Reise in seine Heimath an die Spitze eines persischen Geschwaders gestellt, welches Griechenland untersuchen sollte. Nicht lange, so stifteten zwei klein-asiatische Griechen, Histiäus und sein Eidam Aristagoras, die im Dienste des Perserkönigs mit demselben zerfielen, die Jonier in Klein-Asien zur Empörung gegen Darius I. an, und erlangten hierzu den Beistand der Athener. Als diese mit einem ionischen Heere Sardes verbrannt hatten, schwur ihnen Darius Vergeltung; Hippias schärfte seinen Zorn und er ließ sich täglich bei der Mahlzeit zurufen: »Herr, gedenke der Athener!« Mit ihnen aber sollte ganz Griechenland unterjocht werden; dazu wurde zuerst (492) Mardonius mit einer Flotte und einem Landheere abgesandt. Dieses Unternehmen schlug völlig fehl; die Flotte wurde am Vorgebirge Athos vom Sturm vernichtet, das Landherr von thracischen Völkerschaften zerstreuet. Darius forderte trotzdem Unterwerfung der Griechen durch Herolde; viele Staaten sandten aus Furcht »Erde und Wasser!«, Athen und Sparta widerstanden. Deßhalb rüstete Darius von Neuem; dieses Mal führten zwei andere Feldherren (Datis und Artaphernes), von Hippias geleitet, ein Landungsheer geradezu nach der Ostküste von Attika. Die Athener riefen die Spartaner zu Hülfe, diese zögerten aber, weil ihr Glaube verbiete, vor dem Vollmond auszurücken, und nur die Platäer zogen mit den Athenern gen Marathon, wo die Perser mit (fünffach) überlegener Macht gelandet waren. Unter den zehn athenischen Feldherren, die Tag um Tag im Oberbefehl wechselten, drang vor allen Miltiades (der jüngst vor den Persern aus seinen großen thracischen Besitzungen nach seiner Vaterstadt Athen geflüchtet war) auf eine Entscheidungsschlacht; der Polemarch trat ihm bei, doch wurde der Tag, wo Miltiades befehligte, abgewartet. Nun schritt dieser zum Angriff und die begeisterte Freiheitsliebe der athenischen Bürger siegte über das persische Despotenheer, bei Marathon (490). Ein Bote fiel in Athen mit dem Ausruf: »Freuet Euch, wir haben gesiegt!« todt nieder. Auch einen Versuch der Perser, nach Umsegelung von Attika Athen anzugreifen, vereitelte Miltiades durch die Raschheit, mit der er über die Höhen zum Schutz der Hauptstadt heranzog.

492 v. C.

490 v. C.

Athen hatte ohne Sparta, das schon die Hegemonie in Griechenland beanspruchte, die gemeinsame Gefahr von der ganzen Nation abgewandt; das Andenken daran wurde durch ein Gemälde der Schlacht bei Marathon in der bunten Halle (Pökile) zu Athen und durch Denkmäler auf dem Schlachtfelde (eine Nemesis des Phidias aus einem den Persern abgenommenen Marmorblocke und späterhin durch das Grab des Miltiades daselbst) verewigt. Sogleich aber erweckte Miltiades auch Eroberungspläne bei den Athenern, jedoch zu seinem eigenen Verderben. Als er Paros vergeblich angegriffen hatte, wurde ihm eine Geldbuße auferlegt, und da er diese nicht zahlen konnte, starb er an der vor Paros erhaltenen Wunde im Gefängniß; auch sein Sohn Cimon entging der Schuldhaft nur durch das Dazwischentreten eines reichen Schwagers.

Darius dachte auf eine neue, größere Rüstung, starb aber vor Vollendung derselben (485 v. Chr. Geb.); sein Sohn Xerxes scheint mehr durch Mardonius' Wunsch, seinen Ruf herzustellen, und die Ränke der Pisistratiden (angebliche Weissagungen), als durch eigenen Ehrgeiz zu der Ausführung der väterlichen Pläne bestimmt zu sein. Doch sollte nun auch die ganze Macht des Perserreiches entfaltet werden. Wiederum wurde ein Landheer und eine Flotte gegen Griechenland ausgesandt; für jenes wurden zwei Brücken über den Hellespont geschlagen; damit die Flotte den Gefahren am Athos entginge, wurde die schmale und niedrige Landenge, die dieses Vorgebirge mit dem Festlande verband, durchstochen. Bei Abydos, auf der asiatischen Seite des Hellespont, sah Xerxes dem Uebergange des Heeres auf der einen, des Gepäckes auf der anderen Brücke zu; dieser soll 7 Tage und 7 Nächte gedauert haben, und als man jenseits die Menge mehr maß (in einer Umzäunung für 10,000) als zählte, fand sich eine Zahl von fast 2 Millionen Streitern (ohne den Troß), aus sämmtlichen Völkerschaften des persischen Reiches zusammengesetzt. In Thracien und Macedonien kamen noch 300,000 Mann Verstärkung hinzu; für den Unterhalt war durch ungeheure Magazine gesorgt; auch segelte die Flotte an der Küste hin, während das Landheer durch Thracien und Macedonien zog.

In Griechenland waren die Hauptstaaten seit der Schlacht bei Marathon auf einen neuen Angriff der Perser gefaßt, obgleich durch die langen Rüstungen (die ein Aufstand in Aegypten noch verzögert hatte) fast sicher geworden. Auch waren, als die Gefahr herankam, nicht alle griechischen Staaten in gleichem Maße zur Gegenwehr entschlossen, theils aus Besorgniß vor der Uebermacht der Perser, theils wegen mannigfacher innerer Zwistigkeiten. Weil die Thessaler sich zur Unterwerfung neigten, waren die Phocier um so eifriger für die Abwehr; die Aristokratie in Theben war eifersüchtig auf Athen, aber deßhalb hielten andere böotische Städte (wie Platää) desto treuer zu diesem. Im Peloponnes waren die Argiver wie die Achäer dem Oberbefehl der Spartaner entgegen und blieben deßhalb unthätig. Freiheits- und Nationalgeist beseelte jedoch die beiden Hauptstaaten, Athen und Sparta; und in Sparta war kürzlich der edle Leonidas auf den Thron gelangt, in Athen hatte Themistokles' vorschauende Klugheit schon längst das große Ziel der Rettung Griechenlands vor den Barbaren im Auge. Themistokles, aus einem edlen, bisher zwar nicht ausgezeichneten Geschlechte, äußerte schon früh: »die Trophäen des Miltiades ließen ihn nicht schlafen!« Er erkannte, daß unter den großartigen Verhältnissen, in die Griechenland hineingezogen wurde, Athen nicht in der bisherigen Stellung verharren könne, daß es entweder sich unterordnen oder zum ersten Range in Griechenland erheben müßte; aber er wollte, daß Athen in Griechenland und er selbst in Athen herrschte, und er sah, daß die Zeit der See-

herrschaft für Athen gekommen sei, die schon Solon als dessen Naturbestimmung erkannte. Eine Zeitlang stand seinem Einflusse Aristides im Wege. Dieser aus einem altangesehenen Geschlecht, hieß der Gerechte, und scheint den kühnen Neuerungen des Themistokles das herkömmliche Recht entgegengestellt zu haben. Aristides erschien aber als ein gefährlicher Aristokrat und mußte, im Scherbengericht verurtheilt, in die Verbannung gehen. Themistokles wußte den Aufschwung des athenischen Geistes nach der Schlacht von Marathon zu großen Entschlüssen zu benutzen; bald darauf verzichteten die Bürger auf die Vertheilung der Einkünfte von den laurischen Silberbergwerken, um sie auf die Erweiterung der Seemacht zu verwenden. — Als Xerxes vor dem Aufbruche seines Heeres in Sardes überwinterte, schickten die griechischen Staaten, die der Freiheit zugethan waren, Gesandte nach dem Isthmus von Korinth; diese versuchten ganz Griechenland zu einigen und riefen selbst Gelon, den Tyrannen von Syrakus, zum Beistande auf; als jedoch Gelon den Oberbefehl verlangte, erklärte Athen wie Sparta, derselbe gebühre den Spartiaten; Themistokles zeigte den größten Eifer, Zwistigkeiten unter den griechischen Staaten auszugleichen. Dann bestimmte der Congreß, wo den Feinden der Einbruch gewehrt werden solle. Thessalien glaubte man nicht vertheidigen zu können, deßhalb sollten sich die Peloponnesier unter Leonidas am Paß von Thermopylä aufstellen; die Flotte sollte das Vorgebirge Artemisium am Nordende von Euböa behaupten, auch diese, des herkömmlichen Ansehens wegen, unter einem spartanischen Befehlshaber, obgleich Sparta nur 10, Athen 127 Schiffe gestellt hatte.

Die Flotte wagte erst bei Artemisium Stand zu halten (480), als die Perser einen großen Theil ihrer Schiffe durch Sturm verloren hatten. Dann kämpfte sie mit Muth und Glück mehrere Tage lang, vor allen zeichneten sich die Athener aus, »die hier den glänzenden Grund zur Freiheit legten« (Pindar). Der Sieg wurde indeß theuer erkauft, und als die Nachricht erscholl, daß die Thermopylen von den Persern umgangen seien, beschloß man den Rückzug der Flotte. Nach Thermopylä waren mit dem Leonidas nur 300 Spartiaten gezogen, weil es die Zeit der olympischen Spiele war, doch wurden dieselben durch mehrere Tausende aus den Staaten Mittelgriechenlands verstärkt. Dieses Heer sollte die Millionen des Xerxes am nördlichen Eingang des 1 deutsche Meile langen Passes aufhalten, der hier, bis auf Wagenbreite, im W. vom Gebirge, im O. von dem Morast am Meere eingeengt war. Nach zweitägigem Kampfe verzweifelte Xerxes, den Durchgang zu erzwingen; da zeigte der Verräther Ephialtes einen Weg über das Gebirge, der am Südende des Passes auslief. Als mittels desselben die Spartaner umgangen waren, beschloß Leonidas, mit seinen Spartanern auf seinem Posten zu fallen, zuvor aber fügte er den Persern neuen furchtbaren Verlust zu. Die Zahl der Griechen, die hier kämpften und starben, wird verschieden angegeben; von

480 v. C.

den Spartiaten entrann nur Einer, der feige Aristodemos, den forthin Niemand an seinem Heerde duldete; die Uebrigen fielen, wie ihr Denkmal sagte, »den Gesetzen gehorsam«.

Die Thessaler lenkten jetzt den Marsch des persischen Heeres gegen Phocis; die Plünderung des Tempelschatzes von Delphi wurde durch ein grausiges Gewitter, das die Perser in wilder Flucht zerstreute, abgewandt. Bei dem weiteren Marsch, durch Böotien, wurde Theben geschont, Platää verbrannt. Athen hatte ein gleiches Schicksal wie letzteres zu erwarten. Denn diese Stadt, das Hauptziel der persischen Rache, lag wehrlos da. Als die athenischen Schiffe von Artemisium durch den Euripos fuhren, vernahmen sie, daß die Peloponnesier beschlossen hatten, die Landmacht in ihrer Halbinsel zu halten und den Persern durch eine Mauer über den Isthmus den Eingang zu wehren. Deßhalb baten nun die Athener ihre Bundesgenossen, mit ihnen nach Salamis zu segeln, wohin nach einem früheren Beschlusse die Bevölkerung Athens gerettet werden sollte. Dieß war nach dem Rathe des Themistokles in Folge eines Ausspruchs des delphischen Orakels bestimmt; denn nachdem die Pythia bei der ersten Befragung erklärt hatte: »kein Theil von Athen wird dem Schwert und dem Feuer entrinnen; fliehet, Athener, bis an die äußersten Enden der Erde!« war auf Andringen eines der angesehensten Delphier ein zweiter Spruch erbeten, in dem es hieß: »die Stadt könne selbst Pallas nicht schützen, die Bürger würden hinter einer hölzernen Mauer gerettet werden.« Zwar theilten sich die Athener über die Auslegung dieses Orakels; die älteren Bürger meinten, die Göttin verlange nur die Herstellung der uralten Dornhecke um die Burg, die jüngeren schaarten sich um den Themistokles, der ihnen unlängst die Flotte zur zweiten Heimath gemacht hatte und der auch jetzt rieth, im äußersten Falle hinter die hölzernen Mauern der Schiffe zu flüchten. Als Xerxes' Schaaren heranwogten, wurde Athen geräumt; der größte Theil der Bewohner ging nach Salamis; ein Theil blieb zur Vertheidigung der Burg hinter der hergestellten Dornenhecke zurück. Alsbald erschien Xerxes mit seiner Heeresmacht in der Ebene von Athen; die Burg wurde auf's Tapferste vertheidigt, doch ging auch sie endlich gleich der Stadt in Flammen auf.

Die Flotte hatte indeß ihren Standort bei Salamis genommen; als man hier das Schicksal Athens erfuhr, drohten die griechischen Schiffe sich zu zerstreuen, ja im Kriegsrath siegte die Meinung, nur den Peloponnes zu schützen. Diese Ansicht wurde zwar aufgegeben, als Themistokles erklärte, die Athener würden sonst ihren Staat nach Unter-Italien verpflanzen, aber beim Heranrücken der persischen Flotte dachten die Peloponnesier auf eilige Flucht. Da faßte Themistokles den kühnen Gedanken, die Griechen, ehe sie sich zu trennen vermöchten, zum Kampfe zu zwingen. Er schickte eine Botschaft an den persischen Admiral: »er wünsche den Persern den Sieg; nur ein rascher Angriff aber könne ihnen einen vollständigen Sieg

gewähren, ehe die Griechen ihren Plan, zu entwischen, ausführen könnten.« Die Perser griffen in der That sogleich an und die Griechen kämpften mit dem Muth der Verzweiflung. Der noch verbannte Aristides soll es gewesen sein, der zuerst die Absperrung der beiden Meerengen zwischen Salamis und Attika durch die Perser meldete, und der jetzt den Themistokles zum Wettkampf für die Rettung des Vaterlandes aufforderte. Themistokles hatte auch den Kampfplatz selbst vortrefflich gewählt; er benutzte die Enge der Gewässer wie die Stunde eines regelmäßigen Windes, um die schweren und allzuzahlreichen Schiffe der Feinde in Verwirrung zu bringen. Der Kampf gegen die Uebermacht der Perser dauerte zwar vom Morgen bis in die Nacht; der Sieg der Griechen bei Salamis (23. Juli 480) war aber so entscheidend, daß Xerxes noch vor Anbruch des folgenden Tages mit dem Rest der Flotte nach dem Hellespont aufbrach, während Mardonius es übernahm, die Nationalehre der Perser durch Erneuerung des Landkampfes mit 300,000 Mann zu retten. Themistokles wußte die Flucht des Xerxes noch zu beschleunigen, indem er ihm die Botschaft sandte, die Griechen beabsichtigten, die Brücken über den Hellespont zu zerstören; noch während seines Rückzugs durch Thracien vernichtete dann ein Sturm die Brücken, und der Perserkönig flüchtete zu Schiffe über die Meerenge. Ein großer Theil des Heeres, das ihn begleitete, war unterwegs durch Mangel und Krankheit umgekommen. Mardonius nahm den Winteraufenthalt in Thessalien. — Themistokles wurde von ganz Griechenland als Retter geehrt. Zwar schmälerte er seinen Ruhm durch Erpressungen, die er den Inseln, welche sich den Persern angeschlossen hatten, auferlegte; auch er aber, wie der nochmals versammelte Congreß auf dem Isthmus, bezeigte den Göttern seinen Dank durch Weihgeschenke und Tempelstiftung.

480 v. C.

An demselben Tage, wo die Freiheit Griechenlands durch den Sieg bei Salamis gegen die Perser gerettet wurde, waren auch die griechischen Colonieen in Sicilien einer gleichen Gefahr, mit der die Karthager sie bedrohten, entgangen. Ist es auch nicht wahrscheinlich, daß Xerxes selbst die Karthager zur Unterstützung aufrief, so kannten diese doch unzweifelhaft die Rüstungen des Perserkönigs wie das Ziel derselben, und benutzten die Zeit, wo Griechenland außer Stande war, seinen westlichen Colonieen Beistand zu leisten, um ihre längst vorbereiteten Pläne zur Unterwerfung Siciliens auszuführen. Gelon, der Beherrscher von Syrakus, besiegte die Karthager, die zuerst Himĕra belagerten, zu See und zu Lande und soll ihnen neben Erstattung der Kriegskosten die Abschaffung der Menschenopfer als Bedingung des Friedens auferlegt haben.

Griechenland hatte indeß noch einen neuen Angriff der Perser zu gewärtigen; Mardonius stand in Thessalien, die Flotte der Perser, die den Xerxes mit den Trümmern seines Heeres über den Hellespont gesetzt hatte, war noch stark genug, um an den Küsten Klein-Asiens Stand zu halten. Ehe Mardonius zum Angriff schritt, trug er jedoch den Athenern

Bundesgenossenschaft zum Kampfe gegen die Peloponnesier an; die Athener antworteten: »so lange die Sonne ihren Lauf behielte, würden sie die Sprache, Sitte und Religion der Griechen gegen die Barbaren vertheidigen!« sprachen aber zugleich gegen Sparta die Erwartung eines baldigen Zuzugs nach Böotien aus. Mardonius rückte heran, die Peloponnesier zögerten auch jetzt; die Perser besetzten noch einmal die wüste Stätte von Athen, dessen Bürger sich wieder nach Salamis gerettet hatten. Auch in diesem ihrem letzten Schlupfwinkel wiesen sie die erneuerten Anträge des Mardonius ab; Sparta berief sich nochmals auf religiöse Bedenken (vielleicht bis es über den Plan des den Persern ergebenen Argos Gewißheit hatte), schickte jedoch endlich noch in der letzten Stunde den Pausanias (als Vormund des Königs) mit einem peloponnesischen Heere den Athenern zu Hülfe, die ihre Mannschaft unter den Aristides stellten. Nun zog sich Mardonius aus Attika in die böotische Ebene zurück, wo ihm für seine Reiterei der günstige Boden und die Freundschaft von Theben wie anderer Nachbarstaaten zu Statten kam. Nach mehrfachen Zögerungen, indem kein Theil zum Angriff schreiten wollte (den die Weissage-Opfer widerriethen), trafen sich die Heere bei Platää, wo der Tod des Mardonius das (dreifach überlegene) persische Heer in gänzliche Verwirrung brachte (25. Sept. 479). Ein Theil desselben floh dem Hellespont zu, ein anderer fiel mit dem Lager in die Hände der Griechen, die hier mit den zurückgelassenen Schätzen des Xerxes bereichert wurden. In einer Versammlung der Griechen ward auf den Antrag des Aristides beschlossen, daß alle griechischen Staaten jedes fünfte Jahr ein »Fest der Freiheit« in Platää feierten. — An demselben Tage, wo bei Platää gestritten wurde, griff auch die griechische Flotte (durch ein Gerücht von einer Niederlage des Mardonius ermuthigt) die Perser am Vorgebirge Mykäle (Samos gegenüber, in Klein-Asien) an, wo dieselben, ihre Schiffe verlassend, ein verschanztes Lager bezogen hatten. Auch hier siegten die Griechen; der Preis dieser Schlacht war gleichfalls große Beute, vor Allem aber die Befreiung der ionischen Colonieen. Die Peloponnesier freilich meinten, man müsse Asien den Barbaren überlassen, aber Athen, das den Verkehr mit Asien nicht entbehren konnte, trat dieser engherzigen Ansicht siegreich entgegen. Die vor der Westküste Kleinasiens gelegenen Inseln wurden schon jetzt in den Bund gegen die Perser aufgenommen; bald sollten die ionischen Schwesterstädte in Asien mit Athen eine politische Verbindung knüpfen, die dieser Stadt zur Vorherrschaft in Griechenland verhalf.

479 v. C.

Durch die großen Siege der Jahre 480 und 479 v. Chr. Geb. waren die Angriffe der Perser zur Unterwerfung Griechenlands für immer zurückgewiesen und das hellenische Volk ging von nun an einer neuen Entwickelung entgegen.

B. Die Folgen der Siege über die Perser.

Athens Hegemonie und demokratische Staatseinrichtung — geistiger Aufschwung.

Die athenische Flotte eilte von dem Siege bei Mykale zur Eroberung der Halbinsel (des thracischen Chersonnes) auf der Nordseite des Hellespontes; von dort kehrte sie nach dem verwüsteten Attika zurück, wo von Athen nur wenige Mauerreste erhalten waren. Aber es war der Wahlspruch dieses Staates: »So lange die Männer leben, besitzt er einen unüberwindlichen Wall!« (Aeschylus). **Themistokles** und **Aristides** wirkten jetzt im Bunde zu dauernder Sicherung der Stadt. Das Nothwendigste war Herstellung der Mauern, die aber die Neider Athens zu verhindern suchten. Sparta schickte eine Botschaft: »die ummauerten Städte nördlich vom Isthmus würden nur den Barbaren bei einem erneuerten Einfall zur Zuflucht dienen; der Peloponnes sei der sicherste Waffenplatz für die vereinigten Griechen.« Themistokles trat dieser Arglist mit überlegener Schlauheit entgegen. Er ging zur Unterhandlung nach Sparta, zögerte diese jedoch hin, während nach seiner Anweisung die Mauern seiner Vaterstadt rasch emporstiegen; dann veranlaßte er eine Gesandtschaft der Spartaner nach Athen, die dort für seine Entlassung haften mußte. Er verließ Sparta mit der Weisung: »Athens Selbständigkeit sei für die gemeinsame Wohlfahrt der Griechen unerläßlich.« Doch die Gedanken des Themistokles gingen weiter. Die vergrößerte Flotte verlangte den Schutz eines geräumigen und befestigten Hafens. Themistokles umschloß den weiten Piräeus (2 Stunden von der Stadt) in großem Umkreise mit einer Mauer von 60 Fuß Höhe und schuf dadurch auch einen neuen wichtigen Stadttheil Athens, der bald zum prächtigen Sitze des Handels und der Gewerbe wie zum sichern Zufluchtsort bei neuen Angriffen, und hiermit zugleich die Pflanzstätte erweiterter politischer Freiheit wurde. Schon Themistokles nahm dort viele Fremde als Schutzverwandte (Metöken) auf, aber bereits damals, als er alle Bürger zum Seedienst und zu gemeinsamer Vertheidigung des Vaterlandes berief, hatte er die Keime zu gleicher Berechtigung Aller gelegt, die nun bei der aufstrebenden Macht Athens nicht lange mehr verweigert werden konnte.

Auch zur Seeherrschaft Athens und damit zur Verdrängung Sparta's aus der Hegemonie war durch die Siege über die Perser der Grund gelegt. Es kam dabei zu Statten, daß in Sparta nicht, wie in Athen, der Gedanke einer freien Bundesgenossenschaft aufkommen konnte. Pausanias ließ sich noch dazu durch seine Stellung als Vormund für den Sohn des Leonidas zu dem Versuche reizen, die vorübergehende Geltung, die ihm seine Feldherrnschaft gegen die Perser gegeben hatte, durch geheime Unter-

werfung unter den Perserkönig zu sichern. Darüber wurde er als Verräther verurtheilt und starb, als er in einen Tempel geflüchtet war, durch Absperrung desselben den Hungertod. Sein herrisches Wesen hatte schon vorher die Jonier zu dem Vorschlage gedrängt, Athen die Anführung der Bundesgenossen gegen die Perser zu übertragen, und da in der That nur von Athen Schutz für die Inseln und Küstenstriche Asiens zu erwarten war, stimmten fast alle Verbündete mit Ausnahme der peloponnesischen Staaten, die in Abhängigkeit von Sparta standen, bei. So bildete sich schon damals, als Athen zu einer Hegemonie gelangte, der Keim eines dauernden Zwiespalts unter den griechischen Staaten.

Die Gerechtigkeit des Aristides und die Milde des Cimon, der um diese Zeit emporstrebte, waren der Ausdruck des damals in Athen waltenden Geistes; Aristides vollzog mit seiner über jeden Verdacht erhabenen Uneigennützigkeit die mißliche Aufgabe, die Beiträge der Bundesgenossen zur gemeinsamen Vertheidigung theils an Geld, theils an Schiffen festzustellen, und gab den Schatz (jährlich fast 800,000 Thlr.) in die Obhut des Tempels zu Delos, der seit alter Zeit Mittelpunkt der Religion und des Handels der Jonier war. Dem Aristides war es auch vorbehalten, in seinem Archontat die Zulassung der Thetes (der vierten solonischen Vermögensclasse) zu allen Staatsämtern einzuführen, wobei eben sowohl die Verarmung angesehener Familien durch die Perserkriege, als die Verdienste, welche sich alle Classen um die Vertheidigung des Gemeinwesens erworben hatten, in Betracht kamen. Aristides starb arm in der Heimath, noch nach dem Tode hoch geehrt. So ärntete er die Popularität, zu der Themistokles in der früheren Zeit ein näheres Anrecht hatte. Themistokles aber hatte auch von Anfang her seinen Ruhm durch Habsucht befleckt; dazu kam, daß ihn seine Verdienste selbst, in Verbindung mit seinem Ehrgeiz, der Demokratie gefährlich erscheinen ließen. Deßhalb traf den Themistokles später zeitweilige Verbannung durch das Scherbengericht (um 476); indeß wirkte dabei auch wohl spartanischer Einfluß ein, besonders da er auch einen neuen arglistigen Versuch der Spartaner, Athen zu schwächen, zu Schanden machte. Denn als Sparta beantragte, den Staaten, welche die Perser unterstützt hätten, zur Strafe die Stimme in der Amphiktyonen-Versammlung zu entziehen, zeigte er, daß dadurch die peloponnesischen Staaten, und somit Sparta die entschiedene Stimmenmehrheit erlangen würden. Als ihn die Spartaner endlich der Mitwissenschaft an dem Verrath des Pausanias bezüchtigten, wich Themistokles vor seinen Widersachern aus Athen; ja er glaubte sich nur bei den Persern sicher (466), denen er die Aussicht eröffnet haben soll, ihre Pläne auf Griechenland zu unterstützen. Er starb in Asien, vom Nachfolger des Xerxes hoch geehrt, ohne daß die Nachricht beglaubigt ist, daß er Gift genommen habe, um dem Andringen auf Erfüllung seiner Versprechungen wider die Freiheit seines Vaterlandes zu entgehen.

Athen schritt rasch auf der betretenen Bahn weiter. **Cimon**, der Sohn des Miltiades, hatte schon früh den Gedanken des Themistokles kräftig erfaßt, daß Athen den Kampf gegen die Perser als Seemacht zu führen habe. Obgleich sein Geist sich langsam entwickelt hatte und niemals große Gewandtheit (zumal in der Redekunst) erlangte, trat er doch schon als Jüngling mit Entschiedenheit auf, indem er der Erste war, der bei Räumung der Stadt vor den Persern den Zaum seines Pferdes in der Akropolis aufhängte, zum Zeichen, daß alles Heil in der Flotte zu suchen sei. Als Staatsmann war Cimon zufolge seiner Geburt und Geisteseigenthümlichkeit Aristokrat und deßhalb erhob ihn Aristides durch seinen Einfluß dem Themistokles gegenüber. Bald überflügelte Cimon durch seine Kriegsthaten das Ansehen des Themistokles völlig, der schon immer mehr in der Volksgunst sank. Cimon setzte nicht bloß den Kampf gegen die Perser kräftig fort, sondern als die Bundesgenossen Athens sich ihren Verpflichtungen dabei zu entziehen suchten (Naxos), brachte er sie in ein Unterthanenverhältniß. Viele derselben machten sich durch ihre sorglose Bequemlichkeit selbst wehrlos, indem sie, statt Schiffe zu stellen, Geldzahlungen anboten, worauf Cimon klüglich einging. So konnte er zu Angriffen gegen die Perser schreiten, die er entscheidend an einem Tage erst zu Wasser, dann zu Lande, am Eurymědon (in Pamphylien, Cypern gegenüber) besiegte (469). Als Cimon darauf die Insel Thasos angriff, um die Perser aus dem thracischen Chersonnes zu verdrängen, drohten die Spartaner, den Thasiern zu Hülfe zu kommen, wurden jedoch durch ein furchtbares Erdbeben, das ihre Hauptstadt verwüstete, und in Folge desselben durch einen Helotenaufstand wie den dritten messenischen Krieg, daran gehindert. Thasos wurde von Cimon erobert. Da aber jetzt Sparta gegen die Messenier sogar Athen um Hülfe anrief, bewirkte Cimon, daß diese gewährt wurde, »damit nicht Athen seinen Jochgenossen verliere.« Denn Cimon wollte die Einigkeit aller Griechen dem Nationalfeinde gegenüber, neigte sich indeß auch als Aristokrat den Spartanern zu. In Athen hatte er sich trotz seiner aristokratischen Richtung lange Zeit durch seine Milde und Freigebigkeit aus seinen eigenen großen Mitteln (Unterstützung armer Bürger mit Almosen, Eröffnung seiner Gärten für das Volk, Verschönerung der Stadt durch die Gartenanlagen der »Akademie«, 1 St. im Norden der Stadt, wie durch die erste Stoa, d. i. Säulenhalle zu Spaziergängen) in der Gunst der Menge erhalten. Als jedoch die Spartaner die athenische Unterstützung bei Belagerung von Ithome nach einiger Zeit undankbar zurückwiesen, erlag Cimon um so leichter den Angriffen der Volkspartei, da er vergeblich die herkömmliche Macht des Areopags gegen den Perikles vertheidigt hatte, wobei ihn Aeschylus durch die »Orestee« unterstützte; er wurde als »Philolakon« durch das Scherbengericht verbannt (um 460). Nun zeigte indeß Cimon bei einem Kriege zwischen den Athenern und Sparta-

469 v. C.

nern, als diese von Unterstützung der Dorier gegen Phocis heimkehrten, daß ihm seine Vaterstadt am Höchsten gelte, indem er sich bei Tanägra an der attischen Gränze gegen die Spartaner mitzustreiten erbot und, obwohl selbst zurückgewiesen, seine (hundert) Freunde in den Todeskampf sandte; deßhalb wurde er, nachdem die Athener bei Tanägra (456) geschlagen waren, zurückberufen und es gelang ihm noch einmal, durch einen fünfjährigen Frieden die wachsende Eifersucht Sparta's gegen Athen zu hemmen. Auch gab er dann durch Vollendung der nach der Schlacht am Eurymedon begonnenen »langen Mauern« (2 St. weit, von Athen nach den Häfen Piräeus und Munychia) der athenischen Seeherrschaft eine neue Stütze und machte endlich wiederum einen siegreichen Angriff gegen die Perser auf Cypern. Bei diesem starb er zwar (vor Cittium 449), sicherte aber Griechenland lange Zeit Ruhe vor den Persern (daher der angebliche »cimonische Frieden«). So folgten die glänzenden Zeiten des Perikles.

449 v. C.

Perikles war das vollendete Bild eines edlen Atheners. Aus dem Geschlechte der Alkmäoniden, Sohn des Xanthippus, der die athenischen Schiffe zum Siege von Mykale führte, auch durch Schönheit und majestätische Gestalt ausgezeichnet, hatte er sich schon früh mit seinem vielseitigen Geiste der eben erst in Athen aufkeimenden wissenschaftlichen Bildung zugewandt. Den meisten Einfluß übte auf seine Entwickelung der Philosoph Anaxagoras, in welchem unter den großen Erfahrungen seiner Zeit von den Siegen geistiger Kraft (auch in den Perserkriegen) zuerst der Gedanke einer in der Welt herrschenden Vernunft (Nous) zur klaren Ueberzeugung geworden war. Tiefe philosophische Bildung war die Grundlage der Beredtsamkeit des Perikles, die weniger durch geglättete Formen, als dadurch, daß sie dem Volke mit Klarheit und Feuer die große Naturbestimmung Athens vorhielt, unwiderstehlich war. Miltiades und Themistokles hatten die großartigen Angriffe der Perser zurückgewiesen, Cimon hatte die Griechen selbst zum Angriff auf das ungeheure Perserreich zu vereinigen unternommen; in der Blüthezeit des Perikles waren die Gefahren für Griechenland vorüber und Athen konnte sich ungestört dem Genusse seiner Triumphe hingeben. Und welche Kräfte hatten sich längst in Athen entwickelt, um die großartigen Mittel, über welche dieser Staat jetzt gebot, auf die edelste Weise, zu einer höheren Bildung der Gesammtheit des Volkes zu benutzen! Der Aufschwung Athens unter den Perserkriegen führte nothwendig zur weiteren Entwickelung der Demokratie, für welche hier die Massen von früh her allmählich herangebildet waren. Es ist das Verdienst des Perikles, daß er die Volksherrschaft auf das höchste und edelste Ziel, allgemeine Geistesbildung, hinwies, obgleich auch er, da er die athenische Demokratie zur Herrschaft in Griechenland, und sich selbst zum Herrscher des athenischen Volkes (wenn auch nur durch geistiges Uebergewicht) erheben wollte, nicht immer die reinsten Mittel zu seinen großen Zwecken benutzte.

Für die gewaltsame Ausbreitung des athenischen Reiches — denn in ein solches hatte sich die Bundesgenossenschaft bereits vor ihm verwandelt — hat Perikles weniger gethan, als sein aristokratischer Nebenbuhler Cimon; obwohl auch er das athenische Volk in mehreren Kämpfen zur Aufrechthaltung und Erweiterung der Hegemonie angeführt hatte. Um 448 mischte er sich in den (zweiten) »heiligen Krieg«, durch den die Phocier, wenn auch nur auf kurze Zeit, das dorische Delphi der alleinigen Aufsicht des Orakels beraubten und Athen auf dieses Nationalheiligthum vorherrschenden Einfluß verschafften. Nach Ablauf des fünfjährigen Waffenstillstandes mit Sparta suchte dieses durch Aufwiegelung athenischer Bundesgenossen den Einfluß Athens, wenigstens im Peloponnes, völlig zu beseitigen, und Perikles mußte diesen (durch Räumung mehrer Waffenplätze, besonders Pegä's) in dem »30jährigen Frieden« (445) aufgeben; während 445 v. C. desselben aber erhöhete er nicht nur die Rechte Athens über die von ihm abhängigen Staaten, indem er in denselben theils die demokratische Verfassung begünstigte, theils ihre Streitigkeiten vor athenische Gerichte zog, sondern bei Unterwerfung von Samos nach einem Aufstande gegen Athen brachte er auch die peloponnesischen Staaten zu förmlicher Anerkennung eines Strafrechts der Athener gegen ihre Verbündeten. Nun stand auch Nichts im Wege, daß Athen die Bundesgenossen-Casse, die jetzt (oder schon früher) von Delos nach Athen verlegt war, völlig nach Willkür verwendete; zu gleicher Zeit aber befestigte und erweiterte Perikles die athenische Hegemonie durch sein Colonieensystem, nach welchem ärmere athenische Bürger mit Beibehaltung ihres Bürgerrechts in den abhängigen Staaten angesiedelt wurden; so im nördlichen Euböa, auf Naxos, vor Allem in dem wichtigen Amphipolis in Macedonien, um von dort aus den thracischen Chersonnes zu beherrschen. Selbst Sinope am schwarzen Meere und die an der Stelle des alten Sybaris erbaute Stadt Thurii (wo Herodot unter den athenischen Ansiedlern war), wurden so athenische Colonieen!

Der unermeßliche Reichthum, der nunmehr theils durch den erweiterten Verkehr theils durch die Abgaben der Bundesgenossen, zugleich durch bessere Ausbeutung der laurischen Silberbergwerke u. s. w. in Athen zusammenfloß, förderte schon an und für sich das Selbstgefühl und die Bildung der geistvollen Athener; nach Perikles' Anträgen aber wurden die ungeheuren Mittel des Staats vorzugsweise zum gemeinsamen Nutzen aller athenischen Bürger verwandt. Manche dieser Verwendungen hatten freilich zunächst den Zweck, den persönlichen Einfluß des Perikles auf die Massen und durch dieselben zu sichern, doch wurde, der Bildungsstufe des damaligen Athen gemäß, zugleich die vielseitigste (praktische und theoretische, insbesondere ästhetische und politische) Bildung aller Volksclassen gefördert. So wurde zunächst für die Dienste auf den Uebungsgeschwadern der Flotte ein Sold ausgesetzt und eben so für die Theilnahme an den Geschwornengerichten und

bald auch an der Volksversammlung (was bei der späteren Erhöhung des Betrages immer verderblicher wurde). Die Verschönerung Athens gewährte einer großen Zahl von athenischen Arbeitern Beschäftigung, veredelte aber auch, zumal unter Leitung des großen Phidias, den Geschmack des Volkes und nährte dessen Begeisterung für das Vaterland. Hierher gehört die Erbauung steinerner Theater, des Pantheon und der in 5 Jahren vollendeten Propyläen auf der Akropolis, die Herstellung anderer von den Persern zerstörter Tempel, — die Gründung des Odeon zu musikalischen Aufführungen 2c. In noch höherem Maße hatten die theatralischen Darstellungen diese Wirkungen; sie waren nicht nur Jedem gegen ein geringes Eintrittsgeld zugänglich, sondern dieses wurde auch nach Perikles' Anordnung für die ärmsten Bürger aus einer öffentlichen Casse bestritten (Theorikon); ja zu diesem Zwecke, wie zu Aufstellung von Kämpfern in den Festspielen und für Ausrüstung von Kriegsschiffen wurden die reicheren Bürger nach der Reihe zur Unterstützung der Staatscasse herangezogen (Leiturgieen, z. B. die Choregie, d. i. Aufstellung eines Chors — Trierarchie, d. i. Anschaffung der Geräthschaften für ein Kriegsschiff); und dieses galt dem athenischen Patriotismus als hohe Ehrensache.

Auf solche Weise war es der Demokratie Athens vorbehalten (vgl. oben S. 92), der Kunst, ja der Wissenschaft den höchsten Aufschwung zu geben, den sie je in Griechenland genommen haben. Auch in dem Charakter der Kunstwerke wie der Literatur dieser Zeit spiegeln sich unverkennbar die großen öffentlichen Verhältnisse, unter denen dieselben sich entwickelten. Am Deutlichsten tritt dieses in dem Drama hervor, das sich überall erst nach dem Epos und der Lyrik, die sich in demselben verschmelzen, ausgebildet hat, vor Allem aber da gedeiht, wo die Menge zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten erwacht ist, da sie in denselben dann ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens erkennt. Nach minder bedeutenden Vorgängern gab Aeschylus, der bei Salamis mitgekämpft hatte, der Tragödie ein erhabenes, ja kolossales Gepräge; seine Dramen aus der Urzeit erwecken ein unbestimmtes Gefühl religiösen Schauers (Prometheus), doch blickt die Ahnung einer gerechten Weltregierung überall, besonders in seiner Darstellung des Perserkampfes, hervor. Sophokles, der die Schlacht bei Salamis als Jüngling feiern half, stellt in seinen Tragödien die ruhige und milde Weltauffassung des Perikleischen Zeitalters dar; seine Dramen sind mahnende und warnende Abbilder ächtmenschlicher Sitte, und erheben zu dem beruhigenden Glauben an eine sittliche Weltordnung; Euripides, am Tage der Schlacht bei Salamis geboren, gehört schon der Zeit der Entartung an, wie sein weichliches Gefühl und die abstracten Reflexionen aus der Schule der Philosophen (Anaxagoras und Sokrates) bekunden. In der ungebundenen Freiheit der Demokratie gedieh auch in Athen, in einem Maße wie nirgendwo anders, die Komödie — durch Aristophanes, s. u. —, eine Censur des Volkes und seiner Leiter, die sich

aber in grellen Uebertreibungen gefiel und dadurch mehr Lachen als moralische Wirkungen hervorrief.

Die plastische Kunst zeigt eine ähnliche Stufenfolge der Entwickelung wie das Drama; indeß gelangte hier erst im Zeitalter des Perikles der erhabene Styl zur Herrschaft (Phidias), da vermöge der langsameren Ausbildung dieser Kunst der harte sich lange Zeit erhalten hatte; und der milde und weiche Styl (Skopas und Praxiteles) gehört erst der folgenden Zeit an.

Auch für die Entstehung einer wissenschaftlichen Literatur war jetzt in Griechenland die Zeit gekommen, und mit Herodot, »dem Vater der Geschichte«, beginnt eine Prosa, die bald auch in philosophischen Werken ausgebildet werden sollte.

Aber die gesammte Herrlichkeit des athenischen Lebens ruhte doch auf gefährlichen Grundlagen, wodurch eine lange Dauer derselben unmöglich wurde, auf einer Gewaltherrschaft nach Außen und auf dem Regiment einer zügellosen, nicht sittlich durchgebildeten Menge im Inneren des Staats. Und Beides stellte Athen seiner Nebenbuhlerin Sparta so feindlich gegenüber, daß nun, nach Beseitigung der äußeren Gefahr von dem Nationalfeinde, Perikles nicht mehr in demselben Sinne wie Cimon eine Einigung Athens und Sparta's wollen konnte, vielmehr ein Uebergewicht Athens ihm als letztes Ziel vor Augen stehen mußte. Er selbst aber vermochte, je länger seine Herrschaft dauerte, um so weniger dem Neide zu entgehen, obgleich er die Nebenbuhlerschaft der Aristokratie schon früh überwand, indem nach dem Cimon auch dessen Verwandter, der ältere Thucydides, ihm an Feldherrntalent nicht gleich, dem Scherbengericht erlag (444). Seitdem wußte Perikles sich fast ungestört bis zu Ende seines Lebens in der Leitung des Staats zu behaupten; doch wurden seine Freunde von seinen Widersachern angetastet. Phidias, obwohl von der Anklage der Unterschlagung bei seinen Kunstwerken durch Perikles gerettet, erlag der neuen Beschuldigung, den Perikles (wie einen Gott) auf einem Tempelbilde verewigt zu haben, und starb im Gefängniß. Anaxagoras scheint vor einer Anklage aus Athen gewichen zu sein. Am Härtesten aber traf es den Perikles, als seine Freundin und nachherige Gemahlin Aspasia, die sich aus dem gesellig verfeinerten Milet nach Athen übersiedelt hatte und hier das erste Beispiel geistreicher Frauencirkel gab, wegen Untergrabung der Religion und Sitte angeklagt wurde. Perikles rettete sie mit Thränen und Bitten, die er bei Anklagen, welche ihn selbst betrafen, verschmähete. Aber, wenn er nicht fallen wollte, mußte er auf beständige Erhebung Athens bedacht sein, — und bei dieser war der Bruch mit Sparta unausbleiblich.

444 v. C.

C. Der peloponnesische Krieg, 431—404 v. Chr. Geb.

Das unruhige Emporstreben der athenischen Demokratie in den inneren wie in den äußeren Verhältnissen, gegenüber dem starren Festhalten der Spartaner an der überkommenen aristokratischen Staatsform und Hegemonie, mußte endlich die Ursache zu einem feindlichen Zusammentreffen der beiden Hauptmächte Griechenlands werden. Ein Ausbruch der Eifersucht über die äußeren Machtverhältnisse war schon länger nur mit Mühe zurückgehalten; und der Kampf wurde endlich um so furchtbarer, als dabei der Gegensatz zwischen dem dorischen und ionischen Stamme und insbesondere zwischen der aristokratischen und demokratischen Staatsform ganz Griechenland mit seinen Colonieen in zwei Parteien theilte.

Der Krieg, welchen die athenischen Geschichtschreiber den peloponnesischen nennen, wurde von Sparta an der Spitze des peloponnesischen Bundes (von welchem jedoch Argos und fast alle achäischen Städte sich fern hielten), aber auch der meisten Staaten von Mittelgriechenland (Böotien, Phocis u. s. w.) gegen Athen und dessen Bundesgenossen (zu denen neben den meisten Inselgriechen und vielen Küstenstädten am Archipel auch Platää gehörte) geführt. Die erste Veranlassung zu demselben gab ein Streit zwischen dem zur Seemacht aufstrebenden Corcyra (Corfu) und seiner Mutterstadt Korinth. Die Corcyräer, die bisher keinem der beiden großen Bünde angehörten, wandten sich an Athen um Hülfe, Korinth, welches bisher die Hauptseemacht in dem peloponnischen Bunde war, an Sparta. Noch zögerte dieses, den 30jährigen Waffenstillstand des Perikles zu brechen, als Korinth die Befreiung seiner Colonie Potidäa in Macedonien von der athenischen Oberherrschaft verlangte und den peloponnesischen Bund auf seine Seite brachte. Sparta forderte nun von Athen zuerst Verweisung der Alkmäoniden (Perikles!) wegen des längst gesühnten Frevels ihrer Vorfahren, dann Aufhebung der Belagerung von Potidäa und, als Beides zurückgewiesen wurde, Freigebung aller von den Athenern abhängigen Staaten. Darüber kam es zum offenen Kriege (431); dieser wird erst 10 Jahre lang hauptsächlich in Attika, Lakonien und den östlichen Colonieen geführt; dann tritt in Folge eines auf 50 Jahre geschlossenen Friedens eine Pause, doch nur von 6 Jahren, ein (421—415), bis der Uebermuth Athens (Alcibiades) den Krieg nach Sicilien verpflanzt und nach mehrmaligem Glückswechsel endlich Sparta die Oberhand behält.

431 v. C. 1. Der Krieg beginnt mit gegenseitigen Einfällen der kriegführenden Mächte in Attika (zu Lande) und Sparta (zur See). Von Anfang her zogen sich die Einwohner von Attika (der Ebene) nach Perikles' Rath vor den

Feinden in die Stadt; nun brach aber hier schon im zweiten Jahre eine schreckliche Pest aus, eine damals weit verbreitete Krankheit, die von Aegypten nach Athen kam und hier bei der Uebervölkerung durch ihr Umsichgreifen wie durch ihre moralischen Folgen furchtbar wurde. Ihr erlag erst der Sohn des Perikles, dann er selbst, nachdem er eine Verurtheilung erfahren, jedoch noch einmal das Vertrauen des Volks erlangt hatte (429). Vergeblich suchte seitdem der unentschlossene Nicias die aristokratische Partei an die Spitze zu bringen; ihm gegenüber wußte der freche Gerber Kleon die Gunst der Massen zu gewinnen. Während damals Mitylene auf Lesbos von den Athenern, weil es deren Verkehr mit den Joniern störte, erobert und (wider Kleon's Verlangen) mit Milde behandelt wurde, erlitt Platää von den Spartanern völlige Zerstörung; bald darauf überließen indeß auch die Athener die Aristokraten in Corcyra der Parteiwuth der Demokraten (500 ermordet). Kleon vermaß sich dann, 400 Spartiaten, welche auf der Insel Sphakteria (in Messenien bei Pylos [Navarino]) von athenischen Schiffen eingeschlossen waren, lebendig gefangen zu nehmen, und wirklich gelang dies unter seiner Anführung größtentheils; als er aber nun auch die abgefallenen thracischen Städte wieder unterwerfen sollte, kam er, wie der dortige lacedämonische Feldherr Brasidas, bei Amphipolis um; doch hatten die Spartaner gesiegt und jetzt schloß Athen unter Nicias' Leitung einen 50jährigen Frieden (421), der den früheren Zustand wieder herstellen sollte, aber Niemand befriedigte. 421 v. C.

2. Athen suchte auch während des Friedens seine Herrschaft auf mehreren Inseln auszubreiten und bestrafte jeden Widerstand mit derselben Härte, zu der Sparta bei Eroberung Platää's das Beispiel gegeben hatte (Tödtung der Männer, Verkauf der Weiber und Kinder in die Sklaverei). Da mehrere Staaten dem Frieden gar nicht beigetreten waren, so versuchten Korinth und Argos, einen neuen Bund gegen Athen und Sparta zu stiften; bald fiel jedoch Argos von demselben ab, und der 20jährige Alcibiades bewog die Athener, Argos in ihren Bund aufzunehmen, worauf dieselben die dortige aristokratische Partei aus ihrer Heimath vertrieben. Der eitle und unruhig ehrgeizige Alcibiades, Verwandter des Perikles, schön und talentvoll wie dieser und früh durch Heirath zu ungeheurem Reichthum gelangt, strebte nur zu glänzen, ohne mit besonnener Ueberlegung den Grund zu dauernder Größe zu legen. Als Jüngling stand er in nahen Verhältnissen zu Sokrates (dem er seine Rettung im Kampfe vor Potidäa im ersten Theile des peloponnesischen Krieges durch gleichen Dienst in einer späteren Schlacht vergalt), der ihn aber nicht dauernd zu fesseln vermochte. Durch Lenkung der beweglichen Massen in Athen zu herrschen, war sein Ehrgeiz; der Aristokratie unter Nicias, wie Sparta trat er gegenüber. Begierig ergriff er einen weitaussehenden Plan auf Sicilien; als schon zum zweiten Male im Laufe dieses Krieges sicilische Städte (Egesta) die Hülfe Athens gegen das

dorische Syrakus anriefen, bestimmte Alcibiades das Volk zur Einmischung 415.

415 v. C.

3. So entzündete Alcibiades den Krieg von Neuem; in Athen wetteiferten die Reichen in Ausrüstung von Schiffen (während Sokrates warnte) und der Staat bot seine eigenen Mittel wie die Kräfte der Bundesgenossen auf, um die Unternehmung gegen Sicilien mit dem größten Glanze auszuführen. Neben dem kühnen Lamachus und dem vorsichtigen Nicias erhielt der gewandte Alcibiades den Oberbefehl und dieser suchte durch schlaue Verhandlungen den Syrakusanern die Bundesgenossen zu entziehen. Plötzlich wurde er nach Athen beschieden, um sich vor dem Volke wegen der in einer Nacht verübten Verstümmelung der Hermes-Bildsäulen in der ganzen Stadt (die ihm wohl von den Aristokraten aufgebürdet wurde) wie wegen seiner früheren Verspottung der eleusinischen Mysterien zu rechtfertigen. Alcibiades hielt sich vor seinen Gegnern in Athen nicht sicher und entfloh nach Sparta, um hier nunmehr den Syrakusanern Beistand zu verschaffen! Als Lamachus gefallen war, sandte zwar auch Athen dem Nicias unter Demosthenes Verstärkung, doch fielen diese beiden Feldherren mit ihrem ganzen Heere den Syrakusanern unter Anführung des Spartaners Gylippus in die Hände; die gefangenen Feldherren wurden hingerichtet und viele athenische Bürger zu Sklaven gemacht (413). Da auch die Flotte derselben vernichtet war, so regten sich alsbald alle Feinde der Athener, um diese völlig ihrer Macht zu berauben.

Zunächst erneuerten die Spartaner die Einfälle in Attika, jetzt aber auf eine gefährlichere Weise, als im Anfange des Krieges, da sie sich nach Alcibiades' Rath Deceléas, eines festen Platzes auf der Gränze Attika's gegen Böotien, bemächtigten, von wo sie Athen beständig bedrohten. Die Schwächung Athens rief nun auch die Erneuerung der Feindseligkeiten von Persien hervor, das für jetzt nur die Spartaner bei ihren Angriffen auf die asiatischen Bundesgenossen Athens zu unterstützen nöthig fand. Kaum hatte sich jedoch Sparta selbst in Asien (Chios) festgesetzt, so suchte Alcibiades, der sich durch seine Ränke seines Einflusses in Sparta beraubt sah, den Satrapen Tissaphernes zu überzeugen, daß Persien weder Sparta noch Athen zu mächtig werden lassen dürfe; bald wurde er sogar, als in Athen unter den Bedrängnissen der Zeit eine Oligarchie an's Ruder gekommen war, von der mit dieser unzufriedenen Flotte an die Spitze gestellt und nach baldiger Herstellung einer (gemäßigten) Demokratie nach Athen zurückberufen. Nun erfocht er zwei entscheidende Siege über die Flotte der Spartaner (bei Abydos am Hellespont und bei Cyzikus an der Propontis, 410) wie über ein diese unterstützendes persisches Landheer. Mit unendlichem Jubel wurde er in Athen empfangen und von Neuem eine große Flotte unter seinem Oberbefehl ausgerüstet. Gerade zu derselben Zeit erhielt jedoch der verschlagene Lysander die Anfüh-

rung der spartanischen Flotte, welcher den Oberstatthalter von Klein-Asien, Cyrus d. J., ganz für sich zu gewinnen wußte, da dieser mit Hülfe der Griechen seinen Bruder Artaxerxes II. zu stürzen gedachte. Schon dadurch sanken die Hoffnungen, welche die Athener auf Alcibiades gesetzt hatten. Als aber Lysander in Abwesenheit desselben die athenische Flotte (bei Ephesus) geschlagen hatte, wurde Alcibiades von Neuem entsetzt und zog sich seitdem auf seine Besitzungen am Hellespont zurück (407). Lysander, dem die Spartaner das Commando erneuerten, schlug später in dieser Gegend die athenische Flotte an den Ziegenflüssen (Aigos potamoi, 405), nachdem Alcibiades ihre Führer vergeblich wegen Unsicherheit ihrer Stellung gewarnt hatte, und ließ 3000 athenische Gefangene hinrichten.

Athens Macht war jetzt vernichtet; Lysander unterwarf zunächst die Bundesgenossen desselben, dann belagerte er Athen selbst, das sich, vom Hunger gedrängt, endlich Schleifung seiner Mauern (unter spartanischem Flötenspiel!) und eine von Sparta vorgeschriebene Regierung athenischer Oligarchen — der sogen. »30 Tyrannen« — gefallen lassen mußte (404). 404 v. C.

D. Wechsel der Hegemonie nach dem peloponnesischen Krieg.

In der Zeit des peloponnesischen Krieges und in Folge desselben zeigt sich die beginnende Schwächung und Entartung der griechischen Staaten; — in Athen sinkt mit dem Verluste der Freiheit der Gemeingeist, Sparta, das nach dem Siege seine Herrschaft über einen großen Theil des früheren athenischen Reiches ausdehnt, lernt jetzt auch Geldreichthum schätzen und misbraucht seine Hegemonie zur Befriedigung seiner Habgier. Mit der Zunahme der Wohlhabenheit und Bildung, aber auch der Verweichlichung und Geldsucht entwickelt sich unter den Griechen eine der einflußreichsten Erscheinungen dieser Zeit, das **Söldnerwesen**. Die Bürgerwehr wird häufig schon durch Söldner ersetzt, und griechische Söldner dienen auch den Persern, die, unter fortschreitendem Verfall ihrer eigenen Macht, für ihr Geld Griechen gegen Griechen bewaffnen, und so deren Staaten immer mehr zerrütten. Im Inneren der griechischen Staaten wird mit dem Erlöschen des Gemeingeistes Gewaltherrschaft (auch auf Söldner gestützt) zur Aufrechthaltung der Ordnung nothwendig, und das um so mehr, je fühlbarer das Bedürfniß der Ordnung mit fortschreitender Cultur geworden ist. — Indem die Vormacht der Hauptstaaten sinkt, treten die kleineren in Conföderationen zusammen, um einen friedlichen Zustand aufrecht zu erhalten.

Wie die Cultur schreitet auch die Macht allmählich nach den nördlicheren

Gegenden fort; dem entarteten Athen und Sparta gegenüber behauptet eine Zeitlang Theben, auf Bürgerbewaffnung und Conföderationen gestützt, die Hegemonie. Damals trachtet auch das vielfach getheilte Thessalien, doch vergeblich, nach einer Vorherrschaft in Griechenland, bis endlich, bei zunehmendem Verfall der griechischen Staaten, das zu Wohlstand und Bildung aufstrebende Macedonien als kriegerische Monarchie der Freiheit Griechenlands ein Ende macht, dafür aber eine feste Ordnung und einen größeren Menschenverkehr begründet.

Zunächst nach dem peloponnesischen Kriege folgt 1) die Zeit des Misbrauchs der spartanischen Hegemonie, sodann 2) die Hegemonie Thebens; endlich 3) das Aufstreben Macedoniens.

1. Misbrauch der spartanischen Hegemonie.

Als Sparta an der Stelle Athens ein Reich in Griechenland begründete, drückte es die abhängigen Staaten durch zunehmende Habsucht, um so mehr, da es nicht wie Athen die Vortheile des Handels zu würdigen und zu gewähren wußte. Die Einrichtungen des Lykurg, die bei zunehmendem Verkehr nicht unverändert fortbestehen konnten, wurden nun durch die Erlaubniß, den Grundbesitz zu veräußern, und durch Einführung edler Metalle untergraben. Zur Aufrechthaltung der gewinnreichen Herrschaft in Griechenland unterdrückte Sparta die Demokratie und führte überall Oligarchieen ein. Der kriegerische Sinn der Bürger erhielt zugleich durch den Soldbienst bei den Persern eine neue Richtung; Bereicherung wurde das Ziel des Staats wie der Einzelnen, und zu diesem Zwecke dachte Sparta selbst auf Eroberungen in Asien, sah aber bald durch den Widerstand der gedrückten Griechen seine Ueberlegenheit zur See wie zu Lande völlig vernichtet.

Die Hauptereignisse, die sich auf diese Verhältnisse beziehen, sind: a. die Herrschaft der dreißig Tyrannen in Athen; b. die Kämpfe in und mit Persien; c. der böotische und korinthische Krieg (bis zum Frieden des Antalcidas, 387).

a. Die dreißig Tyrannen in Athen.

Die Staatscasse Athens war mit dem Verlust der Herrschaft über die Bundesgenossen verarmt, die Massen aber waren längst gewohnt, daß der Staat die Kosten ihres Unterhalts und ihrer Vergnügungen trug. So sahen sich die von Sparta unterstützten 30 Tyrannen zu despotischen Mitteln gedrängt, um sich in der Herrschaft zu behaupten. Zunächst forderten sie eine spartanische Besatzung, die sie aber aus der Staatscasse zu besolden hatten; die Bürger wurden bis auf 3000 (der Mittelclassen) entwaffnet und von der Regierung ausgeschlossen (die niederen Classen waren früher nur durch den Sold für den Besuch

der Volksversammlung zu politischen Interessen herangezogen!); bald begann eine Verfolgung der Reichen (vorzüglich der Metöken) zur Füllung der Staatscasse. Unter den 30 Tyrannen hielt besonders der geistvolle und energische Kritias (ein Schüler des Sokrates) diesen Terrorismus für nothwendig und ließ selbst einen der Mitherrscher, Theramenes, der eine gemäßigtere Regierungsweise wollte, den Giftbecher trinken. — Auch Alcibiades schien, noch in der Verbannung, dem Kritias gefährlich, nicht minder aber den Spartanern, da er in Persien Einfluß zu gewinnen drohte; man verläumdete ihn bei den Persern und diese sandten eine Schaar von Mördern gegen ihn aus, die feige sein Haus in Brand steckten und ihn aus der Ferne mit Pfeilen tödteten.

Die Herrschaft der Dreißig dauerte indeß nur 8 Monate. An der Spitze von 70 durch sie verbannten Athenern bemächtigte sich der edle Thrasybul der Gränzfeste Phyle; unter täglichen Gefechten fiel u. A. Kritias; die demokratische Partei ließ endlich Thrasybul in die Stadt ein und nun stellte dieser die Solonische Verfassung (gemäßigte Demokratie) her und gewährte eine Amnestie. Athen blieb jedoch, noch ohne Mauern, von Sparta abhängig, und mit dem Erlöschen des Selbstgefühls entzogen sich seine Bürger dem Kriegsdienst; vergeblich suchte der Staat durch Söldner eine Erweiterung seiner Herrschaft zur Wiederbereicherung der Staatscasse zu begründen. Die Bevölkerung von Athen selbst war seit dem peloponnesischen Kriege, durch den viele der edelsten Familien erloschen waren, ein vielfach entartetes Mischlingsgeschlecht.

b. Perserkämpfe.

Das persische Reich wurde seit den Niederlagen des Xerxes immer mehr durch innere Empörungen und Hofränke zerrüttet (Aegypten blieb fast 100 Jahre unter eigenen Königen im Aufstande rc.). — Die Wittwe des unächten Darius II., Parysatis, suchte endlich mit Hülfe griechischer Söldner, bei denen auch Xenophon als Freiwilliger diente, ihren jüngeren Sohn Cyrus gegen den älteren, Artaxerxes II., auf den Thron zu erheben. Cyrus der Jüngere fiel indeß bei Kunaxa in der babylonischen Ebene, und nun erwarb sich Xenophon, der 10,000 Griechen glücklich 400 Meilen weit durch unwegsame Gebiete führte (durch Armenien bis Byzanz), unsterblichen Ruhm, so daß man ihn, während ihn Athen im Bündniß mit Persien verbannte, bei den olympischen Spielen jubelnd begrüßte. Xenophon, der seitdem aus Vorliebe für die Verfassung Sparta's in diesem Staate lebte, bereicherte sich später durch Theilnahme an den Kriegen desselben (unter Agesilaus) in Asien und starb 90 Jahre alt (wahrscheinlich in Korinth um 355).

Nachdem Cyrus der Jüngere, besonders durch den Satrapen Tissaphernes, bezwungen war, versuchte dieser die griechischen Städte in Klein-

Asien noch einmal der persischen Herrschaft zu unterwerfen. Diese wandten sich jetzt um Hülfe an Sparta, das dieselbe, um seine Hegemonie auch hier geltend zu machen, gern gewährte; damals aber unternahm der thatkräftige König Agesilaus (der wohl so am Sichersten die Gährung unter den spartanischen Periöken und Unterthanenstaaten zu ersticken hoffte), von Xenophon berathen, einen großen Zug gegen die Perser, bei dem er das Reich derselben erschütterte (396 — 394); ja er dachte bereits auf dauernde Eroberungen im Inneren Asiens, als er wegen einer Erhebung der Bundesgenossen gegen Sparta zurückberufen ward.

c. Der böotische und korinthische Krieg — Frieden des Antalcĭdas (387).

Der athenische Feldherr Conon, der früher bei Aegospotami einen Theil der athenischen Schiffe gerettet hatte, lebte während der Unterdrückung seiner Vaterstadt in Persien, wo ihm endlich unter den Angriffen des Agesilaus die Führung einer Flotte gegen Sparta zu Gunsten Athens übertragen wurde. Um dieselbe Zeit bildete Theben an der Spitze der böotischen Städte einen großen Bund gegen die Bedrückungen Sparta's; während nun Agesilaus (auf demselben Wege, wie einst Xerxes) gegen Böotien heranzog, vernichtete Conon bei Knidus die spartanische Seemacht völlig und Sparta konnte jetzt, trotz eines Sieges des Agesilaus (bei Koronēa in Böotien), auch seine Uebermacht zu Lande nicht mehr behaupten.

Die Gegner Sparta's machten damals Korinth zu ihrem Hauptwaffenplatze; und während Athen noch einmal seine Seemacht herstellte, begründete Iphikrätes, eines Schusters Sohn, ein Landheer für dasselbe in der neuen Weise der Söldnerei. Denn um diese Zeit wurde die Kriegführung in Griechenland bereits zu einer Kunst und Wissenschaft, das Lebensziel einer eigenen Menschenclasse, und Iphikrates bildete (als Condottiere) eine neue Taktik, bei der die Söldner zum gefügigen Werkzeug der Führer wurden. Conon, der eben jetzt mit den Persern die Spartaner aus allen Besitzungen östlich vom ägäischen Meere verdrängte, gab nun auch Athen seine Mauern wieder. Bald verschwindet jedoch Conon vom Schauplatz (durch die Spartaner bei den Persern verdächtigt?) und der gewandte spartanische Unterhändler Antalcĭdas setzt es durch, daß Sparta mit persischer Unterstützung den Griechen einen Frieden vorzeichnet (387), nach welchem Artaxerxes (II.) für Recht erkennt, »daß alle Städte Klein-Asiens (mit Cypern) ihm angehören, alle übrigen griechischen Städte aber unabhängig sein sollen (außer Lemnos, Skyros und Imbros [im N.-O. des Archipel], die den Athenern verbleiben).« Dieser schmachvolle Frieden, zu dessen Anerkennung die Thebaner von Agesilaus mit den Waffen gezwungen wurden, verschaffte den Persern einen gefährlichen Einfluß bis auf die Zeiten

387 v. C.

Alexander's des Großen, und wurde von den Spartanern dazu benutzt, um überall dem Conföderationswesen unter den griechischen Staaten entgegenzuwirken, und diese mittels des angemaßten Schiedsrichteramtes allein von sich abhängig zu erhalten.

So zwangen sie namentlich Olynth in der chalcidischen Halbinsel, die von demselben unterworfenen macedonischen und thracischen Nachbarstädte frei zu geben; das zu diesem Zwecke ausgerückte Heer überfiel aber auch Theben, das damals unter einer demokratischen Verfassung an der Spitze von 14 böotischen Städten stand, worauf daselbst eine oligarchische Regierung unter dem Schutze einer spartanischen Besatzung eingesetzt wurde (380).

2. Thebens Hegemonie.

Die unter Sparta's Einfluß aus Theben verdrängten Demokraten hatten in Athen Zuflucht gefunden und knüpften von dort aus mit einem vornehmen Thebaner, Charon, eine Verschwörung an. Als Bauern verkleidet, mit Hunden und Jagdgeräth, kamen die Verschworenen in Charon's Haus; am folgenden Abend erschienen sie, als die Häupter der Oligarchie, Archias und Philippus, ein Fest gaben, bei diesem in Weibertracht verhüllt und ermordeten dieselben. Jetzt traten zwei ausgezeichnete Männer, Pelopidas und Epaminondas, die unter den Verschworenen waren, an die Spitze der Bewegung; die spartanische Besatzung wurde aus der Burg vertrieben und die Demokratie hergestellt, 378 v. Chr. 378 v. C.

Es kam zunächst Alles darauf an, den Bund der böotischen Städte unter Thebens Leitung zu erneuern, Athen zu gewinnen und mit Hülfe desselben Sparta entgegenzutreten; unter den darüber entstehenden Kämpfen wußte aber Theben — dem äolischen Stamme angehörig — auf eine Zeitlang sogar die Vorherrschaft in Griechenland zu gewinnen. — Die Böotier hatten sich in ihrem gesegneten Lande mehr dem Ackerbau, als großem Verkehr hingegeben und die materielle Cultur überwog die geistige. Bürgergesellschaften waren zu schwelgerischen Symposien vereinigt und die Mitglieder mehrerer derselben waren zu so vielen solcher Mahlzeiten, als es Tage gab, berechtigt. Doch war hier, wie überhaupt in den nördlicheren Gegenden Griechenlands, die Volkskraft noch nicht durch Verweichlichung geschwächt und die geistige Bildung drang allmählich aus dem Süden ein. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich, was meistens nur der Persönlichkeit des Epaminondas und Pelopidas zugeschrieben wird, das Emporstreben Böotiens. Allerdings traten diese Männer dabei als Führer voran. Epaminondas hatte sich der Lehre des Pythagoras zugewandt und widmete seine Muße geistigen Beschäftigungen; dabei blieb er absichtlich arm und einfach, um seinen Mitbürgern ein Beispiel zu geben; der reichere Pelopidas, wie

3. Das Aufstreben Maceboniens.

Das macedonische Bergland bildet den Uebergang von Thessalien nach Thracien; auf seinen drei dem Festlande zugekehrten Seiten ist es von rauhen hohen Gebirgen begränzt, die Südseite ist dem Meere zugewandt; gegen diese wird der Boden ebener und von ihr streckt sich zwischen zwei Meerbusen — dem thermaischen (S.-W.) und strymonischen (S.-O.) — die fruchtbare Halbinsel Chalcidice mit drei Armen Griechenland entgegen (im S.-O. das Vorgebirge Athos).

Dorische Ansiedler unter Herakliden hatten sich schon früh an der Küste Maceboniens niedergelassen und sich zunächst die Bewohner des steil gegen das Niederland abfallenden Gebirgs unterworfen; diese waren aber nicht in Knechtschaft hinabgedrückt, sondern unter der Führung des gebildeteren Herrschervolks zum Kampfe gegen die rohen Völker der Gränzgebirge vereinigt. Unter diesen Verhältnissen hatten sich unter den macedonischen Griechen der Geist und die Einrichtungen des heroischen Zeitalters auch in einem größeren Staatsverbande erhalten, eine militärische Aristokratie, mit einem Könige an der Spitze, und ein Stand freier Grundbesitzer mit dem Rechte der Zustimmung bei den Staatsangelegenheiten. Dabei konnte allerdings eine kräftige Staatseinheit nicht gedeihen, doch hob sich die königliche Macht allmählich unter den Kämpfen gegen die äußeren Gefahren; »die Könige (sagt Leo) mußten in den macedonischen Landschaften als Heerführer eine höhere Wichtigkeit behalten, als irgendwo sonst in Griechenland.« — Lange dauerte der Kampf an den Gebirgsgränzen; erst Philipp (II.) konnte sich völlig des verkehrreichen Küstenlandes (insbesondere Chalcidice's, wo längst reiche griechische Pflanzstädte lagen) bemächtigen und von dort aus seine Herrschaft theils durch den Paß von Philippi (im S.-O., am Fuße des gold- und silberreichen Pangäus) gegen den thracischen Chersonnes, theils durch die Pässe von Tempe und Thermopylä nach Griechenland ausdehnen. Eben damals hatten sich die Macedonier die Bildung der Griechen angeeignet, während sie zugleich Herrschersinn mit Achtung vor der Freiheit vereinigten. Griechenland aber bedurfte, als nach der höchsten Entwickelung seiner Cultur die Zeit der Entartung gekommen war, vor Allem der Einheit und der Ordnung; zur Freiheit war es nicht mehr fähig, doch haßte es den Despotismus, mit dem es vom Orient bedroht war. — So waren alle Verhältnisse der Art, daß von Macedonien der Herrscher kommen mußte, der Griechenland durch kriegerisches Uebergewicht zur Einheit führen, ja mit der vereinigten Macht der Hellenen das verfallende Perserreich bezwingen sollte.

Nachdem Darius Hystaspis Macedonien tributpflichtig gemacht hatte, schloß sich dasselbe in Folge der Niederlagen des Xerxes immer enger an

die Griechen an, und seit dem peloponnesischen Kriege unterstützte es die Städte der chalcidischen Halbinsel in ihrem Unabhängigkeitsstreben gegen Athen. Es wurden nun (unter König Archelaus) Städte und Landstraßen angelegt, Ackerbau und Gewerbe gehoben, die griechische Bewaffnung (Hopliten) eingeführt, der Hof ein Sammelplatz griechischer Dichter und Künstler. Die Fortschritte auf diesem Wege wurden besonders durch wiederholte Thronstreitigkeiten (mit Beistand der Aristokratie) unterbrochen, bis endlich Philipp II., der gleichfalls mehrere Thronprätendenten zu besiegen hatte, eine neue feste Ordnung begründete und dem Staate einen mächtigen Aufschwung gab. Seine Jugend verging unter schwierigen Verhältnissen; er lebte als Geisel eine Zeitlang unter den Illyriern, dann in dem damals mächtigen Theben, benutzte dieses aber trefflich zur Aneignung griechischer Bildung (er schloß sich an Aristoteles). 28 Jahre alt bestieg er den Thron, auf dem er sich durch Gewinnung der Athener, die anfänglich einen seiner Gegenkönige unterstützten, zu befestigen wußte. Philipp's große geistige Kraft war so schon früh unter Kämpfen geweckt; mit klarem Blick erkannte er seine Zeit und mit energischem Willen löste er die Aufgabe, zu der er sich berufen fühlte. Sein nächstes Ziel mußte sein, Macedonien von der Abhängigkeit von den benachbarten Barbaren zu befreien, sodann den Staat kriegerisch zu organisiren; als gemäßigter König an der Spitze eines kriegerischen Volks durfte er hoffen, selbst die Herrschaft über Griechenland zu erlangen. Philipp's Fehler sind wohl jedenfalls von seinen Feinden übertrieben, doch war er nicht frei von der Rohheit des macedonischen Adels (Trunksucht) und scheute sich nicht, die Verdorbenheit seiner Gegner mit Schlauheit zu ihrer Unterwerfung zu benutzen.

Zuerst vertrieb er die Thracier und Illyrier aus den Gränzen seines Königreichs, ja machte sie selbst von demselben abhängig; durch seine Geschicklichkeit als Feldherr und stets erneuten Kriegsruhm befestigte er sein Ansehen bei dem macedonischen Adel, dem er gleichwohl bei seiner entschiedenen geistigen Ueberlegenheit fortwährend das Recht der Mitberathung bei den Staatsangelegenheiten zugestand. Seine Umgestaltung des Heerwesens gründete sich auf die damalige Kriegswissenschaft, wie sie von den tüchtigsten Condottieren ausgebildet war. Dabei benutzte er die verschiedene Bewaffnungsweise, indem er jedem unterworfenen Volke seine Eigenthümlichkeit ließ, wußte aber alle Bestandtheile seines Heeres zu einem Ganzen zu verbinden. Den Kern bildete die macedonische Nationalwehr, eine Reiterei, die sich um den Adel schaarte, und ein Fußheer, aus dem Volke selbst geworben, das er durch Erfindung des Phalanx zu einem eben so gefügigen als kräftigen Werkzeuge seines Feldherrngeistes machte (eine Schlachtordnung bis zu 16 Gliedern tief, deren 20 Fuß lange Sarissen von 5 Gliedern über die Fronte hervorragten, während die Lanzen der letzten Glieder auf den Schultern der Vordermänner ruhten).

Durch sein wohlgeordnetes Nationalheer war Philipp den griechischen Staaten, die fast nur noch durch vereinzelte Söldnerschaaren vertheidigt wurden, überlegen. Philipp ging jetzt zunächst darauf aus, seine Macht über die chalcidischen Städte auszudehnen, die unter Athens Herrschaft emporgeblüht waren und von diesem geschwächten Staate nicht mehr behauptet werden konnten. So ließ er sich von den Athenern das in Macedonien gelegene Pydna abtreten, indem er ihnen Beistand zur Unterwerfung von Amphipolis versprach, vereinigte treulos auch dieses mit seinem Reich und brachte zugleich die demselben benachbarten reichen Goldgruben von Philippi in seine Macht; bald unterwarf er Potidäa und später das reiche Olynth (den Hauptort von Chalcidice). Das benachbarte Thracien, das erst seit der zeitweiligen Unterwerfung unter die Perser zu einem größeren Staate (bis zur Donau hin) geworden war, gab durch neue Theilungen und Thronzwistigkeiten, bei denen griechische Söldner halfen (Iphikrates wurde Schwiegersohn des Königs Cotys), Gelegenheit zu Ausbreitung der macedonischen Herrschaft, der sich bald auch die athenischen Städte am Hellespont (auf dem thracischen Chersonnes) nicht zu entziehen vermochten.

Schon hatte indeß Philipp eine Einmischung in die Angelegenheiten Griechenlands auf vielfache Weise vorbereitet. Vor Allem benutzte er dabei die Hab- und Genußsucht der damaligen Griechen, die er sich durch seinen Goldreichthum dienstbar zu machen wußte (»keine Mauer sei so hoch, sagte er, die nicht ein mit Gold beladener Esel übersteigen könne«).. Schon länger hatte er eine Partei in Athen wie in anderen griechischen Städten erkauft. Durch Einmischung in die Zwistigkeiten der Thessalier verschaffte er sich das Recht, in einigen ihrer Häfen Zölle zu erheben. Bald erhielt er durch den Verfall der Religion unter den Griechen einen Vorwand, als Beschützer des alten Nationalheiligthums aufzutreten. Nach der Schlacht bei Leuctra hatten die Thebaner versucht, die Amphiktyonie von Delphi, die längst ihre Selbständigkeit eingebüßt hatte, zu ihren Zwecken zu erneuen. Sie machten den Phociern ein Verbrechen daraus, daß sie delphische Tempelländereien, die bei fortschreitender Bevölkerung nicht wüst bleiben konnten, angebaut hatten, und daraus entspann sich der dritte heilige Krieg (S. 87 u. S. 122). Die Phocier überfielen jetzt den delphischen Tempelschatz und verbrauchten ihn zur Werbung von Söldnern, — wovon einerseits die Folge war, daß der Geldreichthum in Griechenland ungeheuer zunahm, andererseits daß die Tempel nicht mehr Schatzkammern blieben und das Wechslergeschäft sich ausbildete. 10 Jahre lang (bis 346) vertheidigten sich die Phocier in ihren Bergstädten mit Unterstützung der Spartaner und Athener gegen die Thebaner und Thessalier. Der Krieg wurde mit Bestechungen und großen Grausamkeiten geführt (die phocischen Gefangenen zuerst als Tempelräuber sämmtlich mit dem Tode bestraft), und unter den wechselnden Parteikämpfen des thessalischen Adels rief dieser schon in den ersten Kriegsjahren Philipp von Macedonien um Hülfe an. Philipp begnügte sich damals,

wo er noch auf Unterwerfung Olynths dachte und den ersten Grund zu einer macedonischen Flotte legte, in Thessalien zu vermitteln. Als endlich der Krieg den delphischen Tempelschatz erschöpft hatte, führte Philipp auf Bitten der Böotier den Kern seiner Macht gegen die Phocier, die ihm nicht lange zu widerstehen vermochten.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo Philipp auf Unterwerfung Griechenlands denken durfte. Der Krieg in Phocis gab die Festungen, welche die Thermopylen beherrschten, in seine Hände, seine Flotte brachte mit dem thracischen Chersonnes den Hellespont in seine Gewalt. So beherrschte er »die Thore Griechenlands zu Meer und Land«. Durch die letztere Erwerbung vermochte er insbesondere den Seehandel der Athener zu stören, mit denen er seit der Zerstörung von Olynth in offener Feindschaft stand. Bei einer nunmehrigen Gesandtschaft der Athener zur Vermittlung im heiligen Kriege, bei der sich die großen Redner und Staatsmänner Aeschines und Demosthenes befanden, wußte Philipp den Ersteren zu gewinnen; nach Sperrung der Thermopylen mußten sich die Phocier auf Gnade und Ungnade ergeben (346), die nach Zerstörung ihrer Felsenstädte in Dörfer vertheilt wurden. Philipp ließ sich die Oberaufsicht über den Tempel zu Delphi und den Vorsitz bei den pythischen Spielen zusprechen; selbst Demosthenes, der für die athenische Freiheit schwärmte, rieth für jetzt den Athenern zum Frieden mit Philipp, dem dieser aber auswich. Er erweiterte und befestigte seine Herrschaft in Thracien und Illyrien, knüpfte neue Verbindungen in Griechenland an, jetzt bis in den Peloponnes, und benutzte seinen Vorsitz bei den pythischen Spielen, um ausgezeichnete Griechen (Künstler ꝛc.) an seinen Hof zu ziehen. Demosthenes, der die Gefahr erkannte, »donnerte seine Philippiken«, und wirklich wußte Athen mit seiner Seemacht (auch Kaperei) Philipp in den nördlichen ägäischen Gewässern mehrere Verluste zuzufügen (Phocion rettete Byzanz), weßhalb Philipp seinen Kriegsruhm durch einen Zug gegen die Scythen im Norden der Donau herzustellen nöthig fand. Griechenland ahnte noch keine Gefahr für sich. Da wurde Philipp von Neuem durch die Amphiktyonen — auf sein eigenes Anstiften — zum Schutze des Heiligthums von Delphi angerufen, indem Aeschines die Klage erhoben hatte, daß die seit dem ersten heiligen Kriege mit einem Fluch belegten Aecker des zerstörten Cirrha von den Umwohnern (Amphissa) angebaut würden. Philipp zog zum vierten heiligen Kriege durch die Thermopylen, in welchen er die von Athen herangeschickten Truppen schlug, worauf die Athener die griechischen Städte zu einem großen Bunde zu vereinigen suchten. Während diese aber noch schwankten, besetzte Philipp Elatēa auf dem Wege nach Böotien. Als die Nachricht von diesem Ereignisse in Athen anlangte, war die Bestürzung ungeheuer; rasch kamen die Bürger wie der Rath zusammen, aber Niemand nahm in der Volksversammlung das Wort, bis Demosthenes das düstere Schweigen brach und das Volk zu einem

plötzlichen Aufschwung fortriß. Noch einmal sollte die ganze Jugend die Waffen nehmen, um gegen den Feind der Freiheit zu ziehen; zugleich alle griechischen Städte zum Zusammentreten gegen denselben aufgefordert werden. Nach Theben ging Demosthenes selbst als Gesandter, der auch endlich dessen Beistand gewann. Demosthenes vertraute noch der rasch auflodernden Begeisterung für die Freiheit, zu der die Griechen nicht mehr fähig waren, was sein Gegner, der thatkräftigere und besonnenere Phocion, wohl erkannte (weßhalb ihn Demosthenes »die Axt meiner Reden« nannte). Philipp schlug mit seinen tapferen (32,000) Kriegern eine um die Hälfte überlegene Heeresmacht der Griechen bei **Chäronea** in Böotien (338). Zwar hatten die Athener auf dem linken Flügel gesiegt, aber der 19jährige Alexander schlug den rechten Flügel der Feinde; Philipp selbst drängte die voreilig verfolgenden Athener zurück und hier soll Demosthenes unter den Ersten den Schild weggeworfen haben; — die heilige Schaar der Thebaner suchte und fand den Tod. Griechenlands Selbständigkeit war dahin.

338 v. C.

Philipp vergaß jedoch im Siege die Achtung vor der griechischen Freiheit nicht; er bewilligte den Athenern einen günstigen Frieden, denn er erkannte, daß »dieser Felsenboden ohne Freiheit Nichts sei«. Athen behielt seine freie Verfassung, wurde indeß von Theben aus durch eine macedonische Besatzung überwacht. Dann schrieb Philipp für den nächsten Frühling (337) eine Nationalversammlung der Griechen nach Korinth aus, um einen Feldzug gegen Persien zu berathen, der ihm die Gemüther der Griechen gewinnen, sein Heer beschäftigen und seinen Schatz füllen sollte. Alle Städte, mit Ausnahme Lakoniens und Arkadiens, schickten Gesandte, und Philipp wurde mit allgemeiner Zustimmung als »Oberfeldherr aller Griechen zum Rachekriege gegen Persien« ausgerufen.

Philipp hatte Alles vorbereitet; schon war der Vortrab seines Heeres nach Klein-Asien vorausgesandt; da fiel er durch den Dolch eines Meuchelmörders, Pausanias, eines macedonischen Adligen von seiner Leibwache, als der König nach seiner Scheidung von Alexander's Mutter Olympias, bei der Vermählung mit der Kleopatra eben in's Theater ging (336). Die Athener feierten auf Demosthenes' Antrag ein Freudenfest; sie wußten nicht, welchen Nachfolger Philipp in seinem 20jährigen Sohne Alexander hinterließ!

336 v. C.

Sicilien und Karthago.

Von den drei Hauptgruppen griechischer Staaten, im Mutterlande, im Osten und im Westen desselben, vermochte Macedonien nur die beiden ersten in seinen Kreis zu ziehen. Die westlichen Colonieen, die nicht minder an der Bildung und dem Verfall des Griechenthumes Theil hatten,

wurden in ganz andere Verhältnisse hineingerissen. **Sicilien** war schon während der Perserkriege von den **Karthagern** angegriffen; während des peloponnesischen Krieges hatte Athen dasselbe vergeblich zu unterwerfen versucht; die hiermit verbundenen Erschütterungen wandten von Neuem die Blicke Karthago's auf diese Nachbarinsel. Auch die sicilischen Griechen verfochten damals bereits ihre Freiheit nur mit **Söldnerheeren**, und dieß führte hier, wie in mehreren griechischen Staaten, nach dem peloponnesischen Kriege eine Erhebung von **Tyrannen** herbei, die anders, als die in der Zeit vor den Perserkriegen (800 bis 600, s. oben), aus Söldnerführern zu Herrschern wurden oder doch die auf anderem Wege erlangte Herrschaft auf Söldner stützten*). Sobald die Hoffnung, daß die Athener die Uebermacht von Syracus brechen würden, fehlgeschlagen war, wandte sich Egesta, das jene zuerst zu Hülfe gerufen hatte, an **Karthago** um Beistand. Dieser Staat war noch in der Periode seines Aufstrebens durch Eroberungen. Als sich jetzt ein großes karthagisches Heer mehrerer sicilischen Städte, besonders des reichen **Agrigent** bemächtigte, gerieth **Syracus** in Angst und übertrug die Herrschaft des Staats einem reichen Mitbürger, **Dionys** I., der sich auf Söldner gestützt zum Tyrannen aufwarf (405 bis 368), alsbald gegen Anerkennung seiner Herrschaft mit Karthago Frieden schloß und dasselbe in ruhigem Besitz der eroberten Städte ließ. Als er später seine Macht durch Bundesgenossen erweitert hatte, suchte er freilich die Karthager in drei Kriegen (bis 383) zu vertreiben, mußte ihnen aber wenigstens einen Theil des Gebietes von Agrigent lassen. Die Gewaltherrschaft machte Dionys I. argwöhnisch, grausam und habgierig; — zehntausend Bürger soll er aus Tyrannenfurcht und Habsucht dem Tode überliefert haben; er scheute sich auch nicht, das Gold von Aeskulap's Bart und Jupiters Mantel zu rauben; — doch war er nicht ohne Großmuth (gegen Damon [Möros] und Phintias), dabei mäßig, thätig und für höhere Gedanken empfänglich. Deßhalb bestimmte ihn sein Schwager **Dion**, den **Plato** an seinen Hof zu ziehen, und dieser, damals im Bunde der Pythagoräer, wirkte für die Idee, Dionys möge sämmtliche Griechen in Großgriechenland und Sicilien zu einem aristokratischen Staatenbunde vereinigen und die Karthager nach Afrika zurücktreiben. Plato brachte indeß den Tyrannen gegen sich auf, der ihn auf seiner Fluchtreise als Sklaven verkaufen ließ. Nach seiner baldigen Loskaufung gründete dann Plato seine Schule in Athen (Akademie). — Bei dem Tode des Vaters riß **Dionys** II. die Herrschaft an sich, indem er sich gleichfalls auf Söldner stützte; er ergab sich aber der Schwelgerei und suchte sich vergeblich durch Härte zu behaupten. Sein Sinn für geistige Bildung, auf die er eitel war, ließ indeß den **Dion** glauben, daß er sich durch **Plato's** Einfluß veredeln werde. Nochmals gab dieser sich jetzt der Hoffnung

405 v. C.

*) Vgl. Plaß, die Tyrannis in ihren beiden Perioden bei den alten Griechen. Bremen 1852.

auf eine praktische Wirksamkeit hin, ja er erschien noch zwei Mal, durch die Schmeicheleien des jüngeren Dionys bewogen, in Syracus, zog sich aber endlich in den stillen Kreis der Lehrthätigkeit nach Athen zurück, während Dionys sich der Lehre des Aristipp anschloß. Gegen den Tyrannen erhoben sich auch die Syracuser mit Hülfe des in die Verbannung geschickten Dion, doch vermochte dieser nur auf kurze Zeit die Republik herzustellen und wurde dann auf Anstiften seines ehemaligen Freundes (Kalippus), der selbst nach der Herrschaft strebte, schrecklich ermordet. Nach mancherlei Wirren bemächtigte sich später Dionys II., der nach Unter-Italien entkommen war, nochmals der Tyrannis in Syracus; jetzt wandte sich dieses aber an seine Mutterstadt Korinth, wo nicht lange zuvor der Tyrann Timophanes durch seinen eigenen Bruder, den edlen Timoleon, gestürzt und durch dessen Freunde ermordet war. Timoleon floh seitdem alle menschliche Gesellschaft, wurde jedoch von den Korinthern ausersehen, auch Syrakus von der Tyrannei zu befreien. Er zwang den Dionys, der Herrschaft zu entsagen (343), worauf dieser sein Leben in Korinth unter Weibern und Mädchen (die er im Singen unterrichtete) zubrachte. Timoleon schlug auch die Karthager bei einem neuen Angriff zurück und beschränkte in einem Frieden ihr Gebiet in Sicilien (340). Er erhielt von der Dankbarkeit der Syracuser ein schönes Landgut und ward noch nach seinem späten Tode durch ein Denkmal geehrt.

343 v. C.

Sitten und Bildung der Griechen
von der Zeit der Perserkriege bis auf Alexander den Großen.

Unter keinem Volke war die politische Entwickelung so frei und mannigfaltig, als unter den Griechen; nirgend sonst aber standen auch die politischen Verhältnisse in so entscheidender Wechselwirkung mit der Gestaltung des gesammten Volkslebens, vor Allem in dem demokratischen Athen, wo alle öffentlichen Angelegenheiten von dem ganzen Volke bestimmt wurden und der Zustand des Gemeinwesens überwiegend in alle Privatverhältnisse eingriff.

Und Athen wurde, seitdem es durch die Perserkriege zu einer Oberanführerschaft unter den Griechen gelangte, zugleich der Mittelpunkt des gesammten geistigen Lebens der Griechen, so daß dieses in seiner Eigenthümlichkeit dort am Deutlichsten erkannt werden kann und zugleich von dort die Richtung empfängt.

In Athen hatte die Erhebung der Nation gegen die Perser den großartigsten Aufschwung erzeugt; die raschen Siege, welche die allgemeine Begeisterung erkämpfte, führten zur Herrschaft der großen Menge und zur Begründung eines Erobererreiches; der plötzlich anwachsende Reichthum des Staats wie der Einzelnen erzeugte Ueppigkeit und Verweichlichung. Als sodann mit dem Dahinsinken der äußeren Herrschaft der Zufluß der Mittel

auf den gewohnten Wegen stockte, zeigt sich die einmal erweckte Genuß- und Habsucht oft in der widerwärtigsten Gestalt. Nur einzelne Männer gaben nun noch das Beispiel der alten Einfachheit (Sokrates, Phocion, wie in Theben Epaminondas) und der Gemeinsinn verschwand mehr und mehr, seitdem der Wirkungskreis sich verengerte und das Wohlleben stieg. Demosthenes hielt den Athenern vor: »Die Wohnungen der großen Männer der Vorzeit, eines Miltiades und Themistokles, waren einfach, die öffentlichen Gebäude jener Zeit prächtig. Jetzt giebt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentliche Bauwerke an Pracht übertreffen; was jetzt der Staat baut, ist ärmlich!« Die Habsucht zeigt sich besonders gehässig in der mit Rohheit und Grausamkeit verbundenen Raubgier der Söldner, die freilich oft lange Zeit das Nothwendigste entbehrten, wie in der Bestechlichkeit der Staatsmänner, und diese war zugleich bei der fortdauernden hohen Bedeutung der öffentlichen Parteiungen mit leidenschaftlichem Verfolgungsgeiste gepaart (wie z. B. einst der angesehene Meidias dem großen Demosthenes im Theater Ohrfeigen und Faustschläge versetzte).

Während aber die Versuchungen zu mannigfacher Unsittlichkeit überall unter den Griechen zunahmen, erschlafften die Zügel der Religion; nicht nur wurde der Tempelraub der Gewalthaber (wie in den »heiligen Kriegen«) immer häufiger, sondern der Glaube an die alten Götter wurde selbst bei der Menge untergraben. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß gerade die zunehmende Geistesbildung das unvollkommene Gebäude der alten Religion erschüttern mußte; die Götter Griechenlands konnten nicht ewig herrschen! Das unvertilgbare Bedürfniß der Religion suchte nun eine Zuflucht im Mysticismus, der in mehr oder minder edler Gestalt in den Mysterien wie bei den Philosophen (Plato) Befriedigung fand. Die vorherrschende Erscheinung der Zeit seit dem peloponnesischen Kriege war indeß die nur der Verstandeskenntniß dienende Sophistik, die (zuerst als Dialektik, in Großgriechenland) aus dem Bedürfniß hervorging, die herrschende Menge durch die Macht einleuchtender Gründe zu lenken und darum wiederum vor Allem in dem demokratischen Athen gedieh. Hier aber zog sie auch den Verstand immer mehr in den Dienst des herrschenden Sittenverderbens und ihr Ziel ward, durch Trugschlüsse über die Wahrheit zu täuschen. (Der Sicilier Gorgias, Protagoras von Abdera, Prodikus von Ceos durchzogen als Sophisten die Städte der Griechen und wurden vorzüglich in Athen hochgeehrt.)

Auf diese Weise wurde Religion und Sittlichkeit untergraben. Aber das unzerstörbare Bewußtsein des Höheren in der Menschennatur gab sich gerade in dieser Zeit der Verderbniß, in der doch zugleich die Geistesbildung des Griechenthums ihre Höhe erreicht hatte, um so entschiedener in **Sokrates** kund. Dieser athenische Bürger (Bildhauer) stellte den Sophisten gegenüber den Urgrundsatz aller hellenischen Weisheit: »Erkenne dich selbst!« in Lehre und Leben als die Richtschnur der menschlichen Bestim-

mung auf; er erkannte aber den Ausspruch des delphischen Gottes, der ihn auf Befragung eines seiner Freunde für »den weisesten Sterblichen« erklärte, nur darum als wahr an, »weil er wisse, daß er Nichts wisse.« Auch in ihm war ein Element der edelsten Mystik, und dem sophistischen Verstande gegenüber ließ er sich von den Eingebungen seines religiösen und sittlichen Gefühles, seines »Daimonion« (Genius) leiten. Er bemühete sich jedoch, seine Schüler, ja seine Mitbürger überhaupt, in täglichen Zwiegesprächen (im Auftrage jenes Orakels, wie er meinte), durch klare Verstandeseinsicht auf die Anerkennung eines in der Welt waltenden vernünftigen Urgeistes und auf die höhere sittliche Bestimmung des Menschen, deren Erfüllung »das höchste Gut« sei, hinzuführen. Als Sittenprediger in einer verdorbenen Zeit (namentlich durch seine »Ironie«) zog er sich vielfältigen Haß, am Meisten von den Sophisten, zu, und diese erhoben endlich nach dem Sturze des Kritias, der wie Alcibiades ein Schüler des Sokrates gewesen war, die Anklage gegen ihn: »Sokrates läugnet die Götter und verderbt die Jugend« (weil er besonders die Thorheiten der Demokratie geißelte). Sokrates vertheidigte sich vor dem Volksgerichtshofe der Heliäa, ohne sich zu beugen, und wurde von demselben mit einer Mehrheit von drei Stimmen zum Tode verurtheilt. Die verzögerte Rückkehr der jährlichen religiösen Sendung nach Delos, während deren Abwesenheit kein Todesurtheil vollzogen werden durfte, verschaffte Sokrates noch 30 Tage Frist, in der er seine Schüler belehrte, »man müsse immer und überall den Gesetzen gehorchen,« und sie wie sich selbst zu dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele erhob. 70 Jahre alt trank er den Giftbecher (399). 399 v. C.

Die Zeit nach den Perserkriegen zeigt uns auch den Uebergang der griechischen Bildung von der Kunst und Poesie zur Wissenschaft und Philosophie. Und wie Athen auch hierin vorangeht, so bleibt diese Stadt, nachdem ihre politische Größe längst vorüber war, bis in die spätesten Zeiten der alten Geschichte der Mittelpunkt der griechischen Kunst und Wissenschaft. Es muß jedoch daran erinnert werden, daß die früheste Ausbildung der griechischen Kunst von den Colonieen ausgegangen ist und daß Athen erst seit der Zeit seines höchsten Aufschwungs der Hauptsitz der Künste wurde, wie daß diese überall, wo Griechen wohnten, ihr Gedeihen fanden.

Zu den berühmtesten Bauwerken gehörten, außer dem Parthënon in Athen der um dieselbe Zeit erbaute große Tempel des Zeus zu Olympia von einem elischen Künstler (obwohl auch für diesen der athenische Phidias die majestätische Statue des Gottes verfertigte) und der Apollo-Tempel zu Phigalia in Arkadien, wieder das Werk eines Atheners, Iktinus. Die Bildhauerkunst nahm erst seit **Phidias** einen idealen Schwung; eine seiner Pallasstatuen (für den Tempel der Polias d. i. Stadtgöttin) goß er in Bronze aus dem Zehnten der Beute von Marathon; die für das

Parthenon bildete er nach ausdrücklichem Beschlusse des Volkes, das die theuersten Stoffe wollte, aus Gold und Elfenbein. Ihm schließen sich Polyklet aus Argos (oder Sicyon) und Myron aus einer kleinen Stadt in Attika an, jener durch seine Juno, letzterer durch seine »Kuh« berühmt. Der nach dem peloponnesischen Kriege aufkommende weiche Styl wurde vorzüglich durch Praxiteles von Athen und Skopas von Paros vertreten. Einem von Beiden schreibt man die berühmte Gruppe der Niobe zu (die in Florenz erhalten ist). — Der erste Maler, der bedeutenden Ruf erlangte, war Polygnotus aus Thasos, der, ein Freund Cimon's, auf den Wandgemälden in der bunten Halle (Pöcile) zu Athen unter Anderem die Schlacht von Marathon darstellte. Um 400 lebte Zeuxis aus Heraklea (in Italien), der sich in Athen gebildet hatte und für die Ausschmückung des macedonischen Königspalastes unerhörte Summen bezog. Gleichzeitig malte Parrhasius aus Ephesus hauptsächlich für das atheniſche Volk. Apelles, der zu Ephesus (später in Alexandrien) lebte, wurde der berühmteste Maler des ganzen Alterthums; er allein durfte Alexander den Großen malen. Zu seiner Zeit werden so viele Maler genannt, daß ihre Kunst bei den Reichen in hoher Gunst gestanden haben muß; auch Malerinnen sind damals häufig. Wie diese Umstände, so deuten auch die gleichzeitigen Schöpfungen der übrigen Künste darauf hin, daß die Kunst jetzt mehr Privatzwecken (der Fürsten und Reichen), als, wie früherhin, dem Gemeinsinn diente.

Wie mit der Blüthezeit Athens die Poesie im Drama ihren Gipfelpunkt erreichte, ist oben (S. 122) besprochen; die Tragödie entartete bereits mit dem Hervortreten der Sophistik (Euripides). Die Komödie fand ein Feld ohne Gleichen in dem Spott gegen die Thorheiten des öffentlichen Lebens in Athen, und Aristophanes (ein Zeitgenoß des Sokrates) verspottete im »Plutus« die Sucht nach Reichthum, in den »Wolken« die Sophistik unter der karrikirten Gestalt des Sokrates, in den »Fröschen« die Entartung der Dichtkunst (Euripides), in den »Rittern« das Hinausstreben (des Kleon) über die richtige Stellung des Mittelstandes u. s. w. Mit der Zurückdrängung der Demokratie hörte die Sitte der »alten Komödie« auf, öffentliche Charaktere mit ihren wirklichen Namen auf die Bühne zu bringen, und vom Ende des peloponnesischen Krieges bis auf Alexander's Thronbesteigung herrschte die »mittlere Komödie«, die noch wirkliche Personen, aber unter erdichteten Namen zur Darstellung brachte, bis unter der strengeren monarchischen Ordnung (schon seit Alexander) die »neuere Komödie« sich nur noch an allgemeine Charaktere aus dem Privatleben hielt, hiermit aber zugleich eine feinere Komik eintrat. Das Drama, für das nun auch immer mehr steinerne Theater statt der zeitweiligen hölzernen erbauet wurden, verlor übrigens seine Bedeutung nicht wieder und wurde als eine Schule der Menschenkenntniß und gebildeten Unterhaltung von Monarchen (Philipp und Alexander von Macedonien, den beiden Dionysen

u. s. w.) wie von den Massen hoch gehalten, große Schauspieler oft ungeheuer belohnt.

Wie die Wissenschaft überhaupt, so ging bei den Griechen insbesondere die Geschichtschreibung aus der Poesie hervor, und Nichts konnte derselben förderlicher sein, als die Entwickelung des Dramas. Herodot, »der Vater der Geschichte«, faßt die Perserkriege (bis 479) in der erhabenen Weise des Aeschylus auf und stellt in seinen für das Volk geschriebenen Geschichtsbüchern überall das Walten einer, wenn auch nur dunkel erkannten, moralischen Weltordnung in den Geschicken der Menschen dar. In demselben Jahre, in welchem er sein Werk bei den olympischen Spielen vorlas (456, wie 10 Jahre später in Athen), begannen Anaxagoras u. A. philosophische Vorträge in Athen, deren Einfluß auf die Weiterentwickelung, insbesondere der Geschichtschreibung, unverkennbar ist. Thucydides bereitete in 20jähriger Verbannung (wegen eines vergeblichen Zuges zum Schutze von Amphipolis gegen Brasidas) seine Geschichte des peloponnesischen Krieges vor, die er (doch nur bis auf das Jahr 410) in Athen in staatsmännischem Geiste verfaßte, wobei er die Motive in den Staatsreden der handelnden Personen enthüllt. Xenophon, der das Werk des Thucydides ergänzte, benutzte die Geschichte zur Entwickelung von Klugheitslehren für die Staaten wie für Einzelne, und hat in diesem Geiste auch die »Memorabilien des Sokrates« wie seine »Anabasis« und »das Leben des Cyrus« dargestellt. Durch das letztere Buch wollte er wohl die Griechen für die zum Bedürfniß gewordene Monarchie gewinnen.

Erst nach der Geschichtschreibung begann eine zusammenhangende Darstellung der Philosophie. Anaxagoras verpflanzte durch öffentliche Vorträge die Lehren der ionischen Schule in ihrer Vollendung nach Athen. Dem Sokrates war die Philosophie Sache des ganzen Lebens; eben deßhalb regte dieser Weise eine Reihe jüngerer Zeitgenossen auf das Vielseitigste an, die jedoch unter den bald völlig veränderten Zeitverhältnissen mehr theoretisch durch Schulvorträge, als unmittelbar praktisch wirkten. Indeß erhielt sich das Studium der Philosophie, das für die wissenschaftliche Zeit Bedürfniß war, bis über Alexander's Tod hinaus in Blüthe, und ihre Bedeutung blieb dauernd.

Unter den unmittelbaren Schülern des Sokrates faßten Plato und Xenophon den religiösen und sittlichen Geist seiner Lehre am Reinsten auf, obgleich nach ihrer geistigen Eigenthümlichkeit höchst verschieden; Plato, »der Göttliche« in idealer und mehr wissenschaftlicher Weise, Xenophon in einfachem praktischen Sinne. Zwei andere jener Schüler gaben der Lehre ihres Meisters unter dem Einflusse ihrer äußerlichen Verhältnisse ein ganz neues Gepräge. Aristipp, aus einer der reichsten Familien von Cyrene, lehrte, daß »das höchste Gut« — wie Sokrates das Ziel des menschlichen Strebens bezeichnete — nur in Vereinigung des geistigen und sinnlichen Genusses zu finden sei; der sehr dürftige Antisthe-

nes von Athen hielt sich dagegen an den Satz des Sokrates, daß »Nichts bedürfen göttlich sei«. — Die von Sokrates ausgehenden Schulen haben einen großen Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit geübt; in der Wissenschaft am Meisten theils die des Plato, die sogenannte »Akademie«, theils, in noch größerer Ausbreitung, besonders im Mittelalter, die seines Schülers Aristoteles, die »Peripatetiker«; für die Praxis die des Aristipp und Antisthenes, jedoch erst seitdem jene durch Epikur (aus Gargettus bei Athen) um 300, und die letztere (bald spottweise die »cynische« d. i. hündische genannt), seitdem sie durch Zeno (um 300) in die stoische Schule umgestaltet war*). Denn die Philosophie des Genusses und die der Entbehrung haben sich in Zeitaltern, wo Reichthum und Armuth in schroffem Gegensatz neben einander standen, immer von Neuem eine weitgreifende Geltung verschafft (Epikureer und Stoiker vorzüglich in der späteren Römerzeit).

Plato, aus dem Geschlechte des Codrus (geb. 430), 40 Jahre jünger als Sokrates, dessen Schüler er in seinem 20sten Jahre ward, ließ sich auf seinen Reisen (in Italien, Aegypten) in den Orden der Pythagoreer unter Archytas von Tarent aufnehmen, wodurch er mit Dion, dem Schwager von Dionys I., in Verbindung kam (s. S. 139). Nachdem er wiederholt vergeblich versucht hatte, sich am Hofe der beiden Dionyse Einfluß zu verschaffen, lebte er, bis in sein hohes Alter († 348), in Athen allein für seine Schüler und die Abfassung seiner zahlreichen Werke. In diesen läßt Plato in dialogischer Form (deren Vollendung er besonders dem Studium des Aristophanes verdankte) einen idealisirten Sokrates seine Lehren verkünden. Nach Plato giebt es von Ewigkeit her ein vernünftiges Urwesen, doch hat dieses die Welt nicht geschaffen, sondern die ebenfalls ewige Materie nach seinen vollkommenen Ideen (Urbildern der Gattung) gestaltet. Der Menschengeist hat vor seiner Verbindung mit dem irdischen Leibe die Ideen der Gottheit angeschaut und kann sich derselben bei Erkenntniß der irdischen Dinge mehr oder minder vollkommen erinnern. Je mehr sich der Mensch von dem Irdischen frei zu machen weiß (durch Betrachtung des Schönen und geistige Liebe), desto früher kehrt er (jedoch immer erst nach einer Seelenwanderung) in das Reich der Ideen zurück. — Die Ideale, die Plato aufstellt, sind nicht zur Verwirklichung auf Erden bestimmt, sondern sollen nur auf die Unvollkommenheit aller wirklichen Verhältnisse hinweisen. Insbesondere verlangt er einen Staat, in welchem die

*) Diese Schulen pflegen nach den Lehrorten ihrer Stifter benannt zu werden. Plato lehrte in dem von Cimon angelegten Garten der »Akademie«, Aristoteles in Schattengängen des »Lyceums«; Antisthenes und sein Schüler Diogenes in dem »Cynosarges« (einem Gymnasium, gleich der Akademie und dem Lyceum), woran sich der Spottname der »Cyniker« knüpft, Zeno in der (bunten) Halle (Stoa poikile).

Philosophen (Männer von eben so viel Einsicht als Mäßigung und Festigkeit) herrschen, und in welchem alle äußeren Unterschiede (durch Aufhebung der Familie und des Eigenthums) hinweggeräumt werden sollen. Schon der nächste Nachfolger des Plato (Speusippus, Haupt der »älteren Akademie«) suchte der Philosophie desselben unmittelbare praktische Anwendung zu sichern, indem er in der Weise des Pythagoras eine Schule für Staatslenker begründete. Gleich nach Alexander dem Großen entstand (mit Arcesilaus) die »mittlere« und um 150 v. Chr. (mit Carneades) die »neuere Akademie«. Eine höchst wichtige Bedeutung erhielten aber die Neuplatoniker in Alexandrien in den ersten christlichen Jahrhunderten, indem sie platonische Ideen in das Christenthum übertrugen.

Aristoteles (geb. 384), aus einer berühmten ärztlichen Familie, die sich auf Aeskulap zurückführte, zu Stagira in Macedonien, wurde 17 Jahr alt Plato's Schüler, später von Philipp II. aus Klein-Asien zum Erzieher Alexander's berufen, nach dessen Thronbesteigung er in Athen seine Schule begründete. Des Unglaubens verdächtigt, zog er sich nach Euböa zurück, wo er 62 Jahr alt starb. Er war besonders durch Sammlerfleiß und kritischen Verstand ausgezeichnet, ging bei seiner Philosophie durchaus von der Erfahrung aus und leitete aus dieser die allgemeinen Gesetze der Natur und des Menschenlebens her. Er schied die Mathematik von den übrigen Wissenschaften und theilte sie in ihre Zweige, schuf vermöge seiner reichen Anschauungen (Sammlungen, die Alexander bereicherte) das erste naturgeschichtliche System, begründete die Logik als Lehre der Denkgesetze, und stellte aus den anerkannten Mustern der Wirklichkeit eine Theorie für die Dichtkunst (Poetik), für das menschliche Handeln (Ethik) und für die Staatseinrichtung (Politik) zusammen. Er will, daß die Verdienstvollen herrschen, ist aber der Monarchie geneigt, die er aus dem Bedürfniß der Besseren, eine Hülfe gegen die Schlechten zu haben, herleitet, und der er, je gemäßigter und beschränkter sie ist, eine um so längere Dauer verheißt. — Aristoteles vererbte seine zum Theil unvollendeten Werke auf seinen Schüler Theophrast, der sie aus Besorgniß vor der Bücherliebe der pergamenischen Könige in einem Kellergewölbe verbarg, aus welchem sie nach 100 Jahren halb zerstört hervorgezogen wurden.

Erst bei einer höheren Ausbildung der Geschichtschreibung und Philosophie wurde auch die politische Redekunst unter den Griechen auf ihre Höhe geführt, die in noch unmittelbarerer Verbindung mit dem Staatswesen stand, als jene Wissenschaften. Seitdem Athen durch die Perserkriege in große politische Verhältnisse hineingezogen wurde, konnten die öffentlichen Redner in der Volksversammlung staatswissenschaftliche Kenntnisse und eine philosophische Bildung nicht mehr entbehren. Antiphon, ein jüngerer Zeitgenosse des Perikles, lehrte zuerst Regeln der Redekunst in Athen, und die Sophisten sowohl wie Sokrates förderten die Beredtsamkeit

in ihrer Weise. Um diese Zeit verfaßten Lehrer der Redekunst auch schon Reden für Andere (Lysias und sein Schüler Isäus). Außer den Fortschritten der Wissenschaft war es seit dem Aufstreben Macedoniens theils die Bedeutung der Diplomatie, theils die Ausbildung der Schauspielkunst, welche die Redekunst auf ihren Gipfel führte. Demosthenes (geb. 385) gilt für den größten Redner des Alterthums, für den zweiten sein Gegner Aeschines. Demosthenes, aus einer angesehenen athenischen Familie, von Natur schwächlich, bildete sich mit der größten Energie zum allseitig vollkommenen Redner aus, in der Schule des Plato, unter Anleitung von Schauspielern, durch rastlose Uebung und durch Bücher (was damals noch neu war), und er hielt nur Reden, die er vollständig schriftlich ausgearbeitet hatte (weßhalb sie, sagte man, »nach der Lampe röchen«); bei einer Gesandtschaft an Philipp von Macedonien soll er in seinem Vortrage stecken geblieben sein. Nur durch seine vielseitige Bildung und die Macht seines feurigen Willens vermochte er das entartete athenische Volk zu leiten; indeß gelang es ihm nur noch, einen vorübergehenden Aufschwung hervorzurufen. Er überlebte Alexander noch ein Jahr und starb in der Verbannung, indem er Gift aus seiner Schreibfeder sog (63 Jahr alt). — Sein Gegner Aeschines, von armen Aeltern, nahm erst in vorgerücktem Alter als Haupt der macedonischen Partei an den Staatsgeschäften Theil. Nicht bloß er, sondern auch Demosthenes, ist der Bestechlichkeit beschuldigt, doch läßt sich dieß Beiden nicht beweisen. Aeschines, welcher der Begeisterung des Demosthenes nur berechnende Klugheit entgegenstellte, war diesem eben deßhalb nicht gewachsen. Als Demosthenes ihn in einem Wettstreit (pro corona) besiegt hatte, konnte er die ihm auferlegte Geldstrafe nicht bezahlen und gründete, deßwegen aus Athen verbannt, eine Rednerschule, erst in Rhodus, dann in Samos, 75 Jahr alt (317). Später war Demades erst für Philipp II. thätig und dann ein Schmeichler Alexander's, Lykurgos, sein Gegner. — Mit der Freiheit sank auch die Bedeutung der Redekunst; das Verfertigen von Reden ward zu einem Erwerbszweige (Dinarch), und der Unterricht im Reden knüpfte sich an die Schulen der Philosophen.

E. Alexander der Große, 336 bis 323 v. Chr.

Die griechische Bildung war auf ihrer Höhe; es war die Zeit gekommen, wo dieselbe zur Stiftung eines größeren Völkervereines führen sollte. Die Weisen des Volkes erkannten, daß eine Vernunft in dem Weltall walte; der erweiterte Völkerverkehr führte selbst die Massen zu der Einsicht, daß die höhere Würde der Menschennatur auch den Barbaren nicht fehle. Und schon hatte Macedonien sich die griechische Bildung angeeignet, ja das macedonische Königthum hatte bereits die Griechen unter

seiner Herrschaft vereinigt, und diese waren im Begriff, unter seiner Leitung in den Orient einzubrechen. — So fand **Alexander** die Lage der Welt. Bei seiner Geburt hatte sein Vater an Aristoteles geschrieben: »Uns ist ein Sohn geboren; wir danken Gott dafür, vor Allem, wenn Aristoteles ihn zu einem würdigen König bilden will!« Aristoteles, selbst ein Macedonier, führte den Alexander auf die Höhe der griechischen Bildung; die edelsten Anlagen seines Zöglings kamen ihm dabei entgegen. Es fehlte Alexander keine der Tugenden seines Vaters, sein Geist hatte aber einen höheren Schwung; Klugheit und unermüdliche Thatkraft vereinigten sich in ihm mit dem reinsten Sinne für alles menschlich Große und Schöne, mit innigem Wohlwollen und Vertrauen zu den Menschen und einer Großmuth, die auch durch die widerwärtigsten Erfahrungen nicht erschüttert wurde. Darum, wie auch er der menschlichen Schwäche seinen Zoll brachte, »war es,« wie Arrian sagt, »gewiß nicht ohne Fügung der Gottheit, daß dieser Mann, keinem anderen vergleichbar, geboren wurde.« Und kaum hat ein anderer der welthistorischen Heroen die ihm durch die Zeitverhältnisse gestellte Aufgabe mit gleicher Klarheit wie Alexander erkannt und in so rastlosem Streben zur Ausführung gebracht. Hellenische und orientalische Bildung zu verschmelzen war der Gedanke, der Alexander beseelte, und was er in seiner Laufbahn nur beginnen konnte, ist, weil die Zeit dazu herangereift war, fernerhin durch andere Werkzeuge und auf anderen Wegen immer weiter geführt.

Als Alexander 13 Jahr alt war, wurde Aristoteles sein Lehrer; er gab dem feurigen Knaben »Bewußtsein und Maß« seiner Kräfte. Homer war schon früh Alexander's Lieblingsbuch, Achilles sein Vorbild, Hephästion sein Patroklus, und er sehnte sich, auch seinen Homer zu finden. Er liebte seine enthusiastische Mutter mehr als seinen berechnenden Vater, und verrieth bei den Siegen Philipp's seinen aufstrebenden Geist durch die Klage: »mein Vater wird mir Nichts zu thun übrig lassen!« Philipp verdankte freudig der Tapferkeit des Jünglings den Sieg bei Chäronea; mit Thränen rief er einst: »Mein Sohn, suche Dir ein anderes Königreich; Macedonien ist für Dich zu klein!« Als Philipp ermordet wurde, war Alexander

336 v. C. erst 20 Jahr alt, 336 vor Chr.; bei dieser Jugend schien er die kaum begründete Macht Macedoniens nicht aufrecht halten zu können. Selbst der Thron wurde ihm (durch Amyntas, einen Sohn von seines Vaters älterem Bruder) streitig gemacht; die Thracier und Illyrier erhoben sich an den Gränzen, Griechenland lebte zu neuer Hoffnung der Freiheit auf. Alexander wollte sich durch Weiterführung der Pläne Philipp's des Thrones würdig zeigen. Nachdem er Adel und Volk durch Begünstigungen gewonnen hatte, eilte er mit einem auserlesenen Heere nach Griechenland. Da Niemand Widerstand wagte, beschied er eine Versammlung der Griechen nach Korinth; dort wurde er an Philipp's Statt zum Oberanführer der

Griechen für den Perserkrieg ausgerufen. Die Spartaner hatten keine Abgeordneten geschickt; »sie seien gewohnt zu führen, nicht zu folgen.« Im folgenden Frühling trieb Alexander die Thracier und Illyrier zu Paaren, ja indem er die Donau überschritt, zwang er die Geten (Deutsche?), diesen Strom als seine Gränze anzuerkennen und nahm celtische Völker zu Bundesgenossen auf. Doch nun brachte das Gerücht, Alexander sei gegen die Barbaren gefallen, die Griechen in die Waffen, die auch von den Persern aufgewiegelt wurden, seitdem Alexander's Heldensinn ihn gefährlich erscheinen ließ. Die Thebaner vertrieben die macedonische Besatzung aus der Kadmea, die Athener sagten ihnen Beistand zu und aus dem Peloponnes zogen Arkadier heran. Aber plötzlich erschien Alexander vor Theben, und als ihm die Auslieferung der Rädelsführer verweigert war, ließ er auf den Ausspruch der mit ihm verbündeten Griechenstaaten die eroberte Stadt dem Erdboden gleich machen, die Einwohner zu Sklaven verkaufen; nur gab er Befehl, das Haus des Pindar wie dessen Nachkommen zu verschonen (auch behandelte er die kühne Timoklea mit Großmuth, die selbst einen seiner thracischen Krieger in einen Brunnen gestürzt hatte, dort die verlangten Schätze zu suchen, und die sich vor ihn geführt rühmte, die Schwester des Theagenes zu sein, der bei Chäronea für die griechische Freiheit gefallen). Im Herbst war Alexander wieder in Macedonien und rüstete für den folgenden Frühling (334) den Krieg gegen Persien. Antipater, der erfahrene Freund seines Vaters, erhielt die Obhut Macedoniens und sollte mit dem vierten Theil der Heeresmacht die Griechen überwachen; durch Begünstigung der demokratischen Partei und durch Werbungen wurden die griechischen Staaten geschwächt. Um Alexander schaarten sich 30,000 Mann zu Fuß und 4500 Reiter, unter tüchtigen Führern, — alle durch Kriegszucht und Tapferkeit bewährt. Die Finanzen Macedoniens wurden durch die Rüstung völlig erschöpft; den Rest der Staatsgüter vertheilte der König unter seine Freunde. Als Perdikkas ihn fragte: »was bleibt Dir übrig?« antwortete er: »die Hoffnung!« Im Orient winkten ungeheure Schätze; das persische Reich war längst zerrüttet; erst jüngsthin waren mehrere gewaltsame Thronwechsel rasch auf einander gefolgt, und Darius III. Codomannus noch kaum auf dem Throne befestigt; auch war dieser, wenngleich persönlich tapfer, doch kein Feldherr. Dazu waren griechische Söldner schon länger die Hauptstütze des persischen Throns. Der Führer der letzteren, Memnon von Rhodus, Statthalter von Kleinasien, rieth, sich vor den Feinden unter Verwüstung des Landes in das Innere zurückzuziehen; sein Rath wurde verworfen.

334 v. C.

Vor dem Ausmarsch feierte Alexander das 9tägige macedonische Nationalfest der Musen. Ohne Schwierigkeit kam er über den Hellespont; jenseit desselben ehrte er mit Opfern und Spielen den Achilles und Patroklus. Das persische Heer von 100,000 Mann, das zunächst gegen ihn zog, war von den kleinasiatischen Satrapen zusammengebracht; es fehlte den

Führern und Truppen an Einigkeit und tüchtiger Gesinnung. Im Angesichte des Feindes überschritt Alexander den kleinen Fluß Granikus, der in die Propontis fließt, und erfocht hier den ersten Sieg. Durch große Kühnheit kam er in Lebensgefahr, aus der ihn Klitus rettete (indem er den Arm eines Persers abhieb, der den Säbel über Alexander's vom Helm entblößtem Haupte zückte). Nach dieser Schlacht zerstreute sich das persische Heer, Kleinasien lag ohne Schutzwehr da. Die gefangenen griechischen Söldner der Perser wurden als Verräther zur Strafarbeit verurtheilt; nur die Thebaner erhielten Verzeihung. 300 Rüstungen sandte Alexander nach Athen als Weihegeschenk für Pallas Athene mit der Aufschrift: »Alexander, Philipp's Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, von den persischen Barbaren.« Er benutzte den Sieg am Granikus, um zunächst die West- und Südküstenländer Klein-Asiens zu gewinnen und sich dadurch vor weiterem Vordringen den Rücken zu decken, besonders weil noch eine persische Flotte das ägäische Meer hielt und den Griechen die Hand zu reichen drohte. Er zog zuerst gegen Sardes, »den Mittelpunkt des kleinasiatischen Verkehrs,« und gab dem lydischen Reiche die alten Freiheiten zurück; dann nach Ephesus, wo er wie in anderen ionischen und äolischen Städten die Demokratie herstellte. Milet mußte er erstürmen, worauf sich die persische Flotte nach Samos zurückzog und Alexander, der dieselbe durch den Landkrieg abschneiden wollte, seine Flotte, die doch nicht stark genug war, einstweilen völlig auflöste. Dann bemächtigte er sich noch der südwestlichen niederen Landschaften von Klein-Asien (Karien, Lycien und Pamphylien), bis wo bei Side der steile Taurus an die Süd-Küste tritt, und wandte sich nun erst in das innere Hochland, nach der alten Königsstadt von Phrygien, Gordium am Sangarius, von wo die Straße an dem Flusse aufwärts nach der Wasserscheide in Kappadocien führt, das sich östlich gegen den Euphrat senkt. Gordium war dieser Lage wegen zum Sammelplatz der verschiedenen Heersabtheilungen, auch der aus Macedonien heranziehenden Verstärkungen für den folgenden Frühling bestimmt, und Alexander fand dort zugleich Gelegenheit, für den nächsten Feldzug durch Lösung des gordischen Knoten eine günstige Vorbedeutung zu gewinnen. Das Joch an einem Wagen des sagenhaften Königs Midas war durch einen Knoten von Baumbast künstlich befestigt; ein altes Orakel sagte, wer den Knoten löse, werde die Herrschaft Asiens erhalten; Alexander zerhieb ihn mit dem Schwerte. — Nachdem sich das Heer gesammelt hatte (333), wurden die nordöstlichen Landschaften Klein-Asiens (Paphlagonien am schwarzen Meere, und Cappadocien im Innern) unterworfen, dann aber die cilicischen Tauruspässe eröffnet und Cilicien (im äußersten S.-O. Klein-Asiens) besetzt, das um so wichtiger war, weil von hier aus theils auch ein Paß nach N.-O., der amanische, nach dem oberen Euphrat, theils die syrische Pforte nach S.-O. führt. Und schon war das persische Reichsaufgebot unter dem Könige selbst, der es für

333 v. C.

Schmach hielt, wenn der Feind weiter in das Innere dringe, im Anzuge. Da zog sich Alexander durch ein Bad in dem kalten Flusse Cydnus (Karasu) eine heftige Krankheit zu, und als eben sein Arzt Philippus ihn durch einen Trank zu heilen versprach, erhielt Alexander einen warnenden Brief von Parmenio, dieser Arzt sei von Darius zu seiner Vergiftung bestochen; — doch Alexander leerte den Kelch, den ihm Philippus reichte, während er diesem selbst den verhängnißvollen Brief übergab und in dessen Miene seine Unschuld las. Kaum aber war Alexander hergestellt, so erscholl die Nachricht vom Anzuge des Darius. Alexander eilte ihm durch die syrischen Pässe entgegen, um ihn in den Ebenen von Onchä (Sochi) zu treffen; jedoch war Darius von dort aus gleichzeitig durch die amanischen Pässe gezogen, um den zögernden Feind aufzusuchen, und kam nun Alexander in den Rücken, was dieser indeß rasch als vortheilhaft erkannte, da das große persische Heer (Hunderttausende von Persern und 30,000 griechische Söldner) sich in den engen Küstengegenden Ciliciens nicht so gut entfalten konnte, als in der syrischen Ebene um Sochi. So kehrte Alexander, obgleich seine Truppen über die Gefahr in ihrem Rücken erschraken, nachdem er sie ermuthigt hatte, durch die syrischen Pässe zurück, dem Darius entgegen, und traf ihn bei Issus (Nov. 333) hinter dem Flusse Pinarus, den er so rasch durchschritt, daß die Feinde schon dadurch in Verwirrung geriethen und bald Darius selbst die Flucht ergriff. Fast nur die griechischen Söldner entkamen in geordnetem Zuge (größtentheils nach Sparta). Die Schätze des Darius wurden zwar noch nach Damaskus gerettet, dort aber bald vom Parmenio genommen; die Mutter, die Gemahlin und zwei Töchter des Perserkönigs fielen in die Hände der Macedonier, wurden jedoch von Alexander mit der höchsten Ehrerbietung und Milde behandelt.

333 v. C. Nov.

Der Sieg bei Issus, durch den mit einem Schlage die persische Macht gebrochen war, verhinderte die Erhebung der Griechen, die sich auch mit der persischen Flotte in Verbindung zu setzen gedroht hatten, obwohl dieß letztere Vorhaben schon früher durch den Tod Memnon's, dem Darius nach der Schlacht am Granikus den Oberbefehl über die persische Kriegsmacht gegeben hatte, vereitelt war. Erst jetzt aber löste sich die persische Flotte völlig auf, die vorzüglich aus phönizischen und cyprischen Schiffen bestand, indem die ersteren forteilten, um ihre heimathlichen Städte zu beschützen.

Alsbald trug Darius Frieden an, den Alexander stolz zurückwies. In der That durfte er sich schon als Herrn von Persien betrachten. Indeß ging sein Plan dahin, zunächst die übrigen Küstenländer zu unterwerfen, um sich jedenfalls den Rücken zu decken. Die phönizischen Städte ergaben sich; nur Tyrus versagte Alexander den Eingang. Der Besitz dieser Inselstadt war ihm nothwendig, doch konnte er sie nur von dem Festlande her angreifen, von dem sie durch eine schmale Meerenge getrennt war. Durch diese legte er einen Damm, der aber nahe an der Insel, wo das Meer am Tiefsten war, mehrmals von den Tyriern zerstört wurde. Auch nach Vollendung des Dammes

konnte Tyrus erst gewonnen werden, als die Schiffe von Sidon, Rhodus und Cypern, die zu Alexander übergetreten waren, dasselbe von der Seeseite einschlossen. Die Belagerung hatte 7 Monate gedauert, die Stadt wurde im Sturm genommen, ein großer Theil der Bevölkerung war gefallen, ein anderer ward in die Sklaverei verkauft, die Zurückbleibenden wurden der alten Verfassung beraubt. Jedoch machte Alexander die Stadt zu einem Hauptwaffenplatz und begünstigte das Wiederaufblühen ihres Handels. Das Land der Juden unterwarf sich ohne Widerstand, und ihre eigenen Schriftsteller rühmen, daß Alexander große Milde gegen das Volk und hohe Ehrfurcht vor Jehovah bewiesen habe. Die Philisterstadt Gaza wurde in schwerem Kampfe gewonnen. Dann brach Alexander nach Aegypten auf.

Ein zweiter Friedensantrag, durch den Darius verhieß, die Länder westlich vom Euphrat abzutreten, hielt ihn nicht auf; als Parmenio sagte: er würde den Antrag annehmen, wenn er Alexander wäre, antwortete der König: »ich auch, wenn ich Parmenio wäre!« Der persische Statthalter von Aegypten hatte sich durch Niedermetzelung seiner griechischen Söldner selbst der Vertheidigungsmittel beraubt; er mußte sich ergeben. Alexander zog ohne Hinderniß bis Memphis und gewann die ägyptischen Städte, indem er den Landesgöttern (auch dem Apis) opferte. Vor Allem beschloß er den durch Psammetich angeknüpften Verkehr Aegyptens mit Griechenland herzustellen, der unter der Perserherrschaft absichtlich vernichtet war. Eine neue Stadt, nach seinem Namen benannt, sollte seine Herrschaft über das Mittelmeer und den Eingang griechischer Bildung in Aegypten sichern. Mit großer Einsicht wählte er den schmalen festen Strand am See Mareotis zur Anlage von Alexandrien 332, das die Zukunft zum Hauptsitz der hellenistischen (griechisch-orientalischen) Cultur erhob. (332 v. C.)

(331 v. C.) Mit dem Frühling des Jahres 331 konnte nun, da die Küstenländer gewonnen waren, auch inzwischen die persische Flotte sich aufgelöst hatte, der Zug gegen das Innere des persischen Reiches beginnen, das Darius noch einmal mit einem allgemeinen Aufgebot zu vertheidigen unternahm. Zuvor aber zog Alexander nach dem Orakel des Jupiter Ammon (in der westlichen Oase Siwah), um dort die Weihe zur Herrschaft über den Orient zu erlangen, der nur Göttersöhne zu Königen haben wollte. Das Orakel soll ihn für einen Sohn des Ammon erklärt haben (Spätere witzelten, der Priester habe ihm statt des griechischen »Paidion« d. i. Kindlein, aus Irrthum »Paidios« zugerufen, was »Sohn des Zeus« bedeuten konnte). Dann ordnete Alexander die Verwaltung Aegyptens auf eine (noch für die Römer) musterhafte Weise, zog Verstärkungen aus Europa an sich und eilte durch Phönizien und Syrien gegen den Euphrat. Sein Heer zählte jetzt 40,000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter; bald erfuhr er, daß Darius in den Ebenen von Babylon ein Heer von 1 Million Menschen mit 40,000 Pferden versammelt habe. Doch zeigte schon die rasche Flucht der Perserschaar, die den gewöhnlichen Euphrat-Uebergang bei Thapsakus bewachen sollte, welcher

Geist in dem großen Heere herrschte. Alexander überschritt ohne Schwierigkeit den Euphrat; als er erfuhr, daß Darius ihm auf dem Ostufer des Tigris in der Nähe von Ninive (Mosul) den Uebergang über diesen Strom streitig machen wollte, wandte er sich nach den höheren Gegenden des Tigris, wo derselbe ohne Hemmniß durchwatet werden konnte, und zog dann südlich, bis wo der Fluß das Hügelland verläßt, dem Feinde entgegen. Dieser stand in der weiten Ebene von Arbēla bei Gaugamela. Die Macedonier schlugen ihr Lager auf den Hügeln auf; als Parmenio rieth, die Feinde in der Nacht zu überfallen, sagte Alexander: »ich stehle den Sieg nicht!« Er schlief ruhig bis zum Morgen und sagte den sich Wundernden: »Haben wir nicht gesiegt, wenn wir den Feind vor uns sehen?« Am 1. October 331 erkämpfte er durch einen ebenso kühnen als geregelten Angriff den entscheidenden Sieg über die ungeordneten Massen der Perser, die freilich mit verzweifelter Tapferkeit kämpften, auch nachdem Darius, von Alexander selbst gedrängt, entflohen war. Alexander ließ den Perserkönig ungehindert nach Ekbatana ziehen; er selbst eilte über Arbela (auf der großen Straße) nach Babylon, wo er das Volk durch Herstellung des alten Baaldienstes gewann, ging dann nach Susa, wo er den persischen Reichsschatz (über 50 Millionen Thaler) entgegennahm, und weiter nach dem Stammsitze der Perser, nach Persepolis und Pasargadä. Hier fand er neue große Schätze und soll den Königspalast von Persepolis in Brand gesteckt haben, die letzte Rache für die Verbrennung Athens. Das Grab des Cyrus ehrte er; fortan betrachtete er sich als dessen Nachfolger und erhob die Perser zu gleicher Würde wie die Macedonier, da er nur auf sie gestützt die Herrschaft Asiens behaupten konnte. Nach 4 Monaten (zu Anfang 330) brach Alexander von Persepolis gegen Ekbatana auf, aus welchem jetzt erst Darius flüchtete, der noch einmal auf Widerstand gedacht hatte. Bald aber wurde der fliehende Perserkönig jenseit der kaspischen Pforten (die vom Nordrande des persischen Hochlandes zu dem schmalen südlichen Küstensaume des kaspischen Meeres hinabführen) von Bessus, einem seiner Verwandten, der sich, auf Turan gestützt, an seine Stelle zu setzen hoffte, ermordet. Alexander, der den eben Verblichenen mit seinem Mantel bedeckte, verfolgte den Mörder als Hochverräther. Da aber Bessus in Baktrien bereits eine neue Heeresmacht versammelte, versicherte sich Alexander erst der Communicationen mit dem kaspischen Meere, wobei ihm allerdings auch schon Handelszwecke vorschwebten (s. u.); als er dann eben nach Baktrien zu ziehen gedachte, mußte er sich erst zur Bekämpfung eines Aufstandes in Aria (Herat) wenden, dem (muldenförmigen) Lande der Passage zwischen West- und Ostpersien.

331 v. C. Oct.

Inzwischen hatte die Nachricht von der Schlacht bei Arbela auch eine nochmalige Erhebung der feindlich gesinnten Griechen hervorgerufen; es galt den letzten Versuch, sich vom macedonischen Joche zu befreien. Voran trat Sparta unter König Agis (II.), doch gesellten sich die meisten

peloponnesischen Staaten demselben zu; auch Aetolien und Thessalien wurden unruhig; in Athen indeß fand selbst Demosthenes die Theilnahme am Aufstande nicht gerathen. Agis zog gegen Megalopolis, das den Macedoniern die Treue hielt; bald aber erschien Antipater mit überlegener Macht zum Entsatz dieser Stadt und im Kampfe vor Megalopolis, wo Agis fiel, wurde 330 (Aug.) die Unterwerfung Griechenlands entschieden. Sparta schickte Gesandte an Alexander, der auch diesem Staate wie den übrigen die heimische Verfassung ließ. Das macedonisch-griechische Reich ehrte die Freiheit der griechischen Gemeinwesen, indem es sie zur Einheit verband.

330 v. C.

Gegen Ende des Jahres 330 wurden die Arier von Alexander rasch unterworfen; zugleich das südlichere Land (Drangiana) bis zu der Paßgegend, aus welcher die Flüsse zum Indus strömen; dann aber gedachte er, von S.-O. her gegen Baktrien zu ziehen. Der Winter machte indeß den Uebergang über den Paropamisus unmöglich. In dieser Zeit der Ruhe kam zum ersten Mal die Verstimmung im macedonischen Heere zum Ausbruch.

Viele der macedonischen Großen sahen es mit Unwillen, daß Alexander die Tracht und Gebräuche des Perserkönigs annahm (insbesondere das Niederfallen der ihm Nahenden, bei den Griechen eine ausschließliche Ehre der Götter), und daß er die persischen Großen zu Ehren und Würden heranzog; sie suchten selbst in dem Heere das Verlangen zur Rückkehr zu erwecken, indem sie die Besorgniß aussprachen, der König werde sich in einen orientalischen Despoten verwandeln und die Macedonier gegen die Perser zurücksetzen. Zu den Mißvergnügten gehörte Parmenio und dessen Sohn Philotas, die schon gegen Alexander's Thronbesteigung Ränke gesponnen hatten und die bisher nur durch Erhebung zu den höchsten Ehrenstellen gewonnen waren. Plötzlich wurde (während des Aufenthalts in Drangiana) ein Mordanschlag gegen Alexander entdeckt, den Philotas gewußt, aber nicht angezeigt hatte. Der König trat in macedonischer Weise als Ankläger vor dem Heere auf; dieses verurtheilte den Philotas, der auf der Folter seine und seines Vaters Mitwissenschaft an dem Attentate eingestand. An Philotas vollzog das Heer selbst die Todesstrafe (durch Spießen); an Parmenio, mit dem der König früher den Oberbefehl des Heeres getheilt hatte, der aber jetzt mit einem großen Heerestheile in Medien stand, ließ Alexander das Urtheil heimlich vollstrecken. Alexander überschritt dann, als die strengste Kälte vorüber war, den Paropamisus (329), was Bessus für unmöglich gehalten hatte, und wogegen die Alpenübergänge (Hannibal's, Napoleon's) nicht in Vergleich zu stellen sind. Als Bessus jetzt über den Oxus (Amu) entfloh, folgte ihm Alexander über den Strom; der Königsmörder wurde von seinen eigenen Leuten gefangen genommen, Alexander ließ ihn geißeln und späterhin nach dem Urtheile der persischen Großen kreuzigen. Dann zog er bis zum Jaxartes (Syr), und noch verwandte er 2 Jahre auf die völlige Unterwerfung der oberen Oxusgegenden, um von dem alten Marakanda (Samarkand) aus den Verkehr des Orients

mit dem Occident zu sichern. Durch Coloniestädte pflanzte er in Baktrien griechische Cultur an, und seine Vermählung mit der baktrischen Fürstentochter Roxane sollte ein Vorbild der Einigung Asiens und Europa's sein. Der Name »Iskander« lebt noch jetzt in der Sage jener Gegenden in gefeiertem Andenken. Immer mehr zeigt sich bei Alexander's Weiterschreiten, daß er nicht bloß ein Eroberer ist, sondern eine jener Entdeckernaturen, welche von unwiderstehlichem Drange getrieben die noch unbekannten Räume der Ferne der Kenntniß und dem Verkehre der fortgeschrittenen Völker eröffnen.

Aber nicht Viele unter seinem Heere wußten die großen Gedanken des Führers zu würdigen; und während die Schmeichler oft allzulaut Alexander's Kriegsthaten hoch über die seines Vaters stellten, fühlte sich der beschränkte Geist der alten Macedonier, die an den rohen Sitten des Vaterlandes hingen, durch jede Neuerung tief verletzt. Unter diesen ließ sich einst (in Marakanda) Klitus in Rausch und Zorn am Weitesten fortreißen, die Vertraulichkeit, deren Alexander ihn nach macedonischer Weise und besonders wegen seiner Lebensrettung würdigte, zu frecher Verspottung zu mißbrauchen. Auch Alexander gerieth, von Wein erhitzt, in Zorn, und als Klitus, einmal von den Freunden fortgeschafft, höhnend zu dem Gelage zurückkam, durchbohrte ihn Alexander, seiner selbst nicht mächtig, mit dem Speer. So war er zum Verbrecher geworden; doch empfand er augenblicklich die schmerzlichste Reue; er verschloß sich in sein Zelt, verwünschte sich als Freundesmörder, und erst als die Generale ihn beschworen, gab er sich (nach 12 Tagen) der rastlosen Thätigkeit von Neuem hin. — Seit jener unglückseligen That hörte Alexander lieber auf die Schmeichler, zumal auf den Philosophen Anaxarch (Schüler Demokrit's), der ihn lehrte, »die Gränze des Erlaubten sei nur in der Macht zu suchen.« Auf diesen wurde dann Kallisthenes, ein Verwandter des Aristoteles, der sonst Alles zu billigen pflegte, was Alexander that, eifersüchtig, und obgleich er auch jetzt noch gut hieß, daß Alexander, um alle seine Unterthanen auf gleiche Linie zu stellen, von den Griechen wie von den Persern das Niederfallen vor seiner Person forderte, so hetzte er doch Griechen und Macedonier dagegen auf. Gegen das griechische Religionswesen verstieß es allerdings nicht, daß Alexander so die Ehre eines Gottes oder Heros in Anspruch nahm, aber gegen den angestammten Freiheitsgeist. So veranlaßte Kallisthenes, vielleicht ohne sein Mitwissen, eine Verschwörung freiheitstolzer Jünglinge aus dem macedonischen Adel gegen das Leben Alexander's; als diese von dem Heere verurtheilt waren, ließ Alexander auch den Kallisthenes in Ketten legen, und derselbe starb in der Haft, ehe Gericht über ihn gehalten wurde, während des folgenden Feldzugs (nach den sichersten Nachrichten an einer Krankheit).

In welche Verwickelungen aber auch Alexander gerieth, er gab sich nicht dauernd den Ausschweifungen oder despotischer Willkür hin; thatkräftig dachte er auf immer größere Unternehmungen. Auch das ferne Indien sollte für den Verkehr und die Cultur der Griechen erschlossen werden. Die Zwistig-

keiten der Inder unter sich begünstigten diesen Plan; als Alexander in Sogdiana kämpfte, hatte ihn der Fürst von Taxila am Ostufer des Indus zu einer Heerfahrt nach Indien gegen seinen Feind Porus aufgefordert. 327 v. C. Im Frühling 327 begann Alexander mit Ueberschreitung des Paropamisus (Hindu-ku) von Baktrien aus den Feldzug nach Indien; und während dann ein Theil des Heeres am Kabulstrom entlang durch den Keiberpaß zog, wandte sich Alexander selbst in die nördlicheren Gebirgsgegenden, wo er mit Mühe die Bergvesten der kriegerischen Bevölkerung erstürmte, so daß er erst im folgenden Frühling mit dem südlicheren Heerestheile vereint den Indus bei Taxila (d. i. At-tok) überschritt, wo er als Bundesgenosse empfangen ward. Im Gebirgslande hatte er ein Volk gefunden, die Nysäer, die aus dem Westen zu stammen behaupteten; dieß und ihr Name weckte die Erinnerung an die Züge des Dionysos, der einstens diesen Ländern mit dem Weinbau höhere Cultur gebracht haben sollte. Alexander durfte sich dreist mit diesem Gotte vergleichen; doch sollte er nach Weise der Sterblichen unter Strömen von Blut und Thränen seine Thaten vollenden. Vor Alexander lag nun das Fünfstromland (Penjab), wo im Vorlande des Himalleh-Gebirges fünf Flüsse vereint dem oberen Indus zuströmen *). Hier, wo die große fruchtbare Ebene Vorder-Indiens am Meisten dem Angriffe (vom persischen Hochlande her) ausgesetzt ist, wohnten zu allen Zeiten die streitbarsten Völker (jetzt die Sikhs). Dem Alexander brachte eine Gesandtschaft an Porus die Antwort zurück, dieser werde ihn mit gewaffneter Hand an seiner Gränze (dem Hydaspes d. i. Dschelum) erwarten. Alexander, rasch ihm entgegen, setzte im Angesicht des Feindes über den vom tropischen Regen angeschwollenen Gränzstrom — eine der kühnsten Kriegsthaten! Dann kam es zur Schlacht, in welcher Porus (obgleich die macedonische Reiterei vor seinen 200 Elephanten nicht Stand hielt) besiegt und selbst gefangen genommen wurde. Er verlangte nur, »königlich« behandelt zu werden, und Alexander, der hier seinen Einfluß sichern wollte, vergrößerte das Gebiet des Porus, wie das seines Feindes Taxiles, um Beide durch einander im Schach zu halten. Zum Gedächtniß des Sieges wurde die Stadt Nicäa und, Alexander's in der Schlacht gefallenem Streitroß zu Ehren, die Stadt Bucephala gegründet.

Nach mehreren harten Kämpfen wurden auch die Völkerschaften in den Vorbergen des Himalayah unterworfen, und selbst Abisares, der Fürst des Landes Kaschmir, verstand sich nach manchen Schwankungen zur Bundesgenossenschaft. Dann überschritt Alexander den Acesines (Dschenab) und Hydraotes (Rawi); am Hyphasis (Bejah) fand

*) Die bei den Alten (Arrian) vorkommenden Namen dieser 5 Flüsse sind in den Samskritnamen derselben vollständig, zum Theil auch in deren noch jetzt gebräuchlichen Benennungen (s. d. Text) wiederzuerkennen. Im Samskrit heißt der Hydaspes = Vitasta, der Acesines od. Sandarophagus (n. Hesychius) = Tschandrabagha, der Hydraotes = Airawati, d. Hyphasis = Vipasa, d. Hysudrus = Satadru.

er seine Gränze. Als er diesen Strom überschreiten wollte, jenseit dessen ein mächtiger Staat an dem Hyphasis (Setledsch), dem östlichsten der fünf Flüsse, gelegen war, murrten seine Krieger und verschworen sich, ihm nicht weiter zu folgen. Alexander berief das Heer selbst zur Entscheidung; »er gedenke bis zum Ganges zu ziehen, von wo der Seeweg zum hyrkanischen (kaspischen) und persischen Meere, ja zu den Säulen des Herkules offen stände; das Ende der Erde solle die Gränze des macedonischen Reiches werden.« Ihm gegenüber trat einer der Generale, Cönus, auf, welcher freimüthig warnte: »der Götter größtes Geschenk sei Mäßigung im Glück; nicht den Feind, aber wohl die Götter und das Schicksal müsse man scheuen!« Das Heer sprach laut seine Sehnsucht nach der Heimath aus. Alexander erklärte, »er werde weiter gehen; genug der Freiwilligen würden ihm folgen!« Dann verschloß er sich zürnend drei Tage in seinem Zelte; am vierten opferte er wegen des Stromübergangs. Alsbald erklärte er, »die Opferzeichen seien ungünstig ausgefallen, der Tag der Rückkehr sei gekommen!« Die Soldaten weinten und jubelten; »von ihnen allein habe sich Alexander besiegen lassen wollen!« In der That scheint die Masse hier von einem richtigen Gefühl geleitet zu sein; bei einem weiteren Zuge stand alles bisher Gewonnene auf dem Spiele.

Wo Alexander (Mitte Sommers 326) sich zur Rückkehr wandte, wurden 12 riesige Altäre errichtet; nach feierlichen Opfern und Spielen brach er mit dem Heere auf. Doch gab Alexander den großen Plan nicht auf, den Seeweg nach Indien aufzusuchen. Dazu aber mußte er nun am Indus hinabziehen, wobei noch schwere Kämpfe zu bestehen waren. Am Hydaspes (Dschelum) erwartete ihn eine eben gezimmerte Flotte; diese fuhr unter Nearch's Befehl zum Hydraotes hinab, um Alexander im Kampfe gegen die kriegerischen Mallier (östlich von diesem Flusse) zu unterstützen. Dieß Volk zu unterwerfen, scheute er selbst nicht die größte persönliche Gefahr (bei dem Sturm auf die mallische Hauptstadt sprang er fast allein von der Mauer in die Burg hinab und wurde hier, zum Tode verwundet, kaum von den Seinigen gerettet). So bahnte er sich den Weg bis zum Einfluß der 5 (verbundenen) Ströme des Penjab in den Indus. Hier, »wo für den Verkehr zwischen dem Inneren des Landes und der Indusmündung sich der natürliche Mittelpunkt bildet« (Droysen), gründete Alexander eine hellenische Stadt (das sechste Alexandrien), »die eben so wichtig für die Behauptung des Landes, wie durch den Indus-Handel blühend zu werden versprach.« Von hier aus fuhr der König selbst mit der Flotte den Indus hinab, während Kraterus das Heer am Ostufer des Flusses führte. Im Indusdelta wohnte schon damals, wie später zu allen Zeiten, »bei allem Wechsel der Herrschaft und der Religion« eine fanatische Bevölkerung, die von ihren stolzen Braminenhäuptlingen gegen jede Unterwerfung unter die Fremdlinge gestimmt ward. Hier hatte Alexander noch einmal harte Kämpfe, gegen Musikanus und dessen

326 v. C.

Feind Sambus, die er zuerst Beide großmüthig anerkannt hatte, zu bestehen; viele Braminen, wie Musikanus selbst, wurden hingerichtet. Der letzte Fürst des Indusdelta (in Pattala) unterwarf sich freiwillig, und auch als derselbe später entfloh, behandelte Alexander dessen Völker mit Milde. So konnte er nun, von Feinden ungehindert, den Strom hinabfahren; nur die erste Erfahrung von Ebbe und Fluth (10 Meilen oberhalb der Strommündung) brachte neue Gefahren. Endlich erblickte man jenseit der Brandung der Indusmündung den hohen Horizont des indischen Weltmeeres. Alexander brachte hier dem Ammon ein Opfer, und als er zum ersten Male auf die offenbare See hinausfuhr, warf er den rettenden Meeresgöttern goldene Becher in die Fluth.

Inzwischen waren Nachrichten von mancherlei Unordnungen im Perserreiche gekommen; schon war deßhalb Kraterus mit dem dritten Theile des Heeres nach dem wieder unruhigen Drangiana gesandt. Sollte der Plan, eine Seeverbindung zwischen dem Indus und Euphrat anzuknüpfen, nicht aufgegeben werden, so mußte Alexander das übrige Heer durch die furchtbaren Wüsten des sandigen Küstensaumes von Gedrosien (Mekran) führen, um theils die Völker des benachbarten Gebirgs, das zwischen der Küsten- und Hochlands-Wüste entlang zieht, zu bezwingen, theils die Flotte unterstützen zu können. Zur Führung der Flotte erbot sich der treue Nearch. Alexander brach August 325 mit dem Heere auf; die Flotte mußte sich erst verproviantiren, dann benutzte sie (October) den Winter-Monsun, der an der gedrosischen Küste gerade von Osten her weht. Alexander's Zug durch die Wüsten, in welchen der Sage nach Semiramis mit ihrem Heere den Untergang gefunden hatte, brachte die furchtbarsten Gefahren; Tages glühende Hitze, Nachts Kälte, Mangel an Lebensmitteln und besonders an Wasser, rief Krankheiten hervor; man mußte endlich das Zugvieh schlachten und selbst die Kranken im Stich lassen; der Hunger löste alle Zucht im Heere auf; als sich sogar die eingeborenen Führer verirrten, war Alles in Verzweiflung. Alexander ertrug ruhig alle Beschwerden; er war es, der den Weg zum Meere wieder erforschte, und nun fanden sich auch die Führer wieder zurecht. 60 Tage dauerte der Marsch durch die Wüste; drei Viertheile des Heeres waren umgekommen, der Rest kam abgezehrt und entstellt nach Karamanien.

325 v. C.

Dort traf Alexander auch den Kraterus wieder; Nearch und die Flotte wurden verloren geglaubt, als plötzlich die Nachricht zu Alexander kam, Nearch selbst werde ihn hier aufsuchen. Man hielt dieß indessen für ein Mährchen, bis Nearch, der die Flotte damals bis zum Eingange des persischen Meerbusens geführt hatte, wirklich erschien, den nun Alexander mit Thränen begrüßte unter der Versicherung, dieser Tag sei ihm theurer als der Besitz von ganz Asien. Dieß war zu Ende des Jahres 325. Es wurden frohe Feste gefeiert; dann ging Nearch zur Flotte zurück, um die Fahrt bis zur Mündung des Euphrat und Tigris zu vollenden.

Das große Werk gelang und Nearch traf den König in Susa wieder. Dorthin zog auch Hephästion mit dem größten Theile seines Heeres durch die Küstengegenden, Alexander mit den übrigen Truppen auf dem nächsten Wege über Persepolis.

Bei seiner Rückkehr nach Persien fand der König mancherlei Unordnungen. Mehrere Statthalter und Generale hatten sich zu Bedrückungen und Schwelgereien verleiten lassen; diese bestrafte er mit schonungsloser Strenge, wodurch er bei den Völkern Vertrauen gewann. Unter den Strafwürdigsten war Harpalus, der, zum Aufseher der großen persischen Schätze ernannt, diese wie sein Eigenthum verschwelgt hatte und bei Alexander's Rückkehr mit den Resten derselben, von 6000 Söldnern begleitet, nach Griechenland entfloh.

Alexander dachte nach seiner Ankunft in Susa (Februar 324) vor Allem an innige Verschmelzung der Abendländer und der Morgenländer. Dazu feierte er »die große Hochzeit«, die an demselben Tage der König, seine Generale und 10,000 von dem Heere mit den Töchtern Asiens begingen. Während aber in dieser Zeit nach langer Entbehrung sich Alles schwelgerischer Freude hingab, machte die Selbstopferung des 70jährigen indischen Büßers Kalänus, der dem Alexander aus Indien bewundernd gefolgt war und sich jetzt, als er sich zum ersten Male krank fühlte, dem Scheiterhaufen weihete, einen schauerlichen Eindruck. Die Macedonier verpflichtete sich Alexander noch mehr, indem er die Schulden aller Offiziere und Soldaten bezahlte (an 30 Millionen Thaler). — Jedoch konnte dieß ihre Erbitterung über die Heranziehung von asiatischen Truppen zum Kriegsdienste, selbst in den höchsten Würden, nicht beseitigen. Als nun Alexander (Juli) nach der Stadt Opis am Tigris ging, wo sich die Straße nach Medien und dem Abendlande schied, und der König in der Heerversammlung den macedonischen Veteranen, welche in die Heimath zurückzukehren wünschen möchten, die Entlassung verkündete, brach die Eifersucht der Macedonier hervor: »er solle sie Alle entlassen, mit seinen Asiaten möge er die Welt erobern!« Alexander bestieg die Rednerbühne, erinnerte an die Thaten, welche die Macedonier unter seiner Führung vollendet, größer als die Vorzeit sie kenne; erinnerte, welche Wohlthaten er ihnen erwiesen habe und jetzt noch zudenke; dann schloß er: »Wollet Ihr aber Alle hinziehen, nun so rühmet Euch, daß Ihr Euren König den besiegten Barbaren zu beschützen übergeben habt, — das wird Euch rühmlich vor Menschen und fromm vor den Göttern sein! — Ziehet hin!« Damit eilte er zürnend in seinen Palast; doch drei Tage murrte das Heer, und erst als er den Persern allein den Dienst bei seiner Person anvertrauete und sie zu seinen Verwandten erklärte, jammerten und schrieen die macedonischen Soldaten, bis Alexander heraustrat und ihnen zurief: »Euch Alle mache ich denn zu meinen Verwandten!« worauf er Jeden von ihnen, der es begehrte, zum Kusse zuließ. Dann feierte er ein großes Versöhnungsfest,

324 v. C.

und reich beschenkt wurden die Veteranen unter Kratĕrus in die Heimath entlassen, wohin sie unbewußt den Sinn für asiatische Bildung verpflanzten.

Um dieselbe Zeit rief Alexander nochmals Mißstimmung in Griechenland hervor, »indem er dasselbe einer überlebten Demokratie entwöhnen und in die neue Monarchie hineinziehen wollte,« die in der That vielfach freisinniger war, als jene nur auf Sklaverei gestützte Demokratie. Auch erweckte es nach griechischer Ansicht kaum Anstoß, als Alexander zu jenem Zwecke nun in Griechenland selbst göttliche Ehre forderte. Der König sprach sich darüber im schönsten menschlichen Sinne aus: »Zeus sei wohl aller Menschen Vater, aber nur die besten mache er zu seinen Söhnen!« In Athen brachte Demades den Vorschlag an das Volk und selbst Demosthenes empfahl dessen Annahme. Auch Sparta decretirte: »Will Alexander Gott sein, so sei er Gott!« Mehr Widerstreben aber erweckte Alexander's Verfügung, daß die hellenischen Staaten die Verbannten, größtentheils Anhänger Macedoniens, wieder aufnehmen sollten, die (324 v. Chr.) bei den olympischen Spielen verkündet wurde, denn hierin erkannte man »einen ersten Act der neuen Souveränetät«. Doch weigerten sich nur die Aetoler und Athener, den Befehlen des Königs Folge zu geben. In Athen kam dabei noch in Betracht, daß Harpalus mit seinen Schätzen dort Aufnahme gefunden hatte. Dieß führte indeß nur Demüthigungen für die Athener herbei. Das Volk wagte nicht entscheidend gegen den drohenden Antipater aufzutreten; Harpalus wurde verhaftet, entkam jedoch mit einem Theil seiner Schätze und fand bald in Cyrene einen Meuchelmörder; wegen der ihm abgenommenen Gelder, die auf Antrag des Demosthenes auf der Burg in Verwahrung genommen waren, entstanden später die berüchtigten harpalischen Processe, bei denen Demosthenes selbst, der sogar in den Verdacht der Bestechung durch Harpalus gerieth und mindestens keine Rechenschaft wegen jener Gelder zu geben vermochte, verbannt und so die Demokratie ihres Hauptvorfechters beraubt wurde. Statt seiner lenkte Demades das Volk im macedonischen Interesse. Nach Alexander's Tode riefen zwar die Athener den Demosthenes zurück und empfingen ihn mit ausgelassenem Jubel; als sie aber bald darauf (im lamischen Kriege, s. u.) von den Macedoniern besiegt waren, verurtheilten sie ihn zum Tode, und Demosthenes, von macedonischen Truppen in Kalauria (einer Insel bei Trözen) aufgespürt, gab sich im dortigen Tempel den Tod (322). Sein Gegner Phocion wurde wenige Jahre später, als in Athen noch einmal die Demokratie hergestellt war, zum Giftbecher verurtheilt, 319.

Von Opis ging Alexander (im Sommer 324) nach Ekbatana, um Medien zu ordnen. Während der großen dort veranstalteten Festlichkeiten starb der Busenfreund des Königs Hephästion (der schöner, als er, einst von Darius' Mutter statt seiner begrüßt war, worauf er sagte: »es ist kein Versehen, dieser ist auch Alexander!«) Seit diesem Verluste war Alexan-

der's Heiterkeit dahin und ihn erfaßte die Ahnung des eigenen Todes. Der Leichnam Hephästion's wurde nach Babylon geführt, von 3000 griechischen Künstlern zur Vorbereitung der Leichenfeier begleitet. Bald folgte Alexander nach Babylon, das er zum Mittelpunkte seines Reiches bestimmte. Dort empfing er viele Gesandtschaften, die »einen weitverbreiteten politischen Verkehr der damaligen civilisirten Welt« beweisen, so selbst von den Römern (die damals mit seinem Schwager, dem König Alexander von Epirus, ein Bündniß gegen die Samniter geschlossen hatten), wie von den Karthagern und den Iberern (aus Spanien). Den großen Herrscher beschäftigten neue seiner würdige Pläne, vor Allem die Umschiffung Arabiens, welche Nearch übertragen wurde, um die Seestraße vom Indus her bis zum rothen Meere und Aegypten fortzusetzen, wobei Alexander durch einen Zug zu Lande nach dem peträischen Arabien zu Hülfe kommen wollte. Zu gleicher Zeit aber wurde eine Expedition nach dem kaspischen Meere abgesendet, um eine Verbindung desselben mit dem schwarzen Meere oder gar mit dem indischen Ocean zu erforschen; selbst an einen Krieg gegen die Karthager scheint Alexander gedacht zu haben, um auch an diesem Staate die seit dem Zuge des Xerxes gegen die sicilischen Griechen unternommenen Kriege zu rächen. Indessen fesselten mancherlei Angelegenheiten des großen Reiches den König in Babylon, wo er vor Allem die Herstellung des Belustempels und, nach einem Zuge zur Untersuchung des Euphrats, Hephästion's Leichenfeier betrieb (dessen Scheiterhaufen 10,000 Talente, über 15 Millionen Thaler kostete!). An diese knüpften sich nach Gewohnheit große Festlichkeiten, nach deren Beendigung der Aufbruch zu einem neuen Feldzug — man meinte, nach dem fernen Westen — erwartet wurde. Alexander blieb unverändert thätig und überwachte täglich die Einreihung der persischen Truppen in die macedonische Phalanx. Den 30. Mai 323 gab er dem Nearch ein Abschiedsmahl; — seine Verstimmung dauerte fort und bald fühlte er sich krank. Mehr den Freunden zu Gefallen als aus Lust an Gelagen (bei denen er nur wenig zu trinken pflegte), wohnte er indeß noch mehreren Gastmählern bei. Nun erkrankte er heftiger, doch brachte er täglich nach frommer Gewohnheit den Göttern ein Opfer. Als er dieß nicht mehr vermochte, fragten seine Freunde das Orakel des Serapis, ob sie ihn in den Tempel dieses Gottes bringen sollten. Der Gott antwortete: »Lasset ihn, wo er ist, dort wird ihm bald besser werden!« Tages darauf, 11. Juli 323, starb Alexander. Dem Perdikkas hatte er seinen Siegelring übergeben; nach Anderen soll er auf die Frage, wem er das Reich hinterlasse, geantwortet haben: »dem Würdigsten!« 323 v. C.

Alexander hatte seine Sendung vollendet; die Vereinigung des Orients und Occidents war durch ihn begründet. Die Verbindung der Völker, von der die Weiterentwickelung der Menschheit ausgehen sollte, war noch von ihm selbst eingeleitet. — Das Reich, das er begründet hatte, konnte freilich nicht fortbestehen; nur ein Geist wie der seinige hatte

es schaffen können, selbst er hätte es vielleicht nicht zusammenzuhalten vermocht. Diese Schöpfung war der menschliche, vergängliche Theil von Alexander's Thaten. Doch war auch der Gedanke, die Selbständigkeit und Freiheit der Gemeinwesen, wie sie nur Griechenland kannte, mit der Einheit eines großen Reiches, zu dem der Orient das Muster gab, zu verbinden, für die Entwickelung des Staatslebens der Zukunft nicht verloren. Die Hauptfolge von Alexander's Zuge, die nicht wieder untergehen konnte, weil sie durch den ganzen Entwickelungsgang der Menschheit, ja durch die ganze Gestalt der Erdoberfläche bedingt war, ist die großartige Erweiterung des Völkerverkehrs, die Begründung des Welthandels, der nun von Indien bis Macedonien reichte und sich bald über alle Gestade des Mittelmeeres verbreiten mußte. Alles Andere hängt damit zusammen: eine vielgestaltige Entwickelung des Gewerbfleißes, eine ungeheure Vermehrung der Verkehrsmittel (die Massen edler Metalle, die bisher in den Schatzkammern des Perserreichs verschlossen lagen, berechnet man auf 100 Mill. Thaler), eine Veränderung der Sitten und Bildung aller jetzt so innig mit einander verbundenen Völker. Die griechische Kunst erhob sich »von der stillen Größe ihrer harmonischen Verhältnisse zu der stolzen Herrlichkeit gewaltiger Massen« (wenn auch Alexander weise genug war, den Plan des Dinokrates zurückzuweisen, der den Athos zu einer Statue des Königs ausmeißeln wollte, deren eine Hand eine Stadt von 10,000 Einwohnern trüge, die andere einen Bergstrom mit mächtigen Katarakten in das Meer ergösse). Die Wissenschaft bereicherte sich durch einen niemals vorher geahnten Kreis von Erfahrungen, und Aristoteles, dessen Sammlerfleiß nur Alexander würdig zu unterstützen vermochte, bezeichnet die Stufe der philosophischen Entwickelung, von der eine gemeinsame Wissenschaft des Orients und Occidents ausgehen mußte. Alexandrien in Aegypten wurde der Mittelpunkt wie des Handels für das Mittelmeer, so der neuen hellenistischen Bildung, welche »die erste Welteinheit« der menschheitlichen Cultur bezeichnet. Was aber mehr ist als Kunst und Wissenschaft, die hellenistische Cultur durchdrang und vereinigte die Völker; es folgte eine Vermischung der Religionen (Theokrasie), aus der endlich das Bedürfniß einer allgemeinen Religion hervorgehen mußte; und wie Alexander's klarer Geist im Sinne der fortgeschrittenen Bildung alle Nationalreligionen geehrt hatte, während er den Zeus als Vater aller Menschen erkannte, so regte sich schon dunkel die gleiche Richtung in den Gemüthern der Nationen. Ist es aber wahr, was jüdische Geschichtschreiber melden, daß Alexander eine jüdische Colonie nach Alexandrien führte, so hat er auch dadurch noch bestimmter die Vereinigung der Menschheit durch die Religion des Weltheilandes vorbereitet, zu welcher der Hellenismus eine nothwendige Uebergangsstufe war.

II. Der Westen.

Während im Osten das persische Reich nach rascher Ausbreitung einem eben so raschen Verfall entgegengegangen war und endlich den Griechen erlag, sobald diese unter macedonischer Herrschaft vereinigt waren, bereitete sich im Westen erst allmählich ein Zusammentreffen zwischen zwei langsamer aufstrebenden Staaten, Rom und Karthago, vor.

Karthago.

Dieser Handelsstaat versuchte zuerst gleichzeitig mit dem Angriffe des Xerxes auf Griechenland, die griechischen Colonieen in Sicilien zu unterwerfen; auch hier behaupteten freilich die Griechen ihre Freiheit, doch beginnt der Verfall dieser westlichen griechischen Colonieen um dieselbe Zeit wie der des Mutterlandes, und nur unter mächtigen Tyrannen (Syrakus) vermochten sie seit dem peloponnesischen Kriege die Angriffe der Karthager zurückzuweisen. Diese breiteten indeß, ohne einen gleichmächtigen Nebenbuhler zu finden, ihre Eroberungen allmählich weiter aus, und von 480—264 v. Chr. dauert die glänzende Periode Karthago's. Jedoch vermochte dasselbe, trotz der in dieser Zeit mehrmals erneuerten Versuche, ganz Sicilien zu erobern, seine Herrschaft nur auf der Westküste dieser Insel zu begründen. Nur in Afrika hatten die Karthager eine weitreichende Macht; von den Inseln der Westkammer des Mittelmeers war ihnen Sardinien völlig unterworfen (S. 66). Von der Halbinsel Italiens hielten sie sich von jeher fern; früher hatten sie dort die Etrusker zu scheuen, deren Seeräubereien sie durch ihre Flotten in Schranken wiesen, bis Dionys I. die Seemacht dieses sinkenden Volkes völlig zerstörte. Als Rom empor kam, schloß Karthago wiederholentlich Verträge mit demselben (zuerst 509, dann 348 v. Chr.), nach welchen die Karthager auf Verkehr und Niederlassungen an den latinischen Küsten, die Römer auf Beides in Afrika verzichteten.

480 bis 264 v. C.

So konnte Rom ungestört seine ganz eigenthümlichen inneren Verhältnisse entwickeln und seine Macht in Italien ausbreiten, bis es, noch vor seinem Zusammentreffen und seiner Nebenbuhlerschaft mit Karthago, stark genug geworden war, diesem schon sinkenden Staate entgegenzutreten. Wie sich die inneren Verhältnisse Karthago's gerade in seiner glänzenden Periode gestalteten, ist wenig bekannt, und dieselben werden erst in der folgenden Periode für die allgemeine Geschichte von Bedeutung.

Rom.

Die Kämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern bis zur Vollendung der Demokratie (um 286) und zur Unterwerfung von Mittel- und Unter-Italien (um 280).

Zum Sturze des Königthums hatten sich die Patricier und Plebejer vereinigt, doch beabsichtigten jene dabei Herstellung ihrer ursprünglichen

Herrscherrechte, diese ihrer Theilnahme an der Staatsgewalt in der ihnen von Servius Tullius zugestandenen Weise. So lange der vertriebene König auf seine Restauration bedacht war (er stirbt 495), mußten indeß die Plebejer durch Zugeständnisse gewonnen werden. So wurde (»erste Magna Charta« Arnold):

1) der durch den letzten Tarquinius gelichtete Senat durch eine Anzahl der reichsten Plebejer (plebejischer Ritter) ergänzt; 2) die Wahl von je zwei Consuln (damals Prätoren genannt), welche die königliche Macht ein Jahr lang üben sollten, der Centurienversammlung übertragen; 3) den Plebejern das Recht der Appellation an die Tribusversammlungen gegen die Consuln (innerhalb der Stadtmeile) zugestanden. — Die ersten Consuln waren (nach der Urkunde des ersten Handelsvertrags mit Karthago) Brutus und Horatius, und vielleicht (nach Niebuhr) war jener sogar ein Plebejer; diese Männer vollzogen auch die Weihung des vom letzten Könige vollendeten capitolinischen Tempels *).

Wegen einer Verschwörung patricischer Jünglinge zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs soll Brutus seine eigenen Söhne haben hinrichten lassen; dann fiel er in dem siegreichen Kampfe gegen die Etrusker (Veji), die sich von Tarquinius Sup. aufgereizt gegen Rom erhoben (am Walde Arsia). Bald erfolgt jedoch ein größerer Angriff der Etrusker (unter Porsenna, dem Könige von Clusium), der zuerst gegen Rom, später gegen alle Latiner auf dem linken Tiberufer gerichtet wurde. Zur Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind mögen die Römer einig gewesen sein, und ihre Geschichten preisen den Horatius Cocles, der die hölzerne Tiberbrücke vertheidigte, bis sie hinter ihm abgebrochen war, und den Mucius Scävola, der den Porsenna durch seine Kühnheit bei einem Mordanschlage gegen ihn zum Abzuge bewogen habe. Doch deutet schon die Nachricht von der Clölia, die als Geisel dem Porsenna entfloh, auf ein Unterliegen der Römer hin, und sichere Angaben gestehen, daß die Stadt sich dem Porsenna ergab (dedita urbe Tac. H. III, 72), ja daß dieser ihr sogar den Gebrauch der Waffen untersagte (Plin.). Porsenna erlag zwar dem späteren Angriff auf die latinischen Städte (bei Aricia); wenn aber dadurch auch die Selbständigkeit Roms hergestellt wurde, so erscheint doch das römische Gebiet, das im ersten Jahre der Republik (nach dem karth. Vertrag von 509) noch weit an der Küste entlang bis Circeji reichte, in der Zeit nach

*) Nach Livius trat freilich der erste College des Brutus, Tarquinius Collatinus, zurück, weil er als Mitglied des tarquinischen Geschlechts verhaßt war, und an seine Stelle wurde Valerius Publicola gewählt, neben dem erst nach Brutus' Tode Horatius eintritt; dieß beruht aber wohl auf einer Familiensage der auf die Horatier eifersüchtigen Valerier, nach der auch die ersten Concessionen für die Plebejer den »valerischen Gesetzen« zugeschrieben wurden. Da das valerische Geschlecht das der Horatier überlebte, konnte jene Sage sich Anerkennung verschaffen.

Porsenna's Kriegen sehr beschränkt (von 30 auf 20 Tribus), und die **Latiner** erkennen nun auch Roms Hegemonie nicht mehr an. In einem Kriege mit den Sabinern wurde Rom zuerst wieder durch den Uebertritt des **Atta Clausus** (Appius Claudius) mit allen seinen Clienten, die eine neue Tribus am Anio bildeten, verstärkt. Als sich bald darauf die Latiner, von Tarquinius aufgereizt, zum Kriege erhoben, wurde in Rom, wahrscheinlich weil die Plebejer sich widerspänstig zeigten (oder »die Consuln selbst zur tarquinischen Partei hielten« [Arnold]), zum ersten Male ein **Dictator** vom Senat ernannt, d. i. ein gewesener Consul, der auf 6 Monate die höchste Macht zu üben hatte, ohne daß Appellation gegen ihn stattfand. Erst ein zweiter Dictator (Postumius) besiegte die **Latiner am See Regillus** (496), worauf dieselben (bald nach Tarquin's Tode, unter dem Consul Spurius Cassius) ein ewiges **Bündniß** zu gleichen Rechten mit den Römern schlossen (493).

Schon während der Dauer dieses Krieges traten die **Mißverhältnisse** grell hervor, in welche die **Plebejer zu den Patriciern**, besonders in Folge der Besitzverhältnisse und der damaligen Weise der Kriegführung kommen mußten. Die Plebejer (Liv. II, 23) hatten ihre Aecker von geringem Umfange nach der Gränze zu, die deßhalb durch die feindlichen Einfälle oft völlig verwüstet wurden und von denen sie doch regelmäßig Grundzins zu zahlen hatten; dabei aber mußten sie, während sie noch ohne Sold Kriegsdienste thaten, ihre Aecker oft unbestellt liegen lassen. Die Patricier dagegen hatten die **Staatsländerei** (gewöhnlich 1/3 der eroberten Gebiete) in ihrem Besitz, die damals zum größten Theil Weideland war, von dem kein Grundzins gezahlt wurde; sie ließen außerdem ihre weitläufigen Ländereien durch die Clienten bebauen (und bereicherten sich durch auswärtigen Handel, der noch allein in ihren Händen war). So mußten die verarmten Plebejer von ihnen borgen (zu 12 pCt., und Zins auf Zins) und die harten Schuldgesetze überlieferten ihnen die Schuldner als Gefangene und Sklaven. Gegen solchen Druck erhoben sich die Plebejer zuerst, als sie gegen die **Volsker** ziehen sollten, ein **Bergvolk** im S.-O. Roms, das nach der Schlacht am Regillus aufzustreben begann. Sie **verweigerten den Kriegsdienst**, und als der mildgesinnte Dictator Valerius sie durch das Versprechen einer Erleichterung der Schulden gewann, dieses aber, nach glücklicher Beendigung des Krieges, gegen seine Standesgenossen nicht durchführen konnte, zogen sie, zu Gründung einer eigenen Stadt, 494 nach einem Hügel jenseit des Anio; derselbe erhielt damals den Namen des **heiligen Berges** davon, daß der Senat daselbst nach der Gesandtschaft des **Menenius Agrippa**, der das Volk durch die Fabel von dem Magen und den Gliedern umstimmte, der Plebs einen Vergleich zugestand. Doch dachte diese dabei noch nicht an neue politische Rechte, sondern ließ sich durch folgende Bedingungen zufrieden stellen: daß den Zahlungsunfähigen die Schulden erlassen, die Schuldknechte frei gegeben und **zwei** unverletzliche

(sacrosancti) **Tribunen** *) für die Plebejer zugestanden würden, die sie gegen jede patricische Unbill in Schutz nehmen sollten.

Einen Antheil an der Staatsgewalt übten die Plebejer fortwährend nur in den Centurienversammlungen, und selbst die Tribunen sollten in diesen erwählt werden, während die Tribusversammlungen nur die Gerichtsbarkeit (bei Appellationen) hatten. Je mehr aber die große Masse der Plebejer durch die Kriege seit Vertreibung der Könige verarmte und hiermit zugleich aus den höheren Ordnungen des Kriegsdienstes ausschied, desto mehr kam der Einfluß in den Centurienversammlungen in die Hände der Patricier. Denn theils stimmten in diesen Comitien auch die Clienten (Liv. II, 64) und in Folge der Schuldverhältnisse traten auch immer mehr Plebejer in das Clientelverhältniß, theils zogen die Patricier die reichsten Plebejerfamilien durch Aufnahme in die Geschlechter in ihr Standes-Interesse, und die Aristokratie der Reichen unterdrückte schon jetzt gemeinschaftlich den Stand der Plebejer. Die fortwährenden siegreichen Kriege nährten indeß zugleich das Selbstgefühl in den Plebejern, und seitdem sie in den Tribunen ein Organ zur Vertheidigung ihrer Standesrechte gewonnen hatten, ward ihr Emporstreben immer erfolgreicher.

Vor Allem kämpften sie I. für die Rechte »der Person und des Eigenthums«, woraus erst nach und nach

II. das Streben nach größerer Theilnahme an der Staatsgewalt hervorging Endlich wurde jedoch, obgleich die Patricier ihnen nur Schritt vor Schritt wichen, in einem Kampfe von fast 200 Jahren politische Gleichstellung beider Stände, die bis dahin gleichsam zwei Völker in einer Stadt bildeten (Liv. II, 24), erreicht.

Die merkwürdigsten Ereignisse dieses Kampfes, die mit den auswärtigen Verhältnissen vielfach in Wechselwirkung stehen, sind die folgenden.

I.

Innere und äußere Kämpfe bis zur Sicherung des bürgerlichen Rechts durch die Zwölftafelgesetze 449 (445).

1. Zunächst suchte (einer Sage nach) Marcius **Coriolan** (unrichtig als Eroberer der mit Rom verbündeten Stadt Corioli bezeichnet) die Zeit einer Theurung zu benutzen (498), um die Aufhebung des Tribunats zu erlangen, indem er im Senat beantragte, nur unter dieser Bedingung wohlfeiles Korn an die Plebejer zu verkaufen. Er soll jedoch deßhalb von den Tribunen vor der Tribusversammlung angeklagt sein (ein neues Verfahren), und sich diesem Volksgerichte durch freiwillige Verbannung (nach Corioli) entzogen haben. Die Sage erzählt, daß er mit den Volskern vor Rom zog und, durch die Bitten seiner Mutter und Gattin

*) Nach Cicero waren der Volkstribunen von Anfang 10; ihre Zahl muß gewechselt haben; s. u.

(Veturia und Volumnia) bestimmt, die Belagerung aufhob, worauf ihn die Volsker tödteten (oder er bis in spätes Alter in Corioli lebte).

2. Wichtiger und historisch gewiß sind die Nachrichten über Spurius **Cassius**, der gegen die damals aufstrebende Macht der Volsker und Aequer das Bündniß mit Latium hergestellt (S. 165) und ein anderes mit den (sabinischen) Hernikern geschlossen hatte, aber auch nach dem Vorbilde der Könige zuerst wieder ein Ackergesetz vorschlug, durch welches allein der herrschenden Noth der ärmeren Plebejer abgeholfen werden konnte, d. h. die Ueberweisung eines Theiles der Staatsländerei (ager publicus) zum Eigenthum der Plebejer, während dieselbe bisher nur zur Nutzung der Patricier gegen einen Zehnten bestimmt war, — und zugleich eine strengere Einziehung dieses schon fast in Abgang gekommenen Zehnten, der zum Solde für die Kriegsdienste der Plebejer angewandt werden sollte. Die Geschlechter sollen hierauf zwar anfänglich das Ackergesetz zugestanden, aber die Ausführung desselben hintertrieben haben. Den Cassius verklagten die folgenden Consuln, er habe nach der Königswürde gestrebt, und die Curien verurtheilten ihn zum Tode (486). Die Patricier scheinen erst in Folge dieses Herganges durchgesetzt zu haben, daß nur Patricier (und zwar durch Wahl der Curien) zum Consulat gelangten; doch behielten die Centurien nicht nur das Recht der Bestätigung, sondern nach kurzer Zeit wird ihnen die Wahl des einen Consuls zugestanden.

3. Die Tribunen wußten vor Allem die Verweigerung des Kriegsdienstes der Plebejer zu benutzen (wie in den germanischen Staaten seit dem Mittelalter die Stände die Steuererhebung benutzten), um neue Rechte für den ganzen Stand zu erlangen. Auch begann bereits das kriegerische Geschlecht der Fabier, sich auf die Seite der Plebejer zu neigen; und nachdem Cäso Fabius als Consul vergeblich ein Ackergesetz vom Senat forderte, ließ sich das ganze Geschlecht (wie einst Atta Clausius in Rom) mit seinen zahlreichen Clienten auf dem etruskischen Gebiete (an der Cremera) nieder, focht aber auch hier für Rom und soll endlich im Kampfe mit den Vejentern bis auf einen Unmündigen den Tod gefunden haben. Als jetzt die Tribunen die Forderung eines Ackergesetzes dreister erneuerten, wurden mehrere derselben auf Anstiften der Patricier gewaltsam getödtet, Genucius in seinem Bett. Die Entrüstung über diese That benutzte der Tribun **Publilius** Volero, um den Tribus-Comitien entscheidenden Einfluß zu verschaffen. Er brachte zunächst (unter offenen Angriffen der Patricier und ihrer Clienten) in der Tribusversammlung selbst die Gesetzvorschläge zur Annahme, daß 1) die Tribunen — von dieser Zeit an 5 (?) — (und ebenso die Aedilen, welche der Polizei vorstanden) in der Tribusversammlung gewählt werden sollten, und daß 2) in denselben Comitien über die Angelegenheiten des ganzen Staats Beschlüsse gefaßt werden dürften (bei denen übrigens noch die Bestätigung durch die Centurien wie durch die Curien erforderlich war). Doch erst, nachdem Publilius das Capitol mit

seinen Anhängern besetzt hielt, bequemten sich die Patricier zur Bestätigung der publilischen Gesetze in den Centuriat- und Curiat-Comitien (»die zweite Magna Charta Roms« Arnold), 471.

4. Nicht lange nach dieser Zeit wurde Rom (wie die ganze bekannte Welt fast ein halbes Jahrhundert lang) wiederholentlich von einer pestartigen Krankheit heimgesucht. Dieß und die Angriffe der Aequer (vor denen Cincinnatus, den man vom Pfluge holte, als Dictator ein in dem engen Thale am Berge Algidus eingesperrtes römisches Heer rettete) verzögerten die innere Entwickelung. In einer ruhigeren Zwischenzeit wandte sich das Streben der Plebejer zunächst auf die Forderung schriftlicher Gesetze, damit die Rechtskenntniß nicht in ausschließlichem Besitze der Patricier bliebe; jedoch ging der Antrag des Tribunen **Terentilius Harsa** vor Allem darauf aus, durch die neue Gesetzgebung die Willkür der Consuln zu beschränken. Auf beabsichtigte Aenderungen in der Verfassung deutet auch die Absendung von drei Gesandten an mehrere griechische Staaten, besonders nach Athen wie nach Groß-Griechenland, um die Gesetze derselben zum Muster zu nehmen. Nach mehr als 10jährigen Kämpfen in den Tribus-Comitien rc. (unter denen sich römische Verbannte, mit dem Sabiner Herdonius verbunden, des Capitols bemächtigten) wurden endlich, nachdem erst die Zahl der Tribunen (455) auf 10 erhöhet und der Aventinus gänzlich der Plebs eingeräumt war, Decemvirn für die Gesetzgebung ernannt. Diese erhielten als constituirende Gewalt unumschränkte Macht, so daß, obgleich sie sämmtlich aus den Patriciern gewählt waren, selbst das Tribunat aufgehoben wurde. Sie vollendeten schon im ersten Jahre 10 Gesetztafeln, welche »die Grundlage des öffentlichen und Privatrechts der Römer« heißen und alle Parteien befriedigten. **Appius Claudius** aber, der seine Wiedererwählung als Decemvir (neben mehreren Plebejern) durchzusetzen wußte, ergänzte dieselben im folgenden Jahre durch 2 Tafeln, in welchen er mehrere patricische Standesvorrechte sicherte (Cic.); insbesondere wurde in denselben das ausdrückliche Verbot gültiger Ehen zwischen Patriciern und Plebejern (das Connubium) aufgenommen und damit den Kindern aus solchen (schon häufig vorkommenden) Ehen das Recht auf die Erbschaft ihrer patricischen Väter entzogen. Appius Claudius rief aber zugleich durch seinen Uebermuth (besonders durch seinen Frevel gegen Virginia, die Verlobte des Icilius, die der Vater deßhalb vor den Augen des Decemvirs tödtete) einen Aufstand (449) hervor, bei welchem selbst die Patricier L. Valerius und M. Horatius — beide aus volksfreundlichen Geschlechtern — an die Spitze traten. Da sich jedoch der Senat der Decemviral-Gewalt annahm, zog die bewaffnete Plebs (die sich erst auf dem Aventinus verschanzte) nochmals auf den heiligen Berg, bis derselben volle Amnestie und zugleich Herstellung des Tribunats wie der Consuln mit Provocation, die von nun an auch wieder beide in Centuriat-

449 v. C.

comitien gewählt wurden, zugesagt war *). — Das Zwölftafelgesetz ist uns nur aus dürftigen Bruchstücken bekannt. Bei Forderung desselben ging das Streben der großen Masse wohl nur noch auf »Sicherung der Person und des Eigenthums«; da aber die Patricier im leidenschaftlichen Parteikampf selbst dieses versagt hatten (denn das alte Schuldrecht blieb, und das Connubium war nicht gewährt!), so gingen auch die nach dem Sturze der Decemvirn folgenden Tribunen (insbesondere Duilius) in ihren Forderungen über die wahren Bedürfnisse der damaligen Zeit hinaus und scheinen schon die Gleichberechtigung der beiden Stände zu allen Aemtern (auch der Patricier zum Tribunat, wie der Plebejer zum Consulat) gefordert zu haben. Die Plebejer ließen sich jedoch jetzt durch die »valerischen Gesetze« befriedigen, nach welchen nur ihre herkömmlichen Rechte neue Gewährleistungen erhielten, namentlich daß die Beschlüsse des Senats von den plebejischen Aedilen durch Niederlegung im Tempel der Ceres überwacht werden sollten. (Selbst das Gesetz: ut quod tributim [in den Tribus-Comitien] plebes jussisset, populum teneret, gab den Tribus-Comitien wohl nur das Recht zu Anträgen auf allgemein bindende Beschlüsse, und gewiß blieb dabei noch die Genehmigung derselben durch Centurien und Curien vorbehalten.) Dagegen erhob sich die Plebs mit Macht gegen die erst durch die Tafeln zum förmlichen Gesetz erhobene Beschränkung des Connubiums, und wenige Jahre nachher setzte der Tribun Canulejus die Aufhebung derselben durch (445 v. C.). Die Collegen des Canulejus benutzten freilich auch die damalige Aufregung (Auszug der Plebs nach dem Janiculum) zu dem Antrage: den Plebejern den Zutritt zum Consulat zu gewähren. Doch die Massen selbst zeigten sich bei dieser Forderung noch gleichgültig; worauf auch die religiöse Scheu vor der Bevorrechtung des alten Adels einwirkte **).

445 v. C.

II.

Kämpfe um die Theilnahme der Plebejer an den obrigkeitlichen Aemtern (bis 300) und die gleichzeitigen Kriege (bis um 280).

Noch verging eine Reihe von Jahren, ehe die Plebejer den Patriciern den ausschließlichen Besitz der höchsten Staatsämter entrissen. Denn hierauf wandte sich bei den Römern der Kampf um politische Freiheit hin, ohne daß das Volk eine Beschränkung der obrigkeitlichen Gewalt selbst, »des Imperiums«, (zumal im Kriege) erstrebte.

*) Erst jetzt kam der Name »Consul« statt des bisher gebräuchlichen »Prätor« auf.

**) The possible admission of a few distinguished members of their body to the highest offices of state concerned the mass of the commons but little. »Denn erst dann wird die politische Macht von einem Volke recht benutzt werden, wenn es nach dem natürlichen Entwickelungsgange das Bedürfniß derselben empfinden gelernt hat.« Arnold's history of Rome I, 341. Dieses vortreffliche Buch, durch welches Niebuhr's Forschungen, nach sehr genauer Kritik, zuerst in England Eingang gefunden haben, ist noch zu wenig benutzt. Durch den Tod des Verf. ist es leider! mit 206 v. Chr. abgebrochen.

1. Den wiederholten Anträgen auf Zulassung zur Consulwürde wichen die Patricier zunächst durch eine Umgestaltung des Consulates aus. Ein Zweig der consularischen Gewalt wurde von demselben ausgeschieden und besonderen Beamten übertragen: das Censoramt, welches zwei durch die Curien gewählte patricische Censoren auf 5 Jahre (deren Machtübung jedoch bald auf 18 Monate beschränkt ward) bekleiden sollten. Die Befugnisse dieses Amtes griffen tief in das öffentliche und Privatrecht ein, denn die Censoren hatten theils, fast uneingeschränkt, die Classification der Bürger zu bestimmen, womit das politische Stimmrecht, die Aufnahme in den Senat, unter die Ritter ꝛc. wie die Ausstoßung aus diesen Körperschaften zusammenhing, theils konnten sie den Betrag der zu erhebenden directen wie indirecten Steuern nach Willkür festsetzen.

Die hiernach dem Consulat verbleibende Macht sollte auch den Plebejern zugänglich sein. Es wurden deßhalb Kriegstribunen mit Consular-Gewalt (erst 3, bald 6) eingeführt (444 v. Chr.) und unter dieselben die consularischen Befugnisse vertheilt. Selbst für diese Würde aber, zu welcher Plebejer gewählt werden durften, fiel die Wahl doch längere Zeit nur auf Patricier; auch ließ man noch öfters Consuln mit Kriegstribunen wechseln. Zuerst wagten die Plebejer, Männer aus ihrer Mitte zu Schatzmeistern (Quästoren) zu wählen (406), denen die Vertheilung der Beute zustand; — als dann auch zum ersten Male (396) der Mehrzahl nach plebejische Kriegstribunen ernannt waren und gleich darauf Hunger und Krankheit eintrat, wurde diese Noth nach den sibyllinischen Büchern für ein Zeichen des göttlichen Zorns erklärt und wiederum trafen die Wahlen für die folgenden Jahre nur auf Patricier.

444 v. C.

2. Indeß erstarkte allmählich das Selbstgefühl der Plebejer, auch ließ wiederholte Hungersnoth und Pest den Druck des patricischen Uebergewichts stärker empfinden. Endlich führte der letzte Kampf gegen Veji wenigstens zur Durchsetzung einiger schon länger erhobener Forderungen, zunächst zur Einführung des Soldes für das Heer, ohne welche die langwierige Belagerung jener Stadt nicht einmal unternommen werden konnte, die Eroberung Veji's aber auch zu einer Ackervertheilung.

Die Kriege mit **Veji**, der nächsten Nebenbuhlerin Roms, sollen schon unter Romulus begonnen haben; als die Römer die aufstrebenden Volsker und Aequer in die Schranken gewiesen hatten, wurden die Kämpfe mit Veji nur selten unterbrochen. Veji ging indeß damals schon gleich den anderen etruskischen Städten seinem Verfall entgegen; der Adelsdruck schwächte dort den Volksgeist, während dieser in Rom durch die erweiterten Berechtigungen immer mehr erstarkte. Von 406 bis 396 dauerte die letzte verhängnißvolle Belagerung von Veji, die von der Sage mannigfach ausgeschmückt ist, aber sicher eines der bedeutendsten Ereignisse für die Römer war.

396 v. C.

M. Furius Camillus eroberte endlich die Stadt (nachdem auf

einen Ausspruch des delphischen Orakels ein unterirdischer Abzugscanal für den wunderbar angeschwollenen Albanersee angelegt war). Dieser Sieg führte aber zu neuen Zerwürfnissen zwischen Patriciern und Plebejern. Camillus, von streng patricischer Sinnesart, forderte von den Soldaten, die sich willkürlich der Beute von Veji bemächtigt hatten, den Zehnten, den er dem Gotte zu Delphi gelobt habe. Damals traten die römischen Frauen dazwischen, opferten ihr Geschmeide und erhielten dafür das Recht, auf Wagen zu fahren; jedoch hatte sich Camillus, dem man u. a. wegen seines Triumphzuges mit vier weißen Pferden Uebermuth vorwarf, verhaßt gemacht und ging auf die Anklage, einen Theil von der Beute unterschlagen zu haben, in die Verbannung. Glücklicher wurde der Vorschlag eines Tribunen beseitigt, nach welchem ein Theil des römischen Volkes (Patricier und Plebejer) sich in Veji niederlassen und der Staat aus den beiden Städten Rom und Veji bestehen sollte. Dieser wurde von der Tribuscomitien abgelehnt und die Patricier bewilligten dafür eine Ackervertheilung in dem Gebiete von Veji für die Plebejer.

3. Bald darauf aber ward Rom mit völligem Untergange durch die barbarischen **Gallier** bedroht, die zuerst — angeblich durch den Wein angelockt — über die Alpen nach Nord-Italien gekommen waren, dann auch den Apennin überstiegen und die etruskischen Städte in Mittel-Italien angegriffen hatten. Da soll Clusium bei den Römern Hülfe gesucht und vermittelnde Gesandte Roms sich in den Kampf gemischt haben. Dieß bestimmte die senonischen Gallier unter Brennus zum Zuge gegen Rom. Nachdem die Römer an der Allia eine furchtbare Niederlage erlitten hatten (390 v. Chr.), zu deren Andenken der dies Alliensis (16. Juli) ein Unglückstag blieb, begann die Belagerung Roms, die von der Sage mehrfach ausgeschmückt ist. Als die Stadt von den Galliern besetzt war (wo diese die zurückgebliebenen Senatoren erst ehrfurchtsvoll anstaunen, dann niedermachen), soll das Capitol durch Manlius (Capitolinus), den die heiligen Gänse der Juno geweckt hatten, gerettet sein. Nach Polybius wurden die Gallier dann mit Golde abgekauft, nach Livius wurden sie noch rechtzeitig von dem in der Verbannung zum Dictator ernannten Camillus zurückgeschlagen. Gewisser ist wohl, daß Camillus es war, der die Plebs von dem in der Noth erwachten Entschlusse, aus der verwüsteten Stadt nach Veji auszuwandern, zurückbrachte, vor Allem durch religiöse Gründe (wie auch zuletzt ein Omen entschieden haben soll, indem bei den Berathungen im Senat das Commando eines vorüberziehenden Centurio gehört wurde: »Halt, hier wollen wir bleiben!«). Man pries seitdem den Camillus als »zweiten Gründer der Stadt;« doch verdiente er diesen Namen noch durch neue Heldenthaten.

390 v. C.

Denn Rom kam nach der Zerstörung durch die Gallier in furchtbares Gedränge. Die Stadt wurde in der Eile sehr unregelmäßig wieder aufgebauet; die durch den Krieg zusammengeschmolzene Zahl der Bürger er-

gänzte man durch Aufnahme von Einwohnern unterworfener Städte (Veji) in das Bürgerrecht (die Tribus von 21 auf 25 gebracht). Die Nachbarvölker erhoben sich gegen Rom, und Camillus, mehrmals Dictator, rettete es aus dieser Gefahr; indeß blieb der **Bund mit Latium** die nächsten 30 Jahre **aufgelöst**. Auch die Noth im Innern war groß; die Folgen des harten Schuldrechts riefen um so größere Entrüstung hervor, da die Patricier auch bei der allgemeinen Bedrängniß nicht auf den ausschließlichen Besitz der Staatsländerei verzichteten, während die Plebejer alle Lasten trugen. Aber »ehe diese Uebel die rechte Heilung fanden, sollten sie durch verkehrte Versuche der Hülfe noch höher steigen«. **M. Manlius**, der Befreier des Capitols, der seine Verdienste neben dem gefeierten Camillus nicht hinlänglich belohnt glaubte, nahm sich vor Allem der unglücklichen plebejischen Schuldner an und erwarb sich durch Darlehen ohne Zinsen den Namen »Vater des Volkes«, benutzte jedoch seine Volksbeliebtheit, um sich des Capitols zu bemächtigen. Dann wurde er durch einen Volkstribunen des Hochverraths angeklagt und vom tarpejischen Fels gestürzt. Die Aristokratie erhob nach diesem Vorgang ihr Haupt noch höher, und die Tribunen wagten keinen Widerstand (ein neuer Census ward trotz der eingetretenen Verarmung der Menge hinausgeschoben, und der Bau der Stadtmauer erhöhte noch die Steuer). Je unerträglicher aber die Bedrückung wurde, desto gewisser mußte endlich die Versöhnung des inneren Zwiespalts folgen, wenn Rom nicht dem Untergange verfallen sollte.

4. Es waren zwei jüngere Volkstribunen, **Licinius** Stolo und L. **Sextius**, die es endlich unternahmen, für sämmtliche Beschwerden der Plebs gründliche Abhülfe zu schaffen, und sie scheinen dabei von den gemäßigteren Patriciern unterstützt zu sein, wie von den Fabiern, denen die (ehrgeizige) Gattin des Licinius angehörte, den Manliern und Corneliern. So brachte **Licinius** die 3 **Rogationen** ein:

1) die gegenwärtige **Schuldenlast** soll dadurch vermindert werden, daß die bereits bezahlten Zinsen vom Capital in Abzug gesetzt, der Rest aber in 3 Jahren bezahlt wird; 2) um neue Verschuldung zu verhüten, soll den ärmeren Bürgern Land (ein Loos zu 7 Jugern) aus der **Staatsländerei** als Eigenthum angewiesen, zu diesem Zwecke aber das Recht des Patriciers zur Besitzergreifung auf 500 Jugern Ackerland und auf Weide für 100 Ochsen und 500 Schafe beschränkt werden; ein für den Besitz der Staatsländerei zu erhebender Zins wird zum Solde für das Heer bestimmt. 3) Zur Gewährleistung der plebejischen Rechte sollen statt der Kriegstribunen wieder **Consuln** gewählt werden und je **einer** derselben nothwendig **ein Plebejer** sein.

Ueber diese Anträge entspann sich indeß ein furchtbarer Kampf von 5 (wahrscheinlicher als 10) Jahren, zunächst in den Tribus-Comitien, indem mehrere unter den Volkstribunen selbst gegen die Vorfechter derselben intercedirten. Jedoch wurden Licinius und Sextius immer von Neuem zu Tri-

bunen gewählt und verhinderten längere Zeit die Wahl aller patricischen Magistrate durch ihr »Veto«, so daß ein Interrex eintreten mußte. Als die auswärtigen Feinde diese Unruhen benutzten, wurde Camillus nochmals zum Dictator erwählt, der aber, weil auch er kein Heer zusammenbringen konnte, alsbald zurücktrat. Die Patricier begriffen dann, daß sie nachgeben müßten, obschon selbst die Besseren (Cornelius Maluginensis) eine Verletzung der heiligen Gesetze der Väter darin sahen, wenn Plebejern, ursprünglich Fremdlingen in Rom, mit dem Consulat das Recht, die Götter zu befragen (Auspicien), ertheilt würde. Der Senat fand indeß wenigstens gerathen, die beiden ersten licinischen Gesetzvorschläge zu genehmigen, wenn nur die Plebejer auf das Consulat verzichteten. Dieß drohete eine Trennung unter der Plebs zu erzeugen; nun erklärten aber die leitenden Tribunen, »die drei Gesetzvorschläge seien ein unzertrennliches Ganze und müßten zusammen genehmigt oder verworfen werden.« Endlich wurde nochmals wegen eines angeblichen Angriffes der Gallier auf Latium der greise Camillus zum Dictator ernannt und dieser erkannte unter der fortdauernden Gährung (Liv. VI, 42), was die Zeit unwiderstehlich fordere. Die licinischen Rogationen wurden nach ungehemmter Annahme in den Tribus-Comitien durch den Senat an die Centurien gebracht und durch diese wie durch die Curien zum Gesetz erhoben. — Als indessen jetzt L. Sextius **zum ersten plebejischen Consul** erwählt war (für d. J. 366), 366 v. C. verweigerten die Curien, ihm das Imperium zu übertragen; auch damals soll Camillus den bereits drohenden Bürgerkrieg durch seine Vermittelung verhütet haben. Nachdem noch das Richteramt (Prätur) vom Consulat getrennt war, erfolgte die Bestätigung des plebejischen Consuls. Zur Feier der Versöhnung wurde ein Tempel der Concordia erbauet und die großen dreitägigen römischen Spiele um einen Tag verlängert, zur Aufsicht bei denselben aber das Amt der »curulischen Aedilen« eingeführt, das abwechselnd von Patriciern und Plebejern bekleidet werden sollte.

5. Die licinischen Gesetze waren der entscheidende Schritt zur endlichen Gleichstellung der beiden Stände; allerdings wurde aber ihre Ausführung noch vielfach umgangen. Statt des Consulats finden wir in den nächsten 23 Jahren 14 Mal die Ernennung eines Dictators; mehrmals erhielt auch kein Plebejer eine hinreichende Stimmenzahl bei den Consulwahlen, und es wurden zwei patricische Consuln ernannt. Da jedoch nur wenige, ausgezeichnete und gemäßigte, plebejische Familien wirklich zum Consulat gelangten und diese sich desselben vollkommen würdig zeigten, so kam bereits (356) Marcius Rutilus zuerst unter den Plebejern zur Dictatur, wie bald darauf zum Censoramt. — Auch das Ackergesetz ward theils von den Patriciern umgangen, deren Privateigenthum nicht genau von der lange besessenen Staatsländerei geschieden werden konnte, theils kam die Ackervertheilung nur wenigen Plebejern zu Gute; da aber deßhalb auch die Schulden bald wieder sehr drückend wurden, so

ward (342) der Zinsfuß auf etwa 4 Procent herabgesetzt. Hierauf wirkte auch die Noth ein, die eine Pest und ein Erdbeben erzeugten (auf welches sich die Sage von Curtius' Sprung in den Abgrund auf dem Forum bezieht).

Zugleich wiederholten sich seit dem 30sten Jahre nach der Verbrennung Roms mehrmals Einfälle der Gallier, die, im Frieden mit den Etruskern, jetzt die Völker südlich von der Tiber angriffen. Die Kämpfe gegen die Gallier (bei denen Manlius Torquatus wie Valerius Corvus einen gallischen Riesen im Zweikampf besiegt haben sollen) führten jedoch zu einer Erneuerung des Bündnisses mit den Latinern; dagegen erscheint die Macht der Aequer und Volsker gebrochen, und Rom verstärkt sich durch Aufnahme eines Theils derselben in zwei neue Tribus (26. 27), als um dieselbe Zeit die Samniter zu Eroberungszügen aus ihren Gebirgen gegen die westlichen Küstenebenen (zunächst zu Gewinnung von Winterweiden) hervorbrachen.

---

6. In den **drei** nun folgenden **Samniterkriegen**, durch welche Rom den ersten Platz unter den Völkern Italiens erringt, zeigten sich schon die wohlthätigen Folgen des politischen Gleichgewichts, das unter den Ständen Roms begründet war, und es tritt das wahre Heldenzeitalter der Römer ein. Es droheten aber auch jetzt noch schwere innere wie äußere Gefahren, unter denen endlich die völlige Gleichstellung der Plebejer und Patricier herbeigeführt wird.

343 v. C. a. Der **erste** (dreijährige) **Samniterkrieg** begann 343, als das üppige Capua, von den Samnitern bedroht, die Hülfe der Römer und Latiner anrief. Während ein consularisches Heer unter einem der volksfreundlichen Valerier in Campanien am Berge Gaurus (Monte Barbaro) siegte, wurde das andere, das in einem engen Apenninenthal Samniums eingeschlossen war, nur durch die Tapferkeit des Kriegsobersten P. Decius Mus d. Ä., eines Plebejers, gerettet. Das Heer, welches darauf in Campanien überwinterte, begann hier einen Aufstand, und in Verbindung mit demselben erhoben sich auch die Plebejer in Rom; denn der Krieg hob das Selbstgefühl der Plebs, welche jetzt dringende Abstellung der patricischen Bevorzugungen wie der drückenden Schuldlast forderte. Zur Stillung dieses Aufruhrs wurden endlich sämmtliche in Folge des gallischen Brandes contrahirte Schulden erlassen; eine Rechtsordnung für den Kriegsdienst (»eine Magna Charta des Heeres«) festgestellt, und durch die genucischen Gesetze bestimmt: »Niemand solle zwei Mal innerhalb 10 Jahre dasselbe Amt oder in demselben Jahre zwei Aemter zugleich bekleiden, — beide Consuln sollten Plebejer sein dürfen.« — Da inzwischen während des Aufstandes die Führung des Krieges gegen die Samniter allein den Latinern oblag, so dachten die Campaner auf ein Bündniß mit diesen, sowohl gegen das Anwachsen der römischen als der samnitischen Macht.

Die Römer schlossen unter diesen Verhältnissen Frieden mit den Samnitern, und bald brach

b. der (dreijährige) **Latinerkrieg** aus, in welchem fast alle Völker zwischen dem römischen und samnischen Gebiete auf der Seite der Latiner standen. Die Latiner hatten die Forderung gestellt: »einer der Consuln wie die Hälfte des Senats und der Tribus sollten künftig den Latinern angehören, doch möge Rom — wie seine Lage und fortwährend wachsende Größe es forderte — Hauptstadt und Sitz der Regierung des gemeinsamen Staates bleiben.« Als der Senat dieß mit Unwillen zurückwies, hielten nur wenige latinische Städte nebst den Hernikern zu Rom, das freilich jetzt mit den Samnitern, wie Campanien mit Latium verbündet war. Die Römer zogen so durch Samnium gegen Campanien, wo der plebejische Consul P. Decius Mus d. Ä. in einer Schlacht am Vesuv sich feierlich dem Tode weihete, weil die Haruspices davon den Sieg abhängig erklärten. Der damalige andere Consul, Manlius Torquatus, ließ seinen Sohn hinrichten, weil dieser sich gegen sein Verbot in einen Kampf eingelassen hatte. Die gemeinsame Begeisterung vereinigte Patricier und Plebejer immer inniger. Nur in den Curien zeigte sich noch einmal der alte Standesgeist, indem nach Unterwerfung mehrerer latinischer Städte dieselben nur eine geringe Ackervertheilung für die Plebejer (zu 3 Jugern jeden Theil) bewilligten. Deßhalb aber wurden nunmehr unter dem Dictator Publilius Philo diese strengaristokratischen Körperschaften ihres politischen Einflusses beraubt (»weder die Beschlüsse der Tribus noch die von den Centurien angenommenen Gesetze sollten fernerhin der Bestätigung durch die Curien unterliegen«). Und zugleich wurde bestimmt, daß einer der beiden Censoren stets ein Plebejer sein müsse; Publilius selbst wurde der erste plebejische Prätor. Diese Gesetze, bei denen der Senat — schon längst kein starres Patricier-Collegium mehr — die weiseste Nachgiebigkeit zeigte, machten in der That den Kämpfen zwischen Patriciern und Plebejern ein Ende, die sich nur noch in einigen Nachwehen wiederholten. — Nach neuen Siegen über die Latiner wurde der Bund derselben unter sich völlig aufgelöst (338); mehrere der latinischen Städte wurden in das volle römische Bürgerrecht aufgenommen, andere freilich (für jetzt) minder begünstigt, ja die beiden mächtigsten, Tibur und Präneste, ihrer Staatsländerei beraubt. 338 v. C.

c. **Zweiter Samniterkrieg.** Als Latium unterworfen wurde, mußte auch Capua für die Unterstützung, die es jenem gewährt hatte, einen Theil seines Gebietes an die Römer abtreten; von dort aus aber beunruhigten diese Neapel, was die Eifersucht der Samniter weckte und so die Veranlassung zu dem **zweiten Samniterkriege** wurde. Bei diesem galt es in dem 22jährigen Kampfe (326 bis 304 v. Chr.) die Entscheidung, ob die Römer oder Samniter in Italien herrschen sollten. Vor Allem suchte jede der kriegführenden Mächte die Bundesgenossen der anderen zum Abfall zu bringen. Die Festigkeit, welche der römische Staatsverband schon erlangt 326 bis 304 v. C.

hatte, sicherte indeß nicht nur nach einem Aufstande der Latiner (im zweiten Kriegsjahr) das Bündniß mit denselben durch Aufnahme noch mehrerer ihrer Städte in das volle Bürgerrecht, sondern es gelang auch, besonders durch die Siege des großen Papirius Cursor, die Bundesgenossen der Samniter nach mehrmaligem Schwanken völlig auf die Seite der Römer zu ziehen. Während aber die Römer den samnitischen Feldherrn Pontius in Apulien beschäftigt glaubten, lockte derselbe ihr Heer in den Paß von Caudium (321). Hier eingeschlossen verstanden sich die beiden Consuln zu einem Frieden, nach welchem das römische Heer unter dem Joch hingehen mußte, Rom und Samnium in ein Bündniß mit gleichen Rechten treten sollten. Der Senat erklärte denselben dann für ungültig und lieferte Alle, die den Frieden beschworen hatten, an den Pontius aus; dieser entließ sie aber, um den Zorn der Götter auf die wortbrüchigen Römer herabzuziehen. Papirius Cursor, wegen seiner persönlichen Tapferkeit ein Hauptheld der römischen Sage, soll alsbald durch Einnahme des wichtigen Luceria in Apulien den Schimpf völlig abgewaschen (die römischen Adler wieder erobert, die Samniter unter das Joch gesandt) haben. Doch wechselte in den späteren Jahren das Kriegsglück noch öfters; Siege wie Niederlagen der Römer riefen wiederum mehrere Völker Italiens gegen sie in die Waffen, auch die Etrusker nochmals, wie die Umbrer jenseit der Apenninen zum ersten Male. Rom ging aber siegreich aus allen diesen Kämpfen hervor; »seine centrale Lage, wie die Festigkeit seines Staatsverbandes« gaben ihm das entscheidende Uebergewicht gegen die übrigen räumlich getrennten und nur locker verbündeten Völkerschaften Italiens. Die Samniter mußten endlich, von ihren Bundesgenossen verlassen und selbst erschöpft, den Frieden suchen und im Bündnisse mit Rom den Supremat desselben anerkennen. Rom, das den Bund mit seinen Nachbaren befestigte und seine Besitzungen bis nach Apulien (Luceria) ausdehnte, hatte schon ohne Widerspruch den ersten Platz unter den Völkern Italiens inne.

Inzwischen hatte sich bei den Ereignissen des Latinerkrieges wie des zweiten Samniterkrieges gezeigt, daß durch die innigste Verschmelzung der gemäßigten Patricier mit den neuen zu den höchsten Staatsämtern gelangten plebejischen Familien die große Masse der alten Plebejer versöhnt war; noch regte sich aber auf der einen Seite auch eine ultrapatricische Partei, und schon trat auf der äußersten Linken das täglich zahlreicher werdende Proletariat (Freigelassene und Gewerbtreibende) hervor, das den (grundbesitzenden) Plebejern gegenüber jetzt auch politische Berechtigung in Anspruch nahm *). In dieser Partei, die von dem aufstrebenden Schreiber Flavius geleitet wurde, suchte der Censor Appius Claudius (Cäcus) eine

*) Arnold: »Das große und schwerste Problem der Staatsweisheit ist, zu verhüten, daß ein Theil der Gesellschaft in seiner socialen Stellung durch Armuth in dem Maße herabgewürdigt werde, daß dessen politische Emancipation gefährlich wird.«

Stütze, um sich selbst zur Herrschaft zu erheben (während der streng patricische Papirius Cursor nur die alte Aristokratie möglichst aufrecht zu erhalten bemüht war). Appius wußte sich widergesetzlich die Ausübung des Censoramts bis ins fünfte Jahr zu sichern und benutzte dasselbe, um (reiche?) Söhne von Freigelassenen in den Senat zu wählen (was freilich die folgenden Consuln für ungültig erklärten), so wie zur Aufnahme vieler in der Stadt wohnenden Freigelassenen in alle (damals 31) Tribus, wodurch dieselben, da die Bürger der entfernter gelegenen Tribus bei den Volksversammlungen in der Stadt nicht so zahlreich erschienen, das Uebergewicht bei der Abstimmung erlangten; jedoch wurde auch dieß gegen Ende des zweiten Samniterkrieges durch die gemäßigten Censoren Fabius und Decius beseitigt, indem die Freigelassenen auf die vier städtischen Tribus eingeschränkt wurden. Fabius soll wegen des Verdienstes, das er sich hierdurch erwarb, den Beinamen Maximus erhalten haben. Zugleich wuchs allerdings des Appius Popularität mittels seines Censoramts durch die Verwendung der Staatseinkünfte zu zwei großen Werken, der nach ihm benannten Militärstraße von Rom nach Capua und der ersten großen Wasserleitung, die Rom mit Trinkwasser versorgte; die Verfassung mußte er indeß unangetastet lassen und sich mit mehrmaligem Consulat begnügen. Die vorherrschende Partei unter der Aristokratie gab in dieser Zeit das Beispiel der edelsten Mäßigung. Schon während der ersten Jahre des zweiten Samniterkrieges war auch den ärmeren Plebejern ein neues Zugeständniß gewährt, indem (durch die lex Poetilia vom J. 326) die Verpfändung der Person des Schuldners aufgehoben wurde, wenn dessen Habe haften konnte; wobei freilich auch jetzt noch an die Auspfändung des Zahlungsunfähigen der Verlust des (politischen) Stimmrechts geknüpft blieb. Nach beendigtem Kriege, als Roms Principat in Italien entschieden war, wurde endlich noch das letzte patricische Vorrecht aufgehoben, indem durch die lex Ogulnia (300) den Plebejern auch der Zutritt zu den Priesterämtern gewährt wurde; in das Collegium der Pontifices sollten neben 5 Patriciern 4 Plebejer gewählt werden, in das der Augurn neben 4 Patriciern 5 Plebejer. Appius Claudius (der Censor) hatte auch bei diesem Gesetze die Opposition gehalten, Decius dasselbe am Kräftigsten gestützt durch die Berufung darauf, daß die Selbstopferung seines plebejischen Vaters den Göttern angenehm gewesen sei. Gleichzeitig wurde, um der großen Masse ihre persönliche Rechte zu gewährleisten, das valerische Gesetz mit noch stärkeren Garantieen wiederholt: Jeder, der einen Bürger verhinderte, gegen einen Magistrat an das Volk zu appelliren, sollte als Verbrecher bestraft werden *).

300 v. C.

*) Daß bereits durch die oben erwähnten Censoren Fabius und Decius die Verschmelzung der Tribus- und Centurien-Comitien erfolgt sei, ist eine Ansicht Niebuhr's, die jedoch vielen Widerspruch erfahren hat. Wir setzen diese Veränderung mit Haltaus an den Schluß des 2. punischen Kriegs (S. 205).

d. **Dritter Samniterkrieg.** Nach Beendigung des zweiten Krieges mit den Samnitern brachten die Römer mehrere bisherige Bundesgenossen derselben zu größerer Abhängigkeit, theils diesseit der Apenninen (die Aequer und Herniker), theils jenseit dieses Gebirges (die Marser, Peligner, Vestiner und Picenter), so daß das römische Gebiet in Mittel-Italien von einem Meere zum anderen hinüberreichte. Da aber in derselben Zeit neue Schaaren von Galliern über die Alpen kamen und die Etrusker, durch gallische Söldner verstärkt, sich wieder gegen Rom erhoben, so versuchten die Samniter noch einmal, ein großes Bündniß der italischen Völker im Süden und Norden des römischen Gebiets zu stiften, und so kämpften in dem dritten Samniterkriege (etwa 300 bis 290) mit den Samnitern verbündet die Etrusker, Umbrer und Gallier. Anfangs wurden die Samniter in Lucanien so beschäftigt, daß sie kein Heer nach Etrurien zu senden vermochten; als dieselben später von Umbrien aus durch das etruskische Gebiet einen Angriff auf Rom droheten, wußten die Römer durch einen Einfall in Etrurien das etruskische und umbrische Heer von den Galliern und Samnitern zu trennen und siegten über die letzteren beiden auf der Ostseite der Apenninen bei Sentinum, wo P. Decius Mus II., als die Gallier die römischen Reihen zu durchbrechen drohten, sich, wie einst sein Vater am Vesuv, feierlich dem Tode weihete (295). Darauf brachen die Römer in Samnium ein, wo Papirius Cursor der Sohn siegte; nach einer Niederlage, die ihnen der alte Pontius in Campanien zugefügt hatte, wurde endlich auch dieser edle Feldherr gefangen, vom Consul Fabius im Triumph aufgeführt und schmählicher Weise hingerichtet. Die Samniter mußten sich jetzt ergeben und wurden von Neuem abhängige Bundesgenossen der Römer.

300 bis 290 v. C.

Bereits seit der großen Erweiterung des römischen Gebiets durch den zweiten Samniterkrieg scheint das Mißverhältniß zwischen Armen und Reichen immer mehr vergrößert zu sein. Die Reichen gewannen durch Benutzung der erweiterten Staatsländerei zur Weide, die Armen geriethen, besonders während des dritten Samniterkrieges, durch lang dauernden Kriegsdienst wie Plünderungen des römischen Gebietes und gleichzeitig durch wiederholte Seuchen in große Bedrängniß, ohne daß ihnen die Eroberungen zu Gute kamen. In der nächsten Zeit wird der Plebejer M.' (Manius) Curius Dentatus als Beschützer des Volkes gepriesen. Er hatte den letzten Frieden mit den Samnitern geschlossen (290) und noch in demselben Consulat die Sabiner unterworfen, die damals das römische Bürgerthum ohne Stimmrecht erhielten. Nun brachte er ein Ackergesetz in Vorschlag, welches Appius Claudius (der Censor) und Papirius Cursor heftig bekämpften. Dasselbe ging zwar endlich durch, doch ist der Hergang dabei sehr dunkel; es scheinen sich harte Kämpfe an jenes Ackergesetz geknüpft zu haben, unter denen die Ansprüche der großen Masse sich nur höher steigerten. Unter diesen Verhältnissen war es dem plebejischen Dictator Q. Hortensius vor-

behalten, nach einer nochmaligen Secessio der Plebs auf das Janiculum die römische Demokratie auf ihre Höhe zu führen. Unter den von ihm durchgeführten Gesetzen ist ein Schuldenerlaß und eine Ackervertheilung; das Wichtigste aber (die lex Hortensia, von 286) ist die Aenderung der Verfassung, nach welcher den **Tribus-Comitien die höchste gesetzgebende Macht** verliehen wurde, indem der Senat ihnen gegenüber sein Veto verliert *). Da jedoch im gewöhnlichen Gange der Dinge alle gesetzlichen Verfügungen und Verwaltungsmaßregeln von dem Senat und den fast unumschränkten Magistraten ausgingen (die Besteuerung ausschließlich von dem Censor), auch die Richter noch allein aus den Senatoren genommen wurden, so kann selbst jetzt die römische Verfassung kaum »eine Demokratie« genannt werden. Nur die Tribunen konnten eben so wohl den Tribusberathungen als den Senatsbeschlüssen ihr »Veto« entgegenstellen; auch sie aber scheinen die Ausübung solches Rechts den religiösen Verfügungen der Pontifices und Augurn gegenüber nicht gewagt zu haben. 286 v. C.

Sitten und Bildung der Römer

in den ersten Zeiten der Republik, 510 bis etwa 300.

Die hohe Bedeutung der Religion für die Leitung des ganzen äußeren Lebens ist in der Eigenthümlichkeit Italiens begründet (S. 97); auch in Rom zeigt sich dieselbe Erscheinung von den frühesten bis zu den spätesten Zeiten. Wenngleich aber die Patricier von Anfang her ihre Bevorrechtung bei Leitung des Staats auf die Religion stützten (»se solos auspicia habere«), so haben sie doch eine ganz andere Stellung als die Priesterkasten des Orients, deren Despotismus überhaupt dem Abendlande vermöge des herrschenden Sinnes für Freiheit und Selbstthätigkeit fremd blieb. Schon die Verhältnisse, unter denen Rom gegründet wurde, wiesen die Urbürger dieser Stadt vorzugsweise auf das äußere Leben hin, auf die Beschäftigung mit dem Kriege wie mit dem Ackerbau, und durch die weitere Entwickelung des römischen Staatswesens erhielten die Rechtsverhältnisse (namentlich des Eigenthums) die vorwaltende Bedeutung. Ein einfacher, kräftiger, rechtlicher Sinn war der Grundzug des alten Römerthums, und die Römer sind vorzugsweise das Rechtsvolk der Geschichte geworden. Das Priesterthum war und blieb hier immer eine zu Zwecken des Staates geordnete Insti-

*) Um dieselbe Zeit soll auch durch die lex Maenia bestimmt sein, daß die Curien ihre Bestätigung der (durch die Centurien erfolgten) Magistratswahlen in voraus ertheilen mußten. Da hierdurch dieselbe zur bloßen Form wurde, so hörten die Curienversammlungen für die Folge ganz auf, und statt ihrer ertheilten 30 Lictoren nach der Wahl das Imperium.

Schon seit der Königszeit griechischer Bildung nicht fremd, nimmt Rom diese bei fortschreitender Verbindung mit den Griechen in immer höherem Maße in sich auf; allerdings büßt es dann, indem es zur Weltherrschaft emporstrebt, die alte Einfachheit ein, und Bürgerkriege zeigen, daß das Herrschervolk die eigene Freiheit nicht mehr zu behaupten vermag; doch hielt römische Kraft im Verein mit griechischer Bildung den großen Völkerverein noch lange genug durch Recht und Gesetz zusammen, bis eben dadurch die allgemeine Religion einen hinreichenden Kreis zu stetiger Fortentwickelung gewonnen hatte.

Wir betrachten im Laufe unserer Periode zunächst die **Zertrümmerung von Alexander's des Großen Reiche** und die aus denselben hervorgehenden Staaten; dann die allmähliche **Ausbreitung der römischen Herrschaft.**

I. Die Auflösung der macedonischen Monarchie.

Die Nachfolger Alexander's (Diadochen) bis 301.

Unter Denen, die ein Recht auf Alexander's Erbschaft hatten, besaß Keiner die Befähigung, sich durch eigene Kraft zu behaupten; die Macht war bei den Generalen, doch schienen diese Anfangs das Recht achten zu wollen. Die Bedeutendsten unter denselben erkannten sogleich die (baktrische) Roxane als einzige rechtmäßige Gemahlin Alexander's, ihren bald nachher gebornen Sohn Alexander als den Erben der ganzen Monarchie, und als Vormund für diesen den **Perdikkas** an, dem Alexander im Sterben seinen Siegelring in die Hand gedrückt hatte (nebst dem Meleager, der aber bald, nachdem er den blödsinnigen Halbbruder Alexander's des Großen, Philipp Arrhidäus, zum König erheben ließ, von Perdikkas aus dem Wege geräumt wurde). Perdikkas' Streben ging dahin, die Einheit des Reiches unter seiner Leitung zu erhalten; deßhalb kaufte er seine Nebenbuhler durch Einräumung von Statthalterschaften ab; so überließ er Aegypten dem Ptolemäus, — dem alten Antipater und dessen Sohn Kassander die Verwaltung Macedoniens, dem Lysimachus Thracien, Phrygien dem **Antigonus**. Hiermit wurde aber nur der anderen Richtung, die auf Zerstückelung des Reiches hinzielte, Vorschub geleistet, und Antigonus vor Allem war es, der zu einer selbständigen Herrschaft aufstrebte. Ihm gegenüber erhob deßhalb Perdikkas den Thracier Eumenes zum Statthalter des (selbst von Alexander noch kaum unterworfenen) nordöstlichen Klein-Asiens, der auf's Innigste mit ihm zusammenhielt, auch dann noch, als Perdikkas durch Vermählung mit der Schwester Alexander's (Cleopatra, der verwitweten Königin von Epirus) sich selbst die Nachfolge in Alexander's Reich zu sichern suchte. Hierüber verbanden sich jedoch Ptolemäus, Antipater und Antigonus gegen ihn;

Perdikkas fiel in Aegypten, und dem Eumenes gegenüber wurde Seleucus zum Statthalter von Babylon erhoben. Eumenes hielt sich freilich noch einige Zeit und unterstützte nach Antipater's Tode Polysperchon in Macedonien, der jetzt die Richtung des Perdikkas, die Einheit des Reiches zu erhalten, vertrat, — erlag aber endlich dem Antigonus, der nun die Herrschaft in ganz Asien zu erwerben suchte (316).

Gegen den **Antigonus** und seinen tapferen Sohn, Demetrius Poliorcetes, traten sodann Kassander (der den Polysperchon immer mehr zurückdrängte), Lysimachus, Ptolemäus und Seleucus zusammen, und es kam zu einem 15jährigen Kriege, unter welchem während mehrerer Schicksalwechsel das Geschlecht Alexander's durch gegenseitige Nachstellungen unterging und das Reich desselben unter mehrere seiner Generale vertheilt wurde. In diesen Kämpfen gewann Seleucus, welchen Antigonus aus Babylon vertrieben hatte, dasselbe durch den Sieg bei Gaza wieder (312 — seleucidische Aera) und behauptete hier, ja bis nach Indien, die Herrschaft, wie Ptolemäus in dem abgeschlossenen Aegypten trotz mehrerer Siege des Demetrius. — Unter Parteiungen in Macedonien war inzwischen, nachdem die rachsüchtige Olympias schon früher den Philipp Arrhidäus (317) hingeopfert hatte, noch einmal der jetzt 12jährige Alexander posthumus auf den Thron berufen; Kassander aber ließ diesen, wie kurz vorher die Olympias, mit seiner Mutter Roxane ermorden (311). Um dieselbe Zeit erkannten Antigonus und seine Gegner sich gegenseitig in einem Frieden an, durch welchen auch Griechenland die Freiheit zugestanden wurde. Ueber die Räumung dieses Landes kam es inzwischen bald zu neuen Zwisten (S. 185). Demetrius Poliorcetes, der besonders die Belagerungskunst wie das Seekriegswesen ausbildete, erfocht damals über die Flotte des Ptolemäus bei der Stadt Salamis auf Cypern, der dieser zu Hülfe eilte, den größten Seesieg des Alterthums, worauf der Sohn den Vater: »Heil Dir, König Antigonus!« begrüßte, und dieser seiner Antwort die Aufschrift gab: »dem König Demetrius!« — Seitdem bedienten sich Ptolemäus, Seleucus und Lysimachus (auch wohl Kassander) gleichfalls des Königstitels. Um Aegypten vom Meere auszuschließen, belagerte Demetrius ein Jahr lang Rhodus (das seit Aufnahme in Alexander's des Gr. Reich zu hoher Blüthe gelangt war), das aber von Ptolemäus gerettet wurde, weßhalb diesen die Rhodier für einen Gott Soter (Retter) erklärten. Als Demetrius, der sich den Ruhm der Befreiung Griechenlands erwerben wollte, deßhalb auch gegen Kassander zog, forderte Antigonus auf dessen Friedensantrag unbedingte Unterwerfung, als ob er Oberherr des ganzen alexandrinischen Reiches sei. Darüber vereinigten sich nun die übrigen Könige gegen Antigonus. Da wider ihn Lysimachus von Norden, und Seleucus von Osten heranzog, während Ptolemäus sich in Syrien aufstellte, eilte Demetrius von Macedonien her seinem bedrängten Vater zu Hülfe, aber in

301 v. C. der entscheidenden Schlacht bei **Ipsus** (in Phrygien, 301) fiel Antigonus (81 Jahr alt), sein Sohn entkam nur mit Mühe. Die Sieger theilten sich in das herrenlose Gebiet, so daß Lysimachus Klein-Asien bis zum Taurus, alles jenseitige Land Seleucus erhielt, Ptolemäus nahm zu Aegypten auch die Küstengegenden Syriens. Lysimachus' Reich erhielt sich jedoch nicht lange (s. u. Griechenland), und so waren die Hauptstaaten, die aus Alexander's des Großen Reich hervorgingen:

in Europa: Macedonien, nebst dem (mehr oder minder abhängigen) Griechenland;
in Afrika: Aegypten unter den Ptolemäern;
in Asien: Syrien unter den Seleuciden, wie Pergamum in Klein-Asien.

1. Griechenland und Macedonien.

Griechenland erhob sich bei Alexander's Tode noch einmal zur Hoffnung der Freiheit. In Athen, wo schon Alexander's Befehl, die Verbannten zurückzuberufen, große Erbitterung erzeugt hatte (S. 160), warb der ehemalige Söldnerführer Leosthenes im Stillen (mit den Schätzen des Harpalus), bis auf die Nachricht von Alexander's Tode die Volksversammlung mit großem Enthusiasmus den Krieg beschloß, so sehr auch die Reichen, die unter Alexander sehr gewonnen hatten, dagegen waren. Alle Bürger bis zu 40 Jahren sollten selbst die Waffen nehmen; die meisten übrigen griechischen Staaten schlossen sich an, und Leosthenes zog nach Thermopylä. Hier wurde Antipater zurückgeschlagen und mußte sich in die thessalische Stadt Lamia werfen, nach welcher der Krieg der lamische heißt. Nur die Uneinigkeit der Griechen und Leosthenes' Tod rettete den dort eingeschlossenen Antipater, und als derselbe auf dem Rückzuge nach Macedonien die freilich unentschiedene Schlacht bei Krannon (322) geliefert hatte, trennten sich auch die noch zusammengebliebenen Aetoler und Athener.

Von Athen wurde nun Phocion, der längst die Unhaltbarkeit der Republik erkannt hatte, zur Unterhandlung an Antipater gesandt; Athen erhielt eine macedonische Besatzung, und die politische Berechtigung wurde auf die Wohlhabenden (9000 von 21,000 Bürgern) beschränkt; Demosthenes, der während des Krieges feierlich nach Athen zurückgeholt war, hatte sich bereits geflüchtet, wurde aber auf Demades' Antrag zum Tode verurtheilt und fand bald sein Ende in Kalauria (S. 160). Auch in den übrigen griechischen Städten wurde damals durch Macedonien die Oligarchie begünstigt; nach Antipater's Tode aber suchte sich Polysperchon gegen Kassander auf die Demokratie zu stützen. So erhoben sich in Griechenland überall Parteikämpfe, unter denen auch Phocion, durch Polysperchon dem athenischen Demos Preis gegeben, den Giftbecher trinken mußte (318).

Nicht lange nachher aber gewann Kassander die Stadt und stellte den gelehrten Rhetor Demetrius von Phalēron an die Spitze des athenischen Staats, der jedoch bald wieder vertrieben und vom Volke zum Tode verurtheilt wurde, sich übrigens nach Aegypten rettete und dort der eigentliche Begründer der alexandrinischen Gelehrsamkeit ward. Die Athener schmeichelten ihm, wie, seit dieser Zeit bis zur Unterjochung durch die Römer, jedem ihrer Herrscher, wenn ihnen diese nur immer neue Lustbarkeiten bereiteten (wozu auch Kassander gern Subsidien zahlte). Länger dauerten die Kämpfe Kassander's gegen den Peloponnes, wo Polysperchon eine Zuflucht gefunden hatte, bis dieser in Unbedeutenheit versank und Griechenland durch den Frieden mit Antigonus für frei erklärt wurde (311).

Dieß war es auch, was Demetrius Poliorcetes benutzte, um in Athen die Herrschaft des Demetrius Phalerēus zu stürzen, und die Athener begrüßten dafür Antigonus nebst seinem Sohne, der Monate lang mit ihnen schwelgte, zuerst mit den Namen von »Königen,« ja von »Göttern«. Die Herstellung der Demokratie in Athen rief elende Demagogen (Stratokles u. A.) an die Spitze, bis wieder ein reicher Bürger (Lachares) unter Kassander's Schutz zur Herrschaft gelangte. Unter dessen Einfluß erklärten die Athener nach der Schlacht bei Ipsus dem Demetrius Poliorcetes, sie würden wie allen Königen, so auch ihm, die Stadt verschließen; als es demselben aber später nach manchen Glückswechseln gelang, Athen zu erobern, wurde er wegen seiner Getraideaustheilungen von Neuem als Gott gepriesen, und von Athen aus wußte Demetrius sogar Macedonien, das nach dem Tode Kassander's (298) in die größte Verwirrung gerathen war, in seine Gewalt zu bringen (294). Der Uebermuth, mit dem er die Macedonier behandelte und sogar Asien wieder zu gewinnen versuchte, beraubte ihn freilich jenes Thrones von Neuem (nach 7 Jahren) und nach vielen Abenteuern starb er in milder Gefangenschaft bei Seleucus (mit dem seine durch Schönheit berühmte Tochter Stratonice vermählt war). Macedoniens hatte sich inzwischen Lysimachus, der auch in Klein-Asien wie in Thracien herrschte, bemächtigt; als aber dieser in einem Kampfe gegen Seleucus gefallen und dann Seleucus durch Ptolemäus Keraunos (einen Sohn des ersten ägyptischen Ptolemäus) hinweggeräumt war, behauptete dieser auf kurze Zeit den macedonischen Thron, der endlich doch durch den Sohn des Demetrius Poliorcetes, Antigonus Gonatas, auf die Dauer dessen Hause zu Theil wurde.

Antigonus Gonatas und seine Nachfolger versuchten auch Griechenland wieder von Macedonien abhängig zu machen. Unter den Griechen waren um diese Zeit viele Tyrannen aufgetreten, die sich auf Söldner stützten und gern an macedonische Herrscher anlehnten. Indeß fand die Freiheit Griechenlands noch einmal eine kräftige Stütze in Conföderationen. Vor Allem erhielt der alte Bund der 12 achäischen

Städte eine neue festere Gestalt (seit 284), und seitdem der edle Aratus seine Vaterstadt Sicyon von einem Tyrannen befreit und dem Bunde angeschlossen hatte, dem auch Korinth beitrat, als es derselbe dem Antigonus Gonatas entriß, erweiterte sich der **achäische Bund** immer mehr und wurde die Schutzwehr der griechischen Freiheit gegen Macedonien, von dem sich damals Athen seine Unabhängigkeit um 150 Talente erkaufte. Zugleich trotzten die halbbarbarischen Aetoler in ihrem Felsenlande der macedonischen Herrschaft, doch standen dieselben auch öfters den Achäern feindlich gegenüber. Als diese aber bald die Vorherrschaft in Griechenland zu gewinnen suchten, trat ihnen vor Allem Sparta entgegen, wo noch einmal der Gedanke, die alte Größe herzustellen, erwacht war. Agis III. versuchte dieses durch Rückkehr zu der lykurgischen Grundeigenthumsordnung zu bewerkstelligen, die durch das Aussterben alter Spartiatengeschlechter und durch die erhöhete Bedeutung des Geldverkehrs völlig untergraben war. Die Gesetzesvorschläge des Agis gingen dahin: »die auf 700 Familien herabgekommenen Spartiaten, von denen noch etwa 100 Grundeigenthum besaßen und so eine mächtige Oligarchie bildeten, sollten aus den Periöken ergänzt, die Schulden erlassen und das Grundeigenthum von Neuem vertheilt werden (4500 Loose für die Spartiaten, 15000 Loose für die Periöken).« Dieß scheiterte jedoch an dem Widerstande der Optimaten, deren Rache selbst Agis zum Opfer fiel. Der Sohn seines Hauptwidersachers, der König Kleomenes, griff indeß später seinen Plan nochmals auf und hoffte, durch Kriegsruhm eher zum Ziele zu gelangen. Bei dem Versuche der Achäer, ihre Herrschaft in Arkadien zu begründen, wies er dieselben zurück, und nachdem er plötzlich die (übermächtigen) Ephoren in Sparta überfallen und ermordet hatte, ordnete er die neue Landvertheilung an, wobei er sein eigenes Vermögen zuerst zur Verfügung stellte; auch die Syssitien und die Jugenderziehung des Lykurg führte er wieder ein. — Als er aber nun die Hegemonie Sparta's zurückforderte, rief Aratus aus Eifersucht darüber die Macedonier heran, welche den Kleomenes bei Sellaria (in Arkadien) 222 so entscheidend schlugen, daß derselbe nach Aegypten entfloh, wo er seinen Tod fand. Sparta mußte sich den Macedoniern ergeben, die lykurgischen Einrichtungen wurden durch den Einfluß der Reichen beseitigt und es traten wiederholentlich Tyrannen auf, von denen Nabis endlich der Unterjochung durch die Römer Vorschub leistete. — Wegen des Kampfes gegen Sparta war inzwischen Macedonien in den achäischen Bund aufgenommen und erhielt dadurch nochmals überwiegenden Einfluß in Griechenland. Als Aratus sich deßhalb dem macedonischen König Philipp III. (oder II.) entfremdete, starb er an langsam wirkendem Gift (213). An seiner Stelle wußte der Arkadier Philopömen dem Bunde neue Festigkeit und Ausdehnung zu geben; er wird aber, weil er zuletzt die gemeinsame Freiheit der Griechen verfocht und sich noch einmal den großen Männern der früheren Zeit durch Einfachheit und Unbestechlichkeit gleich stellte, »der Letzte

der Griechen« genannt. Auch ihm traten die Spartaner unter **Nabis** entgegen; vor Allem aber wußte die Einmischung der Römer den **achäischen** wie den neben demselben kräftig auftretenden **ätolischen Bund** zu schwächen, und als Philopömen, in Messenien, das er für den Abfall vom Bunde züchtigen wollte, gefangen genommen, 70 Jahr alt im Kerker starb (183), war für Macedonien wie für Griechenland die Zeit nicht fern, wo sie in römische Provinzen verwandelt werden sollten.

---

2. Aegypten unter den Ptolemäern.

Ptolemäus I. (Sohn des Lagus) Soter begriff schon während der Kämpfe unter Alexander's Nachfolgern, daß er am Sichersten gehe, die abgeschiedene Lage Aegyptens zu benutzen, um hier eine gesonderte Herrschaft zu begründen; und indem er, wie seine Nachkommen, meistens in Frieden und der Eigenthümlichkeit des Landes und Volkes gemäß regierte, gelangte Aegypten und vor Allem das so günstig gelegene Alexandrien als Sitz des Welthandels und der neuen hellenistischen Weltbildung zu hoher Blüthe. Nach Außen schützte Ptolemäus I. sein Reich durch ein Söldnerheer und eine Flotte (auf der Insel Pharus vor Alexandrien erbaute er den berühmten Leuchtthurm). Die Eroberung der Nachbargegenden sollte nur den Verkehr sichern; schon früh wußte er das durch Ueppigkeit entartete Cyrene und unter den Kämpfen der Generale Alexander's die Küsten Syriens in seinen Besitz zu bringen, worauf er viele durch Handelsthätigkeit und Bildung ausgezeichnete Juden in Alexandrien ansiedelte, denen er große Vorrechte ertheilte. Im Sinne Alexander's des Großen suchte Ptolemäus I. eine Verschmelzung der Völker und Culturen in seinem Reich herbeizuführen; Aegypter und Juden bildeten, vor Allem in Alexandrien, den Hauptstamm der Bevölkerung, Griechen ließen sich unter denselben zahlreich nieder; die ägyptische Religion ward geehrt und gewann auch außerhalb des Landes nach und nach (später selbst in Rom) großen Einfluß.

Ptolemäus II. heißt der Bruderliebende, vielleicht zum Spott, da er seinen älteren Bruder Ptolemäus Keraunos verdrängt hatte, auch mit den übrigen in Zwist lebte. Er schloß bereits ein Bündniß mit den Römern, ist aber besonders als Beförderer von Kunst und Wissenschaft berühmt (Begründer des Museums mit der großen Bibliothek in Alexandrien, für die er auch das A. T. durch die 70 Dolmetscher zu Gunsten der griechisch redenden Juden übersetzen ließ), während durch ihn zugleich die Einrichtung eines Harems beginnt. Sein Sohn Ptolemäus III. erhielt den Namen Euergetes, weil er nach Siegen in Syrien — das er auf eine Zeitlang eroberte, aber durch einen Aufstand, den seine Erpressungen hervorriefen, fast gänzlich wieder verlor — viele der früher von den Persern dorthin geführten ägyptischen Götterbilder heimbrachte. (Das Haar der Berenice,

seiner Gemahlin, das aus dem Tempel, dem sie es geweihet hatte, plötzlich verschwunden war, hat einem Sternbilde den Namen gegeben).

Unter den drei ersten Ptolemäern wurde Aegypten durch seinen ausgebreiteten Handel, wie durch das hier besonders aufblühende Gewerbwesen, das reichste Land der damaligen Zeit; — der von Necho angefangene und damals vollendete Kanal wie Niederlassungen im Süden bis Abyssinien machten Aegypten zum Stapelplatze der Waaren Indiens und Afrika's.

Mit Ptolemäus IV. (seit 221) beginnt eine Reihe elender Regenten; während der Unmündigkeit seines Sohnes ging Palästina und Phönizien an Syrien (Antiochus d. Gr.) verloren. Schon seit dieser Zeit mischten sich die Römer in die Angelegenheiten des sinkenden Reichs. In der Folgezeit kam Aegypten wieder immer mehr unter priesterliche Leitung, auf welche sich der Despotismus der Könige stützte; die Zerrüttung des Reiches wurde stets größer, bis dasselbe endlich völlig den Römern erlag.

3. Das westliche Asien.

a. Syrien unter den Seleuciden.

Unter wechselndem Kriegsglück hatte sich Seleucus I., der Siegreiche, zuerst im Besitze Babylons befestigt; dann von dort aus sein Reich über das östliche Klein-Asien und das innere Syrien wie über alle östlicheren von Alexander durchzogenen Länder ausgedehnt; im Norden machte er das schwarze Meer und den Jaxartes zur Gränze seines Reichs; im Osten brachte er den Sandrakottus (Chandragupta bei den Indern), der von Palibothra aus (d. i. Patna am Ganges) das ganze vorderindische Tiefland unterworfen hatte, zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit.

Seleucus liebte, wie Alexander, das griechische Wesen mehr als die Ueppigkeit des Orients, und so breitete sich auch unter seiner Leitung griechische Industrie, Kunst und Wissenschaft bis weit nach Indien hinein aus, ja selbst griechischer Freisinn fand in einer Reihe blühender Städte, die er begründete, eine sichere Zuflucht und beförderte größere Achtung der Menschenrechte, als sie der frühere Despotismus des Orients kannte. Vor Allem erhob er Antiochia am Orontes (nach seinem Vater benannt und meist von Athenern bevölkert), um die Verbindung mit dem Westen zu erhalten, zum Sitze seines Reichs, theilte dieses aber schon bei Lebzeiten mit seinem Sohn Antiochus, dessen Sitz Seleucia am Tigris wurde. Diese zweite Residenz, in der Nähe des alten Babylon angelegt, nahm dessen Einwohner nebst einer überwiegenden Menge von Griechen in sich auf und wurde, gerade seitdem die Macht der Seleuciden in diesen Gegenden sank, die Zufluchtsstätte des griechischen Lebens, da schon Seleucus der Stadt das Recht der Selbstverwaltung verliehen hatte. So war Seleucia nebst Alexandrien ein Hauptsitz des Welthandels, bis es später vor dem parthischen Ktesiphon rasch zurücktreten mußte.

Unter Antiochus I., dem sein liebevoller Vater Seleucus seine Gattin Stratonice abgetreten hatte, weil derselbe aus Liebe zu dieser dem Tode entgegenwelkte, riß sich bereits fast ganz Klein-Asien (wo sich damals wandernde Gallier in dem nach ihnen benannten Galatien niederließen), von dem syrischen Reiche los, und schon von jetzt an schreitet der Verfall des seleucidischen Reichs durch die Verderbniß des Hofes, orientalische Ueppigkeit und Despotismus rasch vorwärts. Antiochus II., ein schamloser Wüstling, wurde von Schmeichlern »der Gott« genannt und einer seiner Günstlinge erlangte gleichfalls göttliche Ehre. Unter ihm riß sich aber auch Baktrien unter einem Griechen von dem Reiche los und im Osten desselben gründeten die Parther eine immer weiter um sich greifende Herrschaft. Unter elenden Nachfolgern litt das Reich durch innere und äußere Kämpfe noch mehr, bis Antiochus III., der Große (224 bis 187), dasselbe noch einmal kräftig hob. Er besiegte die Parther, zwang mit deren Hülfe Baktrien zu Anerkennung seiner Oberherrschaft, und indem er dieses Reich als Schutzwehr gegen die Nomadenvölker Turans bestehen ließ, unterwarf er mit dessen Beistande noch einmal einen großen Theil von Indien; schon er verlor aber den Rest von Klein-Asien an die Römer, und seitdem riß sich nicht nur Baktrien und Indien wieder los, sondern die Macht der Parther breitete sich immer weiter nach Osten aus. Auch begann Syrien schon unter ihm den Römern zu erliegen. Sein zweiter Nachfolger Antiochus IV. Epiphanes ist besonders durch seinen Versuch, den Juden das Griechenthum mit Gewalt aufzudringen, berüchtigt, worüber sich dieses Volk vom syrischen Reiche losriß (S. 192 ff.).

b. Die übrigen Staaten.

Baktrien,

wo schon Alexander viele griechische Städte gegründet hatte, blieb seit seiner Trennung von Syrien bis 200 Jahre nach Alexander's Auftreten ein eigenes Reich unter griechischen Fürsten, die theils im Bunde, theils unter Kämpfen mit den Parthern eine Zeitlang auch über einen Theil von Indien herrschten, dann aber, durch die wachsende Macht der Parther geschwächt, den Scythen des Nordens unterlagen (134 v. Chr.). Von seiner unmittelbaren Verbindung mit den übrigen Ländern, die aus Alexander's Monarchie hervorgegangen waren, war Baktrien durch die Parther schon länger getrennt, doch hat der Same griechischer Cultur auch hier vielfache Frucht getragen (Einfluß auf persische und indische Literatur).

Die Parther.

Wie das gräcisirte Baktrien erlangten auch die nomadischen Parther, die ihre Wohnsitze im Nordrande Irans hatten, unter Antiochus II. ihre Unabhängigkeit von Syrien. Das Haus der Arsaciden (seit 256 v. Chr.) 256 v. C.

hielt die lose verbundenen Stämme derselben zusammen und erweiterte lange Zeit durch Raubzüge, später durch dauernde Eroberungen seine Macht. Vor dem wüsten Treiben dieses rohen Volkes ward freilich die griechische Cultur mit der syrischen Herrschaft in dem Hochlande von Iran zurückgedrängt; jedoch schritten auch die Parther allmählich zu geordneteren Zuständen fort, und seitdem sie sich in dem Tieflande am Euphrat und Tigris festgesetzt hatten, trat das von ihnen auf dem Ostufer des Tigris gegründete Ktesiphon (Anfangs Hirtenlager, später Winterresidenz) auch als Handelsplatz an die Stelle des sinkenden Seleucia (das etwas stromaufwärts am Westufer des Tigris lag). Das Arsacidenreich, das bis 226 n. Chr. bestand, setzte selbst der Ausbreitung der römischen Herrschaft die Gränze.

226 n. C.

Die kleinasiatischen Reiche — Pontus — Pergamum — Galatien.

Durch Alexander wurde noch einmal den griechischen Städten des westlichen Klein-Asiens Unabhängigkeit von den Barbaren und demokratische Selbstverwaltung gesichert; und der gesteigerte Handelsverkehr stellte den durch Plünderungen im Kriege oder despotische Bedrückungen ihrer Herrscher öfters erschütterten Wohlstand derselben immer wieder her.

Das Innere wie der Nordosten Klein-Asiens (Cappadocien, Paphlagonien und Pontus) war von Alexander kaum unterworfen und behielt auch später meistens einheimische Herrscher, die nach dem Tode des Seleucus sogar ihre Selbständigkeit wieder gewannen. Jedoch bestand gerade hier durch den Verkehr mit den älteren griechischen Pflanzstädten am schwarzen Meer ein lebhafter Verkehr mit Griechenland, der gegen die räuberischen Völkerstämme des Hochlandes durch alte Tempelstaaten beschützt wurde und ebensowohl manches Orientalische in Griechenland wie griechische Cultur in Kleinasien verbreiten half.

Vorzüglich hob sich das pontische Reich, seitdem (nach 200 v. C.) Pharnăces I. das seeherrschende Sinōpe eroberte, und von dieser seiner nunmehrigen Residenz aus die Küstenländer des schwarzen Meeres unterworfen wurden, wodurch das Reich von Pontus unter Mithridates dem Großen selbst den Römern Gefahr drohete.

Auch im Westen Klein-Asiens erhielt sich ein einheimisches Herrscherhaus in Bithynien, das sich jedoch seit der Gründung Nikomediens (um 300) gleichfalls völlig der griechischen Bildung anschloß und dadurch sein Reich nach dem Inneren hin erweiterte, bis dasselbe (nach dem zweiten punischen Kriege) den Römern erlag.

Vor Allem aber wurde **Pergamum** (doch erst etwa 200) ein Mittelpunkt griechischer Kunst und Wissenschaft. Ein Statthalter des Lysimachus von Thracien begründete dort eine selbständige Herrschaft, die

sich, seit Zerrüttung des syrischen Reiches, unter Attalus I. (seit 250) und seinen Nachfolgern Eumenes II. und Attalus II., über einen großen Theil von Klein-Asien ausbreitete. Handel und Industrie machten später, bei den Römern, die »attalischen Schätze« sprüchwörtlich; die genannten Könige aber verwandten ihren Reichthum besonders auf Förderung der Kunst und Wissenschaft und wetteiferten darin mit den Königen Aegyptens. Nachdem Eumenes II. die berühmte Bibliothek zu Pergamum begründet hatte, wurde das Verbot der eifersüchtigen Ptolemäer, den Papyrus auszuführen, die Veranlassung zur Erfindung des Pergaments, und Pergamum trat (seit 200) immer mehr an die Stelle Alexandriens als Sitz der hellenistischen Wissenschaft.

Galatien.

Ehe sich in Klein-Asien jene Reihe neuer Staaten befestigte, brachte derselbe barbarische Volksstamm aus dem fernen Westen, der 100 Jahre zuvor Rom mit frühem Untergange bedrohet hatte, die griechische Bildung in Asien in Gefahr. Zu eben der Zeit, wo die Gallier aus unbekannten Ursachen über die Alpen in Italien eingedrungen waren, hatten sich andere Schaaren derselben durch die nördlicher gelegenen Gegenden nach Osten gewandt, wo sie sich von der Schweiz aus an der Donau hinab verbreiteten (Helvetier, Rhätier, Vindeliker, Noriker, Bojer, Galater). Schon Alexander der Große war mit Celten an der unteren Donau zusammengetroffen; seit 280 ziehen immer neue Schaaren derselben verwüstend durch Thracien und Macedonien, bald auch durch Thessalien gegen Griechenland heran. Gegen die ihren Wohlstand vernichtende Wuth dieser Feinde traten noch einmal die Staaten von Mittelgriechenland zusammen, und selbst die Könige Syriens und Aegyptens sandten denselben Hülfe. An den Thermopylen wurden die schlechtbewaffneten gallischen Horden zurückgewiesen, doch zeigten ihnen bald die Thessalier, um ihrer los zu werden, den Weg über das Gebirge. Hierauf theilte sich ihr Heer, und ein Brennus eilte nach Delphi, um den dortigen Tempelschatz zu plündern. Seine von den übrigen Galliern getrennte Schaar wurde indeß erst durch plötzliche Kälte verringert, dann durch Sturm und Erdbeben so in Schrecken gesetzt, daß sich dieselbe zerstreute und ihr Führer selbst auf der Flucht getödtet wurde. Die übrigen Schaaren wandten sich nun zum Theil nach Thracien, wo sie eine Zeitlang Byzanz einen Tribut auferlegten, zum Theil nach Klein-Asien, wohin sie als Söldner von dem bithynischen Könige Nikomedes I. gegen die ihm drohende syrische Macht gerufen wurden. Nachdem sie hier 25 Jahre lang plündernd umhergestreift waren, nahmen sie endlich in dem nach ihnen benannten Galatien (im Süden von Bithynien und im Osten von Phrygien) feste Wohnsitze. Nach einer Niederlage durch Attalus I. von Pergamum bequemten sie sich zwar zu einem friedlicheren Leben, und mit der Herrschaft über griechische Städte

(besonders den Wallfahrtsort Pessinus) nahmen auch sie immer mehr griechische Bildungselemente in sich auf, blieben aber noch lange wegen ihrer Raubzüge gefährlich, denen erst die Römer ein Ende machten. (Das Christenthum ward schon seit der Apostelzeit unter ihnen angepflanzt.)

Palästina.

Der Verfall des syrischen Reiches gab dem jüdischen Volke noch einmal seine Selbständigkeit zurück, was in Verbindung mit der ganzen bisherigen Entwickelung desselben von hoher Bedeutung für die Fortbildung der jüdischen Religion zur Weltreligion geworden ist.

Das babylonische Exil beraubte zwar die Juden ihrer Heimath, brachte sie aber sonst in eine vielfach günstige Lage. Es blieb ihnen nicht nur die persönliche Freiheit, sondern wie sie als Volk ihrer geistigen Bildung wegen bei ihren Herrschern in großer Achtung standen, so gelangten Einzelne von ihnen bei den persischen Königen zu hohem Ansehen (z. B. Daniel bei Nebukadnezar). Unter diesen Verhältnissen eigneten sich die Juden die in Babylon herrschende Bildung an, und lernten dadurch ihre Nationalreligion höher schätzen und richtiger verstehen, obwohl sie gleichzeitig manche persische (iranische) Religionslehren aufnahmen (von den Engeln und dem Teufel, der Auferstehung der Leiber rc.). Auch die Perser sollen die jüdische Religion als eine der ihrigen verwandte geehrt haben, und Cyrus gestattete Herstellung des Tempels in Jerusalem, was eine von Priestern geleitete jüdische Colonie dankbar benutzte; doch wurde die Vollendung des Tempels von den Samaritern, die von den Juden verächtlich zurückgewiesen wurden, bis zur Zeit des Darius Hystaspis verzögert. Erst unter Xerxes zog Esra, ein schriftgelehrter Priester, mit anderen 6000 Juden nach Palästina und unter Artaxerxes I. (Langhand) auch Nehemia, bisher Mundschenk des Perserkönigs. Dieser gab durch die strenge Absonderung von den Samaritern die Veranlassung zu einem eigenen Tempelbau derselben auf dem Berge Garizim, und legte durch überstrenge Anhänglichkeit an den Buchstaben des jetzt hochverehrten mosaischen Gesetzes den Grund zu der späteren abergläubischen Aengstlichkeit der Juden. Die damals eingeführte Verfassung war, wie die mosaische, eine Theokratie unter Leitung der Priester, bei der die Verwaltung wie das Richteramt in den Händen des Volkes lag (auch Schiedsrichter gab es zur Verhütung von gerichtlichem Streit). Da indeß das ganze öffentliche und Privatleben auf der schon streitig gewordenen Auslegung der heiligen Bücher beruhete, so stand nunmehr neben dem Hohenpriester ein Rath von 70 Gelehrten (griech.: Synedrion, verunstaltet: Sanhedrin), der zugleich die oberste Gerichtsbarkeit hatte und sich (durch eigene Wahl?) aus den Schülern der Mitglieder ergänzte. Schon bald nach der Rückkehr aus dem Exil scheint übrigens auch der Grund zu religiösen Parteiungen gelegt zu sein, indem ein Theil der Gelehrten (die Pharisäer, d. i. Abgesonderte) dem

geschriebenen Gesetze gegenüber eine Tradition geltend machte, wobei aber auch Aufnahme oder Verwerfung zoroastrischer Lehren die Secten trennte. Für den Volksunterricht — der als natürliche Frucht der mosaischen Theokratie sich von früh her mit der Religion verknüpfte (S. 51) — wurde in dieser Zeit durch Synagogen gesorgt (zur Vorlesung und Erklärung der heiligen Schriften für Erwachsene), mit denen aber wohl bald Schulen für Kinder verbunden wurden. »Alle Anordnungen wurden mehr auf ein stilles frommes Leben, als auf Größe der Nation gerichtet« (Jost). Indeß hatte sich das jüdische Volk seit seiner Wegführung nach Babylon immer mehr zur Handelsthätigkeit hingewandt. Hierdurch wurde, nach dem Exil, auch der Theil der Juden, der in das Vaterland zurückgekehrt war, mit den zahlreichen, in Babylon gebliebenen Volksgenossen in Verbindung erhalten; ja schon seit dieser Zeit ließen sich handeltreibende Juden unter anderen Völkern nieder, und da sie fortwährend den Tempel in Jerusalem besuchten, wo der einzige Mittelpunkt ihres Gottesdienstes war, so wurde durch sie ihre Nation allmählich für fremde Bildung empfänglicher.

Alexander der Große soll die Juden wie ihren Gottesdienst mit großer Achtung behandelt haben. Unter ihm oder seit Ptolemäus I. beginnen die Niederlassungen der Juden, besonders des Handels wegen, in Aegypten, wo sie sich die hellenistische Bildung und selbst Gelehrsamkeit aneigneten, ihr Glaube aber von den Ptolemäern begünstigt wurde (die Bibelübersetzung der Septuaginta, S. 187). Seit Antiochus dem Großen kam Palästina dauernd unter die Herrschaft der Seleuciden (um 200). An diese schloß sich das herrschende Hohepriestergeschlecht an, ja dasselbe suchte zugleich die Abgeschlossenheit des Volkes durch Förderung griechischer Sitten aufzuheben. Gerade hierdurch wurde aber der Parteienkampf hervorgerufen, durch den das jüdische Volk noch einmal ein Jahrhundert lang zur Selbständigkeit gelangte und für die ganze Zukunft den übrigen Völkern nur noch schroffer gegenüber trat.

Nach Ermordung von Antiochus des Großen älterem Sohn (Seleucus IV.) folgte der jüngere Antiochus IV. Epiphanes (176—164), der mit viel Klugheit und Thatkraft das schon von den Römern abhängige syrische Reich wieder zu erheben strebte, sich indeß nicht nur zu diesem Zwecke, sondern auch zu seiner rohen Schlemmerei die unsinnigsten Bedrückungen seiner Unterthanen herausnahm. Als er den allerdings nutzlos aufgestapelten jüdischen Tempelschatz antastete, zog er sich den fanatischen Haß der strenggläubigen Juden zu, und jetzt unternahm er es, auf die nicht unbedeutende hellenisirende Partei unter den Juden gestützt, dieses Volk zu griechischen Religionsgebräuchen zu zwingen, die seine übrigen Unterthanen wohl ohne großes Sträuben angenommen hatten. Dieß fachte den Religionseifer wie das Nationalgefühl unter den Juden zur höchsten Flamme an, und nach Jahrhunderten friedlichen Stilllebens erhoben sich dieselben

zur Vertheidigung ihrer heiligsten Güter mit unwiderstehlicher Tapferkeit.

167 v. C. An die Spitze des Aufstandes trat (167 v. Chr.) ein Priester im Gebirgslande, Matathias, nachdem er im aufflammenden Zorn (wie einst Moses den Aegypter) einen seiner Landsleute, der den heidnischen Göttern opferte, nebst einem Hauptmann des Antiochus erschlagen und den Götzenaltar umgeworfen hatte (1 Makk. 2). Im Gebirge wie in der Wüste sammelten sich die Anhänger des väterlichen Glaubens, und ihre Zahl wie ihr Eifer wuchs, als die Syrer eine Schaar von Tausend, die sich des Sabbaths wegen der Gegenwehr enthielten, erbarmungslos niedergemetzelt hatten. Die Anhänger des Matathias zogen nun durch das Land und »griffen die Gottlosen an, und es hat ihnen gelungen, daß sie das Gesetz erhielten wider alle Macht der Heiden.« Nach Matathias' Tode trat sein Sohn Judas Makkabäus (d. i. der Hammer) an seine Statt, nach welchem das ganze Geschlecht den Namen erhielt. Er und seine Brüder führten die Befreiung ihres Volkes glücklich hinaus, und nachdem unter dem Sohne des jüngsten, Johannes Hyrkanus (I.) die Unabhängigkeit Palästina's von dem gesunkenen syrischen Reiche anerkannt war, herrschte derselbe zugleich als Oberpriester und weltlicher Fürst, unterwarf alle Bewohner Palästina's und zwang sogar die benachbarten Idumäer zur Annahme des Judenthums. Der Einfluß hellenistischer Bildung (den selbst die griechischen Namen der späteren Makkabäer verrathen) konnte indeß um so weniger ausgeschlossen werden, da die Juden in der Fremde (»Diaspora«) immer höhere Bedeutung durch den Handel erhielten und sich deßhalb auch in immer mehreren Ländern verbreiteten. Von allen Gegenden her aber strömten sie bei den großen Nationalfesten in Jerusalem zusammen und hierdurch mußte sich allmählich eine freiere Auffassung der Religion unter dem Volke vorbereiten.

Es ist indeß eine ganz natürliche Erscheinung, daß, je mehr durch das Eindringen fremder Bildung der Particularismus erschüttert ward, die Anhänglichkeit an die Volkssatzungen von den Pharisäern, die als Rechtgläubige die Menge für sich hatten, um so strenger aufrecht erhalten wurde. Erst unter diesen Verhältnissen konnte das Sectenwesen unter den Juden eine große, auch politische Bedeutung erlangen. Die Strenge der Pharisäer überboten noch die Essäer, die sich Enthaltung von den weltlichen Genüssen auferlegten und in kleineren und größeren Gemeinden (mit Gütergemeinschaft, meistens ehelos) in entlegenen Gegenden beisammen lebten (nach Plinius besonders am todten Meer). Die Pharisäer und Essäer beriefen sich auf eine Tradition neben den heiligen Schriften, legten den höchsten Werth auf die Lehre von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, hielten aber daneben auch die persische Lehre von guten und bösen Geistern fest, und wußten ihr Ansehen bei dem Volke durch eine Menge ängstlich beobachteter Satzungen zu befestigen. Ihnen gegenüber standen die Sadducäer, die sich auf das Gesetz Mosis beriefen, um sich von der

engherzigen Auffassung der Pharisäer vom Judenthum loszusagen, wobei sie aber auch die Lehre derselben von der Unsterblichkeit leugneten, und allein irdische Glückseligkeit für die Bestimmung des Menschen hielten (daher auch Epikureer genannt). Sie betrachteten die mosaische Religion als eine staatskluge Einrichtung und hatten fast nur unter den Vornehmen und Staatsmännern Anhänger.

Seitdem die Makkabäer zur weltlichen Herrschaft gelangt waren, huldigten auch sie einer freieren Auffassung der Religion, und schon Johannes Hyrkanus I. schloß sich den Sadducäern an, zumal seitdem die Pharisäer ihm, als Sohn einer Sklavin, die hohepriesterliche Würde streitig machten. Als der Sanhedrin sich aus demselben Grunde gegen ihn erklärte, wiegelten die Pharisäer das Volk gegen ihn auf, und diese Opposition dauerte unter seinen minder tüchtigen Nachfolgern fort, von denen bereits sein Sohn Aristobul I. den Königstitel (um 105 v. Chr.) angenommen hatte, wobei ihm die Wirren der Nachbarländer zu Hülfe kamen. Zwistigkeiten nach seiner Regierung riefen die Einmischung Aegyptens und abwechselnde Herrschaft der Sadducäer und Pharisäer hervor. Als die Königin Alexandra, um die Herrschaft zu behaupten, sich ganz auf die Pharisäer stützte, erhob sich ihr kräftiger Sohn Aristobul II. gegen sie und seinen älteren Bruder, den Hohenpriester Hyrkan. Nach Alexandra's Tode riefen die feindseligen Brüder Pompejus als Schiedsrichter an; dieser setzte (nachdem er Aristobul treulos gefangen genommen und Jerusalem erobert hatte) Hyrkan II. als Volksfürsten ein, der aber den Königstitel aufgeben und sich dem römischen Reiche zinsbar erklären mußte. Hyrkan's II. Rathgeber war der zweideutige Idumäer Antipater, der später durch Cäsar's Gunst immer größeren Einfluß erhielt und dessen Sohn Herodes zuerst durch Antonius (39 v. Chr.) das Königthum erlangte und nach der Schlacht bei Actium zu Augustus übertrat. 39 v. C. Erst die Abhängigkeit von den Römern wie die Herrschaft des Ausländers Herodes gab dem Messiasglauben, der sich freilich nie unter dem Volke verloren hatte, eine überwiegende Bedeutung.

Sitten und Bildung des hellenistischen (alexandrinischen) Zeitalters.

Als Alexander der Große erschien, war die Blüthe des Griechenthums schon vorüber; — aber die Erzeugnisse der griechischen Bildung wurden durch ihn in immer weiteren Kreisen verbreitet, und der Samen, der weithin in den Orient getragen wurde, erzeugte dort ein neues Gebilde der Cultur, dem noch heilsamere Früchte entsprossen.

Griechenland verdankte die Blüthe seiner Cultur der Freiheit; so sehr

aber die großen Erscheinungen jener klassischen Zeit das Gemüth ergreifen, so wenig dürfen wir übersehen, was auch ihr fehlte; und wenn nun eine Zeit herbeikam, deren Gestalten nicht in demselben Maße das Gepräge des Schönen tragen, so darf darum der Werth derselben für die Fortbildung der Menschheit nicht gering geschätzt werden.

Wie viele Völker, die bisher den Griechen als Barbaren gegenüber gestanden hatten, nahmen jetzt an der griechischen Bildung Theil! Das neue Völkergemisch konnte zwar nur durch monarchische Gewalt in Ordnung gehalten werden und man durfte es nicht seiner eigenen freien Entwickelung überlassen; doch so viele Auswüchse auch aus der Vermischung der Sitten selbst wie aus dem Despotismus der Gewaltherrscher hervorgingen, die persönliche Freiheit und die Volksbildung hat seit Verschmelzung der orientalischen und occidentalischen Cultur durch Alexander wesentliche Erweiterungen erlangt. Nicht bloß die Aristokratie, sondern auch die freieste Demokratie der Griechen ruhete auf der Grundlage der Sklaverei, zum Theil in ihrer gehässigsten Gestalt (Heloten), — überall in Griechenland knüpfte sich die politische Berechtigung an das Grundeigenthum, bis der Weltverkehr, den die macedonische Monarchie in's Dasein rief, dem Handel und Gewerbewesen eine bis dahin unbekannte Bedeutung gab, und diese Beschäftigungen, die ihrem Wesen nach die individuelle Kraftentwickelung fördern, Schutzbürgern und Sklaven eine ganz neue höhere Stellung verliehen. Wir sehen nun auch die Sklaven wie durch Gewerbthätigkeit so durch höhere Geistesbildung emporstreben; indem viele derselben der Freiheit würdig werden, wächst naturgemäß auch die Zahl der Freigelassenen immer mehr und diese treten, insbesondere als Erzieher, in innigere Verbindung zu den Familien. Auf Milderung und Aufhebung der Sklaverei wirkte selbst die monarchische Staatsordnung geradezu begünstigend ein, denn der Herrscher, der gleich hoch über Alle emporragte, zog oft seine Günstlinge aus den niedrigsten Classen zu sich heran und zeigte so, was aus freigelassenen Sklaven werden könne. — Während also allerdings die erhabenen Tugenden, welche ein zur Freiheit und Herrschaft berufenes Bürgerthum im Gefolge hatte, mehr und mehr verschwanden, ja unläugbare Verderbnisse hervortraten, welche das Absterben der alten Völker wie die Verführungen eines der Geistesbildung vorauseilenden Wohlstandes und Luxus begleiteten, ist doch der Fortschritt der menschheitlichen Entwickelung in der größeren Gleichstellung der Angehörigen eines Volkes und vor Allem der bis dahin einander entfremdeten Nationen unter einander unverkennbar.

Was in dieser Zeit als Ideal menschlicher Bildung galt, zeigt sich, bei dem schon eingetretenen Verfall der Religionen, hauptsächlich in den philosophischen Schulen, die jetzt eine weitere Verbreitung erlangten, und dieses waren vor allen die der Epikureer und Stoiker. Wenn aber der Epikureismus auch ein Erzeugniß der Erschlaffung und Verweich-

lichung ist, die nur nach unmittelbarem Genuß verlangen, so trachteten doch Epikur und seine besseren Anhänger nicht bloß nach Sinnenlust, sondern nach dem edleren Lebensgenuß, der sich mit der fortgeschrittenen Geistesbildung verknüpft. Und wie deßhalb die Schule Epikur's die milderen Tugenden beförderte, so fand das erhabene Streben kräftiger Geister in den Stoikern seine Vertreter; jene eigneten sich die Früchte der durch monarchische Gewalt befestigten Ordnung an, diese wußten Freiheit und Selbständigkeit des Geistes auch dem Zwange des Despotismus gegenüber zu behaupten.

Für Kunst und Wissenschaft blieb zwar auch nach Alexander's Zeit Athen von hoher Bedeutung, jedoch fanden beide und vorzüglich die letztere ihren Mittelpunkt jetzt in dem ägyptischen Alexandrien. Das Charakteristische der neuen Bildung zeigt sich besonders darin, daß die Zeit selbständiger geistiger Schöpfungen, wie sie die Freiheit der Griechen gefördert hatte, vorüber war und eine Zeit des Sammelns und der Bearbeitung des Vorhandenen an die Stelle trat. Wie immer folgte auch hier in der Geschichte auf ein Zeitalter hohen geistigen Strebens ein anderes, das vor Allem auf das Nützliche bedacht war. Wenn dieses indeß auch zunächst die materielle Cultur zu fördern strebte, so sollte diese doch zugleich als Mittel des geistigen Fortschritts dienen, der vor allen von den Fürsten, ihres Ruhmes wie des Vortheils ihrer Länder wegen, in Schutz genommen wurde; und Industrie und Wissenschaft reichten sich zu gegenseitiger Unterstützung die Hand (es war eine Zeit der Erfindungen, wie die unsrige!):

Hauptsächlich widmeten sich die alexandrinischen Gelehrten dem Studium der älteren (klassischen) Schriften, das mit dem allgemeinen Namen »Grammatik« bezeichnet wurde und eben so wohl die Aufsuchung und Herstellung der alten Texte (Kritik) als die Wort- und Sach-Erklärung derselben (Interpretation) im weitesten Umfang in sich schloß. »Damals wurde so nicht nur der Grund zu derjenigen Art von Bildung gelegt, welche den monarchischen Staaten jener Zeit und der nach und nach herrschend werdenden römischen Welt angemessen war, sondern es ward auch einer langen Reihe späterer Jahrhunderte auf eine nützliche Weise vorgearbeitet;« denn es wurde zur Zeit, als die alte Weisheit und Begeisterung noch nicht ganz erloschen war, eine Wissenschaft erschaffen, welche das Mittelalter und die neuere Zeit durch die Bildung und Philosophie der schönsten Zeit des menschlichen Geistes erleuchtete (Schlosser). Vor allen bekannt ist unter den alexandrinischen Grammatikern Aristarch von Samothrace, der (mit seinem Lehrer Aristophanes von Byzanz, um 240 v. Chr.) den Kanon der Klassiker feststellte. So viel man sich indessen gleichzeitig in Nachahmung der alten Klassiker versuchte, die Poesie konnte in diesem Zeitalter des Verstandes nicht mehr gedeihen, und die einzigen Zweige derselben, die eine selbständige Bedeutung hatten, waren: die neuere Komödie (Menander a. Athen † 290) (S. 143), die sich bei dem fortgeschrittenen Menschenverkehr durch feinere Charakterzeichnung (nicht mehr Darstellung wirklicher Persönlichkeiten) auszeich-

nete, und das Idyll (Theokrit aus Syrakus, in Alexandrien † 214), das dem überfeinerten Gesellschaftston das Bild der Einfachheit und Natur gegenüberstellte. Den herrschenden Geschmack vertrat jedoch besonders Kallimachus aus Cyrene, dessen lyrische Dichtungen nur von Gelehrsamkeit und Eleganz zeugen, wogegen Apollonius von Rhodus in seiner »Argonautenfahrt« den Homer noch am Glücklichsten nachahmte.

Die Geschichtschreibung dieser Zeit wagte sich den despotischen Herrschern gegenüber kaum an eine Darstellung der Gegenwart, und bestrebte sich am Liebsten, eine Verbindung des Griechenthums und des Orients in der Urzeit nachzuweisen. Nach Euhemerus wird noch jetzt die Ansicht bezeichnet, nach welcher die ganze griechische Götterwelt aus Vergötterung von Menschen hervorgegangen sein soll. Wie Berosus eine (für uns verloren gegangene) Geschichte des alten Babylon für den syrischen Hof, so verfaßte der ägyptische Priester Manetho für die Ptolemäer (in griechischer Sprache) eine Geschichte des alten Aegyptens aus dessen Tempelarchiven, von der wenigstens Fragmente erhalten sind. — (Welche Früchte aber doch noch die alexandrinische Forschung für ächte Geschichtschreibung förderte, davon zeugt die freilich auch unter römischen Einflüssen entstandene treffliche Geschichte Alexander's von Arrian aus Nikomedien, eines Senators in Rom [um 134 n. Chr.]).

Von der höchsten Bedeutung für die Fortbildung der Wissenschaften war die Pflege, welche die für das praktische Leben bedeutenden Zweige derselben in Alexandrien erfuhren, und die Schriftsteller in diesen Fächern wurden die Lehrer der folgenden Zeiten, über deren Fortschritte selbst die Römer und Araber nicht hinausgingen. Unter den Naturwissenschaften beförderten die Leibärzte der Ptolemäer besonders die Anatomie (Herophilus und Erasistratus) und die Botanik (Dioskorides, 64 n. Chr.); Euklides (um 300) aber schuf in Alexandrien, auf Aristoteles' System fortbauend, die Methode für die Mathematik, die bis auf unsere Tage als die vorzüglichste gepriesen wird. Die Seehandelsstädte jener Zeit erkannten vor Allem die hohe praktische Bedeutung mathematischer Lehranstalten, während in Griechenland der Sinn für Astronomie durch dichterische Bearbeitung derselben (Arätus aus Cilicien) geweckt wurde. Der größte Astronom des Alterthums war Hipparch aus Nicäa in Bithynien (um 150), der »bis zu Kepler's Zeit an Geist und Scharfsinn nicht seines Gleichen hatte«. Die Geographie förderte durch die angewandte Mathematik vor allen Eratosthenes aus Cyrene (um 250), Vorsteher des alexandrinischen Museums, wie zu derselben Zeit Archimedes (aus Syrakus, aber in Alexandrien gebildet, † 212) die Mechanik (εὕρηκα!), die ihn zu kriegswissenschaftlichen Erfindungen leitete, welche selbst die Römer und Karthager in Erstaunen setzten.

II. Die Ausbreitung der römischen Herrschaft *).

Die griechische Bildung sollte in der Gestalt, welche sie in dem alexandrinischen Zeitalter annahm, auf die **Römer** übergehen. Jedoch lernte dieses Volk, das seinem ganzen Wesen nach eine praktische Richtung hatte, erst dann eine umfassendere Bildung schätzen, als es ein großes Reich zu beherrschen hatte, zu dessen Leitung die Wissenschaft unentbehrlich war. Nachdem Roms republikanische Staatsordnung nach und nach zu heilsamem Gleichgewicht gelangt war (bis 300), begann seine Machtentfaltung nach außen sich zu einer welthistorischen Bedeutung zu erheben.

A. Von 280—146 (133) v. Chr. wurde die **Herrschaft der Römer** durch eine Reihe von großen Kriegen schon nach allen Weltgegenden hin über Küstenländer des Mittelmeeres ausgedehnt. — Die Erobererherrschaft rief inzwischen nochmals eine Aristokratie in das Dasein (die Nobilität), und diese war es (seit Scipio Africanus I.), die sich zuerst aus staatsmännischem Bedürfniß der griechischen Bildung zuwandte. Sie trat indeß bald in schroffer Abgeschlossenheit den unter den Eroberungskriegen verarmten Massen gegenüber und daraus gingen

B. seit den gracchischen Unruhen (133) die **großen Bürgerkriege** hervor, durch welche die aufstrebende Demokratie stufenweise zum Siege gelangt, und endlich eine militärische Monarchie mit demokratischen Formen begründet wird.

A. Die Zeit der großen Eroberungen bis auf die gracchischen Unruhen, 280—133 v. Chr.

a. Der Krieg mit Tarent und Pyrrhus.

Schon während die Römer in den Samniterkriegen die altitalischen Gegner der griechischen Küstenstädte bekämpften, hatten sich einige der letzteren (Locri, Kroton, Thurii — alle auf der Westseite des Meerbusens von Tarent) den Siegern angeschlossen; seitdem Rom jene kräftigen Gebirgsvölker Unter-Italiens völlig bezwungen hatte, konnten die längst durch Ueppigkeit verweichlichten Städte Großgriechenlands sich seiner Herrschaft nicht länger entziehen. Doch sträubte sich das stolze Tarent gegen die

*) Die Geschichte der Römer zerfällt in die Zeiten I. des Königthums 754—510; II. der Republik bis 31 v. Chr.; III. des Kaiserthums bis 476 n. Chr. — Die Zeiten der Republik theilen sich wieder in 3 Abschnitte: 1) von 510—300 (280); 2) von 300—133; 3) von 133—31 v. Chr. Unserer Periode gehören die beiden letzteren an.

immer weiter greifende Macht der verachteten Barbaren. Tarent stiftete noch einmal, ohne sogleich selbst feindlich aufzutreten, einen großen italischen Völkerbund gegen Rom; im Süden wiegelte es die Samniter, Lucaner und Bruttier auf, im Norden rief es die Etrusker in die Waffen, die sich wieder mit den Umbrern verbanden und durch gallische Söldner verstärkten. Die Römer jedoch zwangen zuerst die Etrusker und Gallier zum Frieden; dann wurden auch die Samniter geschlagen und Thurii von der Belagerung der Lucaner befreit. Zur See hatte sich Rom noch kaum versucht und deßhalb hatte es sich früherhin zu einem Vertrage mit dem seeherrschenden Tarent bequemt, mit seinen Schiffen nicht in die tarentinischen Gewässer vorzudringen. Als jetzt im Widerspruche damit eine römische Flotte Thurii, das von Tarent bedroht schien, zu Hülfe kam, fielen die Tarentiner plötzlich über dieselbe her und vertrieben dann auch die römische Besatzung aus Thurii. Eine Gesandtschaft der Römer, die deßhalb in Tarent erschien, wurde auf das Schimpflichste verhöhnt, und nun begann Rom den Krieg, in welchem die Tarentiner den König des benachbarten Epirus zu Hülfe riefen. Dieß war Pyrrhus, aus dem Geschlechte des Achilles, ein Verwandter Alexander's des Großen, der gleich diesem seinen Ruhm darein setzte, »der Rächer der Griechen an den Barbaren« zu werden, und schon daran dachte, wie die Römer aus Großgriechenland, so die Karthager aus Sicilien zu vertreiben. Seine Jugendzeit fiel in die wechselvollen Kämpfe der Diadochen; zweimal vom väterlichen Throne vertrieben, hatte er später eine Zeit lang selbst die macedonische Krone gewonnen. Seine Phalanx zeugte von macedonischer Kriegskunst, von dem damaligen Verkehr mit dem Orient 20 Elephanten, die zuerst mit ihm in Italien erschienen. In dem weichlichen Tarent trat Pyrrhus wie ein strenger Kriegsfürst auf, verbot die Auswanderung und zwang alle Bürger, die Waffen zu nehmen; in dem Zwiste mit den Römern bot er sich als Schiedsrichter an. Die Römer wollten den neuen Machthaber in Italien nicht dulden. Als es bei Heraklēa (an der Küste zwischen Tarent und Thurii) zur Schlacht kam, 280 vor Chr., erklärte Pyrrhus, »die römische Kriegskunst komme ihm nicht barbarisch vor;« der ungewohnte Kampf gegen die Elephanten führte endlich die Niederlage der Römer herbei. Pyrrhus besetzte jetzt die meisten Städte Großgriechenlands und bedrohete selbst Rom, ging aber für den Winter nach Tarent zurück. Sein Unterhändler, der beredte Thessalier Cineas, trug in Rom auf ein Bündniß an, nach welchem die Städte Großgriechenlands ihre Freiheit behalten sollten (unter Pyrrhus' Schutz?). Der vor Alter erblindete Appius Claudius (der Censor) redete wider jeden Frieden, so lange der Fremdling in Italien sei. Dem Cineas soll der römische Senat wie »eine Versammlung von Königen« erschienen sein. Pyrrhus beschloß indeß, den Krieg mit ganzer Macht fortzusetzen; er zog auf der großen Straße gegen Rom heran, selbst Präneste fiel in seine Hand und die Campagna lag vor ihm. Doch in seinem gemischten Heere war

280 v. C.

Zwietracht, und als 2 römische Heere von Norden und Süden gegen ihn heranzogen, wich er von Neuem nach Tarent zurück. Nach einer Gesandtschaft des **Fabricius**, der durch einfache Sitte und Vaterlandsliebe, wie Griechenland Beides nicht mehr kannte, Pyrrhus' Achtung gewann, entließ dieser die Gefangenen, deren Loskaufung er verweigert hatte, zur Feier der Saturnalien (December) nach Rom, und hier befahl der Senat diesen Gefangenen bei Todesstrafe, zurückzukehren. Im folgenden Jahre (279) kam es zur Schlacht bei **Asculum** (in Apulien), wo Pyrrhus nochmals siegte. Da aber die Römer jetzt ein Bündniß mit **Karthago** gegen ihn schlossen, wandte sich Pyrrhus, der inzwischen mit seinen italischen Bundesgenossen zerfallen war, auf die Aufforderung der sicilischen Griechen gegen die Karthager, wo er jedoch gleichfalls Nichts ausrichtete. Nur durch Söldner ergänzt kehrte er nach 2 Jahren von Sicilien nach Tarent zurück, erlitt aber, als er den Samnitern zu Hülfe kam, bei **Benevent** (am westlichen Fuß der Apenninen) durch M'. **Curius** Dentatus eine Niederlage (275) und ging nach Epirus heim. Dort fand er unter Kämpfen mit Antigonus Gonatas um den macedonischen Thron und die Herrschaft über Griechenland, die wohl von Anfang an das Ziel seines Ehrgeizes war, in dem eben eroberten Argos (durch einen Ziegelstein, den ein Weib auf ihn warf) seinen Tod (272). Tarent hatte nach seinem Abzug bei den Karthagern Schutz gesucht und dadurch zuerst das Verhältniß Roms zu diesem Volke getrübt, jedoch übergab die von Pyrrhus zurückgelassene Besatzung die Stadt den Römern. Diese herrschten von nun an ohne Widerstand über **Italien**, d. i. von Rubikon und Macra bis zu den Halbinseln, welche der Meerbusen von Tarent scheidet; im Süden wurde alsbald **Rhegium** (s. u.) und das für die Ueberfahrt nach Griechenland wichtige **Brundisium** gewonnen.

275 v. C.

Die völlige Unterwerfung Unter-Italiens führte auch viele Umgestaltungen in den **inneren Verhältnissen** des römischen Staates herbei. Alle Classen der römischen Bürger waren durch die letzten Siege **bereichert**; der große Zuwachs an Staatsländerei (Waldungen, Bergwerke, Weideland) kam den Reichen zu Gute, für die Aermeren erfolgte wieder eine Landvertheilung zu 7 Morgen an jeden Bürger; auch wird eine Geldaustheilung erwähnt, vermuthlich für diejenigen, die auf Landerwerb verzichteten. So mochte die Unbestechlichkeit des **Fabricius** und **Curius** um so mehr gepriesen werden, je häufiger schon die Sucht, sich zu bereichern, hervortrat. Die Massen selbst fingen an, neue Kriege zu wünschen, denn seitdem die Durchführung einer Ackervertheilung nur von den **Tribusversammlungen** abhing (durch die lex Hortensia v. 286), war eine solche nach jedem siegreichen Kriege zu erwarten. Durch die Tribus-Comitien wurde der erste punische Krieg beschlossen, durch den der fernere Gang der Geschichte Roms bestimmt wurde. Ein Zusammentreffen mit Karthago

konnte freilich nicht lange mehr ausbleiben; schon Pyrrhus hatte Sicilien »die künftige Kampfschule der Römer und Karthager« genannt.

b. Der erste punische Krieg (264 — 241).

Sicilien, kaum weiter von Afrika als von Unter-Italien entlegen, war längst im Zustande der Zerrüttung; die griechischen Städte hatten sich nur noch durch Tyrannen und Söldner gegen die wachsende Macht Karthago's behauptet. Als auch Karthago's Blüthe sich neigte, gelang es einem der späteren Tyrannen von Syrakus, Agathokles, eines Töpfers Sohn, der sich durch Klugheit und Tapferkeit emporschwang, den Krieg nach Afrika zu versetzen und in einem Frieden die Ausbreitung der Karthager in Sicilien zu hemmen. Nach seinem Tode († 289) entstanden Söldnerkämpfe, durch welche Pyrrhus' Einmischung veranlaßt wurde und unter denen sich später abtrünnige Soldaten der Römer Rhegium's (an der Meerenge von Sicilien, diesseits), campanische Söldner, Mamertiner, (von Mars benannt) Messana's (jenseits) bemächtigten. Rom strafte jene Aufrührer in Rhegium und nahm die Stadt als Bundesgenossin auf, den Mamertinern in Messana aber gewährte es Unterstützung, damit dieselben sich nicht den Karthagern in die Arme würfen. Als der Senat schwankte, sich dieser Empörer anzunehmen, entschied die Tribusversammlung zu ihren Gunsten (264). Dadurch aber geriethen die Römer in Kampf mit den Karthagern und mit Hiero, dem damaligen Beherrscher von Syrakus, die Beide nach dem Besitz von Messana trachteten. Als es jedoch gelungen war, ein consularisches Heer im Dunkel der Nacht über die Meerenge zu führen und Hiero zu überfallen, zog sich dieser nach Syrakus zurück und verließ alsbald das Bündniß mit den verhaßten Karthagern, um bis an seinen Tod ein treuer Bundesgenosse der Römer zu bleiben. Mit seinem Beistande gelang es diesen schon in den ersten Jahren des Kriegs, die meisten Städte Siciliens, namentlich Agrigent, den Karthagern zu entreißen; weil diese aber die Küstenplätze mit ihrer Flotte immer von Neuem gewannen, beschlossen die Römer, ihnen auf dem Meere kräftig entgegenzutreten. Da sie bis dahin nur Triremen hatten, erbauten sie binnen 60 Tagen eine Flotte von Quinqueremen *) nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Schiffes; auch auf diesen waren übrigens die Krieger von größerer Bedeutung als die Ruderer (anders bei den leichten athenischen Schiffen), und da vollends die Römer, um den Seekrieg möglichst in der Weise des Kampfes auf dem Lande zu führen, große Enterbrücken an ihren Schiffen anbrachten, die sich beim Herabfallen durch starke eiserne Spitzen in das Deck des feindlichen Schiffes einbohrten, so wurde durch Duilius sogleich ein großer Seesieg bei Mylä (Melazzo) oder den liparischen Inseln

264 v. C.

*) Der Bau der alten Kriegsschiffe mit mehreren Ruderreihen ist immer noch ein Problem. (Arnold.)

(im N.-O. Siciliens) über die Karthager erkämpft (260). Bald wagten die Römer den Krieg nach Afrika zu tragen, und als das Heer in Eknomos (östlich von Agrigent) eingeschifft war, gewann Regulus einen neuen Seesieg (256), worauf derselbe das karthagische Vorland Hermea (Cap Bon) besetzte und von dort aus im Bunde mit den rohen Numidern den reichen Landgüterdistrict Karthago's verheerte. Den gebeugten Karthagern, von denen viele ihre Kinder, ja sich selbst dem Moloch opferten, zeichnete Regulus im Uebermuth die schmählichsten Friedensbedingungen vor; doch wiesen sie diese unwillig zurück und unter dem Oberbefehl des spartanischen Söldnerführers Xanthippus besiegten sie das römische Heer (besonders mit Hülfe zahlreicher Elephanten) und nahmen den Regulus selbst gefangen. Zwar behaupteten sich die Römer noch auf dem Meere; bald aber verloren sie zwei Flotten durch Stürme und nun führten sie die nächste Zeit den Krieg nur zu Lande in Sicilien. Als die Karthager von der Südküste über das Gebirge vor Panormus rückten, erlitten sie daselbst (250) eine Niederlage, in der sie alle ihre Elephanten einbüßten. Deßhalb schickten sie den Regulus nach Rom, um Frieden und Auswechselung der Gefangenen zu beantragen; Regulus selbst widerrieth jedoch den Frieden und fand bald, nachdem er mit schon gebrochener Kraft nach Karthago zurückgekehrt war, auf unbekannte Weise seinen Tod. Seitdem wurde hauptsächlich um den Besitz der nordwestlichen Vorgebirge der Insel, Lilybäum und Drepanum, gekämpft; jedoch hatten die Karthager diese einzigen Plätze, die noch in ihren Händen waren, so stark befestigt, daß die Römer 8 Jahre hindurch fast nur Verluste erfuhren. Vor Drepanum hatte (249) der Sohn des Censor Appius Claudius eine große Niederlage zur See erlitten (welcher, der Auspicien spottend, die Hühner, die nicht fressen wollten, in's Meer zu werfen befahl — »so mögen sie trinken!«). Dafür ward er zu Rom bestraft, als die Karthager noch bald nachher zwei römische Proviantgeschwader (unweit Eknomos) zerstörten. Seitdem faßte Hamilkar Barkas (Vater des großen Hannibal) den Gedanken, auch die Ueberlegenheit der Römer im Landkriege durch Einübung eines tüchtigen Fußvolkes zu brechen. Sechs Jahre hindurch wirkte er in Sicilien unablässig für diesen Zweck, wie später in Spanien. Von seinen Befestigungen auf dem Tafelberge über Panormus (Monte Pellegrino) und später von der tiefer gelegenen Feste Eryx machte er Raubzüge weit in das Land und bis zu den Küsten Italiens. Die Erschöpfung Roms wurde immer größer, aber auch die Karthager zeigten nicht die Ausdauer, die Hamilkar's Pläne forderten. Als Rom endlich noch einmal — auf Kosten einzelner Reichen — eine große Flotte ausrüstete, und diese unter C. Lutatius Catulus eine ihr entgegen gesandte karthagische Flotte (242) bei den ägatischen Inseln (im N.-W. Siciliens) zerstreuet hatte, mußte Hamilkar über den Frieden unterhandeln. Unwürdige Bedingungen (seine Armee zu entwaffnen) wies er zurück, jedoch mußte er die Räumung Siciliens, Auslieferung der

241 v. C. Gefangenen und Zahlung der Kriegskosten zugestehen (241). Er wandte seine Blicke schon auf das reiche Spanien, um von dort aus den Kampf auf Leben und Tod in das Innere Italiens zu tragen.

c. Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege.

Innere Verhältnisse.

Weitere Unterwerfung Italiens durch die Römer, — Spaniens durch die Karthager.

Die Herrschaft Roms sicherte nun den Frieden und die Ordnung unter den mannigfach verschiedenen Völkern Mittel- und Unter-Italiens, obgleich damit ein sehr ungleicher Rechtszustand verbunden war. Rechtssicherheit für Leben und Eigenthum war allen unterworfenen Völkern gesetzlich gewährt. Die Unterthanen (hauptsächlich in ländlichen Bezirken) mußten gewöhnlich statt ihres herkömmlichen Rechts das römische annehmen und erhielten jährlich Präfecten von Rom. Dagegen blieb den (italischen) Bundesgenossen ihr eigenes Recht und Selbstverwaltung; die Bundesgenossen des latinischen Namens standen den römischen Bürgern noch näher (die von ihnen selbst gewählten Obrigkeiten hatten die volle Civität rc.). Die Colonieen waren ursprünglich Besatzungen römischer Bürger in bezwungenen Städten (Cic.: »Vormauern des Reichs«), denen ein Theil des Stadtgebiets als Eigenthum überwiesen wurde; sie hatten verschiedene Freiheiten. »Municipien« heißen Städte, die eine ähnliche Verfassung wie Rom selbst und zugleich das römische Bürgerrecht hatten, bei dem es jedoch Stufen gab, deren höchste das Stimmrecht in Rom einschloß. Die in die Tribus aufgenommenen Bezirke erhielten das volle Bürgerrecht. — Unmittelbar nach dem ersten punischen Kriege wurden noch 2 neue Tribus (im sabinischen Gebiet) gebildet, theils wohl um die Zahl der Bürger zu ergänzen, theils die Dienste der Bundesgenossen während des Krieges anzuerkennen, insbesondere der niederen Classen auf der Flotte. Hiermit war jedoch die Zahl von 35 Tribus erreicht, die nicht überschritten wurde, da von nun an durch die Eroberungen außerhalb Italiens ganz veränderte Verhältnisse eintraten.

Bei allen Vortheilen, welche die römische Herrschaft den italischen Völkern gewährte, war diese indeß immer ein Erobererregiment und in vieler Hinsicht drückend. Außer einer strengen Conscription und schweren Besteuerung hatten alle das unumschränkte »Imperium« der römischen Magistrate zu ertragen, gegen welches nur innerhalb der Städtmeile das tribunicische Veto galt, und rücksichtslose Verfügungen jener Obrigkeiten über Eigenthum und Leben waren nicht selten. Vor Allem wurde jedoch die Freiheit Italiens durch die immer weitere Ausdehnung der Staatsländerei untergraben; diese ward meistens von den Reichen in Besitz genommen (occupirt) und, sofern sie Ackerland war, nur durch Sklaven bebauet, so daß bald der größte Theil der Bewohner Italiens aus Sklaven bestand. Dieß ward durch den ersten punischen Krieg auf doppelte Weise beför-

dert, indem theils die Zahl der ärmeren römischen Bürger, die den Flottendienst verrichteten, in den blutigen Schlachten sehr verringert, theils der Ankauf der kriegsgefangenen Sklaven sehr erleichtert wurde (Sardi venales).

Uebrigens wurde durch den ersten punischen Krieg ein engeres Band zwischen dem gesammten römischen Italien geknüpft. Dasselbe war nun zum ersten Male in gemeinsamer Anstrengung einem ausländischen Feinde gegenüber getreten, und durch den Sieg wurde das erste außeritalische Land gewonnen (Sicilien). Jetzt vielleicht erst wurde auch durch völlige Verschmelzung der Centurien-Comitien mit den Tribus die Form der demokratisch-plutokratischen Verfassung Roms geschaffen, die sich forthin erhielt, und indem hiermit die Verfassungskämpfe auf längere Zeiten beseitigt wurden, so bildet sich für die Zukunft eine andere, freilich in der nächsten Zeit noch kaum in bedeutenden Erscheinungen hervortretende Aufgabe, die Gleichstellung der italischen Bevölkerung dem unterthänigen Auslande gegenüber *).

*) Auch Arnold (Hist. of Rome) erklärt: »Es ist sonderbar, aber wahr, daß wir zwar wissen, wie die Centurien in der Zeit der letzten Könige eingerichtet waren, aber nicht wissen, welche Einrichtung sie zur Zeit Cicero's und Cäsar's hatten. — Das Problem ist, zu bestimmen, wie das Classen-System mit dem der Tribus verschmolzen wurde, und in welchem Grade die Centurien der letzten Zeiten der Republik ihren streng-aristokratischen Charakter bewahrt oder verloren hatten?« — Und eben so verschieden, wie die Antwort der Forscher auf diese Frage ist die Bestimmung der Zeit, in welcher die Verschmelzung der Centurien- und Tribus-Eintheilung Statt fand; doch scheint die Annahme von Haltaus (Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege. Leipz. 1846.) die meisten Gründe für sich zu haben, nach welcher diese bedeutende Veränderung mit dem Ende des ersten punischen Kriegs (J. 241), wo auch die Zahl der Tribus erst auf 35 gebracht wurde, zusammenfällt. Haltaus erklärt sich namentlich gegen die Annahme von Peter, der jene Verschmelzung schon durch das Decemvirat einführen läßt, wonach sie gewaltsam und nicht durch den organischen Entwickelungsgang herbeigeführt erscheine.

Unter den verschiedenen Ansichten über die Art der Combination zwischen Tribus und Centurien scheint die schon im 16. Jahrhundert aufgestellte (v. Octavius Pantagathos) den Vorzug vor allen späteren (so vor der von Niebuhr, die auch Arnold verwirft, ohne sich für irgend eine andere zu entscheiden, — von Zumpt, Huschke und Peter, der jedoch unter den Neueren jener älteren Ansicht am Nächsten steht) zu verdienen, und dieselbe ist auch von Savigny und anderen großen Autoritäten der neuesten Zeit adoptirt. Es werden darnach ganz einfach in jeder der 35 Tribus die bekannten 5 Vermögensclassen (mit Ausnahme der sechsten, Aerarier &c.) und in jeder Classe die (unbestrittene) Abtheilung in 2 Centurien, eine der Aelteren und eine der Jüngeren, außerdem aber auch in jeder Tribus eine Rittercenturie angenommen. So entsteht die Zahl von $35 \times 10 + 35 = 385$ Centurien.

Für die Bedeutung dieser Verschmelzung in den späteren Zeiten hält Arnold nur fest, daß die Centurien-Versammlungen (schon seit dem zweiten punischen Kriege, wie die Wahl des Consul Varro zeige) nicht minder als

Der durch den ersten punischen Krieg gewonnene größte Theil von Sicilien wurde die erste **römische Provinz**; und fernerhin wurden alle hinzukommenden Eroberungen in die Form der Provinz gebracht (in provinciae formam redacta), nach welcher alles Land derselben als römisches Staatseigenthum betrachtet wurde und die Einwohner (wie die Bundesgenossen des späteren Athen) nicht zum Kriegsdienst, sondern nur zu (drückenden) Steuern herangezogen wurden. Die Statthalter der Provinzen benutzten ihre jährlich wechselnden Aemter zu Bedrückungen. Die römischen Reichen überschwemmten alsbald jede Provinz, um die Erhebung der Einkünfte zu pachten (publicani) oder, da dort keine Zinsbeschränkung galt, sich durch Wucher zu bereichern. So wuchs der Reichthum in den Händen der begüterten Familien immer mächtiger an.

Die nächsten Jahre nach dem ersten punischen Kriege suchte Rom wie Karthago gegenseitig jede feindselige Berührung sorgfältig zu vermeiden; ja die Römer leisteten den Karthagern (durch Zufuhr und wohl selbst Gestattung von Werbungen) Vorschub zur Unterdrückung eines furchtbaren Söldneraufstandes; als aber Hamilkar, nachdem er desselben Meister geworden war, Karthago's Macht in Spanien auszubreiten unternahm, erlaubten sich die Römer neue Uebergriffe. Die von den Eingeborenen aus Sardinien vertriebenen karthagischen Söldner fanden bei den Römern Zuflucht, und als Karthago selbst Sardinien wieder zu unterwerfen suchte, erzwang Rom durch Kriegsdrohungen die Abtretung dieser Insel, worauf es auch Corsica unterwarf. Nicht lange nachher schloß Rom den Janustempel, was früher nur unter Numa geschehen war und erst unter Augustus noch einmal geschehen sollte. — In Karthago begannen schon gefährliche innere Unruhen; an der Spitze der aristokratischen Partei, die den Frieden wollte, stand Hanno, während Hamilkar sich auf das Volk und das Heer zu stützen wußte. Doch gedachte auch er erst durch Eroberung des noch immer silberreichen Spaniens das Heer heranzubilden und Geldmittel für den Krieg mit Rom zu freier Verfügung zu gewinnen; als er dort das Commando erlangte, ließ er seinen 9jährigen Sohn Hannibal, den er auf seine Bitten mit sich in das Feld nahm, schwören, »er wolle stets ein Feind der Römer sein.«

Die Römer hatten inzwischen andere Gefahren zu bestehen. Seit-

die (reinen) Tribus-Versammlungen eine Opposition gegen den Senat und Ritterstand, d. i. gegen die Reichsten im Staate (die über 1 Mill. As im Vermögen haben) bilden, und daß also auch die Vermögendsten der späteren Plebejer (die ersten »Classen«) im Gegensatz gegen die Nobiles, mehr mit den Aermeren (mit den übrigen Classen) als mit den Reicheren (den Senatoren und Rittern, d. i. den Nobiles), zusammenhielten. In den 5 Vermögensclassen war nur das Vermögen von 1 Million bis zu 4000 As vertreten; in den Tribus-Comitien stimmten alle Bürger, auch die Proletarier.

dem mit Pyrrhus' Enkel sein Haus erloschen war, hatten sich in den Küstengegenden seines Reichs die seeräuberischen Illyrier zu immer größerer Macht erhoben. Da sie den Verkehr auf dem adriatischen Meere unsicher machten, wurden sie von den Römern bekriegt (die Königin Teuta) und zu einem Tribut wie zur Abtretung des südlichen Theils ihres Gebietes gezwungen. Dieses (mit Dyrrhachium, gegenüber von Brundisium) wie das zu ihnen abgefallene Corcyra erklärten die Römer für frei; jetzt wurden sie auch von den Griechen als Befreier des Meeres geehrt; sie erhielten Zutritt zu den isthmischen Spielen wie zu den eleusinischen Mysterien. — Dann erhoben sich, als auf Vorschlag des Tribunen Flaminius norditalisches Land an römische Anbauer gegeben ward, die Gallier nicht bloß in Ober-Italien, sondern riefen auch ihre Brüder über die Alpen herbei. Die Gefahr war so groß, daß man nach einem Winke der sibyllinischen Bücher 2 Menschenpaare, Griechen und Gallier, opferte. Als sich jedoch die Gallier mit zwei Heeren (über die Apenninen) nach Etrurien gewagt hatten und mit Beute beladen durch die Küstenebene den Weg nach Ligurien zurücknahmen, wurden sie geschlagen und mußten sich alsbald (222), in ihrem eigenen Lande angegriffen (Hauptstadt Mediolanum), den Römern unterwerfen. Ihr Land wurde als Provinz Gallia cisalpina genannt und durch 2 (militärische) Colonieen (Placentia und Cremona) in Gehorsam erhalten. — So hatten sich die Eroberungen der Römer und Karthager einander genähert. Jetzt mußten die Römer ihren Blick auf Spanien richten. Dort war die von Hamilkar begonnene Unterwerfung nach dessen frühem Tode durch seinen Schwiegersohn Hasdrubal mit großer Klugheit fortgesetzt; er gründete das wichtige Neu-Karthago (Carthagena an der Ostküste), von wo aus das Innere Spaniens leicht in Zaum gehalten werden konnte. Nachdem Hasdrubal von einem Sklaven ermordet war, rief das Heer den jugendlichen Hannibal (25 Jahr alt) zum Feldherrn aus, der ganz Spanien mit Unterwerfung bedrohte. Als er gegen den Ebro vordrang, bat die griechische Coloniestadt Sagunt (Murviedro, im S.-W. des Ebro) die Römer um Hülfe, und eine römische Gesandtschaft in Neu-Karthago erklärte, ein Angriff auf Sagunt wie eine Ueberschreitung des Ebro würde der Anfang des Krieges sein.

222 v. C.

d. Der zweite punische Krieg (218 — 201).

Als **Hannibal** Sagunt dennoch angriff, forderten römische Gesandte Aufhebung der Belagerung; Hannibal verwies sie an den karthagischen Senat und zerstörte inzwischen Sagunt, dessen Einwohner sich selbst in die Flammen ihrer Stadt stürzten oder niedergemacht wurden. In Karthago erklärte Fabius: »So sei Krieg!«

Hannibal eben so groß an Geist wie an Willenskraft war der Abgott seines Heeres; während seiner Feldzüge beschäftigte er sich eifrig mit griechischer Literatur; »für Speise und Trank kannte er nur das Bedürfniß, nicht

die Lust als Maß; nur so viel Zeit, als seine Thaten ihm übrig ließen, widmete er der Ruhe« (Liv.). Er brachte den großen Plan, Rom in Italien selbst anzugreifen, zur Ausführung, und nur an der unerschütterlichen Festigkeit des römischen Staatswesens scheiterte der fast schon gesicherte Sieg.

1. Nachdem Hannibal Spanien durch afrikanische, Afrika durch spanische Truppen gedeckt hatte, überschritt er mit 60,000 Mann, größtentheils Afrikanern, 9000 Pferden und 37 Elephanten (Sommer 218) den Ebro und die Pyrenäen, die Rhone und im Winter (November) die Alpen, wo ihn keine Karten leiteten, wilde Völker hemmten und die Thalstraßen, die er wählte, wohl nur Saumwege waren (über den Cenis an der Dora ripera — oder über den kleinen Bernhard an der Dora baltea hinab). Mit noch 26,000 Mann erschien er in den Ebenen Italiens; dort trat ihm der Consul P. Cornelius Scipio entgegen, der, als er ihn (zur See) in Gallien vergeblich aufgesucht und von dort aus einen Theil seines Heeres unter seinem Bruder Cnejus nach Spanien gesandt hatte, jetzt am Ticinus stand. Hier erfocht Hannibal seinen ersten Sieg in Italien, bald darauf, nachdem er den Po überschritten, einen zweiten, an der Trebia. Nach diesen Erfolgen fielen die cisalpinischen Gallier zu ihm ab. Im Frühling 217 drang Hannibal auch über die Apenninen und durch die Sümpfe Etruriens (wo er in Folge einer Krankheit ein Auge einbüßte) bis an den trasimenischen See (Lago di Perugia), wo er ein römisches Heer durch einen Hinterhalt fast aufrieb. — Rom zitterte, und in der Noth wurde Q. Fabius Maximus zum Dictator ernannt. Doch hielt Hannibal eine Belagerung Roms nicht gerathen; sein Plan ging wohl von Anfang dahin, sich vor Allem in Unter-Italien festzusetzen. So überschritt er die Apenninen und zog auf der Ostseite derselben nach Apulien. Fabius folgte ihm auf den Gebirgshöhen (»wie eine Wolke«), wich aber jedem Kampfe aus, auch als Hannibal noch einmal über das Gebirge nach dem reichen Campanien zog. Als sich Hannibal jetzt durch einen engen Paß nach Osten zurückwandte, hatte ihn Fabius schon fast eingeschlossen, und nur durch eine List entkam er (Ochsen mit brennenden Reisbündeln, die in der Nacht umherschwärmten, machten die Römer irre). Fabius, der später so hoch gepriesene »Zauderer«, wurde inzwischen angefeindet, und als sein Reiteroberster Minucius in einem kleinen Gefecht gesiegt hatte, erhielt dieser gleichen Theil am Oberbefehl, ward jedoch, als er einen Angriff auf die Karthager wagte, nur durch Fabius' Hülfe gerettet. Die Consuln des Jahres 216, Terentius Varro (von der plebejischen Opposition) und Aemilius Paulus, suchten mit überlegener Macht den Hannibal in Apulien auf, wurden aber in den Ebenen bei Cannä (Campo di sangue!) durch die Ueberlegenheit der numidischen Reiterei völlig geschlagen. Aemilius, der gegen die Schlacht gewesen war, fand seinen Tod; dem tollkühnen Varro dankte der Senat, »daß er nicht am Heile des Staats verzweifelt sei.« In Rom

218 v. C.

brachte man ein Menschenopfer und rief selbst Sklaven in die Waffen. Zu Hannibal fiel ganz Unter-Italien ab und er nahm Winterquartiere in Capua. Er wußte (besser als seine neueren Tadler), daß sein Heer der Erholung und des Zuzugs bedurfte, den ihm, schon nach dem anfänglichen Plane, sein Bruder Hasdrubal aus Spanien nachführen sollte. — So weit reicht Hannibal's ununterbrochener Siegeslauf (215.) 215 v. C.

2. Aber das Selbstgefühl der Römer war nicht so leicht zu erschüttern und die Fäden der römischen Politik reichten schon weithin. In Italien und bald in Sicilien trat Marcellus (»das Schwert«, — wie Fabius »der Schild der Römer«) siegreich auf; dem ehrgeizigen Philipp (III.) von Macedonien gegenüber, welchen Hannibal zum Kampfe gegen Italien angereizt hatte, schlossen die Römer bereits Bündnisse mit den Aetölern wie mit Attalus von Pergamum rc. Die (obengenannten) scipionischen Brüder, die jetzt in Spanien gemeinsam kriegten, knüpften auch schon Verbindungen mit dem König Syphax in Afrika an, weßhalb Karthago den numidischen König Masinissa gegen denselben in die Waffen rufen mußte. Indeß füllen noch mehrere Wechselfälle des Kampfes in Italien, Sicilien und Spanien den zweiten Abschnitt des Krieges aus (bis 207).

Marcellus rettete zuerst die Stadt Nola vor Hannibal's Angriff; als aber 214 Hiero, der alte Bundesgenosse Roms, gestorben war, wandte sich Syrakus (zuerst unter dessen Nachfolger, seinem Enkel Hieronymus, der freilich bald ermordet wurde; dann unter mehreren Parteiführern) ganz auf die Seite der Karthager. Die Römer, nun auch in großer Geldnoth, scheuten jedoch keine Anstrengungen (die Reichen gaben große Beiträge zur Flotte; Viele wiesen für sich oder ihre zum Dienst gestellten Sklaven den Sold zurück). Marcellus ging nach Sicilien und nach dreijähriger Belagerung eroberte er Syrakus (212), wobei Archimedes umkam, der seinem Mörder nur zurief: »Mensch, zertritt mir meine Cirkel nicht!« Ja, bald brachte Marcellus die ganze Insel unter römische Herrschaft. — Während dessen hatte Hannibal zwar Tarent (212) erobert und die Römer in 2 Schlachten besiegt, aber auch Capua an die Römer, die sich selbst durch einen Zug Hannibal's »vor die Thore« Roms nicht zur Aufhebung der Belagerung bestimmen ließen, verloren (211). Hannibal's Heer war bereits durch den langen Krieg so geschwächt — nicht bloß durch Ueppigkeit in Capua oder durch Schuld Karthago's, da dieses seine Kraft dem ganzen Kriegsplan gemäß jetzt vor Allem auf Spanien verwandte —, daß Marcellus nebst dem großen Fabius Cunctator (Zauderer) ihm mehrere Gegenden Unter-Italiens entriß, bis endlich Marcellus selbst in einem Hinterhalt umkam. Nur die Verstärkung, die ihm Hasdrubal aus Spanien zuführen sollte, konnte den Hannibal noch retten.

Aber Hasdrubal vermochte sich kaum noch selbst in Spanien zu behaupten. Denn dort waren zwar die scipionischen Brüder gefallen, dann

aber, als der römische Senat rathlos die Wahl der Feldherren für Spanien dem Volke überließ, der gleichnamige Sohn des P. Cornelius Scipio, erst 24 Jahr alt, als einziger Bewerber aufgetreten und mit einstimmigem Jubel zum Proconsul in Spanien ernannt (Liv. 26,18). Er, der nach der Schlacht bei Cannä als Jüngling dem Varro die erste Hülfe zuführte (Liv. 22, 53), — der täglich einige Stunden in dem capitolinischen Tempel mit einsamem Nachdenken verbrachte, galt für einen Vertrauten der Götter; und als er in Einem Tage den Hauptwaffenplatz der Karthager, Neu-Karthago, erobert hatte, gewann er nicht minder durch seine Milde und Großmuth (besonders gegen die weiblichen Geiseln der Spanier) wie durch seine Tapferkeit alle Gemüther, auch der Feinde. Unter diesen Verhältnissen scheint Hasdrubal fast gedrängt zu sein, die ganze karthagische Macht durch Vereinigung mit seinem Bruder zu concentriren, doch war auch Scipio jetzt noch nicht im Stande, ihm den Weg nach Italien zu verlegen. So gelangte Hasdrubal auf demselben Wege wie früher Hannibal über die Alpen; — nicht lange nachdem Marcellus gefallen war. Rom war in der That in großer Gefahr; der eine Consul, Claudius Nero, stand dem Hannibal gegenüber, und der andere, der dem Hasdrubal nach Umbrien entgegen geschickt wurde, schien diesem kaum gewachsen zu sein. Da faßte Nero den Entschluß, seinem Collegen zu Hülfe zu ziehen, und Beide vereinigt schlugen an dem umbrischen Flusse Metaurus, bei Sena (207) das Heer des Hasdrubal, der selbst seinen Tod fand. Nero eilte rasch nach Apulien zurück, wo er Hasdrubal's Haupt unter die Vorposten Hannibal's werfen ließ, der ausrief: »Nun erkenne ich Karthago's Schicksal!« und sich in den äußersten Südwesten Italiens (Bruttium) zurückzog, wo ihn die Römer selbst jetzt nicht anzugreifen wagten.

207 v. C.

3. Von nun an aber führt **P. Cornelius Scipio**, der die Seele des Krieges blieb, denselben zum glücklichen Ende. Zwar hatten die Karthager neue Heere nach Spanien geschickt, denen Scipio kaum gewachsen war, doch erfocht er durch den Beistand spanischer Völker einen vollständigen Sieg am Bätis (Guadalquivir) 206, und als der karthagische Feldherr Mago den Hasdrubal in Ober-Italien, wohin er zur See abging, ersetzen wollte, gewann Scipio den Senat in Rom für den Gedanken eines Angriffs auf Afrika. Das Volk erhob ihn deshalb zum Consul und er erhielt Sicilien als Provinz. Hier war er ein Jahr lang mit den Zurüstungen zu dem Angriff auf Afrika beschäftigt, während er seine Muße den Gymnasien und dem Studium griechischer Literatur widmete. Theils wegen dieser Hinneigung zu der fremden Bildung, theils wohl aus Neid, wurde er von Fabius dem Zauderer verdächtigt, als vergesse er seine große Aufgabe, erfüllte aber die Abgesandten, welche die Anschuldigung untersuchen sollten, durch die Ergebnisse seiner Kriegsrüstungen mit staunender Bewunderung. Zugleich hatte der umsichtige Feldherr die Verhandlungen in Afrika fortgeführt, und während die Karthager den Syphax (indem sie ihm

die schöne Sophonisbe zur Gemahlin gaben) gewannen, hatte er den dadurch beleidigten Masinissa auf die Seite der Römer gezogen. So ging er nach Afrika hinüber, und nachdem er die Gefahr, die ihm von den vereinigten Heeren der Karthager und des Syphax drohete, durch Anzündung ihrer (2) Rohrhüttenlager beseitigt, ja dieselben fast völlig aufgerieben hatte, blieb den Karthagern Nichts übrig, als Hannibal (und Mago, der aber schon in den sardinischen Gewässern an einer Wunde, die er in Ober-Italien erhalten hatte, starb) aus Italien zum Schutze Afrika's zu berufen. Traurig verließ **Hannibal** (nach 16 Jahren) das Land seiner Siege; bei Leptis (Lebida, im Norden der großen Syrte) gelandet, zog er nördlich gegen Karthago heran und hielt bei dem Zusammentreffen mit dem römischen Heere eine Unterredung mit Scipio, bei welcher er Verzichtleistung Karthago's auf Spanien und alle Inseln zwischen Italien und Afrika anbot, Scipio aber unbedingte Unterwerfung forderte. So kam es zur Schlacht bei Zama (im S.-W. von Karthago), in der Hannibal völlig geschlagen wurde (202). 45 Jahr alt sah er als Flüchtling Karthago wieder, das er als 9jähriger Knabe, schon damals voll Ahnungen seiner großen Bestimmung, verlassen hatte. Er selbst rieth jetzt dringend zum Frieden, ja zur Annahme der harten Bedingungen, die der Sieger stellte, weil ohne den Frieden Karthago's Untergang gewiß war. Die Karthager mußten (201) sich auf Afrika beschränken lassen, fast alle ihre Kriegsschiffe und Elephanten ausliefern, und selbst auf das Recht, ohne Einwilligung der Römer Krieg zu führen, verzichten, zugleich die ungeheuren Kriegskosten zahlen &c. Die karthagische Flotte wurde verbrannt, Masinissa erhielt als Freund der Römer zu seinem Reiche das des Syphax, der zu Rom in der Gefangenschaft starb. — Scipio zog im Triumphe in Rom ein, seine Soldaten erhielten Geschenke aus dem ungeheuer bereicherten Schatze und Ländereien. Das Volk begnügte sich nicht, den Scipio durch den Beinamen »Africanus« zu ehren — das erste Mal, daß ein Römer nach dem Lande seiner Siege benannt wurde —, sondern wollte ihm sogar die Dictatur auf Lebenszeit verleihen. Scipio war klug genug, die Herrschaft über sein eigenes Volk abzulehnen, dennoch vermochte er später nicht, dem Neide zu entgehen. Hannibal aber mußte sein der Selbständigkeit beraubtes Vaterland verlassen, und suchte, seinem Knabeneide getreu, den Römern immer neue Feinde unter den Königen des noch unbezwungenen Ostens zu erwecken.

202 v. C.

201 v. C.

Die Wechselfälle des achtzehnjährigen Krieges in Italien, Sicilien, Spanien und Afrika konnten nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse des römischen Staates bleiben. Als Hannibal in Italien erschien, erhoben sich, wie er erwartet hatte, sogleich die cisalpinischen Gallier zum Abfall von Rom, und als er im Siegeslauf die ganze Halbinsel durchzog, zeigte sich, mit welcher Stimmung die einzelnen Völker Italiens die Herrschaft des Eroberervolkes ertrugen. Nach der Schlacht bei Cannä wandten sich alle Unterthanen der Römer bis Bruttium und Apulien

14*

zum Abfall, aber mit Recht konnte **Hanno** auch damals der darüber triumphirenden Kriegspartei in Karthago entgegenhalten: »wenngleich ganz Italien abgefallen sei, ob auch nur ein Volk des **latinischen Namens**, ob auch nur ein Mann von den 35 **Tribus** zu den Karthagern übergetreten wäre?« (Liv. 23, 12). Wir hören indeß nicht, daß nach dem siegreichen Ende des Kriegs dauernde Veränderungen in der Stellung der abhängigen Völker zu dem römischen Staate eingeführt wurden. Weder die Abtrünnigen, die zum Gehorsam zurückgekehrt waren, wurden ihrer früheren Rechte beraubt, noch die Treue der Bundesgenossen durch höhere politische Berechtigung belohnt. Wie in Roms Verfassung, zeigte sich auch in seiner Herrschaft damals ein ruhiges Gleichmaß; »das römische Volk erfreute sich der besten Sitten und der größten Eintracht zwischen dem zweiten und dem letzten karthagischen Kriege« (Sallust). Von der alten Eifersucht zwischen Patriciern und Plebejern finden sich während des zweiten punischen Kriegs eben noch die letzten Spuren und von dem gefährlichen Gegensatze zwischen übermäßig Reichen und Armen nur die ersten Anfänge. Von dem letzten älteren Ackergesetz (lex Flaminia v. 232) bis auf das der Gracchen vergehen 100 Jahre, während deren allerdings die reiche Eroberungsbeute (S. 217 rc.) und Landanweisungen für ausgediente Krieger den Plebejern zum Ersatz dienten. — Ein Gesetz, das den Patriciern das Halten von großen Schiffen verbot, damit sie sich nicht durch den Seehandel allzusehr bereicherten, war noch kurz vor dem zweiten punischen Kriege gegeben. In dem ersten Jahre des Krieges aber wurde der plebejische Varro wohl aus Opposition gegen die patricische Strenge des Zauderers Fabius zum Consul gewählt und im folgenden Jahre (215) der erste Versuch gemacht, 2 plebejische Consuln zu wählen, der jedoch noch von den Patriciern unter religiösem Vorwande vereitelt wurde. Im weiteren Verlauf des Krieges führte dann die Begeisterung, welche die Noth des Vaterlandes hervorrief, wie einst in den Samniterkriegen, eine immer innigere Verschmelzung aller Classen und gleich große Bereitschaft zu Opfern für den Staat herbei. Forthin giebt der Name der **Patricier** nur noch höhere Achtung, aber keine politische Bevorzugung.

Dagegen tritt, besonders mit dem Ausgange des Krieges, die neue bisher nur allmählich erwachsene Trennung unter den Bürgern Roms immer sichtbarer hervor, die vor Allem auf dem **Mißverhältniß zwischen Reichthum und Armuth**, zugleich aber auf dem **Eindringen griechischer Bildung**, an der nur die höheren Classen Antheil nehmen, beruht. Ein Einfluß griechischer Bildung hatte sich freilich längst (ja schon unter den Königen) in Rom geltend gemacht; der Sinn für griechische Kunst und Wissenschaft konnte erst Eingang finden, seitdem die Römer unter der näheren Berührung mit den unteritalischen Griechen die Mittel zu edlerem Lebensgenuß erlangten; seitdem aber zugleich die Verhältnisse einer ausgedehnten Herrschaft höhere Menschenkenntniß forderten, wurde den Leitern

des Staats griechische Wissenschaft zum unabweisbaren Bedürfniß und griechische Kunst und Literatur ihre edelste Erholung. So weiheten, bereits während des zweiten punischen Kriegs, die Scipionen wie Hannibal den Schriften der Griechen ihre Muße, und Ennius, der als griechischer Sprachlehrer (aus Apulien) nach Rom kam, war der Freund und Schützling des großen Scipio, den er in einem lateinischen Epos besang. Auch Cato, der die Wissenschaft zu schätzen wußte, gab sich bei aller Anhänglichkeit an das alte Römerthum den Studien der griechischen Sprache hin. Durch den vollendeten Sieg der griechischen Literatur wurde aber die Fortbildung der geringen Anfänge einheimischer Kunst und Wissenschaft bei den Römern völlig abgeschnitten, und auch hiermit eine gewaltige Kluft zwischen den höheren und niederen Classen des Volkes befestigt. Seitdem dann zuerst das reiche Sicilien als Provinz ausgebeutet und von nun an die Herrschaft der Römer in rascher Folge über die üppigsten Länder der Erde ausgedehnt wurde, wuchs das Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum der verschiedenen Classen in unaufhaltsamer Steigerung, und daraus gingen späterhin neue Parteiungen in Rom hervor, die nicht wie die Spaltungen zwischen den alten Plebejern und Patriciern das noch auf sich beschränkte Rom allein, sondern weithin die unterworfene Welt erschüttern sollten.

---

e. Eroberungen der Römer im Osten.

aa. Krieg gegen Philipp III. von Macedonien, 200—197.

Seit dem Ende des zweiten punischen Krieges strebte Rom, unter dem Vorwande eines Schiedsrichteramtes oder eines Schutzes für die Schwächeren, seine Herrschaft immer weiter auszubreiten. Zunächst folgte ein Krieg gegen den macedonischen König Philipp III. (reg. 221—179). Vergeblich hatte zwar Hannibal diesen König zu einem Angriff auf Italien aufgefordert; zu der Zeit, als die Römer auf die Landung in Afrika dachten, hatten sie wie Philipp einen Frieden räthlich gefunden. Jedoch wollte der ehrgeizige Philipp denselben zu seiner Vergrößerung benutzen; als er Aegypten, Rhodus und zugleich die Athener bedrohte, wandten sich diese alle um Hülfe an den römischen Senat; dieser hatte Philipp's Verbindung mit Karthago nicht vergessen und man beschloß, denselben anzugreifen, obgleich die Centurienversammlung erst durch die Vorstellung, welche nahe Gefahr der aufstrebende Feind drohe, zur Genehmigung des Beschlusses gewonnen wurde (200). Auf Philipp's Seite stand Antiochus der Große von Syrien, der jedoch zunächst nur gegen Attalus von Pergamum kriegte; die Griechen wandten sich fast sämmtlich (der ätolische wie der achäische Bund, der Tyrann Nabis von Sparta, Böotien u. s. w.) von Philipp ab auf die Seite der Römer; indeß führten diese den Krieg erst mit größerem Nachdruck, seit-

200 v. C.

dem T. Quinctius Flamininus, eben 30 Jahre alt, den Oberbefehl gegen Macedonien erhielt, der mit Hülfe eines epirotischen Fürsten die macedonischen Pässe zu umgehen wußte. Er traf Philipp im östlichen Thessalien bei Cynoscephalä (unweit Pharsalus) und hier erkämpften die römischen Legionen einen entscheidenden Sieg über die macedonische Phalanx (197). Flamininus, der sich gegen die wachsende Macht des Antiochus freie Hand machen wollte, gestand Philipp den Frieden zu, in welchem derselbe sich auf Macedonien beschränken und seine Kriegsschiffe ausliefern mußte. Für Griechenland wurde bei den isthmischen Spielen die Freiheit verkündigt; — indeß zeigte die Schonung des Tyrannen Nabis, den Philopömen gestürzt wissen wollte, daß die Römer die Griechen durch einander in Schach zu halten gedachten. — Flamininus war der erste Römer, der in seinem Triumphzuge griechische Kunstschätze aufführte; auch durch ihn wurde der Staatsschatz sehr bereichert.

197 v. C.

bb. Krieg gegen Antiochus den Großen, 192—190.

Durch Antiochus (III.) d. Gr. hob sich noch einmal die Macht des syrischen Reichs zu derselben Zeit, als die Römer begannen, sich in die Angelegenheiten des Ostens zu mischen. Nachdem sich Antiochus auf Kosten Aegyptens und Pergamums in Vorder-Asien ausgebreitet hatte, besetzte er selbst den thracischen Chersonnes (196). Als ihm dann die Römer durch Unterhandlungen Schranken zu setzen suchten, fand sich Hannibal bei ihm ein, der auf Verlangen der Römer aus Karthago verbannt war, weil er einen Schatz zu neuem Kriege zu sammeln begann. Offenbar hatte er dabei auf ein Bündniß der östlichen Mächte gerechnet; jetzt suchte er den Antiochus zu einem Angriff auf Italien zu bestimmen. Antiochus zauderte bei diesem gefährlichen Gedanken; leichter ließ er sich in die Angelegenheiten Griechenlands ziehen, als die Aetoler, die den Römern nicht traueten und sich dem achäischen Bunde gegenüber ausbreiteten, ihn zum Feldherrn ihres Bundes ausriefen. Die Römer erklärten ihm hierauf den Krieg; Antiochus jedoch, statt nach Hannibal's Rath Philipp von Macedonien zu gewinnen oder unschädlich zu machen, und ihm selbst den Oberbefehl gegen Italien anzuvertrauen, brachte den Winter mit schwelgerischen Festen zur Feier seiner Hochzeit mit einer jungen Griechin zu, während die Römer immer mehr Verbindungen in Griechenland anknüpften. Bald griffen diese von Thessalien aus die Thermopylen an, und als der Legat Cato (der später sogenannte »Censor«) hier den Antiochus umging, floh derselbe eilig nach Asien hinüber, und die Römer, die um dieselbe Zeit einen Seesieg bei Chios über die syrische Flotte erkämpften, beschlossen, den Krieg nach Asien zu versetzen. Als sich der große Scipio Africanus erbot, seinen Bruder, den damaligen Consul L. Scipio, nach Asien zu begleiten, ertheilte der Senat diesem das Commando daselbst, und die Brüder zogen von Griechenland aus ohne Hinderniß mit Hülfe Philipp's durch

Macedonien und Thracien über den Hellespont. Antiochus, dessen Bemühungen, sich Bundesgenossen zu erwerben, die Römer vereitelt hatten, bot Frieden an; als aber die Römer »die Räumung von Klein-Asien diesseit des Taurus forderten«, beschloß er den Kampf. Nach einer großen Niederlage bei Magnesia (zwischen Pergamum und Smyrna) mußte er jedoch auf jene vorhin gestellte Bedingung Frieden schließen (190). Hannibal entging der geforderten Auslieferung nur durch Flucht; Prusias, König von Bithynien, nahm ihn auf; als ihn die Römer auch dort verfolgten, nahm er Gift. — Ihre Besitzungen nach Asien auszubreiten, fanden die Römer noch nicht gerathen; der Senat gab den größten Theil des diesseitigen Klein-Asiens an Eumenes von Pergamum, die Südwestküste den Rhodiern, deren Seemacht ihnen gute Dienste geleistet hatte. Die Galater wurden als gefährliche Nachbaren des Eumenes von einem römischen Heere unterworfen, das sich mit der Beute dieses Räubervolks bereicherte. L. Scipio füllte den Staatsschatz mit der reichen asiatischen Beute und erhielt nebst der Ehre des Triumphs den Beinamen Asiaticus.

190 v. C.

Die unruhigen Aetoler, die einen Waffenstillstand mit den Römern, der ihnen während des syrischen Krieges zugestanden war, gebrochen hatten, mußten schwere Kriegskosten bezahlen und sollten künftig nur im Einverständniß mit den Römern Krieg führen (189). Der achäische Bund behauptete noch eine gewisse Selbständigkeit, so lange ihn der kluge Philopömen leitete, nach dessen Tode aber (183) suchten ihn eben deshalb die Römer immer mehr zu untergraben (S. 216).

Zwar hatte sich schon seit der näheren Berührung der Römer mit den griechischen Städten in Unter-Italien und noch mehr in Sicilien zu der Liebe für Kunst und Wissenschaft auch Hingebung an Luxus und Schwelgerei gesellt, doch wurde »fremde Ueppigkeit (Liv. 39, 6) vor Allem von den asiatischen Heeren in Rom eingeführt (kostbare Teppiche, Köche und schwelgerische Mahlzeiten)«. Wenige Jahre nach dem Frieden mit Antiochus (186) wurde entdeckt, daß die geheime Feier der Bacchanalien, die freilich durch unteritalische Griechen in Rom eingeführt war, durch nächtliche Gelage von Männern und Weibern zur Schule erst der Wollust, bald auch des Betruges und der Giftmischerei geworden war. Es folgten viele Hinrichtungen der Eingeweiheten (7000!) Unter solchen Erscheinungen konnte Cato als Censor sich berechtigt halten, jede Pracht und Ueppigkeit mit äußerster Strenge zu verfolgen; niemals aber hat äußerer Sittenzwang zur Tugend geführt. Der einfache (sabinische) Cato, der sich durch seine Tüchtigkeit zuerst aus seinem bisher unbekannten Geschlechte erhob, verfolgte indessen zugleich nicht nur die griechische Bildung, sondern dahinter versteckte sich auch sein Neid gegen den großen Scipio, den er nicht zu erreichen vermochte. Auf Cato's Anstiften wurde der Afrikaner von zwei Tribunen angeklagt, er habe öffentliche Gelder unterschlagen. Scipio verstand es aber, die Begeisterung des Volks für sich aufzurufen, indem

er an dem Proceßtage mit einem Siegerkranze auf dem Forum erschien, weil er an diesem Tage einst einen Sieg in Afrika erfochten habe; so veranlaßte er das Volk, mit ihm auf dem Capitol den Göttern zu danken. Darauf zog er sich auf sein Landgut bei Linternum zurück, und der Tribun Gracchus (später Gemahl seiner Tochter Cornelia) wußte durch seine Einsage die weitere Verfolgung der Anklage gegen ihn zu verhindern. Die Feinde der Scipionen wandten sich jetzt mit der Klage gegen den Asiaticus, er habe sich aus der syrischen Beute widerrechtlich bereichert. Dieser wurde zwar zu einer für ihn unerschwinglichen Geldbuße verurtheilt, doch auch er durch Einspruch des Gracchus wie durch Geldbeiträge seiner Freunde vor dem Gefängniß bewahrt. Die römische »verecundia« (fromme Scheu) wagte sich nicht so keck an die verdienten Männer, wie der beweglichere Sinn der Griechen.

cc. Der letzte Krieg gegen Macedonien — Perseus, 171—168.

Der ehrgeizige Philipp ertrug die wachsende Uebermacht der Römer, die ihn seit dem Frieden mit Antiochus einzuschränken versuchten, mit Unwillen. Eine Verhandlung in Rom durch seinen Sohn Demetrius benutzte der Senat, um Zwist in der Familie des Königs zu säen; er erklärte, dem Philipp solle um Demetrius' willen verziehen werden, weil dieser ein Freund der Römer sei. Dieß weckte die Eifersucht Philipp's und seines zum Nachfolger bestimmten Sohnes Perseus, und Demetrius wurde auf des Vaters Befehl hingerichtet. Philipp rüstete zum Kriege gegen Rom, starb aber darüber hin (179); ihm folgte Perseus, der sich vor seinem Vater durch Nüchternheit und Besonnenheit auszeichnete, wenn er ihm auch nicht an Thatkraft gleichkam. Er wußte den achäischen Bund für sich zu gewinnen, den die Römer damals zu untergraben suchten, auch den Nachfolger Antiochus' des Großen (Seleucus Philopator), den er gegen den von Rom beschützten Eumenes von Pergamum in Schutz nahm. Als jedoch der schwankende Antiochus Epiphanes in Syrien folgte, glaubte Eumenes die Zeit zum Kriege gegen Macedonien gekommen und reizte die Römer gegen Perseus an. Sie hielten diesen zuerst durch weitere Verhandlungen hin und benutzten die Zeit, um in den griechischen Staaten ihre Anhänger an das Ruder zu bringen. Dann rückten die Römer wie Perseus in Thessalien ein (171), doch mußte sich dieser alsbald nach Macedonien zurückziehen, wo der Krieg, da die Bundesgenossen beider Theile schwankten, erst durch den raschen Angriff des kräftigen Aemilius Paullus in der Schlacht bei Pydna 168 zur Entscheidung geführt wurde. Perseus' Macht war vernichtet, er selbst suchte in dem Tempel von Samothrace eine Zuflucht, wurde aber durch einen Kreter, der ihm weitere Flucht verhieß, in die Gefangenschaft der Römer gebracht. Rom, das sich noch gern als Beschützerin der Freiheit betrachten ließ und, wie schon längst in Italien, überall durch Theilung zu herrschen wußte (Divide et impera!), gab Macedonien eine republikanische Selbstver-

168 v. C.

waltung, jedoch in 4 Districten (nicht durch connubium und commercium verbunden). Die bisherigen königlichen Beamten wurden unter dem Vorwande, sie würden nur die Freiheit beeinträchtigen, nach Rom geführt.

Auch Illyrien und Epirus wurden jetzt von den Römern abhängig gemacht. In Griechenland boten die Führer der römischen Partei den Siegern selbst die Hand zur Unterdrückung ihrer Gegner wie der Freiheit ihres Vaterlandes. Aus Achaja allein wurden auf die Aussage des schändlichen Kallikrates 1000 der edelsten Männer — unter ihnen der Geschichtschreiber Polybius — zur Untersuchung nach Rom geschleppt, deren Ueberrest (300) erst nach 17 Jahren auf Cato's Verfügung entlassen wurde.

Aemilius Paullus hatte inzwischen den glänzendsten aller bisherigen Triumphe gehalten, in welchem eine Menge von griechischen Kunstwerken und in traurigem Aufzuge Perseus mit seinen Kindern aufgeführt wurden. Der Staatsschatz wurde durch die Beute so bereichert, daß die Bürger Roms künftig (124 Jahre lang) keine Vermögenssteuer (tributum) zahlten.

Die längst in Verfall gerathenen östlichen Reiche wagten von jetzt an keinen Widerstand gegen Roms Einmischungen, und viele verstanden sich zu niedrigen Schmeicheleien. Gegen Antiochus IV. Epiphanes, der während des macedonischen Kriegs Aegypten angegriffen hatte, rief dieses die Hülfe der Römer an. Sie schickten eine Gesandtschaft mit Popilius Länas an der Spitze, welcher in Alexandrien von Antiochus eine entscheidende Antwort wegen der verlangten Räumung Aegyptens forderte, ehe der König den im Sande um ihn gezogenen Kreis verließe. »Ich werde thun, was der Senat verlangt,« erwiederte Antiochus und gab alle seine Eroberungen heraus. Aegypten theilten die Römer bald darauf unter zwei ptolemäische Brüder; in Syrien nährten sie die Thronzwistigkeiten nach Epiphanes' Tode. — Als Eumenes sich bei eingetretenem Mißverständniß persönlich in Rom rechtfertigen wollte, wurde das Gesetz erlassen, daß »kein König in Rom erscheinen dürfe«. — Den Rhodiern wurden die früher eingeräumten Landstriche Klein-Asiens alsbald wieder genommen. — Prusias von Bithynien nannte sich einen Freigelassenen des römischen Volks, und Masinissa erklärte, ihm genüge, was der Senat ihm übrig lasse. Um 133 v. Chr. vermachte Attalus III. von Pergamum, ein durch Wollust in Wahnsinn verfallener Despot, den Römern seine Güter; sie deuteten dieses auf sein ganzes Reich.

f. Der dritte punische Krieg — Zerstörung Karthago's, 149 — 146.

Noch erinnerte Karthago durch sein Bestehen an die alte Nebenbuhlerschaft mit Rom, und die Handelsblüthe, die es in friedlicher Fügsamkeit gegen die Römer nährte, erweckte den Neid und die Sorge vor künftigen Gefahren. Masinissa gedachte, als Sklav der Römer statt Karthago's

in Afrika zu gebieten; dieses rief indeß bei allen Uebergriffen desselben die Römer als Richter an. In Karthago gab es drei Parteien, eine römische, eine des Masinissa und eine vaterländische, welche den Glauben an Wiedererhebung nährte. Auch in Rom waren die Ansichten über die karthagische Frage getheilt. Scipio Nasica vertrat die Ansicht, Rom werde durch den Untergang Karthago's zum Uebermuth verleitet werden; der strenge Cato, der bei einer Gesandtschaft das Wiederaufblühen Karthago's mit Römerneid gesehen hatte, schloß jede seiner Reden im Senat: »Außerdem stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werde!« Nach einer Vertreibung der Anhänger des Masinissa aus Karthago begann dieser fast 90jährige König einen Krieg und zwang Karthago, alsbald die Verbannten zurückzurufen. Selbst den Versuch der Gegenwehr ließen dann die Karthager in Rom entschuldigen, ja sie übergaben durch eine feierliche Gesandtschaft ihr ganzes Gemeinwesen in die Hände der Römer; — doch war die Stunde Karthago's gekommen. Die Ergebung Utika's an die Römer erleichterte diesen den Angriff; auch schien ihnen wohl Masinissa durch den eben gewonnenen Sieg zu mächtig zu werden. Als jene Gesandtschaft in Rom erschien, war schon ein römisches Heer nach Sicilien abgegangen; aber auch als die Karthager jetzt auf Verlangen der Römer Geiseln stellten, setzte die Flotte dennoch nach Afrika über. In Utika verlangten die Consuln, die Karthager sollten ihre Waffen ausliefern; selbst dieses geschah. Nun erst stellten die Römer die Forderung, die Karthager sollten ihre Stadt räumen und sich 2 (deutsche) Meilen landeinwärts ansiedeln. Dies rief den Entschluß verzweifelter Gegenwehr hervor. Alle waren einig; kein Opfer und keine Anstrengung wurde gescheut, um die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen; der Feldherr Hasdrubal, der aus Rücksicht auf Rom verbannt war, wurde zurückberufen, und bis in's dritte Jahr hielt Karthago die Belagerung der Römer von der Land- und Seeseite aus. Bei den Römern that sich in dieser Zeit ein Adoptivenkel des Afrikaners hervor, P. Cornelius Scipio Aemilianus *), dem bei einem Ausfall das römische Heer seine Rettung verdankte und dem durch das Vertrauen des damals versterbenden Masinissa die Vertheilung von dessen Reiche unter drei Söhne übertragen wurde. Ihm verlieh das römische Volk (obgleich das Consulat erst nach dem Aedilen- und Prätoramt, im 40sten Lebensjahr, gesetzlich war), als er sich 37 Jahr alt um die Aedilität bewarb, die Consulwürde und, ohne daß das Loos befragt wurde, den Oberbefehl in Afrika. Er stellte mit aristokratischer Strenge die aufgelockerte Kriegszucht

---

*) Der Sohn des Afrikaners hatte diesen Sohn des Aemilius Paullus, des Siegers bei Pydna, adoptirt. Der Adoptivsohn nimmt bei den Römern den vollen Namen des Adoptivvaters an und fügt den Namen seiner eigenen gens (d. i. den zwischen dem Vor- und Familiennamen stehenden Namen, der immer auf —ius endet) mit der Endung —anus an; vergl. u. Octavianus (Augustus) rc.

her, schnitt Karthago von der Landseite die Zufuhr ab und unterwarf die ganze Umgegend. Nachdem den Winter hindurch der Hunger unter den Belagerten gewüthet hatte, begann mit dem folgenden Frühling (146) der Sturm; von dem Hafen aus drangen die Römer in die Stadt, aus welcher die Einwohner sich in die Burg (Byrsa) retteten. Noch wurden die zu dieser führenden drei großen Straßen von den Häusern aus mit Verzweiflungsmuth vertheidigt, und erst als dieselben auf Scipio's Befehl in Brand gesteckt waren, wurde die Burg bestürmt. Hier ergaben sich 50,000 Menschen, denen der Sieger Gnade gewährte. Der größte Theil der 700,000 Einwohner war umgekommen, die Stadt wurde den Flammen übergeben; beim Hinblick auf die Verwüstung rief Scipio dem ihn begleitenden Polybius in düsterer Ahnung die homerischen Worte zu: »Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt!« Scipio erhielt nebst einem Triumph den Beinamen des **jüngeren Afrikaners**. In Rom beschloß man, durch feierliche Verwünschung jeden neuen Anbau auf dem Platze des zerstörten Karthago zu untersagen, und zum Zeichen dessen wurde nach altem Gebrauch Salz auf die Stätte gestreuet. **Afrika** wurde zur **Provinz** gemacht, 146.

146 v. C.

g) Macedonien (148), Griechenland (146) und Asien (130) römische Provinzen.

Unruhen in **Macedonien**, die zu Anfang des dritten punischen Krieges begannen, führten 148 eine völlige Unterwerfung dieses Landes durch **Metellus** herbei, das damals, wie **Illyrien**, in eine Provinz verwandelt wurde.

148 v. C.

Auch in **Griechenland**, wo die Römer fortwährend die inneren Zwistigkeiten nährten, erhob sich in derselben Zeit, wo die Römer gegen Karthago und Macedonien, wie in Spanien (S. 220), harte Kämpfe zu bestehen hatten, der von ihnen vielfach gereizte **achäische Bund** zum Kampfe, zunächst gegen Sparta, das nach dem Ausspruche der Römer von dem Bunde zurückgetreten war. Aber schon zog **Metellus** nach Unterwerfung Macedoniens heran, und da dieser durch seine Güte nur die Hoffnung zum Widerstande nährte, rückte der Consul **Mummius** gegen den Bundesfeldherrn Diäus an, der ein durch Gewaltmaßregeln zusammengebrachtes Heer (12000 Sklaven waren nebst der ganzen Jugend in die Waffen gerufen, die Reichen zu Geldbeiträgen gezwungen) bei **Korinth** versammelt hatte. Hier wurde Diäus geschlagen und tödtete sich selbst; Korinth stand den Siegern offen. Auch diese Stadt wurde, wie wenige Monate früher Karthago, in Brand gesteckt und **Griechenland** unter dem Namen Achaja zur Provinz gemacht (146). **Metellus**, nun **Macedonicus**, und **Mummius**, **Achaicus** genannt, bereicherten bei ihren

146 v. C.

Triumphen Rom mit einer Menge griechischer Kunstwerke, von deren Kunstwerth der Consul Mummius freilich noch kein Verständniß hatte. — Das Reich von Pergamum (S. 217) wurde 130 unter dem Namen Asia zur Provinz. 130 v. C.

h. Kämpfe der Römer im Westen.

Während die in Ueppigkeit versunkenen Völker des Orients eine leichte Beute der Römer wurden, hatten diese mit den barbarischen Völkern des Westens schwerere Kämpfe zu bestehen, die noch längere Zeit zur Uebungsschule für ihre Heere dienten. Waren auch Gallien (d. i. Ober-Italien) und Spanien schon länger für Provinzen erklärt, so war doch die Kraft der dort wohnenden Völker nicht so bald gebrochen, zumal wo die Natur des Bodens ihrer Selbständigkeit zur Stütze diente. So konnte das cisalpinische Gallien, das während des zweiten punischen Krieges das römische Joch noch einmal völlig abgeworfen hatte, und besonders das Land der Ligurer (in den Seealpen) erst 172 gänzlich bezwungen werden. In Spanien aber, wo seit dem zweiten punischen Kriege zu der zuerst begründeten östlichen Provinz (Hispania Tarraconensis), die allmählich über den Ebro hinaus erweitert wurde (später $^2/_3$ der ganzen Halbinsel), das jenseitige Spanien (Baetica — im Süden der Guadiana, zu beiden Seiten der Sierra Morena) hinzugekommen war, hatten die Römer noch bis zur Zeit des Augustus mit den Völkern der Hochebenen und des Gebirgslandes zu kämpfen; so mit den Celtiberern, einem celtischen Mischlingsvolke im Hochlande des Innern, mit den Cantabrern im nördlichen Gebirgsrande, mit den Lusitanern jenseit der Guadiana (in Portugal). Schon Livius bemerkt, was die Geschichte bis zu der neuesten Zeit bestätigt, »kein Theil der Erde sei durch die Natur des Landes wie der Menschen geschickter zu steter Erneuerung des Krieges, als Spanien« (Guerillaskämpfe). Derselbe Fanatismus, mit dem Sagunt sich gegen den Hannibal vertheidigte, entriß auch den Römern die Beute eroberter spanischer Städte (vergl. Saragossa 1808). Als die Heere der scipionischen Brüder, die zuerst Spanien angriffen, aufgerieben waren, konnten die Römer sich nur mit Mühe diesseit des Ebro behaupten; damals erhielt ihnen der Muth eines römischen Ritters Marcius noch einen Stützpunkt in Spanien, und das unter ihm isolirte römische Heer gab das erste Beispiel, seinen Führer eigenmächtig zum Proprätor auszurufen. Doch erklärte damals der Senat: »Die Anführer würden vom Volk, nicht von den Soldaten gewählt«. Nachdem der ältere Afrikaner die großentheils unterworfene Halbinsel verlassen hatte, erhoben sich die Völker daselbst von Neuem. Seit 195 war es Cato, der als Consul die Kriegszucht in Spanien mit alter Strenge aufrecht erhielt, und ihm gelang es damals, das diesseitige Spanien zu entwaffnen; bald wurde auch das jenseitige erweitert, jedoch wurden die Kämpfe noch furchtbarer erneuert, seitdem die steigende Verderbniß der Römer durch Treulosigkeit

und Arglist jene einfachen Naturvölker erbitterte. Den tapferen Lusitanern, die Bätica durch räuberische Einfälle verheerten, wurde endlich Einräumung fruchtbarer Gegenden verheißen; als Tausende derselben vertrauensvoll herankamen, wurden sie von den Römern in drei Haufen getheilt, und so, vereinzelt und entwaffnet, überfallen. Cato eiferte in Rom vergeblich gegen diesen Frevel; unter den Lusitanern erhob sich ein Rächer, Viriathus, ein kräftiger Hirt, der bald alle Eigenschaften eines Bandenführers, ja eines großen Feldherrn entwickelte. Nach zehnjährigem Kriege erhielt er von den Römern Frieden und Bundesgenossenschaft; der folgende Consul aber, Q. Servilius Cäpio, brach den Frieden und benutzte dann eine Unterhandlung, um Viriathus' eigene Leute zum Morde ihres Führers zu gewinnen (140). Im diesseitigen Spanien erzeugte eine andere Treulosigkeit den Römern neue Kämpfe mit den Celtiberern (in Alt-Castilien). Die Bewohner der Stadt Numantia (Soria, am oberen Duero) hatten ein consularisches Heer eingeschlossen, gewährten demselben jedoch, nach einem Vertrage mit dem älteren Gracchus (Tiberius), den sie allein ihres Vertrauens würdig erklärten, freien Abzug. Als der Senat treulos den Frieden verwarf und dafür den durch denselben geretteten Consul auslieferte, schickten die Numantiner diesen zurück. Dann wurde der Zerstörer Karthago's, Scipio Aemilianus, auserwählt, die Schmach der Römer gegen Numantia in Vergessenheit zu bringen. Mit gewohnter Strenge stellte er zunächst die Kriegszucht her, wagte aber doch keinen offenen Kampf mit den heldenmüthigen Feinden, und als er sie durch Einschließung (15 Monate lang) auf's Aeußerste gebracht hatte, verbrannten sie lieber ihre Stadt und sich selbst, um nicht dem Sieger in die Hände zu fallen (133). Spanien war von Neuem unterworfen; dies war in demselben Jahre, wo die Römer durch das Testament des Attalus festen Fuß in Asien faßten.

Schon vor diesen Eroberungen im äußersten Westen und Osten hatte der jüngere Afrikaner als Censor das herkömmliche Gebet, die Götter möchten Roms Macht vermehren, in die Bitte um »Bewahrung des Erworbenen« (**Parta tueri!**) verwandeln lassen.

Der erste Sklavenaufstand in Sicilien, 134.

Ein Zeichen, welche Gefahren sich an die Ausbreitung der römischen Erobererherrschaft knüpften, sind die Sklavenaufstände. Aus der Zeit nach dem zweiten punischen Kriege wird gemeldet: daß die zahlreichen Sklaven, welche die karthagischen Geiseln nach Rom begleitet hatten, daselbst eine Verschwörung anzettelten; durch die Anzeige von einigen Sklaven, die mit der Freiheit dafür belohnt wurden, ward die Gefahr glücklich, doch nicht ohne zahlreiche Hinrichtungen beseitigt. — Die ungeheure Ver-

mehrung der Sklaven durch die späteren Kriege rief wiederholentlich ähnliche Erscheinungen in immer vergrößertem Maße hervor, und die Sklavenkriege wurden um so furchtbarer, je mehr auch eine Menge gebildeter Menschen in das Sklavenjoch gezwängt wurde. 134 rief Eunus, ein Syrer, der sich durch Priestergaukeleien in Ansehen zu setzen wußte, nebst dem Cleon (einem Griechen?) in Sicilien hunderttausende von Sklaven in die Waffen, die auf den hier seit der Eroberung sehr ausgedehnten Gütern der römischen Großen wie Vieh ihre Wohnung in Ställen (ergastula) hatten; und da die Prätoren den Aufstand nicht zu dämpfen vermochten, wurden die Sklaven erst nach mehreren Niederlagen durch ein consularisches Heer auseinandergesprengt.

Verfassung, Sitten und Bildung der Römer
seit dem Kriege des Pyrrhus bis auf die gracchischen Unruhen, 280 — 133 v. Chr.

Die alte Einfachheit der Römer verschwand stufenweise in demselben Maße, wie ihnen durch Unterwerfung so vieler Völker immer größere Mittel zu Gebote gestellt wurden. Wie die großen bisher besprochenen Ereignisse darauf einwirkten, ist bei diesen bemerklich gemacht. Doch war es bis zur Zeit der Zerstörung Karthago's allmählich zu einem Wendepunkte im römischen Staatsleben gekommen, der bald darauf, mit den gracchischen Unruhen, ein ganz neues, das letzte Stadium der Republik herbeizuführen beginnt.

Hatte auch seit der politischen Gleichstellung der Patricier und Plebejer der alte Geburtsadel seine Bedeutung verloren, so war doch durch die zunehmende Ungleichheit des **Vermögens** und der **Bildung**, die der Römer vorzüglich durch die Theilnahme an den Staatsgeschäften gewann, zu einem neuen Standesunterschiede der Grund gelegt. Hierbei muß besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Kämpfe zwischen Patriciern und Plebejern keineswegs (wie es bei den neueren Constitutionen der Fall ist) zu einer Beschränkung der Regierungsgewalt (der Magistratur) geführt hatten, sondern daß die Eigenthümlichkeit der römischen Staatseinrichtung aufrecht erhalten wurde, nach welcher die Befugniß der Magistrate (das Imperium) fast unumschränkt war, und daß der Mißbrauch derselben nur durch eine ähnliche unumschränkte Gegenmacht (wie die Intercession der Tribunen, Appellation an das Volk) verhindert werden konnte. Eben deßhalb war die politische Gleichstellung der Plebejer und Patricier nicht in dem Maße der Gesammtheit der Plebs zu Gute gekommen, wie denjenigen, welche zum Besitze der hohen Staatsämter gelangten, den diese freilich, so lange der alte Standesunterschied noch nicht verwischt war, den Patriciern gegenüber zu Gunsten des plebejischen Standes anwandten. Seitdem aber

Rom die eroberten Länder in **Provinzen** verwandelte (zuerst **Sicilien**); wird die rasch zunehmende Vermögensungleichheit für die Standesverhältnisse von entscheidender Bedeutung. Denn die Statthalter der Provinzen benutzten die unumschränkte Gewalt in denselben, die sie nur **ein** Amtsjahr behielten, vor Allem zu ihrer Bereicherung; und vergeblich suchte der Staat selbst den ungerechten Bedrückungen der Provinzen zu wehren, so oft auch Gesetze dagegen (de pecuniis repetundis — das erste 149 v. Chr.) erlassen wurden. Auch forderte jetzt ebenso wohl die Bewerbung um ein Amt, das man nur durch die Gunst des immer mehr verwöhnten Volkes (Anstellung von Spielen, besonders bei Erwerbung der Aedilität, der ersten Stufe zu höheren Aemtern u. s. w.) erlangen konnte, wie eine der Herrscherstellung entsprechende Bekleidung desselben immer größeren Kostenaufwand. Von dieser Zeit an setzte sich daher eine Zahl von reichen Familien in fast ausschließlichen Besitz der hohen Staatsämter *); sie bildeten einen neuen **Adel** (nobiles, optimates, auch boni viri), der durch seine politische Macht, wie durch seinen ungeheuer anwachsenden Reichthum in immer schärferen Gegensatz zu der großen Masse des Volkes (plebeii, ignobiles) tritt. Diese Masse aber verarmt in demselben Maße, wie der Reichthum der Nobilität zunimmt, und zwar gleichfalls in Folge der immer größeren Ausdehnung der Eroberungen. Denn durch diese wurde der Krieg die stehende Beschäftigung der römischen Bürger; die Plebejer wurden darüber dem Landbau mehr und mehr entfremdet, und indem ihre Aecker theils durch Verschuldung, theils durch Verkauf in die Hände der Optimaten kamen, die ihr großes Grundeigenthum wie ihren Antheil an den Staatsländereien (ihre latifundia) durch Sklaven bestellen ließen, ging der Stand der **kleineren Grundeigenthümer** (der alten Plebejer) in Italien fast völlig unter.

Diese Verhältnisse mußten endlich den Umsturz der Republik zur Folge haben. Doch ist nicht zu verkennen, daß die Regierung des großen Erobererreichs, so lange dieselbe nicht von einem Alleinherrscher geleitet wurde, eine **Aristokratie** der reichsten und gebildetsten Familien zur Nothwendigkeit machte. Diese Familien waren es auch, aus denen nun allein (nach Bekleidung eines Amtes oder mittels des erhöhten Census) die Mitglieder des **Senates** durch den Censor ernannt wurden; und dieses aristokratische Collegium hat durch seine mit unnachlässiger Ausdauer befolgte Politik das Bestehen des großen römischen Weltreichs für Jahrhunderte gesichert. — Dieselbe Aristokratie ist es endlich, welcher die Verbreitung der durch den

*) Wer zuerst aus einer Familie ein hohes Staatsamt bekleidete (z. B. Cicero), hieß homo novus, und damit begann für seine Familie das jus imaginum, das Recht, die (Wachs-) Bildnisse der aus derselben stammenden Beamteten im Vorplatze des Hauses (atrium) aufzustellen. Nach alter Sitte folgten der Leiche die Freunde mit jenen Wachsmasken der berühmten Vorfahren.

früheren Entwickelungsgang der Menschheit gewonnenen griechisch-orientalischen Bildung zuerst nach Rom und so auch zu den Völkern der Neuzeit zu verdanken ist. Durch die Scipionen zuerst wurde griechische Kunst und Literatur unter den Römern eingeführt, und so lange die Republik bestand, blieben diese Eigenthum der vornehmeren Classen. Allerdings wurde dadurch die nationale Literatur der Römer in ihrem kaum entwickelten Keime erstickt und zugleich die Kluft zwischen der Aristokratie und der ungebildeten Masse unheilbar erweitert. Dieß führte dann zu großen Umwälzungen, aber nur dadurch konnten andere Zeiten herbeikommen, wo die unverlierbaren Errungenschaften der Vorzeit allmählich in das Besitzthum aller Volksclassen überzugehen begannen (in der Kaiserzeit).

Als die griechische Literatur und Kunst bei den Römern Eingang fand, war das öffentliche und gesellige Leben der letzteren schon auf einer hohen Entwickelungsstufe angelangt. Der praktische Sinn der Römer wie das Bedürfniß feinerer Unterhaltung waren es vor Allem, welche die neue Richtung, die sie der fremden Bildung gaben, bestimmten. Daraus erklärt sich auch, daß hier zuerst das Drama ausgebildet wurde, das immer erst bei größerer Theilnahme am öffentlichen Leben eine höhere Bedeutung erlangt. Durch die Poesie, die den Sinn für höhere und feinere Menschenkenntniß nährte, wurde dann die Neigung für Geschichte, Philosophie und Rhetorik geweckt, endlich aber nahm die ganze Literatur bei dem durchweg praktischen Römer eine rhetorische Gestalt an, und dadurch vorzüglich unterscheidet sie sich von der griechischen.

Zur Förderung des Sinnes für griechische Kunst und Literatur haben auch besonders die Kunstwerke beigetragen, welche die Römer seit Unterwerfung der Länder griechischer Bildung in immer größerer Menge nach Italien schleppten. Das kriegerische Volk hatte keine Muße zur Betreibung der Künste gefunden und gewann erst Geschmack an den Kunstwerken, die der Preis seiner Siege waren. An Tempeln und Bildsäulen von griechischer Kunst hatte es freilich schon seit den Tarquiniern in Rom nicht gefehlt, diese rührten aber wohl von etruskischen Meistern her, und griechische Maler, die römische Tempel verzierten, kommen erst etwa zur Zeit der letzten Samniterkriege vor (Demophilus und Gorgasus). Bald darauf erwarb sich schon ein römischer Patricier, Fabius, den Beinamen Pictor, indem er einen Tempel mit Freskogemälden von seiner eigenen Hand schmückte; diese damals auch von den Griechen als Privatbeschäftigung getriebene Kunst, auf einen religiösen Zweck verwandt, schien wohl allein eines Patriciers würdig. Oeffentliche Spiele hatten die Römer längst, doch waren diese (Liv. 7, 2) lange Zeit nur den Etruskern nachgeahmt, Anfangs Pferderennen im Circus, dann Tänze und Pantomimen etruskischer Histrionen (um 300), Gladiatoren zuerst 264, nur noch als Leichenopfer; bei allen diesen Spielen traten nach etruskischer Weise wohl nur Sklaven auf. Die Spiele im Circus sollen der Sonne

zu Ehren aufgeführt sein und darauf die Farben (anfänglich nur Roth als Symbol für den Sommer und Weiß für den Winter, dann Grün als Farbe des Frühlings und Blau des Herbstes) Bezug haben. Das eigentliche Drama kam erst mit den Griechen nach Rom und bildet den Anfang der griechisch-römischen Literatur. Der Erste, der in den Häusern der Vornehmen neben den Atellanen die öffentliche Darstellung griechischer Komödien und Tragödien in römischer Sprache einzuführen versuchte (um 240 v. Chr.), war Livius Andronicus, der als kriegsgefangener Sklav aus Groß-Griechenland nach Rom gekommen war. Nävius, gleichfalls aus Groß-Griechenland, versuchte bald darauf, nach Weise der älteren griechischen Komödie, die Scipionen, Metelle rc. auf der Bühne dem Gelächter der Menge Preis zu geben, sah sich aber deshalb durch die Aristokratie aus Rom verbannt. Ennius aus Apulien schloß sich dagegen den römischen Großen an, und durch ihn wurde die neue Bildung recht eigentlich zum herrschenden Ton der höheren Gesellschaft. Für das Epos, in dem er, wie die römische Geschichte überhaupt, so insbesondere die Thaten des Scipio zu besingen unternahm, paßte indeß die Zeit nicht, und Ennius' Werke wurden vorzüglich nur von seinen gefeierten Gönnern und ihren Anhängern hoch gestellt. Durch seine Uebersetzung des Euripides bildete er das Drama und die römische Sprache fort, die er auch wissenschaftlich erforschte. Plautus, ein jüngerer Zeitgenosse des Ennius († 184), war ein Umbrier, und versuchte mit Glück, durch römische Charaktere in seinen den Griechen entlehnten Lustspielen die Vornehmen wie die Massen zugleich zu befriedigen; aber schon bei Terentius Afer (193 in Karthago geboren und als Sklav eines Senators nach Rom verpflanzt) zeigte sich, daß die Bildung der Großen und der Massen sich immer mehr von einander schied. Durch seine feine, dem Menander nachgebildete Komik gewann er nur die Vornehmen; und es ist charakteristisch, daß das Volk einst aus einem seiner Stücke hinweglief, um sich zu den Gladiatorenspielen zu begeben. Die römische Bühne wurde auch später nie ganz volksthümlich, hat jedoch zur Ausbildung der römischen Sprache wesentlich beigetragen.

Die engherzige nationale Richtung, welche Cato in seiner Beredsamkeit wie in einem Werke über den Landbau und in den »Origines« (altitalischer Geschichte) der Literatur zu geben versuchte, konnte sich nicht einmal in der Geschichte geltend machen, und er so wenig wie Fabius Pictor (der eine Geschichte des zweiten punischen Krieges als Mitkämpfer desselben geschrieben hat) war nach dem Geschmacke der späteren Römer, die sich einer großartigeren Auffassung und der rhetorischen Darstellung zuwandten. Polybius behandelte die römische Geschichte zuerst in staatsmännischem Geist, doch in griechischer Sprache, und war, obgleich als Angeklagter (166) nach Rom geschleppt, durch den jüngeren Afrikaner in die Kreise der vornehmen Welt aufgenommen. Ebenso war der stoische Phi-

losoph Panätius mit dem jüngeren Scipio und dessen Freunde Lälius dem Weisen in vertrautem Verhältniß, und als im Jahre 156 die drei größten Meister der Redekunst, die Häupter der drei angesehensten philosophischen Schulen, der Akademiker Carneades aus Cyrene, der Peripatetiker Critolaus aus Phaselis und der Stoiker Diogenes aus Babylon als athenische Gesandte in Rom erschienen, wurden sie von den Vornehmen als Vorbilder und Lehrer der Beredsamkeit hoch gefeiert. Cato bewirkte eben deshalb ihre Verweisung wie früher die der anderen griechischen Rhetoren und der epikureischen Philosophen. Schon konnten aber die Lenker des römischen Staats neben dem traditionellen Recht das Studium der Philosophie und Rhetorik nicht länger entbehren; und obwohl vorzugsweise die stoische Philosophie die höheren Kreise in Rom anzog, so wußte sich doch selbst die Schule der Epikureer dem praktischen Sinne der Römer durch Förderung der Naturstudien zu empfehlen.

Die Frauen, die in Rom von jeher im öffentlichen wie im häuslichen Leben eine freiere Stellung und eine höhere Bedeutung hatten, als im Orient und selbst in Griechenland, fingen auch bereits an, die geselligen Kreise durch feineren Ton und veredelte Sprache zu heben; unter ihnen ist besonders neben der Lälia, der Tochter des genannten »Weisen«, Cornelia, die Tochter des älteren Afrikaners, »die Mutter der Gracchen«, zu nennen.

B. Die Zeit der römischen Bürgerkriege, 133—31 v. Chr.

Die Herrschaft der römischen Nobilität trug den Keim ihres Unterganges in sich. Die Bürger Roms und ihre Bundesgenossen, die italischen Völker, hatten durch ihre Tapferkeit die Länder in weitem Kreise erobert; aber der Vortheil der Eroberungen kam fast lediglich den wenigen Familien zu Gute, die sich in den Besitz der Staatsämter setzten. Während die Nobilität die Herrschaft in den Provinzen übte und damit zugleich ungeheure Reichthümer erwarb, verarmten die großen Massen der römischen Bürger und blieben die italischen Bundesgenossen von allen Herrscherrechten ausgeschlossen. Diese Verhältnisse waren unnatürlich und konnten deshalb nicht auf die Dauer bestehen. Dazu kam, daß die höhere Bildung, die mit der Ausbreitung der Herrschaft aus der Fremde eingeführt war, nur eine Zeitlang ausschließliches Eigenthum der Vornehmen bleiben konnte und sich allmählich unter den Bürgern wie unter den Bundesgenossen Roms, ja unter allen Völkern und Classen des Reichs stets weiter verbreitete. Es mußte eben deshalb eine immer größere Gleichstellung aller An-

gehörigen des großen Staats angebahnt werden, und die Aristokratie, die sich dieser widersetzte, bereitete sich hierdurch ihren eigenen Fall.

Die Gracchen machten den Versuch, eine friedliche Ausgleichung der bestehenden Mißverhältnisse herbeizuführen; als dies an der Hartnäckigkeit der Optimaten scheiterte, kam es zu blutigen Kriegen zwischen der Optimaten- und Volkspartei, unter denen zunächst die Bundesgenossen das ihnen vorgesteckte Ziel erreichten. Aber auch der Sieg der aufstrebenden Volkspartei konnte auf die Dauer nicht zweifelhaft sein, obgleich er naturgemäß nur unter Schwankungen erfolgte. Die Volkspartei erhob sich zuerst unter Marius zu vorübergehendem Siege über die Optimaten, und als Sulla noch einmal den Versuch durchführte, die Aristokratie zu befestigen, zeigte sich doch bald immer deutlicher, daß ihr Ende herannahe. Die einzelnen Männer, welche seitdem an die Spitze traten, vermochten sich nur durch immer neue Concessionen für die große Masse zu behaupten, und unter allen Wirren dieser Zeit (von Pompejus und seinem Triumvirat mit Crassus und Cäsar bis auf das Ende des zweiten Triumvirats durch die Schlacht bei Actium) giebt sich immer deutlicher das Bedürfniß kund, daß ein auf die Macht der Massen, insbesondere der Heere, gestützter Alleinherrscher die abgelebte Aristokratie niederwerfe, um durch eine über Allen thronende Herrschaft eine größere Gleichstellung Aller — selbst der von den Optimaten geknechteten Provinzen — herbeizuführen. Die weitere Ausdehnung der auswärtigen Eroberungen, bis jenseit der Alpen wie bis zur afrikanischen Wüste und zum Euphrat, wurde mehr und mehr zum Mittel, die Heere an die emporstrebenden Feldherren zu fesseln.

---

1. Die gracchischen Unruhen, 133 — 121.

Bei dem furchtbaren Mißverhältniß zwischen der Armuth der Massen und dem Reichthum der Nobilität schien noch eine Hülfe, selbst mittels der bestehenden Gesetze, möglich, da ein großer Theil der Besitzungen des Adels aus Staatsländerei bestand, welche derselbe in Widerspruch mit den licinischen Gesetzen in seine Hände gebracht hatte. Schon Lälius, der Freund des älteren Scipio, hatte den Gedanken, diesem Unwesen abzuhelfen; da er aber fürchtete, daß der Widerstand der Nobiles zu einer Revolution führen möchte, so ließ er davon ab, und wurde deshalb von diesen »der Weise« genannt. Der feuriger empfindende **Tiberius Gracchus**, dessen edle Gesinnung selbst die Feinde (Numantia, S. 221) anerkannt hatten, ließ sich aus Mitleid und dem durch seine Mutter wie durch Anreizungen Vieler aus dem Volke genährten Ehrgeiz, sich durch große Thaten verdient zu machen (Plutarch), zu dem Versuche fortreißen, mittels eines Ackergesetzes eine gleichmäßigere Vertheilung des Grundeigenthums her-

zustellen. Mit unwiderstehlicher Beredsamkeit schilderte er als Tribun, »wie Diejenigen, die für Italien kämpften, ohne Haus und Wohnsitz, mit Weib und Kind umherirrten, — Die, welche Herren Italiens genannt würden, nicht eine Scholle ihr Eigenthum nennten und für fremde Wollust kämpften und stürben«. So trat er (133) mit dem Vorschlage auf, »das licinische Gesetz, daß Niemand mehr als 500 Morgen vom Gemeinland besitzen sollte, zu erneuen, jedoch mit der Milderung, daß jeder Besitzer noch eben so viel für zwei Söhne beibehalten dürfe, auch daß für die auf das herausgegebene Land verwandten Kosten (Gebäude u. s. w.) eine Entschädigung aus der Staatscasse gezahlt werden sollte; das an den Staat zurückgefallene Land sollte in Stücken von 10 Morgen an besitzlose Bürger vertheilt werden«. Die Reichen konnten sich dieser Rogation gegenüber besonders darauf berufen, daß Staatsländerei und Privateigenthum in Folge des langjährigen Besitzes kaum zu unterscheiden, ja vieles Gemeinland durch Erbschaft und Verkauf völlig in Privateigenthum verwandelt war; auch sollte sich bald zeigen, daß die aufgeregten Wünsche der Massen durch das zur Vertheilung geforderte Land nicht befriedigt werden konnten.

133 v. C.

Die herrschenden Familien und selbst der aus Mitgliedern derselben zusammengesetzte Senat verweigerten hartnäckig jedes Zugeständniß; sie gewannen einen Tribun, den wohlmeinenden Octavius, daß er gegen das Gesetz Einsprache that. Tiberius Gracchus, selbst ein Freund des Octavius, suchte denselben erst auf milde Weise umzustimmen, verbot aber dann durch ein Edict allen Magistraten, ihr Amt zu verwalten, und ließ sich endlich zu dem ungesetzlichen Schritte verleiten (Plut.), auf die Absetzung des Octavius (mittels eines Acts der Volkssouverainetät) anzutragen. Octavius wies, auch als bereits 17 Tribus gegen ihn gestimmt hatten, die Bitte des Gracchus, freiwillig abzutreten, zurück und wurde, als nun seine Absetzung ausgesprochen wurde, von den Optimaten mit Mühe vor der erbitterten Menge gerettet. Das Ackergesetz ging darauf durch, und die Commission zur Vollstreckung desselben wurde aus Tiberius nebst seinem Bruder Cajus Gracchus und seinem Schwiegervater Appius Claudius zusammengesetzt. Der Senat wußte indeß durch kleinliche Maßregeln die Thätigkeit dieser Commission zu hemmen; Tiberius Gracchus suchte sich deshalb immer mehr auf die Massen zu stützen und machte denselben zu mannigfachen neuen Zugeständnissen Aussicht, besonders zur Vertheilung der gerade damals dem römischen Staat vermachten Schätze des Attalus, zur Abkürzung der Kriegszeit 2c. Als er sich deßwegen auch für das folgende Jahr um das Tribunat bewarb, kam es am Wahltage zu offenem Kampfe, so daß die Versammlung aufgelöst werden mußte. Inzwischen waren der Aernte wegen viele der besseren Bürger aus den ländlichen Tribus abwesend, und von dem niederen Haufen in der Stadt ließen sich immer mehrere für die Reichen gewinnen. Für den folgenden Tag bereitete darum Gracchus mit seinen Anhängern den Kampf

zur Abwehr vor; der Senat aber, welcher glaubte, nur durch Gewaltmaßregeln siegen zu können, ertheilte dem Consul Mucius Scävola die unbedingte Befugniß, für die Sicherheit des Staats zu sorgen. Dieser, der gleich mehreren hochgestellten Männern das Gesetz des Gracchus Anfangs unterstützt hatte, erklärte, er werde nicht mit Gewaltmaßregeln den Anfang machen, selbst als gemeldet wurde, Tiberius Gracchus — der unter den Stürmen auf dem Forum auf seinen Kopf gedeutet hatte, was nur die ihm drohende Gefahr bezeichnen sollte — habe das Diadem verlangt. Jetzt aber rief der Pontifex Maximus Scipio Nasica, einer der adelsstolzen und habsüchtigen Inhaber vieler Staatsländerei: »Weil denn der Consul den Staat verräth, so folget mir, die Ihr den Gesetzen zu Hülfe kommen wollt!« Und so stürmte er mit seinem Anhang, der sich mit Keulen und Pfählen versehen hatte oder zu den zerbrochenen Sitzplätzen griff, auf den Markt. Tiberius floh, stolperte jedoch über Andere, und wurde mit dem Fuße eines Schämels niedergeschlagen, nebst ihm 300 seines Anhanges mit Knitteln oder Steinen zerschmettert.

Die erbitterte Volkspartei wurde durch gerichtliche Verfolgungen der Freunde des Gracchus eingeschüchtert; jedoch mußte sich Nasica dem öffentlichen Unwillen durch eine Sendung nach Afrika entziehen, wo er alsbald, unstät umherirrend, starb. Mit Vollziehung des Ackergesetzes wurde zwar fortgefahren, dieselbe führte aber zu vielen Processen, und die Erwartungen der Menge wurden verzögert oder blieben ganz unerfüllt. Als der jüngere Afrikaner (der, obwohl mit einer Schwester des Gracchus vermählt, dessen Ermordung laut gebilligt hatte) von Numantia zurückkehrte, wußte dieser das Geschäft der Vollziehungs-Commission durch Uebertragung auf den Consul völlig zu lähmen, machte sich aber dadurch, wie durch seine aristokratische Verachtung der Menge bei dem Volke so verhaßt, daß er um sein Leben Sorge trug und wirklich plötzlich in seinem Bette todt gefunden wurde.

Der neu aufflammende Parteihader rief die andere brennende Streitfrage hervor. Die italischen Völker hofften längst auf allmähliche Zulassung zum römischen Bürgerrecht. Obgleich selbst in Sprache und Sitte nach und nach völlig zu Römern geworden, entbehrten sie mit dem Bürgerrechte zugleich die Rechtsvortheile bei der Ehe und dem Verkehr mit den Römern (connubium und commercium). Viele Einzelne aus denselben hatten ihren Wohnsitz in Rom und waren unter den letzten Streitigkeiten um das Ackergesetz um so lieber zu einer, wenn auch widerrechtlichen, Ausübung des Stimmrechts zugelassen, da sie es damals mit der Aristokratie hielten, von der sie Erfüllung ihrer Wünsche erwarteten, wogegen sie von der Einziehung des Gemeinlandes auch für die ihnen gelassenen Ländereien fürchteten. Jetzt suchte aber die Volkspartei dieselben gegen die Optimaten zu gewinnen, und als der Antrag des Consuls Flaccus, eines Anhängers der Gracchen (125 v. Chr.), ihnen das Bürger-

recht zu ertheilen, von der Nobilität zurückgewiesen wurde, erhoben sich die Bundesgenossen bereits zum Aufstande, der für jetzt noch durch Zerstörung von Fregellä erstickt ward.

Inzwischen war **Cajus Gracchus** (9 Jahre jünger als sein kaum 30 Jahre alt gewordener Bruder Tiberius) zum Manne gereift, wurde zwar anfänglich wegen seiner Verbindung mit Flaccus als Quästor nach Sardinien entfernt, sah sich aber dort bald in Händel mit dem Senat ververwickelt und kam nur nach Rom, um als Tribun (123) die Pläne seines Bruders und die Rache für dessen Untergang zu vollziehen, so sehr ihn seine tiefbekümmerte Mutter davon abmahnte. Das Ackergesetz des Tiberius wurde durch ihn in strengerer Form erneuert, und von ihm zuerst ging der Beschluß aus, daß den ärmeren Bürgern in Rom, deren Menge immer mehr anwuchs, wohlfeileres Getreide aus den Staatsmagazinen verkauft wurde. Zugleich kränkte er den Senat, indem er die Rednerbühne, die bisher gegen die Plätze der Senatoren gerichtet war, nach dem Volke zuwandte, und er übertrug auch — wahrscheinlich erst, als er widergesetzlich im folgenden Jahre (122) nochmals das Tribunat erlangte — das Richteramt bei Staatsverbrechen, das bisher die Senatoren allein hatten, zu überwiegendem Theile an die Ritter, eine Classe der Neu-Reichen, die neben den Optimaten emporkommt und von nun an immer mehr die Stellung zwischen dem Senate und dem Volke einnimmt (so daß sie seit Cicero als besonderer Stand erscheint, ordo equestris). Um sich einen größeren Anhang zu bilden, dachte auch C. Gracchus darauf, allen Bewohnern Italiens das römische Bürgerrecht zu verschaffen. Doch da er sich dabei schwankend zeigte, büßte er an Zutrauen ein, und der Senat stellte ihm einen anderen Tribun, Livius Drusus, gegenüber, auf dessen Antrag die Errichtung von 12 Colonieen in der Nähe Roms zugestanden wurde. Als hierauf Cajus Gracchus den Vorschlag zur Sendung einer Colonie nach der mit dem Fluch belegten Stätte von Karthago durchsetzte und er selbst deßhalb nach Afrika ging, wurde er während seiner Abwesenheit verdächtigt und seine Wiederwahl zum Tribunen für das Jahr 121 durch das Mißtrauen und die Kälte seiner Anhänger verhindert. Dagegen wurde der streng aristokratische

121 v. C. Opimius Consul (121 v. C.), und als Gracchus dessen Antrage zur Wiederaufhebung der Colonie in Karthago mit seinem Anhange entgegentrat, benutzte der Senat einen bei der Abstimmung entstandenen Tumult, um dem Opimius dictatorische Gewalt zu übertragen. Gracchus besetzte am folgenden Tage mit seinen Anhängern den aventinischen Berg; als aber Opimius Truppen gegen ihn sandte, nahm er alsbald die Flucht und ließ sich von einem Sklaven tödten; viele seiner Anhänger waren inzwischen im Kampfe gefallen, viele Andere (angeblich 3000) wurden hingerichtet. —

Das Ackergesetz des Tiberius wurde nun aufgehoben; doch waren unter den gracchischen Unruhen die römische Plebs und die italischen Bun-

desgenossen zu vollem Bewußtsein ihres Rechtes gelangt. Das Volk steht von jetzt an der Aristokratie feindlich gegenüber, und es wirkte nur wie ein erbitterter Hohn, daß der Consul Opimius durch Erbauung eines Tempels der Eintracht die Beilegung der gracchischen Unruhen feierte.

---

2. Die Zeiten des Marius und Sulla.

a. Der Krieg gegen Jugurtha, 111—106.

Bald gab ein auswärtiger Krieg zu dreisterem Auftreten des Volkes gegen die übermüthige und verderbte Aristokratie Veranlassung. Das Reich des Masinissa war 30 Jahre lang von dessen Sohn Micipsa beherrscht (bis 118), der dann, wohl nicht ohne Einfluß der Römer, seinen im römischen Kriegsdienste ausgezeichneten Neffen Jugurtha zum Miterben seiner beiden Söhne ernannt hatte. Jugurtha ließ bald nach Antritt seiner Herrschaft seinen einen Vetter, Hiempsal, ermorden, worauf der andere, Adherbal, in Rom Recht suchte. Jugurtha wußte indeß durch Bestechung römischer Senatoren eine für ihn günstige Theilung des Reichs mit Adherbal zu bewirken, nahm diesen selbst bald in einem Kriege gefangen und ließ ihn gegen das einer römischen Gesandtschaft gegebene Versprechen hinrichten. Der Tribun Memmius bewog zwar durch Drohungen den Senat (111), den Consul Calpurnius Bestia nach Afrika zu senden; 111 v. C. dieser aber verkaufte dem Jugurtha einen günstigen Frieden. Nun bewirkte freilich Memmius, daß Jugurtha in Rom erscheinen mußte, um über die von ihm geübten Bestechungen Aufschlüsse zu geben; doch während seines Aufenthaltes in Rom selbst ließ Jugurtha einen Verwandten ermorden und sicherte sich wenigstens freie Rückkehr. Er verließ Rom mit dem Ausrufe: »Die Stadt ist feil, wenn sich nur ein Käufer findet!« —

Auch in dem hierauf wiederum begonnenen Kriege erlangte Jugurtha anfangs einen neuen günstigen Vertrag; dann erst bestimmte die allgemeine Entrüstung den römischen Senat, das Commando in Afrika einem durchaus tüchtigen Manne, dem Metellus, zu ertheilen. Indeß setzte der Tribun Mamilius zugleich die Untersuchung der früheren Vorgänge durch, und mehrere der vornehmsten Römer wurden wegen Bestechung mit Verbannung bestraft, wobei es nicht ohne Leidenschaft zuging. »Der Uebermuth war fortan auf Seiten des Volks« (Hock). Unter solchen Verhältnissen gelang es einem Manne von niederer Geburt, durch das Volk die höchsten Würden zu erhalten. Schon hatte Metellus den Jugurtha in die Wüste getrieben; hier fand dieser eine Stütze bei seinem Schwiegersohn Bochus, König von Mauretanien. Jetzt wußte sich **Marius**, Sohn eines Landmannes aus Arpinum, ohne höhere Bildung, aber tapfer und ehrgeizig, durch Verläumdung des Metellus bei dem schon auf De-

müthigung der Nobilität bedachten Volke das Consulat und Commando gegen den Jugurtha zu verschaffen (107). Marius ergriff jedoch zugleich eine Maßregel, die den Pöbel zur Herrschaft im Staate zu erheben geeignet war. Zum ersten Male wird die Pflicht und das Recht, in den Legionen zu dienen, den Bürgern der ärmsten Classe (capite censi) ertheilt, und mit diesen Truppen treibt Marius, der jede Beschwerde mit ihnen theilt, den Jugurtha von Neuem in die Wüste zurück. Indessen wurde seine rauhe Tapferkeit durch die patricische Schlauheit des griechisch gebildeten Sulla in Schatten gestellt, der, als sein Quästor zu Unterhandlungen an den Bochus gesandt, von diesem die Auslieferung Jugurtha's erlangte (106). Zwar führte Marius den vor Wuth halb wahnsinnigen Jugurtha im Triumph in Rom auf (wo derselbe im Kerker starb), aber die Eifersucht auf den Sulla, dem die Nobilität den Ruhm der Beendigung des Krieges zuschrieb, spornte den Emporkömmling zu neuem Hasse gegen die gesammte Adelspartei.

106 v. C.

b. Die ersten Kämpfe jenseit der Alpen — die Cimbern und Teutonen, 113—101 v. Chr.

Schon ehe der Krieg mit Jugurtha die Römer bis an die afrikanische Wüste führte, waren sie über ihre Naturgränze im Norden hinausgegangen, indem sie sich im transalpinischen Gallien festsetzten. Nachdem zuerst Massilia (125) ihre Hülfe gegen gallische Völker angerufen hatte, mischten sie sich in die Kämpfe der letzteren über den Principat. Die Arverner, die von dem Centralhochlande Galliens (Auvergne) aus bisher die Vorherrschaft behauptet hatten, wurden mit römischer Hülfe durch die östlicher, bis zur Saone wohnenden Aeduer in Schranken gewiesen; die Römer selbst gründeten durch Unterwerfung der Allobröger (im Rhonewinkel) die erste Provinz jenseit der Alpen (Provence). — Die Scheidewand, welche die Mittelmeerländer von dem übrigen Europa trennt, war nun überschritten, und jenseit der Alpen hatten die Römer bald auch mit deutschen Völkern zu kämpfen.

113 v. C.

113 v. Chr. erfolgte das erste (geschichtlich gewisse) Zusammentreffen der Römer mit deutschen Schaaren. Cimbern, die vielleicht vom schwarzen Meere her an der Donau aufwärts wanderten, schlugen bei Noreja in Steiermark den römischen Consul Papirius Carbo; dann wandten sie sich gegen den Rhein hin, wo sie sich mit den Teutonen verbanden, die, wahrscheinlich durch Einbruch des Meeres von den flachen Gestaden der Nordsee vertrieben, rheinaufwärts gezogen waren. In Gallien sollen diese kriegerischen Horden von den Römern Landbesitz gegen Kriegsdienste gefordert haben. Sie schlugen mehrere consularische Heere, und in Rom wurde »cimbrischer Schrecken« sprichwörtlich. Der Staat glaubte nur bei **Marius** Hülfe finden zu können; zum Consul ernannt, suchte dieser

zunächst den gesunkenen Muth und die Kriegszucht der Heere in Gallien herzustellen. So wurde er, wider das Gesetz, 4 Jahre nach einander zum Consul gewählt, 104 — 101. Erst in den letzten beiden Jahren unternahm er offenen Kampf gegen die getrennten Schaaren der Feinde. Denn die Cimbern hatten sich endlich wieder donauabwärts gewandt, um dann über den Brenner (den niedrigsten Alpenpaß) nach Italien hinabzuziehen; die Teutonen, die dem Marius gegenüber blieben, höhnten die ins Lager gebannten Römer: »ob sie Etwas an ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten?« Da glaubte Marius die Zeit gekommen, der gesteigerten Kampfeswuth seines Heeres nachzugeben, und schlug die Teutonen bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence), 102. Inzwischen wurde der Consul Catulus von den Cimbern an der Etsch hinabgetrieben; Marius zog auch ihnen entgegen und besiegte sie unweit Verona (bei Vercellä), 101. Marius wurde jetzt neben Romulus und Camillus »der dritte Gründer Roms« genannt, dessen ganze Verfassung er bald in den Grundfesten erschütterte. (Von 104 — 100 wurde noch ein zweiter Sklavenkrieg in Sicilien nur mit Mühe gedämpft.)

102 v. C.

101 v. C.

c. Parteiungen in Rom, 100 ff.

Marius wollte auch im Frieden, auf die Massen gestützt, die Herrschaft behaupten. Hierzu verband er sich, als er wiederum für das nächste Jahr (100) — zum sechsten Male — das Consulat erhielt, mit zwei verderbten Menschen, welche die Künste der Demagogie besser als er verstanden, dem Volkstribun Saturninus und dem Prätor Glaucia. Saturninus ließ, um für das nächste Jahr seine Wiedererwählung als Tribun zu erlangen, den bereits erwählten Nonius auf offenem Markte ermorden; dann führte er Getreideaustheilung und ein Ackergesetz in bisher unerhörtem Umfange durch; Metellus, der sich widersetzt, wird aus Rom verbannt. Marius will zu seinem Nachfolger im Consulat den Glaucia erwählen lassen; dieser und Saturnin treten den Mitbewerbern mit ihren bewaffneten Banden gegenüber. Dieß Uebermaß der Frechheit führt indeß zu einem Siege der Aristokratie; Marius erhält als Consul den Auftrag, den Aufruhr zu dämpfen, und muß die Werkzeuge seines Frevels in offenem Kampfe vernichten. Dann hält er für gerathen, sich selbst von Rom zurückzuziehen, und reizt den Mithridates in Asien zum Kriege an, um sich von Neuem unentbehrlich zu machen.

100 v. C.

Inzwischen benutzte die Aristokratie diese Zeit zu Reactionsmaßregeln; um ihre Gegner zu schwächen, schloß sie (durch die lex Licinia Mucina, 95) mit großer Strenge alle Nichtbürger von Ausübung des Stimmrechts aus, wogegen viele Sklaven zu Verstärkung der Stimmen für die Adelspartei unter die Bürger aufgenommen wurden. Durch dieses Verfahren wurde die Erbitterung der italischen Bundesgenossen von

Neuem aufgeregt. Der Tribun Livius Drusus (der Sohn des Gegners von Cajus Gracchus) benutzte die herrschende Gährung zu einem neuen Versuche, ihnen das Bürgerrecht zu verschaffen; dieß führte nur seine Ermordung und strenge Bestrafung aller seiner Anhänger herbei. Jetzt aber sahen die Bundesgenossen allein in den Waffen ihr Heil. So begann

d. der große Bundesgenossenkrieg, 91—89.

Die sabellischen Völker versuchten sogar, eine selbständige Staatsverbindung zu begründen. Sie erklärten Corfinium für die Hauptstadt und gaben ihr den stolzen Namen »Italica«. Die tapferen Marsen (es war sprichwörtlich geworden: »man könne nicht über sie und nicht ohne sie triumphiren!«) erkämpften mehrere Siege, bis Marius noch einmal seinen alten Kriegsruhm bewährte. Indeß hatte der Senat schon im ersten Jahre des Krieges den treugebliebenen Latinern das Bürgerrecht ertheilt — durch die lex Julia (90); im folgenden Jahre wurde dieses Gesetz auf alle Bundesgenossen ausgedehnt, welche die Waffen niederlegten, und nur durch diese weise Nachgiebigkeit gelang es, den Aufstand zu ersticken (89). Die letzten vereinzelten Aufständischen trieb Sulla zu Paaren und entriß so auch jetzt dem Marius die Ehre des endlichen Sieges. Das römische Bürgerrecht ward nun ganz Italien zugestanden; dadurch aber erhielt die Stadt Rom eine ganz veränderte politische Stellung. Auf eine unnatürliche Weise wurde die alte Stadtverfassung über ein weites Gebiet ausgedehnt; die Comitien waren nach wie vor in Rom allein, aber diese Stadt wurde forthin ein Sammelplatz aller der Italiker, die am Wenigsten durch Besitz an ihre Heimath gefesselt waren, und die Hefe des ganzen Volkes diente so den Leidenschaften der Machthaber als Werkzeug. Die Italiker wurden anfänglich in 8 neue Tribus aufgenommen, wodurch die Bedeutung ihres Stimmrechts geschmälert ward, bald aber unter die herkömmlichen 35 Tribus vertheilt.

90 v. C.

89 v. C.

e. Der erste Bürgerkrieg, 88—81, und der erste mithridatische Krieg, 88—84.

Schon konnten auch die Häuptlinge der Aristokratie sich nur durch die Gunst der Massen, vor Allem freilich mittels sieg- und gewinnreicher Kriege erheben. Durch einschmeichelnde Popularität, wie durch den Glanz seiner Thaten im Bundesgenossenkriege, gelang es dem feinen Sulla (88), das Consulat und (durch den Senat) den Oberbefehl im Kriege gegen Mithridates, König von Pontus, zu erhalten. Zu spät suchte ihm Marius durch demagogische Wühlereien das schon angetretene Commando zu entreißen. Der Tribun Sulpicius Rufus, durch Verschuldung auf's Aeußerste gebracht, tritt für Marius an der Spitze bewaffneter Banden unter Anführung junger Ritter, die er

88 v. C.

seinen Gegensenat nannte, zum offenen Kampfe hervor und läßt ihm nach Vertreibung der Consuln aus Rom durch einen revolutionären Volksbeschluß den Oberbefehl im mithridatischen Kriege ertheilen. Sulla ruft indeß das Heer, das schon bei Nola versammelt ist, nicht vergebens für sich auf, und zum ersten Male führt ein römischer Consul ein Römerheer gegen Rom. In den Straßen der Stadt kämpfen die Anhänger des Marius und Sulla; alsbald unterliegt Marius und muß unter tausend Gefahren fliehen; in Minturnä dem Gefängnisse und Tode entgangen (indem er dem gegen ihn ausgesandten Mörder entgegenrief: »Mensch, tödte den Marius nicht!«), ward er später auf den Trümmern von Karthago gesehen.

Sulla ließ sich für jetzt an der Vollziehung seines ruhmreichen Auftrages genügen. Um ohne Verzug gegen Mithridates zu ziehen, versöhnte er einstweilen die Parteien, indem er die Consulwahlen freiließ, wodurch der ihm ergebene Octavius neben einem Freunde des Marius, Cinna, das Consulat für das nächste Jahr erhielt. Kaum jedoch hatte Sulla Italien verlassen, als es zwischen den beiden Consuln zu offenem Kampfe kam. Cinna mußte aus Rom weichen, fand aber seine Stütze in einem Heere, bei welchem bald auch Marius erschien. Beide erhielten durch einen Vertrag mit Octavius Rückkehr nach Rom und ließen dort ihre ganze Rache gegen die Aristokraten aus. Jeder, wem Marius den Gegengruß verweigert, wird von seinen bewaffneten Trabanten niedergehauen, der Consul Octavius unter den Ersten. 5 Tage und Nächte wird von zügellosen Sklavenbanden in der Stadt gemordet, bis diese endlich selbst von Cinna überfallen und niedergemetzelt werden.

Sulla wurde für einen Feind des Vaterlandes erklärt; doch in eben dieser Zeit hatte derselbe Rom von seinem mächtigsten Feinde befreit und das siegreiche Heer an seine Person gefesselt.

Mithridates, in früher Jugend durch treulose Vormünder in die Einöde gestoßen, während gleichzeitig die Römer sein väterliches Reich schmälerten, bemächtigte sich im 20sten Jahre des Thrones. Voll großer Körper- und Geisteskraft breitete er rücksichtslos das pontische Reich auf die Küstenländer um das schwarze Meer bis zur taurischen Halbinsel (Krim) aus, über 22 Völkerschaften, die er alle in ihren Sprachen anzureden verstand. Als die Römer gegen den aufstrebenden Fürsten seine Nachbarn anreizten, unterwarf er fast ganz Klein-Asien; und da in Rom der Krieg gegen ihn gerüstet ward, begann er denselben (88), indem er an einem Tage 80,000 Römer in den Grenzen seines Reiches ermorden ließ. Die Griechen, besonders die Athener, hofften sich durch ihn der römischen Herrschaft entledigen zu können, und nahmen ein Heer desselben unter Archelaus willig auf. Nun aber erschien Sulla und eroberte

88 v. C.

zuerst Athen, das er furchtbar verheeren ließ; dann vernichtete er die bei Orchomenos von Archelaus gesammelten Heerschaaren, und Lucullus, dem er den Oberbefehl über die Flotte gegeben hatte, hätte den Mithridates selbst in seine Gewalt bringen können, wenn er nicht durch den Parteigeist daran verhindert wäre. Denn Marius hatte zwar ein Heer nach Kleinasien gesandt, und dieses zwang (unter dem Legaten Fimbria, der den ihm vorgesetzten unfähigen Consul Flaccus ermorden ließ) den Mithridates zur Flucht, doch ließ Lucullus denselben entschlüpfen, um nicht den Marianern Vorschub zu leisten. Jetzt wünschte Mithridates wie Sulla den Frieden, und jener verstand sich dazu, die römische Provinz Asia und die benachbarten kleinasiatischen Länder zu räumen (84).

84 v. C.

Sulla wandte sich zunächst gegen das marianische Heer in Klein-Asien, das sich (nachdem Fimbria sich selbst getödtet hatte) dem siegreichen Feldherrn ergab, der auf Kosten der Asiaten die Anhänglichkeit der Truppen mit großen Schätzen erkaufte. — So konnte er sich die Rückkehr nach Rom erzwingen. Hier war inzwischen der alte Marius, nachdem er eben das siebente Consulat angetreten hatte, gestorben (86); auch Cinna, der sich eigenmächtig 3 Jahre im Consulat erhielt, wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen. Jedoch hatte Marius der Sohn und sein tüchtiger Genosse Sertorius, ein kräftiger Sabiner, den der Abscheu gegen das Verderbniß der Aristokratie auf die Seite der Volkspartei führte, ein Heer von 200,000 Mann zusammengebracht, da die Italiker (durch endliche Aufnahme in die 35 Tribus) sich dem Widerstande gegen die Aristokratie zugesellt hatten. Durch blutige Siege eröffnete sich Sulla den Einzug in Rom (Nov. 83), wobei er verkündete: »er wolle den Zustand des Volks verbessern, aber keinen seiner Feinde verschonen.« Auf dieses Wort hin beginnen seine Krieger ein regelloses Gemetzel; bald stellt er selbst die verrufenen Proscriptionslisten auf; die Tödtung jedes Geächteten wurde mit 2 Talenten belohnt, die Rettung mit dem Tode bestraft. Auf den Listen stand jedenfalls nur eine (verschieden angegebene) Anzahl von Hochgestellten und Reichen, aber die Privatrache von Sulla's Anhängern wüthete durch ganz Italien.

83 v. C.

f. Sulla's Dictatur, 82—79. — Restauration der Aristokratie.

Unter dem Eindruck dieser Gräuel ließ sich Sulla durch die Consular-Comitien zum Dictator ernennen (82), »auf so lange, bis er das Reich wieder sicher geordnet habe.« Schon er erlangte hiermit unumschränkte monarchische Gewalt durch das Volk, nicht eine verfassungsmäßige Dictatur, wie sie in früheren Zeiten der Senat ertheilte. Eine starke Leibwache aus Optimaten schützte seine Person. Zunächst gab er das Gesetz, nach welchem er über alles Staatseigenthum wie über die Güter aller Proscribirten willkürlich verfügte, um sich durch immer neue Belohnungen des Heeres zu

82 v. C.

vergewissern. Er wurde der Urheber der verrufenen »Militär-Colonieen«; 120,000 Soldaten wurden in Besitz marianisch gesinnter Städte und der Ländereien derselben gesetzt. — Dann führte er eine **Verfassungsreform** durch, »welche die Aristokratie in neuer Gestalt befestigen sollte«: 1) Zuerst stellte er das gesunkene Ansehen des Senats her; die geschmälerte Zahl der Senatoren ergänzte er durch Mitglieder des Ritterstandes (der Neu-Reichen) auf 400, dem Senate ausschließlich wurden nebst dem Richteramt zugleich (durch Aufhebung der lex Hortensia v. 286) die früheren Rechte bei der Gesetzgebung zurückgegeben. 2) Das Zweite war die Umgestaltung des Tribunats. Sulla ließ demselben »wenig mehr als die Befugnisse bei seiner Einsetzung auf dem heiligen Berge«, nahm den Tribunen die Initiative und hiermit den Tribus das Recht der Legislation, beschränkte das tribunicische Veto auf die vorläufige Einsage gegen Befehle der Magistrate, und indem er festsetzte, daß kein gewesener Tribun ein anderes Staatsamt bekleiden dürfe, schloß er die aufstrebenden Männer von dieser Würde aus. 3) Endlich waren mehrere Gesetze Sulla's gegen das herrschende Sittenverderben, besonders der Aristokraten, gerichtet, doch vermochten dieselben sehr wenig. — Sulla, der sich den »Glücklichen« nannte, sah ein, daß die Zeit zur Einführung der Monarchie noch nicht herangereift sei, deßhalb legte er, nach Herstellung der Aristokratie — die doch nur ein letzter Versuch blieb — die Dictatur freiwillig nieder, 79; auch seine Neigung zog ihn mehr zu üppiger Weichlichkeit, als zu dauernder Uebung der Herrschaft. Auf seinem Landgut bei Cumä lebte er den Ausschweifungen, aber auch der Kunst und Wissenschaft, und starb bald an einer furchtbaren Krankheit (78).

79 v. C.

»Sulla war der Erste, der den Staat mit Hülfe eines Heeres umgestaltete;« nur so lange er lebte, waren seine Einrichtungen durch seine Veteranen-Colonieen und seine Leibgarde, die »10,000 Cornelier«, die er aus Sklaven zu Bürgern erhob, gesichert. Die Volkspartei war nur eingeschüchtert; unterdrückt werden konnte sie nicht, zumal den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht geblieben war, die mit ihr das Interesse gegen die Optimaten gemein hatten. Schon bei Sulla's Leichenfeier, die der demokratische Consul Lepidus verhindern wollte, standen sich die Parteien einander drohend gegenüber; ein Versuch des Lepidus, an der Spitze seines Heeres Rom zu überfallen, »um die Tribunen in ihre Rechte einzusetzen,« scheiterte, aber schon in den nächsten Jahren wurden die sullanischen Beschränkungen des Tribunats größtentheils wieder aufgehoben, wozu besonders der Mißbrauch des Richteramts durch die feilen Senatoren Veranlassung gab. Vor Allem wurde die Ausschließung der Tribunen von späterer Bekleidung anderer Magistraturen zurückgenommen, und die nächste Zeit zeigt uns, daß die Häupter der Aristokratie sich nur vermittelst des Tribunats, d. h. durch Begünstigung der Massen, zur Herrschaft emporschwingen konnten; — dieses

war der durch die Verhältnisse des Staats vorgezeichnete **Weg zu einer demokratischen Monarchie.**

3. Die Zeiten des Pompejus, Crassus und Cäsar.

a. Die Erhebung des Pompejus.

Seit Sulla's Tode erhob sich **Pompejus** zum Haupte der Aristokratie; aber auch er vermochte nur durch Zugeständnisse an die Volkspartei diesen Platz zu erlangen und zu behaupten, bis sein Schwanken zwischen den Parteien den Cäsar, der entschieden die Partei des Volks ergriff, zum Siege über ihn führte. — Pompejus hatte dem Sulla bei dessen Rückkehr aus dem mithridatischen Kriege drei auf seine Kosten geworbene Legionen zugeführt und wurde deßhalb als eine Hauptstütze seiner Macht von ihm geehrt (u. A. mit dem Beinamen des Großen). Nach Sulla's Tode hielt Pompejus den demokratischen Lepidus mittels der ihm ergebenen Truppen nieder, dann beauftragte ihn der Senat mit

dem Kriege gegen Sertorius (81—72).

Dieser hatte sich, schon vor Sulla's Siege mit den Marianern unzufrieden, nach Spanien geworfen, fand Unterstützung bei den Lusitanern, sammelte eine Heeresmacht und bedrohete mit dieser selbst Italien. 6 Jahre widerstand Sertorius, den die Spanier einen zweiten »Hannibal« nannten, jedem Angriff, auch dem Pompejus seit 77; darauf aber begann Pompejus' lange steigendes Glück. Der ränkevolle Perperna, der dem Sertorius mit Widerstreben gehorchte, regte erst die Gemüther gegen denselben auf und benutzte dann die Grausamkeiten, zu denen sich jener verleiten ließ, um ihn durch eine Verschwörung aus dem Wege zu räumen. Perperna selbst wurde darauf leicht von Pompejus überwunden (72). Nun ward dieser nach Rom berufen, um

72 v. C.

den Sklavenkrieg unter Spartacus (73—71)

zu beenden, der Rom selbst in furchtbare Gefahr gebracht hatte. Spartacus, ein Thraker, war, um nicht als Gladiator verbraucht zu werden, aus Capua entflohen und sah sich bald, da der Krieg des Sertorius und gleichzeitig des Mithridates (s. u.) ermuthigte, von Schaaren von Sklaven umgeben, mit denen er zwei consularische Heere schlug und vor Rom rückte. Der Prätor Crassus schützte indeß die Hauptstadt und rieb unter mehreren Kriegswechseln die Schaaren des Spartacus, der selbst im Treffen fiel, im südlichen Italien fast gänzlich auf. Als Pompejus von Spanien über die Alpen zurückkehrte, hatte er nur noch einige Tausend Flüchtlinge von dem Sklavenheere zu vernichten (71). Er allein maßt sich indeß den Ruhm an, den Krieg in Spanien wie den (dritten) Sklavenkrieg beendigt zu haben; die Volksgunst trägt ihn um so höher empor, da er während der Streitigkeiten über die tribunicische Gewalt schon von Spanien aus Hoffnung gegeben hatte, daß er dieselbe in vollem Umfange herstellen werde.

71 v. C.

Im Jahre 70 erlangen **Pompejus** und **Crassus** das Consulat; der reiche Crassus sucht, durch Speisung des Volkes an 10,000 Tischen und Schenkung von Korn auf 3 Monate, Popularität; Pompejus erringt sie in höherem Maße, indem er auf Kosten der Aristokratie dem Volke Zugeständnisse macht. Er giebt wirklich dem Tribunate die früheren Rechte zurück und räumt neben den Senatoren nicht nur den Rittern, sondern selbst den vom Volke gewählten Schatztribunen einen Antheil an den Gerichten ein. Jedoch war Pompejus wegen seines Stolzes nicht zum Volksmanne geeignet und entzog sich dem Forum, weil ihm die Vertraulichkeit des großen Haufens zuwider war. Auch wollte er es mit keiner Partei verderben und konnte deßhalb auf die Dauer keine gewinnen. Wiederum aber bot ihm alsbald das Glück Gelegenheit, die Gunst der Massen in (70 v. C.)

dem Kriege gegen die Seeräuber (75—67)

zu gewinnen. Während der erneuten Kämpfe Mithridat's hatten die Seeräuber an den asiatischen Küsten eine so gefährliche Macht erlangt, daß sie die Getreidezufuhr sperrten und Rom mehrmals mit Mangel bedroht war. Vergeblich wurden sie einzeln bekämpft; endlich wurde auf Vorschlag eines Tribunen (Gabinius) dem Pompejus der Oberbefehl an allen Küsten des mittelländischen Meeres ertheilt, um dieser Noth ein Ende zu machen. Und so gelang es ihm, binnen 3 Monaten das Uebel mit der Wurzel auszurotten (67). Dieß aber wurde für ihn der Weg zu neuer Erhebung und neuem Kriegsruhm. Denn auf Vorschlag des Tribunen Manilius übertrugen die Tribus dem Pompejus die Führung (67 v. C.)

im (dritten) Kriege gegen den Mithridat (75—64)

und zugleich eine unumschränkte Gewalt in den Ländern des Kriegsschauplatzes, so bedenklich eine solche Macht in der Hand eines Einzelnen auch dem Senat und den Optimaten erschien. Cäsar und Cicero, die damals die Gunst des einflußreichen Pompejus suchten, unterstützten das »manilische Gesetz«, das allerdings zur endlichen raschen Beseitigung des gefährlichen Mithridates nöthig erscheinen konnte.

Gegen Mithridat hatte schon sogleich nach der Rückkehr Sulla's aus Asien sein Unterfeldherr Murena aus persönlichem Ehrgeiz einen zweiten Krieg (82—80) begonnen, den er jedoch auf Sulla's Befehl aufgeben mußte. Um so eifriger bereitete Mithridates selbst neue Kriegsrüstungen und wartete auf eine günstige Gelegenheit zur Wiedererhebung gegen die verhaßten Römer. Als sein Nachbar, der König von Bithynien, sein Reich den Römern vermachte, glaubte er nicht länger zögern zu dürfen. So begann er seinen dritten Krieg (75). Damals erhielt Lucullus, ein durch griechische Gelehrsamkeit ausgezeichneter, einsichtsvoller und wohlwollender, aber üppiger und habsüchtiger Optimat, das Commando gegen ihn und vertrieb ihn aus dem pontischen Reiche nach Armenien, wo er bei dem mächtigen Könige Tigranes, seinem Schwiegersohn, Beistand fand. Dieser hatte seine Herrschaft sogar über Syrien ausgebreitet, wohin ihn die Un- (75 v. C.)

terthanen der letzten ganz gesunkenen Seleuciden selbst herbeigerufen hatten (85). Lucullus nahm sich nun zunächst der Provinz Asia mit Nachdruck an, die seit Sulla's Bedrückungen in große Schuldenlast gesunken war, verdarb es aber hierbei mit den einflußreichen römischen Wucherern, obwohl er den Zinsfuß nur auf 12 pCt. herabsetzte. Dann griff er Armenien an, in dessen neubegründeter Hauptstadt Tigranocerta er reiche Beute gewann; bald aber verlangten seine Soldaten, unter denen er strenge Zucht hielt und die von seinen Feinden aufgehetzt wurden, in das mildere Mesopotamien geführt zu werden, und weigerten sich hier, einen neuen Feldzug zu unternehmen. Unter diesen Umständen wurde Pompejus der Oberbefehl gegen Mithridat übertragen, dem das Heer willigen Gehorsam bewies (66). Lucullus zog sich seitdem, nach einem prächtigen Triumph, in die Muße zurück, welche er mit wissenschaftlichen Beschäftigungen wie mit Schwelgereien einer verfeinerten Sinnlichkeit ausfüllte, die seinen Namen sprichwörtlich gemacht haben.

Dem Pompejus kam neben seinen Feldherrn- und Unterhandlungskünsten nochmals sein Glück zu Hülfe. Er wußte den König der Parther von Mithridat zu trennen, während dieser sich gleichzeitig von Tigranes verlassen sah. Mithridat wich deßhalb vor einem offenen Kampfe zurück, Pompejus aber überfiel ihn noch diesseit des Euphrat (bei Nicopolis) während der Nacht und schlug ihn so völlig, daß derselbe durch die Pässe des Kaukasus nach Taurien floh, auch jetzt noch auf die Erneuerung des Kampfes bedacht, den er von hier aus über die Donau gegen Italien zu tragen gedachte. Pompejus, der den Tigranes im Besitze seines Reiches bestätigte, gab den Plan, durch den Kaukasus zu ziehen, wegen der unüberwindlichen Schwierigkeiten auf und beauftragte nur die Flotte, den Mithridates zu beobachten. Dieser wurde indeß bald, als er selbst vergeblich Gift genommen hatte, auf Anstiften seines Sohnes Pharnăces, der die Freundschaft der Römer suchte, ermordet. Pompejus, der inzwischen die Verhältnisse der übrigen asiatischen Länder geordnet hatte, bestätigte den Pharnaces in dem größten Theile des väterlichen Reichs, während er die Städte am schwarzen Meer, besonders das handelsreiche Dioscurias (jetzt Iskuria, — wo man nach Plinius 300 Sprachen hörte) mit dem römischen Reiche verband; Syrien und die angränzenden Gegenden Klein-Asiens wurden zu Provinzen gemacht (64). Zuvor war er bis in das peträische Arabien gezogen und hatte unter dem Zwiste der makkabäischen Brüder Hyrkan und Aristobul den Tempel zu Jerusalem, in welchem sich der Anhang des Letzteren gegen ihn vertheidigte, erobert, worauf er das Allerheiligste betrat, aber den Tempelschatz verschonte. Hyrkan (II.) erhielt durch ihn das hohepriesterliche Fürstenthum (S. 195).

64 v. C.

Auf seiner Rückkehr gewann Pompejus durch seine Mäßigung wie seine Freigebigkeit gegen griechische Gelehrte die Herzen. Als er in Brundisium an das Land stieg (61), entließ er sein Heer; von der Gunst des Volkes überzeugt, hoffte er, nach dem glanzvollsten Triumphe, den Rom

noch gesehen hatte, durch Mäßigung den Senat am Sichersten für sich zu gewinnen; doch ist auch wohl anzunehmen, daß die Wirren in Rom, deren der Senat das Jahr zuvor Meister geworden war, den Pompejus in höherem Maße bestimmten, den Schein der Herrschsucht zu vermeiden.

Denn durch einen unsinnigen Versuch zu einem gänzlichen Umsturz des Staats war noch einmal ein Anschluß aller Besseren an den Senat und das bestehende aristokratische Regiment herbeigeführt. Es war dieß

b. die Verschwörung Catilina's (63. 62),

jenes berüchtigten sittenlosen Nobilis, der sich durch die verzweifelte Lage, in die er sich selbst durch liederliches Leben und eine unbezahlbare Schuldenlast gestürzt hatte, zu dem Wahne verleiten ließ, er könne trotz seiner gänzlichen Unwürdigkeit bloß durch rohe Gewalt zur Alleinherrschaft gelangen. Aber das Bestehende war doch zu gut befestigt, und Cicero's geordneter Geist verlieh der gesetzlichen Staatseinrichtung einen kräftigen Halt. M. Tullius **Cicero**, der Sohn eines Ritters (Neu-Reichen) zu Arpinum, wurde von diesem früh nach Rom gebracht, um seine ausgezeichneten Anlagen durch griechische Wissenschaft für die staatsmännische Laufbahn auszubilden, und öffnete sich durch seine Beredsamkeit im Dienste des Rechts zuerst aus seiner Familie (novus homo) den Weg zu den höchsten Würden. In demselben Jahre, in welchem Catilina seine gefährlichen Pläne durch Bewerbung um das Consulat zu verwirklichen suchte, wurde statt dessen Cicero zum Consul erwählt. Catilina wollte nun für das nächste Jahr gewählt werden; als Cicero ihm dabei entgegen war, beabsichtigte er dessen Ermordung auf dem Marsfelde, doch wurde diese, wie Catilina's Wahl zum Consul verhindert. Da einer seiner Anhänger, Mallius, bereits ein Heer in Etrurien aufgestellt hatte, hielt Cicero im Senat dem Catilina seine bösen Anschläge mit solcher Bestimmtheit vor, daß derselbe für gerathen fand, sich zu dem Mallius zu begeben. Dann wurden fünf seiner Anhänger, gegen die sich Cicero besonders durch die in die Verschwörung gezogenen Gesandten der Allobröger die Beweise verschafft hatte, durch ein Senatsurtheil zum Tode verdammt. Auf die Nachricht davon zerstreuten sich die Banden des Mallius; mit einem Reste derselben warf sich Catilina dem consularischen Heere entgegen und fiel im Verzweiflungskampfe bei Pistoja, 62, Januar. 62 v. C.

c. Aufstreben des Julius Cäsar.

Als im Senate über die Todesstrafe für die Anhänger des Catilina abgestimmt war, hatte Cäsar zuerst das Wort dagegen genommen, ihm gegenüber aber M. Porcius Cato, der Urenkel des Cato Censor, jenes Urtheil durchgesetzt. Dieser Cato der Jüngere war rücksichtsloser Vorkämpfer der bestehenden Staatsordnung, der (nach Cicero) »seine Meinung so sagte, als redete er in Plato's Staate und nicht vor der Hefe des Ro-

mulus«. Cäsar dagegen erkannte auf das Klarste, wohin die Zeit sich neige, und bei ihm war längst der Plan gereift, auf die Gunst der Massen und die Macht des Heeres gestützt, der abgelebten Aristokratie ein Ende zu machen und die Alleinherrschaft im Staate zu erringen. Nur der Haß der Aristokraten konnte Cäsar, der die Todesstrafe der Catilinarier nicht gesetzlich gerechtfertigt hielt, eines Einverständnisses mit Catilina verdächtigen.

C. Julius Cäsar, geb. 100 v. Chr., 6 Jahr jünger als Pompejus, gehörte seiner Geburt nach den Optimaten, ja einem altberühmten patricischen Geschlechte an, doch war seines Vaters Schwester mit dem älteren Marius verheirathet, er selbst vermählte sich mit einer Tochter des Cinna. Als er seine Gattin nicht, wie Pompejus, auf Sulla's Geheiß verstoßen wollte, wurde er geächtet; auf Fürbitte seiner Freunde begnadigte ihn der Dictator, weissagte aber, »in diesem 19jährigen Jünglinge steckten viele Marius.« Erst nach Sulla's Tode kehrte der Verbannte aus Asien nach Rom zurück. Cäsar besaß die wahre Klugheit, die ihn lehrte, um eines sicheren Ziels willen den Vortheil des Augenblicks zu verschmähen. Seine Beredsamkeit wie seine verschwenderische Freigebigkeit verschafften ihm die Gunst der Menge; die Optimaten meinten, er werde sich selbst oder doch sein Vermögen zu Grunde richten. Als Quästor in Spanien äußerte er bei einer Bildsäule Alexander's des Großen (in Gades): »Der hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, und ich habe noch Nichts gethan!« Seit seiner Rückkehr schloß er sich an Pompejus und Beide trugen sich einander empor, jedoch wußte Cäsar, daß, wenn er jenen der Aristokratie entfrembete, er bei dem Volke keinen gefährlichen Nebenbuhler in ihm haben würde. So unterstützte er das manilische Gesetz und nutzte die dadurch herbeigeführte Entfernung des Pompejus nach Asien für seine Zwecke. Als Aedil stellte er Spiele mit nie gesehenem Glanze an und wagte, durch Aufstellung von Bildnissen des Marius wider das Verbot, dessen Partei zu neuem Leben zu erwecken. Damals zuerst eiferten die Optimaten: »er strebe nach der Tyrannis«; um so offener wurde seine Opposition gegen den Senat. Als er die Wahl der Priester, die von Sulla den Collegien derselben übertragen war, dem Volke zurückgegeben hatte, wurde er Pontifex Maximus und konnte nun auch die Religion für seine Zwecke benutzen. Dieses war unter Cicero's Consulat; — damals erhob sich durch den Rückschlag, der auf die catilinarische Verschwörung folgte, noch einmal die Macht der Optimaten und des Senats; doch hielt auch jetzt selbst Cato für nöthig, durch unentgeltliche Getreideaustheilung von Seiten des Senats die Volksgunst des Cäsar zu schmälern. Indessen ward dieser im folgenden Jahre Prätor, und als ihn der Senat wegen seiner Theilnahme an Volksunruhen entsetzt hatte, und das Volk ihm seine Hülfe zur Wiedereinsetzung anbot, beschwichtigte er die Massen, und nun gab ihm der Senat die Prätur zurück. Dann erhielt er (61) das jenseitige Spanien zur Provinz; auf der Reise dahin sprach er in einem

armseligen Städtchen das bedeutungsvolle Wort: »Ich möchte lieber in diesem Flecken der Erste, als in Rom der Zweite sein!«

Inzwischen kehrte Pompejus als Sieger über den Mithridat zurück; nachdem derselbe sein Heer in Brundisium entlassen hat, merkt er zu spät, daß der Senat in dem Feldherrn ohne Heer nur den Bürger erkennt. Die Optimaten, besonders Cato, widersetzen sich der Forderung, »seine Anordnungen in Asien zu bestätigen und sein Heer durch Ackeranweisungen zu belohnen.« Deßhalb wendet sich Pompejus jetzt völlig dem Volke zu. Um diese Zeit wird Cäsar nach seiner Rückkehr aus Spanien einstimmig zum Consul für das Jahr 59 ernannt. Dann erst schließt er

das erste Triumvirat (60) 60 v. C

mit Pompejus und Crassus, zuerst insgeheim; der Zweck desselben war: gemeinsamer Kampf gegen die Aristokratie, die den Plänen aller drei Männer im Wege stand; Cato erkannte in dieser Verbindung das erste und größte Unglück für den Staat. Die Optimaten erkauften die zweite Consulstelle für den Bibulus, jedoch überflügelte Cäsar dessen Einfluß so völlig, daß man das Jahr (59) scherzweise »das Consulat des Julius und des Cäsar« nannte. Zunächst schlug er ein umfassendes Ackergesetz vor, das er wider Willen des Senats und des Bibulus vor die Tribus brachte, wo Crassus das Wort für dasselbe nahm und Pompejus seine Veteranen zu dessen Durchführung aufstellte. Als die Tribus das Gesetz angenommen hatten, mußten es alle Senatoren — bei Todesstrafe — beschwören. Auf diese Weise wurde den Kriegern des Pompejus ihre Belohnung zu Theil, zugleich aber die ärmere Menge für Cäsar gewonnen. Den Pompejus fesselte Cäsar jetzt auch durch Vermählung desselben mit seiner Tochter Julia an sich. — Der Bruch Cäsar's mit dem Senat war bereits vollkommen; von nun an brachte er die wichtigsten Gesetze, über die gesetzlich der Senat allein zu entscheiden hatte, an die Tribus. Durch einen Tribusbeschluß gewann er auch die Ritter für sich, indem den Pächtern der Staatseinkünfte (aus jenem Stande) der dritte Theil ihrer Pachtsumme erlassen wurde. Jetzt wurden endlich die Verfügungen des Pompejus in Asien durch ein Plebiscit bestätigt. — Cäsar sorgte indeß zugleich auf die weiseste und wohlwollendste Art für das Wohl der Provinzen durch Gesetze, welche die Mißbräuche bei Verwaltung der Optimaten beschränkten. Nur wollte er selbst keine Schranken dulden, die seinem Streben nach der höchsten Gewalt in den Weg treten konnten. Während eines seiner Gesetze verbot, daß ein Prätor seine Provinz länger als ein Jahr verwalte, wußte er durch einen ihm ergebenen Tribun (Vatinius) den Tribusbeschluß zu erlangen, der ihm selbst das cisalpinische Gallien auf 5 Jahre übertrug; der Senat hielt für gerathen, das jenseitige Gallien hinzuzufügen, vielleicht um Cäsar in entfernte Händel zu verwickeln. Zwei Männer schienen während seiner Abwesenheit vor Allen gefährlich zu werden, Cicero und Cato, die Hauptstützen der Senatspartei, die Hauptgegner des

Triumvirats. Zu ihrem Sturze verschmäheten Cäsar und Pompejus nicht, sich mit einem der wildesten Demagogen, dem Clodius, zu verbinden. Dieser, aus dem berühmten Geschlechte der Claudier, hatte seinen Adel abgelegt, um Tribun zu werden; um sich einen großen Anhang unter allen Classen zu gewinnen, brachte er zunächst das Gesetz durch, daß die ärmeren Bürger künftig völlig unentgeltlich regelmäßige Getreidespenden erhielten, dann verpflichtete er sich die Optimaten durch Beschränkung der censorischen Gewalt (censura morum). Zugleich sicherte er seinen Plänen die Durchführung, indem er die Hemmung der Volksversammlungen durch Auspicien aufheben ließ und eine Menge von Genossenschaften aus Sklaven und Freigelassenen bildete, wodurch er Klopffechter für seine Zwecke gewann. Darauf griff er Cicero an, weil auf dessen Antrag Catilina's Anhang (widergesetzlich) ohne Genehmigung des Volks verurtheilt war, und Cicero, der sich durch voreilige Flucht selbst als schuldig bekannte, wurde verbannt. Cato wurde auf eine ehrenvolle Weise durch öffentlichen Auftrag nach Asien (Eroberung Cyperns) entfernt. Nun erst trat Cäsar sein Proconsulat in Gallien an, das ihm den Weg zur Alleinherrschaft bahnen sollte.

Cäsar in Gallien (58 — 49).

Als das Volk dem Cäsar das cisalpinische Gallien zur Provinz anwies, rief Cato: »Rom wählt sich einen Herrn und führt ihn selbst in seine Burg ein.« Cäsar benutzte das diesseitige Gallien als sein Lager gegen Rom, das jenseitige, um durch seine Siege Kriegsruhm zu erwerben und sich ein treu ergebenes Heer zu bilden. Zu Großthaten fand er alsbald nach seiner Ankunft jenseit der Alpen Gelegenheit. Eben brachen die Helvetier, ein Volk celtischen Stammes, aus den schweizerischen Gebirgen auf, in die sie vielleicht erst seit der cimbrischen Wanderung (vom Main her) zurückgedrängt waren. Bei Genf wies Cäsar sie von der römischen Provinz (die in N. und W. bis zur Rhone reichte) zurück; als sie nördlicher gegen die Saone zogen, eilt Cäsar ihnen nach, schlägt einen Theil noch östlich von diesem Flusse, den anderen westlich desselben und zwingt die Uebrigbleibenden (kaum $1/3$, etwa 110,000), nach Helvetien umzukehren. — Jetzt ziehen die Gallier den Mächtigen in ihre Zwistigkeiten hinein. Seitdem die Arverner (S. 232) das Principat in Gallien einbüßten, hatten sich allmählich die zwischen Loire und Saone wohnenden Äduer gehoben, worauf jene in Verbindung mit den noch östlicheren Sequanern (an der Seinequelle) den Ariovist, einen deutschen Fürsten, über den Rhein gerufen hatten (72). Dieser gehörte dem Suevenbunde an, der damals (von der Ostsee aus?), die Gränzmannschaft (Markomannen) voran, im Vorrücken durch das südliche Deutschland nach dem Westen begriffen war. Ariovist beschränkte die Äduer, bezwang dann aber die Sequaner selbst, nahm ihnen erst ein, darauf ein zweites Drittheil ihrer Ländereien und

wurde während Cäsar's Consulat von den Römern als König der Deutschen in Gallien anerkannt. Als Cäsar die Helvetier besiegt hatte, baten ihn die Gallier, sie vor den Uebergriffen Ariovist's zu retten; Cäsar verlangt erst eine Unterredung mit Ariovist, die dieser stolz verweigert (»wenn Cäsar Etwas von ihm begehre, möge derselbe zu ihm kommen«); dann fordert Cäsar, jener solle den Galliern ihre Geiseln zurückgeben, und keine Deutsche weiter über den Rhein führen, und zieht, als dieß trotzig zurückgewiesen wird, gegen ihn. Doch »cimbrischer Schrecken« lähmt Cäsar's Heer, Viele beurlauben sich, Andere machen ihre Testamente; — da erklärt er den Truppen: wenn Alle ihn verließen, so wisse er, der zehnten Legion wenigstens dürfe er vertrauen. Dieß beschämt die Uebrigen, und die Deutschen, die der römischen Kriegskunst in offener Schlacht nicht gewachsen sind, werden besiegt und über den Rhein zurückgetrieben. Die gallischen Völker, nun vor Cäsar's Uebermacht besorgt, regten die belgischen Völker zum Kampfe gegen ihn auf, die, zum Theil reindeutscher Abkunft, kräftiger waren als sie; Cäsar unterwirft jedoch alle der Reihe nach (die Nervier, die keine Kaufleute zuließen, weil sie den verderblichen Wein von sich fern halten wollten, wurden fast gänzlich aufgerieben, — die Aduatiker ergaben sich, in dem Glauben, die Römer, die so ungeheure Belagerungsmaschinen mit Raschheit bewegten, führten nicht ohne Hülfe der Götter den Krieg). Bald gehorchten, im Kampfe bezwungen oder durch freiwillige Unterwerfung, alle Theile Galliens (Aquitanien S.-W., Celtica in der Mitte, Belgica N.-O).

Indem Cäsar Gallien bezwang, eröffnete er den Römern einen ganz neuen Schauplatz künftiger Kriege und Völkerverbindungen. Die »transalpinische Provinz« war nur das Vorland der Alpen; erst seitdem Cäsar Gallien bis an das jenseitige Meer und bis an den Rhein unterwarf, lockte es die Römer theils über den Ocean (Canal) hinaus nach den brittischen Inseln, theils zu Kämpfen mit den deutschen Völkern, und schon Cäsar wagte es zuerst, Britannien und die Germania magna zu betreten. Schon durch seine Lage war Gallien bestimmt, den Verkehr zwischen den Ländern am Mittelmeer und den erst später in den Kreis der Völkerverbindung eintretenden nördlichen Ländern zu vermitteln (der Anfang dazu war längst durch Massilia gemacht). Durch seine Bodenverhältnisse ist Gallien schon früh zur Einheit der Nationalität und Einheit der Herrschaft gelangt. Die Ebene, die als Fortsetzung der germanischen Ebene von N.-O. nach S.-W. (bis zum Fuß der Pyrenäen, und von diesen am Mittelmeer entlang) das Land durchzieht, ist hier die vorwaltende Bodengestalt; die Gebirge im Binnenlande, die frei aus der Ebene aufsteigen (von den Sevennen in S.-S.-W. bis zu den Ardennen in O.-N.-O.), sind überall niedrig und durchbrochen (für Straßenzüge und Canäle zur Verbindung aller großen Stromgebiete) und alle Communicationen des Landes laufen in der Gegend der mittleren Seine zusammen. Dort hatten schon

vor Cäsar die gallischen Völker ihren politischen Mittelpunkt (Chartres, in finibus Carnutum, Hauptsitz der Druidenherrschaft) und in derselben Gegend erhob sich bei fortschreitendem Verkehr Paris. Gallien ist auch wohl der Ursitz, wo sich die celtische Stammeseigenthümlichkeit gebildet hat; von hier aus konnten sich dann die celtischen Völker über Spanien (wo sie sich mit anderen unbekannten Stämmen, Iberern rc., mischten) wie über die brittischen Inseln und nach der anderen Seite durch das Donaugebiet verbreiten. Die Gallier sind, wie wir sie durch Cäsar kennen lernen, bereits in einem Zustande der Erschlaffung. An einem größeren Verkehr nahmen sie schon länger Theil; von Massilia ging eine Handelsstraße durch das Land selbst bis zu den Bernsteinküsten. Unter der Herrschaft eines parteisüchtigen Adels und des noch mächtigeren Priesterstandes (der Druiden), der das Volk zuerst zur Einheit verknüpfte, hatte kein Stand der Freien emporzukommen oder sich zu erhalten vermocht. Die gallischen Völker erlagen dem Cäsar vorzüglich deßhalb so leicht, weil der leichtfertige Volkscharakter keine Begeisterung für Freiheit aufkommen ließ, sondern nur durch den Fanatismus der herrschenden Priester zum Kampfe gegen die Unterdrückung gespornt ward.

Dagegen erhoben sich die deutschen Stämme Belgiens (Treviren rc.) immer von Neuem, weil sie gleich ihren Stammesgenossen in Germanien von kräftiger Freiheitsliebe beseelt waren. Bald kam Cäsar auch mit den Deutschen vom rechten Rheinufer in Berührung, über die wir aber von ihm nur unbestimmte Nachrichten erhalten. Die Ubier suchten zuerst durch Abgesandte seinen Beistand gegen das Vordringen der Sueven; vor eben diesen flüchteten sich die Usipier und Tenchtëren nach Gallien, aus dem sie Cäsar vertrieb. Dieß ward die Veranlassung, daß er zur Mehrung seines Ruhms den Fuß nach Deutschland trug; auf einer Brücke in der Nähe von Bonn ging er über den Rhein, 55 v. Chr. Die Deutschen zogen sich vor ihm in ihre Wälder zurück; durch das Anrücken eines großen Suevenheers will Cäsar zur Umkehr bewogen sein. Noch in demselben Jahr unternahm Cäsar einen Zug nach Britannien, um, wie noch kein Römer vor ihm, das Land »jenseit des Oceans« zu betreten. Auch dort hielt er sich nicht lange auf; das nächste Jahr setzte er jedoch nochmals über den Canal und drang bis über die Themse vor. 53 machte er einen zweiten Zug nach Deutschland hinein, weil von dort aus (durch die Ubier?) den Trierern in Belgien Beistand geleistet war. Zwar konnte er sich auch jetzt dort nicht festsetzen; doch beginnt mit Cäsar die immer wichtiger werdende Sitte, daß Deutsche in römischen Sold treten. — Noch einmal erhoben sich freilich — erst nachdem Cäsar Gallien auf neue 5 Jahre (53 — 49) zur Provinz erhalten hatte — unter Vercingetörix alle gallischen Völkerschaften zum Verzweiflungskampf, im Jahre 51 war aber die Unterwerfung des ganzen Landes vollendet. Zu einer selbständigen Weiterentwickelung scheinen die gallischen Völker nicht mehr fähig gewesen

55 v. C.

53 v. C.

zu sein; erst durch die nun beginnende Romanisirung geht Gallien einer neuen Bedeutung für die Geschichte der Menschheit entgegen. — Cäsar hatte seine Zwecke erreicht. Der Zauber des Ruhms wie seine in Gallien herangebildeten Legionen, unter denen die aus Deutschen zusammengesetzten die tüchtigsten waren, sollten ihm bald Rom dienstbar machen.

d. Zerfall des Cäsar und Pompejus — der zweite Bürgerkrieg (49—45).

Inzwischen hatte Cäsar die Verhältnisse in Rom nie aus den Augen verloren; den Winter brachte er gewöhnlich in Luca hart an der Gränze des cisalpinischen Galliens gegen Italien zu. Schon nachdem Clodius die Verbannung Cicero's durchgesetzt hatte, trennten sich die Interessen dieses Demagogen von denen der Triumvirn; zunächst ließ derselbe seinen Uebermuth an Pompejus aus, der nun Cicero's Rückkehr wünschte, um durch ihn mit dem Senat ausgesöhnt zu werden. Als Clodius selbst die julischen Gesetze angriff, willigte auch Cäsar in Cicero's Zurückberufung, jedoch konnte der Senat diese nur durch den Tribun Milo durchsetzen, der ähnliche Banden wie Clodius zur Stütze hatte. Cicero verwandte seitdem seinen Einfluß um so mehr für Pompejus, da dieser den Optimaten minder gefährlich war, als Cäsar. Pompejus selbst mußte zwar, um mit Crassus zum Consulat zu gelangen, in die Verlängerung von Cäsar's Proconsulat in Gallien auf neue 5 Jahr willigen, der Cicero vergeblich entgegentrat; jene beiden Männer benutzten indeß ihr Consulat (55) ebenfalls zu dem Zwecke, sich neue Machtmittel zu verschaffen. Crassus wählt Syrien zur Provinz, um durch den Partherkrieg seine Habgier zu befriedigen, kommt aber im Kampfe gegen dieses Volk um (bei Carrä, d. i. Haran jenseit des Euphrat, 53). Pompejus, der sich Spanien als Provinz ertheilen läßt, bleibt trotzdem in Rom, um die gesammte Staatsleitung in seine Hand zu bekommen. Denn die fortdauernden Kämpfe zwischen Clodius' und Milo's Banden ließen eine Dictatur als nothwendig erscheinen; als Clodius endlich gegen Milo im Handgemenge gefallen war, wurden die Leidenschaften der Parteien so aufgeregt, daß selbst Cato erklärte: »jede Regierung sei besser, als Anarchie.« Pompejus wurde nun zum alleinigen Consul ernannt, mit der Befugniß, sich einen Collegen zu wählen; seitdem söhnt er sich wieder mit dem Senate aus und beide vereint suchen Cäsar entgegenzuwirken, der, um sich gegen spätere Angriffe der Aristokratie zu sichern, verlangt, daß ihm gestattet werde, »sich auch abwesend um das Consulat zu bewerben,« um Heer und Provinz bis zum Antritt dieser Würde behalten zu können. Dieses wird ihm Anfangs zugestanden. Aber während Pompejus nun darauf ausgeht, den Cäsar durch Senatsbeschluß zur Niederlegung seines Commando's zu zwingen, vermehrt dieser sein Heer von 4 auf 10 Legionen, und verdoppelt demselben den Sold aus eigenen Mitteln;

zugleich erkauft er Senatoren und Tribunen mit großen Geldsummen. Als der Senat Entlassung seines Heeres vor der Zeit fordert, verlangt der Tribun Curio, Cäsar's Söldling, von Pompejus ein Gleiches, und als dieß von der Mehrheit des Senats beschlossen wird und doch nicht zum Vollzug kommt, eilt Curio zu Cäsar, um diesen zum Bürgerkriege anzureizen. Bald folgen ihm 2 andere Tribunen, die in Cäsar's Solde stehen, Antonius und Cassius, als sie gleichfalls vergeblich gegen den entscheidenderen Beschluß (Jan. 49) Einsage gethan haben: »Cäsar solle sein Commando niederlegen, sonst werde er als Feind des Vaterlandes betrachtet werden.« Dem Cäsar bleibt jetzt keine Wahl; schon längst aber hatte er nur den Vorwand zum Angriff gesucht. Als er sein Heer auffordert, »das ihm und den Tribunen angethane Unrecht« zu rächen, folgen ihm Alle willig und Cäsar überschreitet den

49 v. C. Rubico (49, Frühling).

Pompejus hatte nicht glauben wollen, daß Cäsar gegen ihn Gewalt gebrauchen werde (»das wäre,« meinte er, »als wenn mein Sohn den Stock gegen mich erhöbe!«), und wähnte seit seiner Versöhnung mit dem Senat über die Streitkräfte des Reichs gebieten zu können (»er brauche nur mit dem Fuße auf den Boden zu stampfen, um Italien in die Waffen zu rufen«). Aber Pompejus hatte bei keiner Partei Liebe und Vertrauen, Cäsar galt für den Befreier des Volks von der verhaßten Aristokratie; Viele hofften wohl von seinem Herrschergeiste allein, in dem sich Kraft und Milde vereinigte, die Herstellung des Friedens und der Ordnung.

Pompejus vermochte nicht, sich in Rom zu behaupten; in der Eile ließ er selbst den Staatsschatz zurück, den Cäsar trotz des Einspruchs eines Tribunen (Metellus) für seine Zwecke hinnahm. Während Pompejus nach Griechenland entfloh, wo sich die Optimaten um ihn sammelten, zog Cäsar gegen das Heer desselben nach Spanien (»er wolle erst das Heer ohne Feldherrn, dann desto leichter den Feldherrn ohne Heer besiegen!«). Die Legionen in Spanien ergaben sich ihm ohne Widerstand und die Soldaten traten freiwillig in seinen Dienst; die Legaten entließ er zu Pompejus. Inzwischen hatte das Volk in Rom auf des Prätors Lepidus Vorschlag dem Cäsar die Dictatur ertheilt, die er zur Zurückberufung der (durch Sulla) Verbannten benutzte, um dann (nach 11 Tagen) als Consul gegen den Pompejus zu ziehen. Pompejus, dem die Osthälfte des Reiches zu Gebot stand, war jetzt nach der Rüstung eines Jahrs an Zahl der Mannschaft wie der Schiffe dem Cäsar überlegen; sein Hauptquartier war Thessalonich, die mit ihm geflüchteten Consuln wie der Senat umgaben ihn. Cäsar setzte rasch nach Epirus über. Als Antonius mit dem Haupttheil seiner Streitkräfte in Brundisium zurückgehalten wurde, eilte Cäsar während eines furchtbaren Sturms dorthin und rief dem zagenden Schiffer zu: »Du führst den Cäsar und sein Glück!« doch mußte er damals mitten auf dem Meere umkehren. Nach der Vereinigung mit dem Antonius suchte er den Pompejus bei Dyrrhachium einzuschließen; dieser

schlug sich indeß so glücklich durch, daß man das nahe Ende des Krieges verkündete. Cäsar, auch durch Mangel gedrängt, verlegte den Schauplatz des Kampfes nach Thessalien; dorthin folgte ihm Pompejus, der vorsichtig den Feind durch Hunger schwächen wollte; aber sein des Sieges gewisses Optimatenheer, wie er selbst, von patricischem Aberglauben an glückliche Vorzeichen verführt, drängte bei Pharsälus zur Entscheidungsschlacht (48, 20. Juli). Cäsar, der längst eine Schlacht gewünscht hatte, gewann den Sieg, vor Allem durch seine deutschen Truppen. Pompejus gab gleich Anfangs, als die Schlacht sich gegen ihn erklärte, alle Hoffnung auf und floh nach Aegypten. Cäsar, der nach dem Siege die Gefangenen durch Großmuth gewonnen hatte, fand ihn dort nicht mehr lebend; der Flüchtling war durch Verrath des jungen ägyptischen Königs oder seiner Rathgeber gefallen. Als dem Cäsar das Haupt seines Widersachers entgegengebracht wurde, wandte er sich mit Abscheu von diesem Anblick ab; den Siegelring des Pompejus betrachtete er mit Rührung.

48 v. C.

Da Cäsar nur mit geringer Mannschaft nach Aegypten gekommen war, erfuhr er gleichfalls Nachstellungen von der Partei des jungen Königs, zumal als er dessen älterer Schwester Kleopatra, die ihn durch ihre Reize gewonnen hatte, den Thron zudachte. Jedoch behauptete sich Cäsar (fast 9 Monate lang) in Alexandrien gegen eine überlegene Macht, bis er Verstärkung an sich zog, worauf der junge König auf der Flucht seinen Tod fand und Kleopatra allein den Thron einnahm. Noch hatte indeß Cäsar mehrere gefährliche Kämpfe zu bestehen. Die Befehlshaber des Pompejus hatten sich mit den Resten des geschlagenen Heeres theils nach Afrika, theils nach Spanien gerettet. Zunächst aber rief es den Cäsar nach Asien, wo Pharnäces, der Sohn des Mithridat, den Bürgerkrieg der Römer zu benutzen versuchte, um das große Reich seines Vaters herzustellen. Cäsar eilte dorthin und endete mit Einem Schlage den Krieg, weßhalb er einem Freunde nach Rom schrieb: Veni, vidi, vici! Pharnaces war über das schwarze Meer geflohen. Nachdem Cäsar noch den optimatischen Bedrückungen in der Provinz Asien gewehrt hatte, ging er nach Rom, wo er bereits nach Bezwingung des Pompejus wieder zum Dictator ernannt war. Durch Kraft und Milde sicherte er bei einem kurzen Aufenthalt die Ruhe des Staats; während Cicero die Gräuel des Marius und Cinna von ihm besorgte, suchte er die Parteien nicht nur niederzuhalten, sondern möglichst zu versöhnen. Schon betrachtete man ihn hier als Reformator des Staats; zuvor mußte er einer Gefahr, die ihm von seinen eigenen Truppen drohete, Meister werden. Von Campanien aus zog das Heer, das schon jetzt die verheißenen Belohnungen verlangte, gegen Rom; nur Cäsar's Geistesgegenwart und Macht über die Gemüther rettete ihn; unerschrocken trat er unter die Meuterer, und als diese jetzt ihre Entlassung forderten, erwiederte Cäsar rasch: »Ihr sollt sie haben, Quiriten, und Eure Belohnung soll Euch, wenn ich an der Spitze anderer Truppen triumphirt

habe, nicht entgehen!« Die Soldaten waren betroffen, um so mehr, da sie mit dem Namen »Quiriten« angeredet waren, der nur Bürger, nicht Soldaten bezeichnete. Plötzlich reuig baten sie den Feldherrn, sie nicht zu verstoßen, und als Cäsar nun erklärte, er werde jeden Freiwilligen annehmen, boten sich alle zum Dienste an.

Cäsar eilte mit ihnen nach Africa, wo sich Cato nach seiner Flucht von Pharsalus mit dem numidischen König Juba vereinigt hatte; auch diese bezwang er rasch, und Cato, der den Freistaat nicht überleben wollte, gab sich in Utica selbst den Tod.

Jetzt hielt Cäsar vier Triumphe, über Gallien, Aegypten, Pharnäces und Juba, und begann eine Gesetzgebung im Sinne der Alleinherrschaft. Jedoch hatte er noch einen Kampf mit den Söhnen des Pompejus zu bestehen, um welche sich in Spanien die meisten Optimaten mit 13 Legionen gesammelt hatten. Dort mußte Cäsar in der Schlacht bei Munda (45) zum ersten Mal um sein Leben kämpfen, bezwang aber auch diese letzten Feinde rasch. Cnejus Pompejus fiel auf der Flucht, Sextus entkam, trat indeß erst nach Cäsar's Tode wieder hervor. Cäsar hielt einen Triumph — über Mitbürger.

45 v. C.

c. Cäsar's Alleinherrschaft und Ermordung (44).

In Rom überbot man sich nun vollends in Bezeigungen der Unterwürfigkeit gegen Cäsar; so gab man einer Statue desselben die Inschrift: »dem unüberwindlichen Gott« und nannte ihn »Jupiter« statt Julius. Wichtiger war, daß er sich den Titel Imperator (mit dem bisher der Triumphator vorübergehend geehrt worden war) auf Lebenszeit in einem bisher unbekannten Sinne ertheilen ließ; die Bedeutung desselben sollte die beständige Dauer der höchsten Militärgewalt sein. Wie über das Heer, erhielt er auch die unumschränkte Verfügung über den Staatsschatz. Bald ernannten ihn Senat und Volk zum Dictator perpetuus mit der tribunicischen Unverletzlichkeit. Den Antrag des Senats, daß er alle Beamten (auch die Tribunen) ernennen möge, lehnte er ab und ließ die Tribus- und Centurien-Comitien bestehen. »Je mächtiger Cäsar wurde, desto mehr trat seine Milde hervor, selbst nach den Zeugnissen seiner Gegner« (Hoeck). Er erkannte seinen Beruf, durch die Alleinherrschaft die Ordnung des großen Reiches zu sichern, dessen Bürger längst nicht mehr der Freiheit fähig waren und vor Allem nach ruhigem Genuß verlangten. Rachsucht war ihm fremd und vor Erneuerung von Proscriptionen bewahrte ihn seine Klugheit wie seine Milde. Durch glänzende Freigebigkeit gewann er das Volk (»exhilarata servitus«, Cic.), die Soldaten durch große Belohnungen, durch viele treffliche Einrichtungen auch die Besseren, wenn sie nicht die Freiheit für das Höchste hielten. Das Richteramt beschränkte er auf Senatoren und Ritter; bei Majestäts-

verbrechen hob er die Appellation an das Volk auf. Besonders heilsam war, daß er die Stadt von einer gefährlichen, leicht aufzuregenden Menge säuberte; 80,000 Arme siedelte er in überseeischen Colonieen an; die Besitzer großer Heerden in Italien verpflichtete er, wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus freien Italikern zu nehmen. — Den Senat erweiterte er bis auf 900 Mitglieder, entwürdigte diesen aber völlig, indem er ihn aus seinen unbedingten Anhängern (gemeinen Soldaten, Söhnen von Freigelassenen, selbst Peregrinen) zusammensetzte; die Statthalterwürden vergab er, beschränkte jedoch die Dauer derselben und verhinderte die Bedrückungen der Provinzen durch strenge Strafen, wie sie bei der Optimatenherrschaft nur selten auferlegt waren. Ein langdauerndes ehrenvolles Denkmal stiftete er seinem Namen durch den »julianischen Calender«, indem er durch den alexandrinischen Peripatetiker Sosigĕnes das ägyptische Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden in dem großen Reiche, über das er gebieten durfte, einführen ließ.

Cäsar erkannte mit richtigem Blicke, daß die aristokratische Herrschaft im römischen Reiche einer monarchischen Ordnung weichen müsse; über die Art und Weise wie den Zeitpunkt zur Einführung der Monarchie täuschte selbst er sich. Erst die Uebertragung des Königthums durch das Volk schien die Machtfülle, die er sich angeeignet hatte, und seine Staatseinrichtungen für die Dauer zu sichern. Vergeblich hoffte er den Königstitel, den er wohl von Anfang seines Emporstrebens im Auge hatte, freiwillig von der Dankbarkeit des Volkes zu erhalten. Als Antonius an den Lupercalien (44, 15. Febr.) ihm öffentlich ein Diadem überreichte, wies Cäsar dieses, wenn auch zögernd, zurück und wurde dafür mit freudigem Jubel begrüßt. Nun meinte er (obwohl selbst nicht abergläubisch) die Religion zu seinen Zwecken benutzen zu müssen, gedachte aber zugleich durch neue Großthaten das Volk zu gewinnen. Rache wegen der Niederlage des Crassus an den Parthern zu nehmen, galt für einen Ehrenpunkt des römischen Volks; Cäsar beabsichtigte, durch einen gewaltigen Kriegszug erst die Parther, dann die Scythen und Germanen zu bezwingen und endlich durch Gallien nach Italien zurückzukehren! Plötzlich ließ er verbreiten, in den sibyllinischen Büchern sei gefunden, daß nur ein König die Parther überwältigen könne. Dieß aber spornte Diejenigen zur That, welche glaubten, die Republik noch retten zu können. Cassius, von Tyrannenhaß getrieben, wurde Stifter einer Verschwörung, Brutus, Cäsar's Liebling, ließ sich durch Anreizungen seines Ehrgeizes hineinziehen; er hielt sich zum Retter der Freiheit, die ihm für das Höchste galt, bestimmt; der Bund wuchs auf 60 Genossen an. In der Senatssitzung, die an den Iden des März (15. März 44) im Theater des Pompejus gehalten wurde, sollte, glaubte man, Cäsar zum König ausgerufen werden. Dem wollten die Verschworenen zuvorkommen, und so fiel er von ihren Dolchen an der Säule des Pompejus; bei dem Anblicke des Brutus hüllte er sich in seine Toga und starb schweigend.

44 v. C. 15. März

4. Antonius, Octavian und Lepidus. Zweites Triumvirat.

a. Das zweite Triumvirat — der dritte Bürgerkrieg (43. 42).

»Die That,« sagt Cicero vom Morde des Cäsar, » ward mit dem Muthe von Männern vollbracht, aber der Plan war der Plan von Knaben.« Nichts war vorbereitet, die Freiheit oder die Ordnung zu sichern. Das Volk empfing die Mörder, die es zur Freiheit aufriefen, mit dumpfer Gleichgültigkeit. So versuchte zuerst Cäsar's Reiter-Oberster **Lepidus**, ohne Fähigkeit dazu, an des Ermordeten Stelle zu treten, begab sich aber bald in das ihm schon vorher überwiesene Gallien. Mit mehr Thatkraft und Schlauheit verfuhr **Antonius**, damals Consul, der sogleich die Schätze und das Testament des Cäsar in seine Verwahrung nahm und unter Cicero's Vermittelung einen Senatsbeschluß durchsetzte, durch welchen den Mördern eine Amnestie bewilligt, Cäsar's Verordnungen aber bestätigt wurden (17. März). Wenige Tage nachher reizte Antonius bei Cäsar's Leichenfeier durch Vorlesung seines Testaments und Vorzeigung seiner blutigen Toga das Volk zur größten Wuth; die Häuser der Mörder wurden angezündet, diese selbst entflohen, Brutus und Cassius, Beide im Prätoramt, erhielten einen Auftrag außerhalb der Stadt. Nach Ablauf der Prätur wurde dem Brutus Macedonien, dem Cassius Syrien zur Provinz gegeben. Antonius erließ nun nach Willkür Gesetze in Rom und wollte sich das cisalpinische Gallien als Provinz nehmen, aus dessen Besitz er den Decimus Brutus, einen der Cäsarmörder, erst mit Gewalt zu verdrängen unternahm. Damals kam der Adoptivsohn Cäsar's, **Octavian**, erst 18 Jahr alt, nach Rom; er war von Cäsar, seinem Großoheim, schon früh ausgezeichnet und in dessen Testament zum Haupterben eingesetzt. Mit dem kühnen Muthe eines Jünglings und der Bedachtsamkeit eines Greises begann er seine öffentliche Laufbahn, indem er die Erbschaft anzutreten beschloß, wobei Antonius ihm Hindernisse in den Weg legte. Er ließ sich nicht irren und schien vor Allem auf Erfüllung der Vermächtnisse Cäsar's zu Gunsten des Volkes bedacht. Während Antonius sich nach einem Tribusbeschluß in Ober-Italien festsetzte, schlossen sich Cicero und Octavian an einander; jener wollte diesen, der eigenmächtig Streitkräfte gesammelt hatte, zur Stütze der Senatspartei gegen den Antonius gebrauchen, Octavian gedachte durch den Senat selbst zur Herrschaft zu gelangen; deßhalb verbarg er auch einstweilen seinen Groll gegen die Cäsarmörder. Auf den Vorschlag Cicero's, der den Antonius mit seinen »Philippiken« verfolgte, wurde dem Octavian neben den Consuln Hirtius und Pansa der Befehl zum Kriege gegen den Antonius gegeben. — In einem Treffen bei Mutĭna (Modēna) ward dieser geschlagen, und da die Consuln ihren Tod fanden, erschien Octavian als Sie-

ger. Jetzt glaubte aber der Senat auch ihn zurücksetzen zu können, besonders seitdem Brutus und Cassius sich in ihren Provinzen befestigt hatten. Octavian ließ deßhalb den Antonius in das jenseitige Gallien zum Lepidus entkommen, verschafft sich mit Hülfe seiner Legionen das Consulat (20 Jahr alt) und schließt mit jenen beiden Männern

das zweite Triumvirat (Nov. 43), 43 v. C.

durch welches sie alle Gewalt im Staate auf 5 Jahre als »triumviri reipublicae constituendae« unter sich theilen, insbesondere alle westliche Provinzen, um die östlichen durch offenen Krieg den Cäsarmördern zu entreißen. Zu Herbeischaffung des nöthigen Geldes wie zu Befriedigung ihres Hasses beschließen sie Proscriptionen. Schon bei dem gemeinschaftlichen Zuge gegen die Stadt erlassen sie den Befehl, 17 der angesehensten Männer, unter ihnen den Cicero, welchen Octavian dem Hasse des Antonius Preis gegeben hatte, hinzurichten; bald werden noch einige Hunderte auf die Proscriptionslisten gesetzt, angeblich »um die Ruhe der Stadt zu sichern.« Selbst der Bruder des Lepidus und der Oheim des Antonius wurden geopfert, Cicero, der unentschlossen geflohen war, wurde bei Cajeta, als er eben, um mit den Mördern zu reden, den Kopf aus der Sänfte steckte, überfallen — sein Haupt an der Rednerbühne befestigt, nachdem Antonius' leidenschaftliche Gemahlin Fulvia die Zunge mit Nadeln durchstochen hatte. — Als die Gräuel des Mordens zu Ende waren, dauerten die Erpressungen noch eine Zeitlang fort. Dann zogen Octavian und Antonius gegen Brutus und Cassius, Lepidus blieb als Consul in der Stadt zurück.

Krieg gegen die Cäsarmörder.

Jene beiden Triumvirn besetzten Macedonien und einen Theil von Thracien, wurden aber von hier, als ihre Gegner aus Asien heranzogen, bis zum Passe von Philippi zurückgedrängt. Brutus und Cassius wollten jene, denen es an Vorräthen fehlte, durch Zögern schwächen, doch Antonius zwang sie binnen 20 Tagen zu den beiden Schlachten bei Philippi (42, Dec.). In der ersten tödtete sich Cassius, der von Antonius zurückgetrieben war und von dem Siege des anderen Flügels unter Brutus Nichts wußte; nach der zweiten gab sich auch Brutus den Tod. Seine Gemahlin Porcia, Tochter des j. Cato, die sich einst selbst eine Wunde beibrachte, um ihren Gatten zu überzeugen, daß sie wie den Schmerz, so auch das Geheimniß der Verschwörung zu tragen vermöge, wollte ihn nicht überleben und tödtete sich durch Verschlingung glühender Kohlen. 42 v. C.

b. Zerfall des zweiten Triumvirats — der vierte Bürgerkrieg (32. 31).

Noch war ein Haupt der aristokratischen Partei übrig, Sextus Pompejus, der sich seit der Schlacht bei Munda als See-Abenteurer um-

hergetrieben hatte, jedoch bald eine so große Macht um sich versammelte, daß er durch Sperrung der Zufuhr von Afrika und Sicilien selbst der Stadt Rom furchtbar wurde. Dann traten auch, nachdem mit Besiegung der Cäsarmörder die größte Gefahr für die Triumvirn beseitigt war, Uneinigkeiten unter diesen selbst ein; schon wurde Lepidus bezüchtigt, mit Sextus Pompejus im Einverständniß zu sein. Einstweilen wählte sich Antonius das Geschäft, Brandschatzungen in Asien einzutreiben, um die den Soldaten versprochenen Belohnungen auszahlen zu können, Octavian übernahm die schwierigere Aufgabe, den Veteranen sogleich Ländereien in Italien anzuweisen. Dabei gab sich jener alsbald der Ueppigkeit des Orients hin, während Octavian's Umsicht ihm unter harten Kämpfen die Leitung der Angelegenheiten in Rom verschaffte. Antonius verschwelgte immer von Neuem die in Asien erpreßten Schätze, ohne der Belohnungen für die Truppen zu gedenken, besonders seitdem die reizende Kleopatra, die er vor seinen Richterstuhl gefordert hatte, ihn durch ihre Schönheit wie ihre geistige Bildung völlig zu fesseln wußte. Als Venus zog sie zu ihm, der sich mit Bacchus verglich, und er begleitete sie nach Alexandrien, wo er in schwelgerischen Festen seine und des römischen Volkes Würde vergaß. Während dessen beschwerten sich die Einwohner Italiens über Octavian's Landanweisungen für die Truppen, ohne daß er diese zufrieden zu stellen vermochte. Dieß benutzte Antonius' herrschsüchtige Gemahlin Fulvia und sein Bruder Lucius, sich einen Anhang wider den Octavian zu verschaffen, indem sie den Soldaten statt der Aecker die von Antonius zu erwartenden Geldsummen verhießen. Die Lage Octavian's wurde um so bedenklicher, da damals Italien durch Sextus Pompejus fast in Hungersnoth gestürzt wurde. Doch wußte sich Octavian das Vertrauen der Veteranen zu sichern, und nach einem kurzen Kriege gegen die Parteigänger der Fulvia gewinnt derselbe das feste Perusia (dessen Bewohner großentheils durch Hunger, theils in den Flammen umkamen) und gelangt so zum Besitze Italiens. Fulvia war indeß zu ihrem Gatten entkommen, den sie schon von Anfang her in Kampf mit Octavian zu verwickeln beabsichtigte, um ihn von der Kleopatra zu trennen. Sie selbst stirbt freilich bald aus Verdruß, aber Antonius kommt mit 200 Schiffen nach Brundisium. Es drohte ein neuer Bürgerkrieg, die Veteranen vermitteln jedoch (unter Leitung des staatsklugen Mäcenas) den Vertrag von Brundisium, 40 v. Chr., nach welchem Antonius sich von Neuem den Osten, Octavian den Westen, Lepidus Afrika zusprechen läßt. Zugleich wird Octavian's Schwester, die edle Octavia, mit Antonius vermählt. Sextus Pompejus, der sich allmählich in Besitz von Griechenland, Sicilien, Sardinien und Corsica gesetzt hatte, wurde auf Verlangen des Volkes zum Bündniß aufgenommen; mit ihm kam es jedoch bald zu neuem Kampfe und dem Octavian gelang es endlich (obwohl erst nach manchen bedenklichen Schwankungen des Kriegsglücks), besonders durch seine tüchtigen Befehlshaber (Mes-

40 v. C.

sala zu Lande, Agrippa zur See), auch diesen gefährlichen Feind Italiens zu besiegen; nach der Niederlage bei Messana (35) fand S. Pompejus auf der Flucht den Tod. Zwar hatte auch Lepidus den Octavian in diesem Kampfe unterstützt; als derselbe aber (durch die zu ihm übergegangenen Landtruppen des S. Pompejus verstärkt) höhere Ansprüche erhob, wußte Octavian, der sich keck zu ihm in das Lager begab, dessen Soldaten für sich zu gewinnen, und Lepidus, der bei Niemand Achtung genoß, begnügte sich von jetzt an mit der Verwaltung des Oberpriesteramts.

So stand nur noch Antonius dem Octavian bei dem längstgehegten Plane, die Alleinherrschaft zu gewinnen, im Wege. Und der Sieg über diesen immer mehr erschlaffenden Lüstling konnte kaum noch zweifelhaft sein. Den Octavian wie sein Heer beseelte der kräftige Geist des Abendlandes, wenn auch die Reichthümer des Morgenlandes dem üppigen Antonius zu Gebote standen. Eine Meuterei unter den Truppen, die mit Geschenken verabschiedet sein wollten, wußte Octavian durch Entlassung von 20,000 und durch Verheißung wie Geschenke an die übrigen zu stillen. In Rom feierte man ihn bei seinem Triumphe als Hersteller des Friedens zu Lande und auf dem Meere; durch weise Strenge stellte er in Italien binnen Jahresfrist Sicherheit des Lebens und Eigenthums her. Zugleich zeigte er von jetzt an, daß er an keine Rache mehr denke, und verhieß, er wie Antonius würden demnächst ihre Gewalt niederlegen, um die Republik völlig herzustellen. Dafür erlangte er die tribunicische Unverletzlichkeit.

Antonius hatte inzwischen in Asien zwar einen Partherkrieg begonnen, um die Schmach des Crassus zu rächen und dadurch seinen Nebenbuhler zu überflügeln, zog sich aber durch immer neue Schwelgereien mit der Kleopatra große Verluste an Mannschaft zu. Die Octavia, die ihm willkommene Unterstützung zuführt, läßt er persönlich nicht vor sich; dieß entfremdet ihm viele Gemüther (33). Als er den abtrünnigen König Armeniens besiegt hat, hält er über diesen einen Triumph — unerhörter Weise in Alexandrien, und geht bei dieser Gelegenheit so weit, der Kleopatra und ihren Kindern, sowohl denen von ihm selbst als dem angeblichen Sohn Cäsar's, Cäsarion, Länder des römischen Reichs als Königreiche zu verleihen. Bald nannte er sich Osiris wie die Kleopatra Isis und erschien neben ihr in orientalischem Königsschmuck.

Durch dieses Alles empörte Antonius das römische Volk nicht minder als den Octavian, diesen besonders durch Anerkennung des Cäsarion als Cäsar's Sohn. Das Misverhältniß zwischen den Duumvirn war kein Geheimniß mehr. Schon bot Antonius die Streitkräfte des Orients auf, angeblich zu dem Partherkriege, in der That gegen den Octavian. Dieser hatte dagegen bereits durch Bezwingung der östlichen Alpenvölker (Pannonien, Provinz 34 v. Chr.) seine Heere eingeübt, und eben damit die Römer noch mehr für sich gewonnen. Als Antonius durch seine Anhän-

ger den Octavian im Senate anklagen ließ, daß er die Vortheile der Besiegung des S. Pompejus und Lepidus sich allein angeeignet habe, machte Octavian das bei den Vestalinnen niedergelegte Testament des Antonius bekannt, in welchem derselbe neben den Verfügungen für Kleopatra und ihre Kinder bestimmt hatte, sein Leichnam solle in Alexandrien beigesetzt werden. Daran knüpfte sich das leichtgeglaubte Gerücht, er beabsichtige, nach errungener Alleinherrschaft, den Sitz des Reichs nach Alexandrien zu verlegen. Jetzt (im Sommer 32) erklärte der Senat schlauer Weise nur der Kleopatra den Krieg. Octavian fand indeß noch manche Schwierigkeiten bei Erhebung einer harten Kriegssteuer, und es war ein Glück für ihn, daß Antonius in gewohntem Leichtsinn den ganzen Winter mit Schwelgereien verbrachte. Im folgenden Jahre zog Octavian als Consul gegen den Antonius; um den Krieg von Italien fern zu halten, hatte er die Flotte gen Epirus vorausgesandt, er selbst folgte mit dem Landheer von Brundisium aus, wo sich die angesehensten Römer um ihn versammelt hatten, und zog nach der Südseite des ambracischen Meerbusens, wo Antonius' Landheer hart neben dem seinigen (bei dem nachherigen Nikopolis) lagerte. Die Flotte, aus leichten Fahrzeugen, die der erfahrne Seeheld Agrippa führte, hatte schon mehrere Vortheile über die unbehölfenen Schiffe des Antonius erkämpft, als diese sich endlich an der Mündung des ambracischen Busens in einem dichten Halbkreise aufstellte. Kleopatra's Einfluß auf den Antonius war die Ursache, daß immer mehrere Führer von ihm abfielen; sie war es, die wider die Ansicht des Kriegsraths eine rasche Entscheidung durch den Seekampf forderte, wobei Antonius wie sie selbst auf Sicherung der Flucht bedacht waren. Und ehe noch die Entscheidung erfolgt war, eilte Kleopatra mit ihren Schätzen davon, Antonius folgte ihr. Erst nach hartnäckigem Kampfe wurde der Sieg bei Actium (2. Sept. 31) gewonnen, hauptsächlich durch Agrippa, wenn auch Octavian am rechten Flügel commandirte; das Landheer des Antonius ergab sich erst nach 7 Tagen.

31 v. C.

Octavian unterwarf zunächst Griechenland und die Westküste Asiens, im folgenden Jahre verfolgte er (durch Syrien) den Antonius und die Kleopatra, die nach Aegypten geflüchtet waren. Kleopatra sucht den Octavian durch Unterhandlungen für sich zu gewinnen und läßt den Antonius bei Vertheidigung Alexandriens ohne Unterstützung. Octavian's Schmeicheleien geben ihr Hoffnung, ihn wie einst Cäsar in ihre Netze zu ziehen. Als Antonius bei einem Ausfall durch ihre Verrätherei geschlagen ist, schließt sie sich in ihr Grabmal ein, um jedenfalls dem Schimpfe der Gefangenschaft zu entgehen. Von dort aus läßt sie dem Antonius ihren Tod melden; dieser stürzt sich in sein Schwert, erfährt aber halbtodt, sie lebe noch, läßt sich zu ihr führen und stirbt in ihren Armen. Kleopatra verlangt nach einer Unterredung mit Octavian; sie empfängt ihn in bescheidenem Trauergewande. Da sie aber aus seiner Kälte schließt, er wolle

sie für seinen Triumph in Rom aufsparen, giebt sie sich selbst auf unbekannte Weise den Tod.

Mit Antonius war der letzte Nebenbuhler gefallen, der dem Octavian bei seinem Streben nach der Alleinherrschaft entgegenstand. An die Stelle der aristokratischen Republik, die unter inneren Parteiungen durch ihre eigene Verderbniß unrettbar dahin sank, trat nun die Militärmonarchie mit demokratischen Einrichtungen, zu welcher Octavian durch die Macht der Heere wie durch die Gunst des Volkes als Befestiger des Friedens und der Ordnung emporgetragen wurde.

Sitten, Bildung und Literatur der Römer, 133 bis 31 v. Chr.

Die letzten Zeiten der Republik zeigen eine ungeheure Zunahme des Reichthums der Römer, was auf die Sitten, die socialen und politischen Verhältnisse vielfachen Einfluß hatte. Nicht nur füllten die Eroberungskriege den Staatsschatz, sondern die Erpressungen in den Provinzen bereicherten die Statthalter wie die Steuerpächter, die besonders dem Ritterstande angehörten, und die Wucherer, unter denen selbst die angesehensten Männer genannt werden (z. B. Brutus, welcher der cyprischen Stadt Salamis Geld zu 48 Proc. vorschoß, während Cicero in seiner Provinz doch nur einen Zinsfuß von 12 Procent gestattete). Ein Hauptübel war die Anhäufung sowohl des Geldreichthums als insbesondere des Grundbesitzes in den Händen Einzelner. Beides wurde vorzüglich durch die Proscriptionen und die Militär-Colonieen seit Sulla befördert. Bei Anlegung der letzteren vertrieben die Soldaten die früheren Grundbesitzer und verkauften größtentheils, weil sie dem Ackerbau entfremdet waren, ihre neuen Aecker an Speculanten, die statt des weniger einträglichen Kornbaues meistens nur Oel-, Weinbau und Viehzucht trieben. Zu den Reichsten dieser Zeit gehörte Crassus, der zu sagen pflegte: »Niemand könne reich heißen, der nicht von den Einkünften seiner Güter ein Heer erhalten könne.« Anfänglich besaß er 300 Talente (gegen 400,000 Thlr.); kurz vor dem Feldzuge gegen die Parther berechnete er sein Vermögen auf 7000 Talente (über 9 Mill. Thaler). Plutarch sagt: »Das Meiste davon habe er durch Krieg, Feuer und die öffentliche Noth gewonnen; insbesondere habe er viele von Sulla eingezogene Güter um geringe Preise erkauft, ebenso die bei Feuersbrünsten bedroheten Häuser, statt deren er durch seine der Baukunst kundigen Sklaven neue Häuserreihen erbauen ließ, so daß der größte Theil von Rom sein Eigenthum wurde.«

Mit dem Reichthum erreichte auch der Luxus eine furchtbare Höhe Besonders augenfällig zeigte sich derselbe in den Landsitzen der Großen,

die den Umfang von Städten hatten und deren Ackerland in Gärten, Haine und Fischteiche verwandelt wurde. Lucull ließ, um seine Teiche (zu Erhaltung von Seefischen) mit Meerwasser zu füllen, bei Neapel Berge durchgraben ꝛc. — Lucull ist auch besonders als Feinschmecker berühmt; zwar würzte er die Tafelfreuden durch geistreiche Gesellschaft, jedoch sagte er einst dem Diener, der für ihn allein eine zu einfache Mahlzeit bereitet hatte: »Wußtest Du nicht, daß heute Lucullus beim Lucullus speise?«

Die zunehmende Genußsucht mußte eine immer allgemeiner werdende Geldgier im Gefolge haben. Unter diesen Verhältnissen wurden die Bestechungen bei der Aemterbewerbung stets größer. Die Nobiles, die sich durch Statthalterschaften bereichern wollten, mußten den großen Haufen durch Freigebigkeit zu gewinnen suchen. Wer sich um ein Amt bewarb, ging (in eine weiße Toga gekleidet, daher Candidatus) bei den Bürgern umher, doch wurden die Stimmen auch geradezu und selbst öffentlich verkauft. Daneben suchten die Vornehmen die Gunst der Massen besonders durch Getreide- und Geld-Austheilungen, Speisungen und Anstellung von Spielen (Gladiatoren- und Thiergefechten) zu gewinnen.

Die Verarmung der Massen hielt mit der Bereicherung der Höchstgestellten gleichen Schritt; insbesondere wurden durch Ausbreitung der Latifundien immer mehr kleine Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum verdrängt und dem Ackerbau entfremdet. Der kräftigste Stand, die kleinen Ackerbauer, war bis zur Zeit des Augustus in Italien schon fast untergegangen, dagegen die Zahl der Sklaven ungeheuer vermehrt. Auch der Zustand der großen Masse in Rom war höchst kläglich, da die Gewerbe, die für den Luxus arbeiteten, größtentheils in den Händen der Sklaven waren und Handwerke verachtet wurden. Seit Cäsar's Zeit mußte deßhalb die Hälfte der freien Bevölkerung Roms (640,000 Köpfe) regelmäßig durch Getreideaustheilung erhalten werden. – Dagegen nahm Handel und Industrie mit der wachsenden Größe des Reichs fortwährend zu, und indem hiemit die persönliche Tüchtigkeit zu größerer Geltung gelangte, so erhoben sich immer mehr Sklaven zu Freigelassenen und diese zu Bürgern. Seit dem Bundesgenossenkriege wurde ferner das römische Bürgerrecht fast auf das ganze mittlere und untere Italien, nicht lange darauf (45 v. Chr.) auch auf Ober-Italien ausgedehnt, und so gedieh noch immer, besonders in den Municipien, die ihre Selbstverwaltung von jener Zeit an behaupteten, eine zahlreiche Mittelclasse, die sich nach und nach höhere Bildung aneignete. Am Meisten litten unter dem Regimente der Nobilität die Provinzen; Bedrückungen, wie sie sich der berüchtigte Verres in Sicilien erlaubte, waren gewiß nicht selten; von der Aristokratie aber war nur in wenigen Fällen eine so strenge Verfolgung derselben wider ihre Standesgenossen zu erwarten, wie sie Cicero gegen Verres unternahm, weßhalb dieser sich selbst verbannte. Wohlhabenheit und Bildung schritt indessen bei dem großartigen Weltverkehr auch in den Provinzen fort und

verbreitete sich, je mehr die ausschließliche Bedeutung des Grundbesitzes vor der zunehmenden Geltung des beweglichen Vermögens verschwand, unter immer mehrere Classen der Bevölkerung.

Die Bildung dieser Zeit knüpfte sich theils noch an das öffentliche Leben (in Rom wie in den Municipien, Gerichtsverhandlungen auf dem Forum, Ausübung des Wahlrechts, der Selbstverwaltung ꝛc.), theils an die griechische Literatur, welche vorzüglich seit Cicero in römischen Schriftwerken nachgeahmt wurde, die mit der römischen Sprache auch in den Provinzen immer mehr Eingang fanden.

Zum Verständniß der verwickelten Verhältnisse eines alternden Volks und eines über viele verschiedene Nationen verbreiteten Reiches wurde eine Gelehrsamkeit wie die alexandrinische nothwendig. Seit Aemilius Paullus oder (gewisser) durch Sulla begann die Einrichtung von Bibliotheken griechischer Bücher in Rom; der Bibliothekar Varro (116 bis 27 v. Chr.), der größte Gelehrte seiner Zeit, stellte Forschungen über die Alterthümer der Römer im weitesten Umfange an (über die lateinische Sprache, den Landbau ꝛc.). Die klassische Literatur der Griechen blieb noch (wie seit den Scipionen) ein Hauptmittel staatsmännischer Bildung. Wie Lucullus ein Werk über den Bundesgenossenkrieg soll auch Sulla seine Memoiren in griechischer Sprache verfaßt haben; Pompejus, der nicht selbst Schriftsteller war, umgab sich (hauptsächlich aus Ruhmbegier) mit griechischen Gelehrten; Cäsar zeigt sich auch darin als Volksmann, daß er als Redner und Schriftsteller die Sprache seines Volkes hob, die durch ihn bei aller Kunstlosigkeit eine veredelte Gestalt gewann. Vor Allen zeichnete sich aber **Cicero** (106 bis 43 v. Chr.) durch seinen kunstmäßigen Gebrauch der römischen Sprache und durch Nachbildung griechischer Literaturerzeugnisse in derselben aus. Er bildete sich theils in der praktischen Schule des römischen Rechts, vorzüglich unter Leitung des Pontifex Max. Q. Mucius Scävola, theils durch das Studium der griechischen Rhetorik und Philosophie (in Griechenland und Kleinasien) zum größten Redner seines Volkes und zeigt die innigste Verschmelzung des praktischen Sinnes der Römer, der Alles auf den Nutzen, insbesondere das Staatsleben bezog, mit der vielseitigen Entwickelung der Griechen, deren höchstes Ziel das Schöne war. Auch die Geschichte lehrte er zu rhetorischen Zwecken benutzen, und machte die Römer durch die Studienfrüchte seiner Mußezeit mit den Systemen der griechischen Philosophie bekannt, denen er selbst (als Eklektiker) für seine sittliche wie seine rhetorische Ausbildung so viel verdankte. Indem er so einen wahren Fortschritt in der schon ursprünglich rhetorischen Richtung der römischen Literatur herbeiführte und einen mächtigen Anstoß zu Weiterbildung derselben gab, eröffnete er das goldene Zeitalter der römischen Literatur (das vom Tode des Sulla bis zum Tode des August reicht, 78 v. Chr. bis 14 n. Chr.). Inzwischen konnten in der leidenschaftlich aufgeregten Zeit der Bürgerkriege weder die Geschichte noch die Poesie ihre

Blüthe entwickeln, die erst in der Zeit des Friedens unter Augustus eintritt. Unter den Dichtern aus der letzten Zeit der Republik sind fast nur der Lehrdichter Lucretius Carus († 52 v. Chr. — »über die Natur der Dinge«) und der Satiriker Lucilius († 103 v. Chr.) zu bemerken, unter den Geschichtschreibern aber die Verfasser von Memoiren, insbesondere Cäsar und T. Pomponius Atticus, ein reicher Geschäftsmann, der mit den angesehensten Leuten aller Parteien verkehrte (im Briefwechsel mit Cicero), dessen Denkwürdigkeiten aber leider verloren gegangen sind; ferner als Monographen Sallust (85 bis 35 v. Chr.), der die Verderbniß seiner Zeit (in seinem »jugurth. und catilinar. Kriege«), von der er doch selbst nicht frei war, in bitterem Tone rügt, und Cornelius Nepos († 30 v. Chr.), welcher würdige Charaktere der älteren Griechen und Römer als Musterbilder für die römische Jugend in dürftigen Umrissen zeichnete.

Fünfte Periode.

Von der Schlacht bei Actium bis auf den Umsturz des weströmischen Thrones; 31 v. Chr. bis 476 n. Chr.

Durch die **monarchische Staatsverfassung** wird eine dauernde Rechtsordnung in dem römischen Reiche begründet. Die durch Eroberung zu Stande gebrachte Völkerverbindung wird durch friedliche und gesetzliche Zustände befestigt. Allmählich wird eine größere Gleichstellung aller Angehörigen des Reichs und hiermit eine allgemeinere Verbreitung der Bildung herbeigeführt. — Die Bildungszustände, zu welchen die Zeit herangereift war, werden zugleich durch die fortschreitende Ausbreitung des **Christenthums** wesentlich gefördert, das vor Allem die sanfteren Tugenden nährt und so eine kräftige Stütze der Ordnung und des Friedens wird. Dasselbe vermag aber der im Genusse der erworbenen Weltherrschaft zunehmenden Erschlaffung im römischen Reiche nicht zu wehren, und deßhalb wird dieses endlich eine Beute der kräftigeren **deutschen** Völker, die, obwohl noch roh, das Christenthum mit tiefem Gemüthe erfassen und seitdem die Hauptträger der christlichen Bildung werden.

Bei der allmählichen Entwickelung dieser Verhältnisse lassen sich drei Stufen unterscheiden:

31 v. C. bis 180 n. C.

I. In den ersten beiden Jahrhunderten des Kaiserthums, von Augustus bis auf Commodus (31 v. Chr. bis 180 n. Chr.) wird zuerst, selbst unter despotischen Regenten, ein besserer Rechtszustand in den Provinzen eingeführt, von denen dann, mittels der Berufung tüchtiger **Provincialen** in den Senat wie bald auf den Thron, eine verbesserte Verwaltung des ganzen Staates ausgeht. — Das **Christenthum** breitet sich

schon früh in den verschiedensten Gegenden des Reiches aus, obgleich von der Staatsgewalt Verfolgungen gegen dasselbe ausgehen. Die **Deutschen** werden noch durch das Uebergewicht der Römer in den Gränzen ihres Stammlandes zurückgehalten.

II. Während die Erschlaffung sich in den folgenden 150 Jahren auch über alle Provinzen des Reiches verbreitet, wird der **militärische Despotismus** zur Aufrechthaltung der Ordnung unerläßlich. Zugleich wird derselbe durch Angriffskriege der **Deutschen** befördert, welche durch engeres Aneinanderschließen wie durch Aneignung römischer Kriegskunst und Bildung erstarken. Das **Christenthum** wird trotz wiederholter Verfolgungen (zuletzt unter Diocletian) zur herrschenden Religion, bis es durch Constantin d. Großen auch von dem Staate in Schutz genommen wird (323 n. Chr.). bis 323 n. C.

III. Seit Constantin dem Großen wird die **Hierarchie**, die sich allmählich in der christlichen Kirche gebildet hatte, zur Stütze der monarchischen Reichsordnung benutzt und dadurch der militärische Despotismus mehrfach gemildert. Das Reich behauptet sich noch anderthalb Jahrhunderte. Die Kraft desselben sinkt indessen immer tiefer und so führen endlich die **Deutschen** in der großen Völkerwanderung den Umsturz des abendländischen Thrones herbei (476 n. Chr.). bis 476 n. C.

I.

Von Augustus bis auf Commodus, 31 v. Chr. bis 180 n. Chr.

Die monarchische Gewalt vermochte sich nur allmählich zu befestigen und sah sich sowohl durch den Widerstand der Aristokratie, als durch das Schwanken der Volksgunst gedrängt, sich auf militärische Macht zu stützen. Das (Adoptiv-) Haus des Augustus behauptete sich vorzüglich durch Begünstigung der Leibwache (Prätorianer) in Rom. Bei zunehmendem Verderbniß der Hauptstadt lernten jedoch die Legionen, die (seit August) aus Provincialen bestanden, ihre Bedeutung fühlen, und durch sie wurden (seit Galba) Kaiser aus verschiedenen Geschlechtern erhoben. Seit Vespasian wurde die Ergänzung des Senats aus Provincialen gesetzlich, und nicht lange darauf (mit Trajan) wurde der Thron mit tüchtigen Provincialen besetzt. Erst durch diese Kaiser ward endlich eine feste und gleichmäßige Staatsordnung für alle Theile des Reiches begründet.

1. C. Julius Cäsar Octavianus Augustus, 31 v. Chr. bis 14 n. Chr.

Noch ehe Octavian nach der Schlacht bei Actium den Antonius verfolgte, betrieb er die Versöhnung der Parteien, in Italien, wo besonders

Mäcenas und Agrippa für ihn wirkten, in Griechenland und im Orient, wo ihm seine persönliche Anwesenheit zugleich Gelegenheit gab, innere Uneinigkeiten unter den Parthern zu benutzen, um sie zur Auslieferung der von Crassus verlorenen Adler zu bestimmen, die freilich erst später erfolgte. Die Soldaten, die ihre Belohnung forderten, verwies er auf die ägyptische Beute. In Aegypten fand er dann in der That ungeheure Reichthümer, und erst indem er durch diese Volk und Heer für sich gewann, sicherte er sich die Alleinherrschaft. Octavian war kein großer Charakter, aber vor Allem klug und besonnen, dabei nicht ohne Tapferkeit, obgleich kein ausgezeichneter Feldherr. Er war der Erbe des großen Cäsar und wußte diese Stellung zu nutzen, doch kamen ihm dabei besonders zwei Männer zu Hülfe, deren persönliche Tüchtigkeit größer war als die seinige, Mäcenas, der sich von altem etruskischen Adel herleitete, und Agrippa, der nicht einmal dem Ritterstande angehörte. Jener war ein umsichtiger Staatsmann und Unterhändler, auch Freund der Literatur, Agrippa ein tüchtiger Kriegsbefehlshaber, besonders zur See, der Sieger bei Actium; Messala, der Befehlshaber der Landtruppen, stand dem Octavian nicht so nahe, obwohl er mit ihm, wie Mäcen, das Streben, Kunst und Wissenschaft zu beschützen, theilte. Aber Octavian selbst verstand die Kunst, das römische Volk zu gewinnen und zu täuschen; er suchte die Herrschaft ohne den Schein derselben und schonte die Formen des Freistaats bis an seinen Tod. Denn er wußte, wie sehr das römische Volk an diesen hing, obgleich die Sehnsucht nach sicherem Besitz und Genuß bei allen Classen überwiegend war. Das Bedürfniß der Ordnung und des Friedens nach den langwierigen Stürmen der Bürgerkriege war es vor Allem, was ihm die monarchische Macht entgegen trug. Die Annahme lebenslänglicher tribunicischer Gewalt, die ihm vom Senat sogleich nach der Schlacht bei Actium angetragen wurde, verweigerte er damals noch. Als (im J. 29) seine Rückkehr nach Rom bevorstand, wurde sein Name unter die der Götter gesetzt; mit der größten Freude aber erfüllte ihn der Auftrag, den Janustempel zu schließen. Dieß vollzog er, nachdem er im Monat Sextilis (davon später »August« genannt) einen glänzenden Triumph in Rom gehalten hatte, bei dem er Volk und Soldaten durch Spiele gewann, auch die Tempel reichlich beschenkte.

29 v. C.

Mit dem Triumph war gesetzlich das »Imperium« erloschen; jetzt aber erfolgte der erste und entscheidendste Schritt zur Monarchie. Der Senat übertrug auf den Octavian, der seine Legionen nicht entließ, den Titel »**Imperator**« (der schon dem Cäsar erblich ertheilt war) auf Lebenslang und damit die **höchste Militärgewalt**; zwar sprach Octavian selbst 2 Jahre später seine Verzichtleistung auf diese Würde aus, nahm sie aber nach einem Senats- und Volksbeschluß auf dringende Bitten zunächst auf 10 Jahre an. Und wie er selbst, ließen seine Nachfolger dieselbe alle 10 Jahre erneuern (wie auch die Imperatoren bis auf Gallienus, 259, in der

Stadt nur die Toga, das Bürgerkleid, trugen). Als ihm neben dem Consulat, zu dem er sich Anfangs von Jahr zu Jahr erwählen ließ, die censorische Gewalt übertragen war, reinigte er (29) den Senat von seinen persönlichen Widersachern (zugleich ergänzte er die Patricier, behuf religiöser Gebräuche). Dann erhielt er nach völlig republikanischer Form die Würde des Princeps Senatus, der im Senate zuerst befragt wurde; mit diesem bescheidenen Titel ließen sich die Imperatoren noch lange benennen (daher Prinz, Fürst), bis der Familienname »Cäsar« nach und nach zum Titel wurde (Kaiser). In seinem sechsten Consulat hatte Octavian den Agrippa zum Collegen; in seinem siebenten gab man ihm den Ehrennamen »Augustus« (27 v. Chr.). Auch jetzt übernahm er noch nicht alle Civilgewalt, und benutzte einstweilen das Imperium, um sich in denjenigen Provinzen festzusetzen, wo es militärischer Streitkräfte bedurfte; die übrigen wurden dem Senate überlassen *). Nachdem er Gallien und Spanien beruhigt hatte (worauf er zum zweiten Male den Janustempel schloß), ließ er sich durch den Senat und die Tribusversammlung »die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit und zwar im ganzen Gebiete des Reichs« übertragen (27. Juni d. J. 23) und von dieser Zeit an rechnete er selbst die Jahre seiner Herrschaft. Erst im J. 19 v. Chr. erhielt er mit dem lebenslänglichen Consulat (wobei übrigens fortwährend zwei Consuln gewählt wurden) die höchste Macht in der Stadt Rom, wo das Imperium nicht galt, und die vollziehende Gewalt in dem ganzen Reich. Hiezu kam endlich nach dem Tode des Lepidus (13 v. Chr.) auch die Würde des Oberpriesters, womit die Machtfülle des Augustus vollendet ward.

23 v. C.

13 v. C.

Nachdem August den Senat nochmals, ziemlich eigenmächtig, mit Hülfe Agrippa's, der auf 5 Jahre zum Tribun ernannt war, gereinigt hatte, führte er die Zahl der Senatoren auf 600 zurück (sie auf 300 zu vermindern, verhinderte ihn der Widerstand des Senates selbst). Er erhöhete dann den senatorischen Census auf 1,200,000 Sestertien, d. i. 600,000 Thaler (wie den eines Ritters auf $1/3$ dieser Summe), und der Senat vertrat also in der That nur die Reichsten, denen vor Allen an der bestehenden Ordnung gelegen war. Indem Augustus ferner die wichtigsten Angelegenheiten nur mit einem kleinen Ausschuß des Senats berieth, hatte er von diesem Collegium factisch keinen Widerstand zu besorgen und gab demselben die alten Rechte bei der Gesetzgebung (wie vor der lex Hortensia d. J. 286 v. Chr.) zurück. Neben dem Senat bestanden zwar auch noch die Tribus- und Centurien-Versammlungen fort, und diesen wie

*) Die wichtige Unterscheidung: 1) der prov. senatus et populi und 2) prov. principis s. Caesaris dauerte im Ganzen bis auf Diocletian und Constantin d. Großen. Die Einkünfte der ersteren flossen in das Aerarium (Staatscasse), die der letzteren in den Fiscus (fürstliche Privatcasse).

dem Senat blieb das Recht, die kaiserlichen Gesetzvorschläge zu verwerfen; bald aber griff der Cäsar durch seine »Edicte«, die nicht bloß wie bei den republikanischen Magistraten auf 1 Jahr, sondern dauernd galten, immer willkürlicher in die Gesetzgebung ein. — Die richterliche Gewalt war freilich dem Rechte nach vollständig in den Händen des Augustus, doch fand dieser es häufig gerathen, dieselbe vom Senate üben zu lassen. Für die vollziehende Gewalt schuf Augustus zwei neue furchtbare Werkzeuge, das Amt des Stadtpräfecten, der hauptsächlich für die Ruhe der Stadt Rom zu sorgen hatte, und die Präfectura Prätorii, die Oberbefehlshaberschaft über die Leibwache, die er aber noch unter 2 Männer vertheilte. Im Uebrigen ließ er den Comitien die Magistratswahlen (die erst Tiberius auf den Senat übertrug). »Das Volk übte also fortwährend wesentliche Hoheitsrechte und war außerdem scheinbar im Senat vertreten.« — Aber »der Senat bestand aus den Creaturen des Imperators, das Volk war durch Brot und Spiele, das Heer durch Beute und Geschenke an ihn gefesselt«; und so kamen die Curie und die Comitien seinen Wünschen entgegen, im Nothfall sicherte die Macht der Legionen die Vollstreckung seiner Befehle.

Indem Augustus nur die Formen der Freiheit erhielt, gab er allerdings das Beispiel trügerischer Verstellung, und es blieb ein Hauptmangel der neuen Staatsordnung, daß sie auf täuschendem Scheine beruhte; jedoch war es nach dem ganzen Entwickelungsgange des römischen Staates nur auf diesem Wege möglich, die abgelebte Aristokratie zu beseitigen und die Güter des Friedens und der Ordnung mittels der Monarchie zu sichern, wie viele und große Uebel sich auch mit der Mischlingsverfassung des Kaiserthums verknüpften.

Zwei Vortheile aber waren es hauptsächlich, die dem großen römischen Reich erst durch Einführung der Monarchie gesichert werden konnten, 1) eine größere Gleichstellung aller Reichsangehörigen und 2) die Beförderung des friedlichen Verkehrs zwischen allen Theilen des Reichs; und von Beidem war Hebung und gleichmäßigere Vertheilung des Wohlstandes, wie allgemeinere Verbreitung der Bildung die Folge. Allerdings war ein Streben nach diesen besseren Zuständen und theilweise Begründung derselben schon allmählich in den vorausgegangenen Zeiten eingetreten, und insbesondere hatte Julius Cäsar richtig erkannt, daß es einer geregelteren und humaneren Ordnung in dem seit einem Jahrhundert so ungeheuer angewachsenen Reiche bedürfe; es ist aber das Verdienst des Augustus, daß er, nachdem er den Sturm der Bürgerkriege beschwichtigt hatte, jene Aufgabe der Zeit mit Umsicht (freilich weit mehr von verständiger Berechnung als von einer edlen Gesinnung geleitet) zu erfüllen wußte.

1. Das entsetzliche Mißverhältniß zwischen Armuth und Reichthum, welches die Gracchen zuerst, doch vergeblich, auszugleichen unternahmen,

fand sich im höchsten Maße in der Stadt Rom selbst. Hier hatte sich zur Zeit des Augustus eine Menschenmenge von mehr als 2 Millionen zusammengefunden, von denen fast 1 Million Sklaven waren, über $1^1/_4$ Millionen Bürger und 50,000 Fremde. Hier vor Allem fehlte ein wohlhabender Mittelstand, da die Gewerbe größtentheils von den Sklaven betrieben wurden, der Handel vorzüglich in den Händen der Provincialen war. Seit Julius Cäsar hatte der Staat die Hälfte der freien städtischen Bevölkerung (der plebs urbana) durch regelmäßige Getreidespenden zu ernähren; schon Cäsar und nachher Augustus beschränkte die Zahl der Getreideempfänger auf etwa 400,000. Das Letztere war indeß nur durch Begründung von Armen-Colonieen möglich; Julius Cäsar verpflanzte mittels derselben 80,000 Bürger in die Provinzen (erneuerte Karthago und Korinth), Augustus siedelte weit mehrere in Coloniestädten an, in Spanien und Afrika wie weithin durch das hellenisirte Asien. Indeß lag es in dem Verhältnisse Roms zu dem Ganzen des Reichs, daß sich die Hefen der Bürger immer von Neuem in der großen Hauptstadt sammelten (s. S. 234). Ja Augustus und seine Nachfolger stützten ihre Macht absichtlich (um in Italien verhältnißmäßig weniger Truppen zu bedürfen) auf die Gunst des großen Haufens, den sie durch Geschenke (Brot, aber auch Geld) und durch Spiele leicht für sich gewannen. — Rom und das gesammte Italien verloren freilich auch manche Vorzüge, die sie bisher vor den Provinzen hatten, durch die Einführung der Monarchie; denn vor dem Herrscher waren alle gleich unterthänig, und zufolge einer gleichmäßigen Sorge für das Ganze des Reichs wurde namentlich (schon seit Cäsar's Tode) die seit 168 v. Chr. erlassene Vermögenssteuer von allen Bürgern wieder erhoben; — aber auch für Italien »begann mit der Begründung der Monarchie eine neue Entwickelung des Lebens,« vorzüglich durch Herstellung des Friedens. Die Municipalfreiheit der Städte (Selbstverwaltung) blieb dabei aus der Zeit der Republik erhalten. Am Meisten gewannen indeß durch die Monarchie die **Provinzen**; die mißbräuchlichen Erpressungen der Aristokratie hörten auf; die Leistungen der Provincialen (Steuern) wurden allmählich fester bestimmt und der Ertragsfähigkeit (mittels Ackervermessung und Schätzung) angepaßt; die Statthalter erhielten feste Gehalte aus der Staatscasse und wurden von der hoch über ihnen stehenden kaiserlichen Gewalt einer strengeren Beaufsichtigung im Interesse des Ganzen unterworfen, als dieses jemals von einem Aristokratenregiment zu erwarten war *).

Es bedarf nur einer unbefangenen Erwägung der bestimmtesten historischen Nachrichten über die Zustände, in welchen sich die westlichen wie die östlichen Länder des Reichs vor und nach der Einführung der Monarchie befanden, um in der Kaiserherrschaft einen Fortschritt für die dortigen Völker wie für

*) Noch unter Tiberius erkannte man eine Erleichterung der Provinzen darin, wenn sie aus senatorischen in kaiserliche verwandelt wurden; Tac. Ann. I, 76.

die Entwickelung der Menschheit überhaupt zu erkennen. »In Spanien begann die eigentliche Civilisation erst mit August;« Bevölkerung und Wohlstand (besonders der römisch-organisirten Strecken) hoben sich und schon im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft waren die barbarischen Spanier fast zu Römern geworden. Aehnlich war es mit Gallien und den Donauländschaften, und in diesen europäischen Ländern erhielt sich noch längere Zeit die abendländische Kraft, während die Bildung hinzukam, die erst nach und nach Verweichlichung im Gefolge hatte. Griechenland und der Orient aber waren längst in politischem Verfall und hier rief die Kaiserherrschaft durch Sicherung des friedlichen Verkehrs eine höhere Blüthe des Wohlstandes und damit die weitere Entwickelung der hellenistischen Bildung hervor. »Nur wenige Nationen haben, gleich den Römern, wo sie vernichteten, zugleich so viel geschaffen und erhalten;« und es ist höchst einseitig, wenn man über den kriegerischen Thaten dieses Volkes vergißt, welche Verdienste sie sich in den unterjochten Ländern um die Künste des Friedens (»pacis imponere morem« Virg.), vor Allem um die Sicherung und Ausbildung des Rechts und eines gesetzlichen Zustandes wie um Verbreitung des Ackerbaues und Förderung des Handels erworben haben.

2. Der Weltverkehr ist überall auch durch Kriege und Eroberungen gefördert; die engere Verbindung zwischen Orient und Occident mittels des Handels und gleicher Bildung, die Alexander bei der Zerstörung des Perserreichs beabsichtigte, ist durch die Römer, wenn diese auch zunächst nur ihre Herrscherzwecke im Auge hatten, nicht nur befestigt, sondern weithin bis an die Westgränzen der alten Welt ausgebreitet.

Die Eigenthümlichkeit der Production von Italien besteht nicht sowohl in gleichmäßiger Güte des Ackerbodens, als in der Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse, was einen gegenseitigen Austausch derselben aus den einzelnen Theilen veranlaßte, jedoch, bei der natürlichen Scheidung Italiens, vorzüglich erst seit der Unterwerfung des Landes unter die Römer. Zugleich bringt dieses Land nur wenige Producte in solcher Menge hervor, daß sie das Bedürfniß der Halbinsel übersteigen; dagegen fehlte es vielen Gegenden und namentlich der Umgegend Roms von jeher an dem nothwendigen Getreide. Wir wissen, wie in Folge der kriegerischen Entwickelung des römischen Staats in der Zeit der Republik nach und nach der Stand der freien Ackerbauer in Italien zusammenschmolz, worunter vor Allem der Kornbau litt. Rom und Italien bedurfte daher der Getreidezufuhr. Ein großer Theil derselben wurde aus den »Kornkammern« des Erobererreichs, Sicilien, Afrika (Karthago), und seit der Kaiserzeit aus Aegypten als Tribut bezogen, aber erst ein so ausgedehnter und ungehemmter Handel, wie ihn die Kaiserzeit möglich machte, vermochte Italien mit dem nothwendigen Getreide zu versorgen und setzte der früher so häufigen Hungersnoth ein Ziel.

Ueberhaupt aber bildete sich, seitdem das römische Reich die schönsten und fruchtbarsten Länder rings um das mittelländische Meer beherrschte (hierdurch, wenn auch nicht durch die Größe des Umfangs, eine unvergleichliche Erscheinung in der gesammten Geschichte!) ein sehr mannigfacher Handelsverkehr, der mit zunehmendem Luxus eine immer größere Ausdehnung gewann. Ober-Italien, Gallien und Spanien lieferten vorzüglich Wein und Oel; Griechenland Wein und Marmor, der Orient mancherlei Luxusartikel, Gewürze, Weihrauch, Edelsteine, Perlen, und — das noch unbekannte China, das Land der Serer, seidene Gewänder. Drei Handelswege führten von Indien zum Mittelmeer: über Dioscurias an der Ostküste des schwarzen Meeres, über Ephesus und Alexandrien. Die Lage Alexandriens war von seinem Gründer so glücklich gewählt, daß sich diese Stadt gerade damals, als Augustus Aegypten zur Provinz machte, zu einer Zeit, wo alle aus Alexander's Monarchie hervorgegangenen Staaten den Römern zum Opfer gefallen waren, zur ersten Handelsstadt der Erde erhob. — Zur Förderung des europäischen Verkehrs wurden die Straßenzüge ein Hauptmittel, welche die Römer zunächst zu ihren Herrscherzwecken gründeten. Schon in den letzten Zeiten der Republik hatten sie nach dem Muster der Militärstraßen, welche Italien seit längerer Zeit besaß, ähnliche Kunstwege durch Macedonien, Gallien und Spanien angelegt. Erst der Monarchie aber war die Ausführung eines Straßennetzes durch alle Theile des großen Reiches vorbehalten, wie es zur dauernden Behauptung der Erobererherrschaft unerläßlich war. Die Hauptlinien dazu wurden bereits durch Augustus gezogen, und noch ehe ein Jahrhundert verging, »geleitete ein zusammenhangender mit Meilensteinen versehener Bau den Reisenden von Bordeaux bis Jerusalem und von hier bis zur Südgränze Aegyptens oder zu den westlichen Gestaden von Afrika,« an den sich eine Menge von Seitenstraßen nach allen Richtungen anschlossen. Und wie diese Straßen dienten bald auch die von Augustus angelegten Reichsposten dem vielseitigsten Verkehr der Privaten.

So wurde Wohlstand und Bildung, römische Sprache und römisches Recht weithin über die Länder am Mittelmeer verbreitet. Doch die großartigste, von menschlicher Voraussicht freilich am Wenigsten beabsichtigte oder nur geahnete Folge der großen Völkerverbindung, die das römische Reich in's Dasein rief, war die Vermischung der Religionen und die nur durch diese vorzubereitende Entstehung und Ausbreitung einer allgemeinen Religion. Schon unter Augustus aber war die Zeit erfüllet, wo der Stifter des Christenthums geboren wurde, durch den eine ganz neue Entwickelung der Menschheit beginnen sollte.

Zur Aufrechthaltung der monarchischen Ordnung in dem weiten Erobererreiche bedurfte es indessen, sowohl der mächtigen Aristokratie und den

Pöbelmassen unter den Römern selbst, als den unterworfenen Provincialen gegenüber, eines militärischen Regiments. Die Monarchie führte eine große Umgestaltung in den Kriegseinrichtungen der Römer herbei; die Grundzüge derselben gehen von Augustus aus, obwohl Alles dazu schon längst allmählich vorbereitet war; manche verderblichen Keime, die schon damals gelegt wurden, entwickelten sich erst später.

Bis zu den Bürgerkriegen dienten nur römische Bürger (der 5 ersten Vermögensclassen) in den Legionen, und da dieselben nur zu den einzelnen Feldzügen einberufen wurden, nach Beendigung eines jeden aber und überhaupt nach dem 45sten Lebensjahre zu den bürgerlichen Geschäften zurückkehrten, so ging der Bürger in dem Soldaten nicht unter. Marius nahm zuerst Proletarier in die Legionen auf, Cäsar bildete eine Legion aus Provincialen, ja selbst aus Fremden (Deutschen); während der Bürgerkriege nahmen die Machthaber ihre Streiter, wo sie sie fanden. Augustus ließ die Legionen vorzugsweise aus den **Provincialen** (während des Krieges mit Antonius aus den kräftigen Völkern des Abendlandes) ergänzen. Er führte aber auch gesetzlich die bedeutende Veränderung ein, daß der Soldat eine bestimmte Reihe von Jahren fortwährend im Dienste blieb, wodurch die Waffenführung sich zu einem den bürgerlichen Geschäften gegenübertretenden Berufe ausbildete und ein **stehendes Heer** zum Dienste des Monarchen geschaffen wurde. Eben so begründete Augustus eine Sonderung unter den Truppen selbst; er erhob die Leibwache (**Prätorianer**), die der Feldherr in den Zeiten der Republik zum Ehrendienste bei seiner Person aus den Tapfersten der Legionen auswählte, zu einem besonderen Corps mit verdoppelter Löhnung und bestimmte sie zum Schutze seiner Person und vorzüglich zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt (wozu aber auch schon Germanen gebraucht wurden). Die 28 Legionen, jede zu 6000 Mann, mit einer gleichen Zahl von leichten Truppen, die in »Cohorten« getheilt waren, dienten dagegen als Besatzungen in den Provinzen zur Behauptung der Erobererherrschaft. In Rom, wo Augustus ganz nach der Weise eines Privaten, in einer einfachen Wohnung und ohne Hofstaat, lebte, umgab sich derselbe nur mit einer geringen Wache, ja er duldete in der Stadt selbst nur 3 Cohorten Prätorianer, die größtentheils bei den Bürgern in Quartier lagen, während das übrige Corps in den benachbarten Städten stationirt war. In den Provinzen konnte die Erobererherrschaft nur durch stehende Truppen behauptet werden, besonders wo, wie im Abendlande (namentlich in Spanien), die Kraft der unterworfenen Völker noch nicht gebrochen war, oder die Gränzen durch rohe und tapfere Nachbarvölker bedroht wurden (in Gallien, Illyricum und Spanien). Während die bereits pacificirten Provinzen, die der Senat verwaltete, durch wenige Cohorten in Gehorsam erhalten wurden, waren die Legionen nur in jene noch nicht hinreichend gesicherten Provinzen vertheilt, die unter dem unmittelbaren Regiment des Kaisers standen. So bewachten 50,000 Mann

den Euphrat gegen die Parther, 70,000 Mann die untere Donau und 100,000 Mann den Rhein gegen die Deutschen *).

Die Kämpfe mit den Deutschen. — Die Hermannsschlacht, 9 n. Chr.

Die größte Gefahr drohete dem Reich von den kräftigen germanischen Völkern, und um die Gränzen gegen deren Angriffe zu sichern, konnte die Unterwerfung eines Theiles derselben nothwendig erscheinen. Außerdem lockte der Ruhm, die Stammgenossen der Cimbern und Teutonen zu beherrschen, und mit Stolz benannte Augustus die Provinzen, die er zur besseren Verwaltung des linken Rheinufers einrichtete, Germania I. und II. (aufwärts und abwärts vom Einfluß des Mains und der Mosel **). Aber auch wenn Augustus gewünscht hätte, den Frieden hier zu erhalten, drangen ihm die Verhältnisse den Plan einer Erweiterung des Reiches über die bisherigen Gränzen gegen die deutschen Völker auf ***). Eine Niederlage des Lollius in Gallien gegen die unterrheinischen Germanen 16 v. Chr., bei der diese einen römischen Adler gewannen, veranlaßte Augustus selbst, nach dem Norden Galliens zu gehen; hierdurch wurde allerdings der Friede daselbst hergestellt. Schon länger war Augustus indeß auf die Sicherung der Communicationen Italiens mit Gallien gegen die angränzenden celtischen und germanischen Völkerschaften bedacht; als Rhätier und Vindelicier die Waffen erhoben, wurden die Stiefsöhne des Augustus gegen sie gesandt. **Drusus** zog damals an der Etsch hinauf, Tiberius kam aus Gallien vom Bodensee her zu Hülfe. Nach hartnäckigen Kämpfen wurden so 15 v. Chr. die Gränzen des Reichs bis an die obere und mittlere Donau ausgedehnt; Rhätien (Ost-Graubündten und Süd-Tyrol), Vindelicien (vom Bodensee bis zum Inn) und Noricum (vom Inn an der Donau abwärts) wurden Provinzen (das weiter hinab gelegene Pannonien, Südwest-Ungarn, rechts von der Donau, war schon seit 34 v. Chr. zur Provinz gemacht). Als **Drusus** Gallien verwaltete, hielt er zur Sicherung dieses Landes Unternehmungen gegen die Niederdeutschen für nothwendig. Hier schien der flache Boden und die auch vom Meere aus zugängliche Küste wie die Theilung der Bewohner in eine Menge kleiner Völkerschaften leichtere Siege zu verspre-

16 v. C.

---

*) Es beruhte auf der natürlichsten Erobererpolitik, daß die Krieger aus den verschiedenen Provinzen des Reichs zur Aufrechthaltung der Herrschaft in anderen, vorzüglich weit entlegenen Provinzen gebraucht wurden. So dienten brittische Legionen im Orient; Passau entstand aus Castra Batava etc.

**) Obringa, vielleicht misverstanden aus »Ober-Rhein«, wird als Gränze zwischen Germania prima et secunda bezeichnet.

***) Aus dem »Rathe« des Augustus für seine Nachfolger, »die Gränzen des Reichs nicht zu erweitern,« hat man mit Unrecht geschlossen, daß Augustus denselben grundsätzlich selbst befolgt habe. Die Thatsachen lehren das Gegentheil.

chen; erst nach Unterwerfung dieser Gegenden konnte ein Angriff auf den mächtigen Kriegsbund der Sueven am deutschen Ober-Rhein gewagt werden. Den Angriff von der Seeseite bereitete Drusus durch Anlage eines Canales vor, der nur von dem Rhein zu der nahen Yssel *) zu leiten war, um die Fahrt durch die Zuyder-See (lacus Flevo, vgl. »Vliestrom« am Ausgang dieses Meerbusens) in die Nordsee möglich

12 v. C. zu machen. Auf diesem Wege kam Drusus schon im J. 12 v. Chr. bis zur Ems, wo er im Schiffskampf die Bructerer schlug, oder selbst bis zur Jahde. Im folgenden Jahre überschritt er mit einem Landheer bei Castra vetera (Xanten) den Rhein und drang über die Lippe bis zur Weser (bei Hörter) vor, auf der Rückkehr ward er im Eggegebirge überfallen, legte aber am westlichen Fuß des Wesergebirglandes die Feste Aliso an (Elsen an der Alme unweit Paderborn, oder Lisborn an der Lise, nach dem nordwestlicheren Tieflande zu, unweit Cappeln). Bis zum Jahre 10 hatte er 50 Castelle (von Bona Castra, d. i. Bonn aufwärts) am Unter-Rhein als Stützpunkte zu Unternehmungen auf Deutschland begründet, als Hauptfeste Magontiacum (Mainz), das auch durch Verschanzungen auf dem rechten Rheinufer, vom Taunus bis zum Main, geschützt wurde. Von hier

9 v. C. aus unternahm er im Jahre 9 v. C. einen großen Zug, zunächst gegen die Chatten (Hessen), wandte sich nach einem Siege über dieselben südlich gegen die Markomannen, nach deren Zurückweisung in einer blutigen Schlacht aber zog er über die Fulda und Werra, durch Thüringen bis zur Saale, die er bei Kalägia (Halle) überschritt, und erreichte die Elbe (etwa bei Wittenberg). An diesem Strome soll ihn eine Frau von übermenschlicher Größe durch den Zuruf: »Kehre zurück, Unersättlicher!« zur Umkehr bewogen haben; noch in Deutschland aber fand er seinen Tod durch einen Sturz vom Pferde (Castra scelerata, in Thüringen). Tiberius, der ihn kaum noch lebend traf, führte die Leiche und das trauernde Heer nach Mainz, wo ihm ein Denkmal (Eichelstein?) errichtet wurde, während der Körper im Mausoleum des Augustus seine Ruhestätte fand. — Tiberius, der bis dahin an der unteren Donau mit Ruhm gekämpft hatte, übernahm an Drusus' Stelle den Oberbefehl am Rhein, suchte aber den Deutschen mehr durch List als durch offenen Kampf zu schaden und zog sich seit 7 v. Chr. aus Mismuth nach Rhodus zurück. Als er 3 n. Chr. nochmals von Gallien aus Deutschland bis zur Elbe (wie nicht lange nachher Domitius) durchzog, waren inzwischen wenigstens die Völker westlich von der Weser durch die Römer theils unterworfen, theils gewonnen. Dagegen drohete eine neue Gefahr von den Markomannen, die seit der Niederlage durch Drusus ihre Wohnsitze am Ober-Rhein verlassen und in dem von Gebirgen umwallten Böhmen (Land der gallischen Bojer) den Sitz eines Erobererreichs aufgeschlagen hatten. Durch dieses wurde die untere Donau

*) Der Unterlauf der Yssel ist dadurch in einen Rheinarm verwandelt.

bedroht, und in Rom beschloß man die Vernichtung desselben. Tiberius zog über die Alpen gegen Marbod, während sein Nachfolger im nordwestlichen Deutschland, Sentius Saturninus, ihm von dort aus zu Hülfe kommen sollte. Mit dem nächsten Frühjahr (7 n. Chr.) sollte der Krieg beginnen, als die Alpenvölker den Tiberius im Rücken bedrohten. Deßhalb schloß dieser mit Marbod gegen Anerkennung desselben Frieden, und in 3 Jahren bändigte er die Empörer, die, wie Augustus im Senat sagte, »in 10 Tagen vor Rom stehen konnten.« Der Jubel eines 5tägigen Dankfestes in Rom wurde durch die Nachricht von der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde gestört.

Auf Sentius Saturninus war im nordwestlichen Deutschland Quintilius Varus, bisher Statthalter in Syrien, gefolgt. Er glaubte, die kräftigen Deutschen wie die entnervten Morgenländer behandeln zu können; auch schien in der That das Land bis zur Weser reif, in eine Provinz verwandelt zu werden. Varus, ein Verwandter des August, war der erste Statthalter in Germanien, dem der Imperator neben der Kriegsbefehlshaberschaft zugleich die Civilverwaltung übertrug; er nahm sein Standlager mit 8 Legionen an der Weser (bei Preuß. Minden?), und gewiß nicht ohne Auftrag begann er »die beiden Haupttheile jeder römischen Provinzverwaltung, römische Gerichtsbarkeit und Besteuerung,« einzuführen, obwohl er dabei unvorsichtig die Schranken überschritt. Unter den deutschen Völkern, von denen mehrere (Bataver, Friesen — Brücterer) schon länger Bundesgenossen der Römer waren, fehlte es nicht an einer römischen Partei, selbst unter den freiheitsstolzen Cheruskern im Gebirgslande auf beiden Seiten der Weser. Viele Einzelne, auch der Edelsten, suchten römischen Kriegsdienst und das barbarische Volk lernte allmählich, welche Verbesserungen seines Zustandes von der römischen Bildung erwartet werden durften. Doch galt den Massen noch die Freiheit für das Höchste und es empörte das Volksgefühl, daß die Römer die alte Sitte mit Füßen traten. Statt des urväterlichen Rechts, das in den Gemüthern lebte, wurde den Deutschen fremdes Recht in fremder Sprache aufgedrungen; Eigenthum, Ehre und Leben war in den Händen der ränkevollen Sachwalter; Ruthen und Beile sahen die freien Männer gegen sich gebraucht, sie, die keine körperliche Züchtigung duldeten und selbst im Kriege nicht einmal den Feldherren, sondern nur dem Priester im Namen der Gottheit die Todesstrafe zu verhängen gestatteten. Unter den Fürsten der Cherusker schloß sich Segest, westlich der Weser, völlig den Römern an; **Hermann** (Armin), ein Fürstensohn im diesseitigen Gebirgslande, sah in der Verbindung mit Rom Nichts, als die Knechtschaft, und wandte sich den verhaßten Feinden nur zu, um die Herrschaft derselben desto gewisser zu brechen. 25 Jahr alt, hatte er im Kriegsdienste der Römer bereits das Bürgerrecht und die Ritterwürde gewonnen. Noch stand er im Lager des Varus als Führer cheruskischer Hülfsvölker, als die Stunde der Befreiung nahete. Die Nach-

richten sind nicht ausreichend; nach den Römern vereinigte Hermann planmäßig mehrere Völkerschaften durch geheime Verschwörung, was Neuere als der Deutschen unwürdig geleugnet haben; aber Trug und Verstellung galten gegen den verhaßten Feind erlaubt, und ohne diese kann es auch nach den unzweifelhaften Ereignissen nicht zugegangen sein. Wahrscheinlich war es ein Gebirgsvolk im Südwesten vom Standlager des Varus, das sich zuerst (auf Anstiften Hermann's) erhob. Es war im Herbst des Jahres 9 n. Chr. — Varus brach auf, den Aufstand zu ersticken; deutsche Häuptlinge begleiteten ihn, doch entfernte sich einer nach dem anderen und bald wandten sie sich an der Spitze heimischer Heerhaufen gegen die Römer. Auch Hermann verließ heimlich den Varus, welchen Segest vergeblich vor dessen Plänen gewarnt hatte. Bald erschien er an der Spitze der verbündeten deutschen Völkerschaften, deren Schaaren stündlich anwuchsen; mit den Cheruskern, Brukterern und Marsern verbündet, kämpften auch die Chatten. Im »Teutoburger Waldgebirge« *) geschah der Ueberfall, der nach 3tägigem Kampfe zu völliger Vernichtung des Römerheeres führte. Herbstliche Stürme und Regengüsse kamen dabei zu Hülfe. Am Abend des ersten Tages gelingt es den Legionen noch, ein befestigtes Lager aufzuwerfen; am folgenden Morgen brechen sie nach Verbrennung des Gepäckes auf, werden aber bei fortdauerndem Unwetter von immer neu herzuströmenden Feinden bedrängt; am Abend vermag das zusammengeschmolzene und entmuthigte Heer ein neu begonnenes Lager kaum zu vollenden. Am dritten Tage ist Hoffnung und Muth auf das Tiefste gesunken, Hunger und Erschöpfung wie die schlüpfrigen Waldpfade und die zunehmende Menge der Feinde verhindern die Flucht; Varus selbst stößt sich endlich aus Verzweiflung das Schwert in die Brust. —

9 n. C.

Nur wenige Römer entkamen; viele hüteten noch lange als Gefangene das Vieh in den deutschen Wäldern; — mehrere gefangene Centurionen sollen auf den Altären (den Externsteinen? bei Horn) den Göttern geopfert sein; am Schrecklichsten äußerte sich die Wuth gegen die verhaßten Sachwalter. Zwei Adler dienten den Deutschen als Siegeszeichen; das Haupt des Varus sandte Hermann an Marbod, doch blieb dieser auf Seiten der Römer. In Rom tobte Augustus im einsamen Zimmer: »Varus, gieb mir meine Legionen wieder!« Alle Deutschen wurden aus der Stadt geschafft, eine Conscription bei Todesstrafe geboten. Tiberius ward an den Rhein gesandt, die Gränzen zu schützen. Die Deutschen aber hatten genug an der Freiheit, an einen Angriff auf das große feindliche Reich dachten sie noch nicht. Die Zwingburg Aliso, weit genug, um das ganze Römer-

*) Der Name »Teutoburger Wald« kommt bei Tacitus (Ann. I, 60) vor, nach welchem derselbe zwischen Ems und Lippe gelegen ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß damit das Gebirge zwischen Detmold und Paderborn bezeichnet wird, das freilich im Munde des Volkes »Osnegge« heißt, so gewöhnlich auch jetzt wieder der Name Teutoburger Wald auf dasselbe übertragen wird.

heer zu fassen und durch militärische Linien mit Xanten am Rhein verbunden, zerstörten sie. — Den Plan zur Eroberung Deutschlands nahm Augustus nicht wieder auf; **Hermann** ist, nach dem unverwerflichen Zeugnisse des Tacitus, »**unzweifelhaft Deutschlands Befreier!**«

August's Familienverhältnisse.

Die Niederlage des Varus hatte keine Gefahr für den Bestand des Reichs im Gefolge; am Schmerzlichsten berührte sie den alternden Augustus, den sie an die Gränzen seiner Macht erinnerte und der wohl unter dem Eindrucke derselben seinem Testamente den Rath hinzufügte: »die Gränzen des Reichs nicht zu erweitern.« Die Besorgniß des Augustus, daß die Deutschen den Rhein überschreiten möchten, wurde durch Tiberius' Vorsichtsmaßregeln in Gallien beseitigt, Augustus schrieb dem Tiberius die Rettung des Staates zu.

Schon war dieser sein Stiefsohn von ihm adoptirt (3 n. Chr.) und nach und nach zum gleichberechtigten Genossen seiner Macht erhoben (völlig erst 12 n. Chr.). Daß es aber dahin kam, war die Folge der traurigsten Familienzerrüttung, die das Glück des Augustus längst getrübt hatte. Die Ehrsucht der Livia, der dritten Gemahlin des August, sicherte endlich dem hochfahrenden (sabinischen) Geschlechte der Claudier, dem sie selbst wie ihr früherer Gemahl angehörte*), die Nachfolge im Reich, mit Ausschluß der Sprößlinge der (altlatinischen) Julier. Von Anfang her gedachte Augustus die Herrschaft an sein Geschlecht zu knüpfen; er besaß nur eine Tochter, die Julia, von seiner zweiten (später verstoßenen) Gemahlin Scribonia, doch hatte seine geliebte Halbschwester Octavia aus ihrer ersten Ehe (bevor sie mit dem Antonius vermählt wurde) einen Sohn, Claudius Marcellus, der durch seine geistige und sittliche Entwickelung schon zu großen Hoffnungen berechtigte. Ihn vermählte Augustus mit seiner Tochter Julia, der begabte Jüngling, schon längst ein Liebling des Volkes, starb aber nicht lange nachher (23 v. Chr.). Schon damals ward Livia verdächtigt, er sei als Opfer ihrer Nachstellungen gefallen, obwohl bis zu dieser Zeit nicht der etwa 18jährige Tiberius, sondern der verdiente Agrippa, der nur gegen den Augustus selbst willig zurückstand, der Nebenbuhler Marcell's gewesen war. Wirklich erhob jetzt Augustus — als er eben mit Mühe einer Verschwörung Meister geworden war — seinen gewiegten Feldherrn Agrippa zu seinem Schwiegersohn. Bald auch von Augustus adoptirt, durfte derselbe die nächsten 11 Jahre auf die Nachfolge im Reiche rechnen, da starb er (12 v. Chr.) 52 Jahr alt an einer Krankheit, ohne jeden Verdacht gewaltsamen Todes, hinterließ aber der Julia nebst

*) Auch ihr Vater war ein Claudier und nur durch Adoption in das livische Geschlecht aufgenommen.

Octavius. Gem. 2. Accia, Schwestertochter des **Julius Cäsar,**

(aus 1. Ehe) Octavia
Gem. 1. Marcellus. 2. Antonius
|
Cl. Marcellus
† 23 v. Chr.

(aus 2. Ehe) C. Julius Cäsar Octavianus **Augustus,** † 14 n. Chr. Geb.
Gem. 2. Scribonia
|
Julia
Gem. 1. Marcell. 2. Agrippa. † 12 v. C. 3. Tiberius (Cäs.)

Cajus. † 3 n. C. erm.
Lucius. † 2 n. C. erm.
Agrippina I. † 34 n. C.
Agrippa posth. † 14 n. C. ermordet.

Gem. 3. Livia
Gem. 1. Tib. Claudius Nero

Tiberius (Cäs.) † 37 n. Chr.
|
Drusus † 23 n. C. erm.

Drusus † 9 v. C.

Germanicus † 19 n. C.
Gem. Agrippina I.

C. **Caligula** Cäs. † 41 n. Chr.
Agrippina II.

Claudius (Cäs.) † 54 n. Chr.
Gem. 3. Messalina
4. Agrippina II.

Gem. 1. Domitius
|
Nero (Cäs.) † 68 n. Chr.

2 Töchtern 2 Söhne, Cajus und Lucius, zu denen gleich nach seinem Hinscheiden noch ein Dritter, Agrippa posthumus, hinzukam. Den Cajus und Lucius hatte August schon als Knaben adoptirt (17 v. Chr.) und diesen seinen Enkeln war offenbar die dereinstige Nachfolge zugedacht. Als indeß August bei dem frühen Tode ihres Vaters schwankte, wer dessen Platz im Staatswesen wieder einnehmen sollte, war Livia über diese Frage bereits entschieden. Ihre Söhne aus erster Ehe, Tiberius und Drusus, jener damals fast 30, dieser 27 Jahr alt, hatten schon ihre Tapferkeit gegen die Alpenvölker gezeigt und sich durch Spiele, zu denen Livia das Geld hergab, bei dem Volke in Gunst gesetzt. Nur gewann Drusus durch Schönheit und Leutseligkeit leicht Aller Herzen, während der kolossalgebaute und stolze Tiberius auf den ersten Blick imponirte, aber auch zurückschreckte. Augustus durchschaute die hochfahrenden Absichten des Tiberius, den er selbst nicht liebte, und gedachte die Ansprüche seiner Enkel durch Wiedervermählung der Julia mit einem römischen Ritter sicher zu stellen; es war der erste Sieg, den die ränkevolle Livia für ihren Plan gewann, daß Tiberius zum Eidam des Augustus erwählt wurde (11 v. Chr.). Nachdem dann auch Mäcenas, August's vertrauter Rathgeber, gestorben war (8 v. Chr.), wurde Livia's Einfluß entschiedener. Indeß lenkte Augustus die Gunst des Volkes und Senats fortwährend auf die Söhne des Agrippa, in denen freilich zugleich durch frühe Erhebung zu hohen Würden der Herrscherdünkel und Uebermuth genährt wurde. Tiberius, der sich gegen sie zurückgesetzt sah, wurde vom Augustus mit einem Auftrage in den Orient entfernt und zog sich bald (7 v Chr.) verstimmt auf 7 Jahre nach Rhodus zurück. Während dessen wurde Julia, offenbar durch den Einfluß der Livia, die allein neben ihr das Vertrauen des Augustus besaß, aus Rom verbannt; sie hatte sich dem Tiberius alsbald entfremdet und einem sehr freien Leben zugewandt, wurde aber verdächtigt, mit den Genossen ihrer Vergnügungen einen Anschlag gegen das Leben ihres Vaters gemacht zu haben (um 2 v. Chr.). Indessen begannen Cajus und Lucius ihre kriegerische Laufbahn, jener in Asien (gegen die Parther und Araber), dieser im Westen, Lucius starb aber schon auf dem Wege in das ihm zugewiesene Spanien, Cajus, der sich bald dem Kriegsleben entfremdete, 18 Monate später (3 n. Chr., 23 Jahr alt). Der Verdacht, daß Livia die beiden Stiefenkel durch Gift aus dem Wege geräumt habe, um dem Tiberius zur Herrschaft zu verhelfen, lag nur allzunahe. Dem Augustus, der in zunehmenden Jahren immer mehr eines Gehülfen bei der Lenkung des Reichs bedurfte, blieb jetzt Nichts übrig, als den **Tiberius** sogleich zu adoptiren, nur verpflichtete er denselben zugleich, seinen Neffen Germanicus, der seinem Vater Drusus an Milde des Sinnes ähnlich war, an Kindes Statt anzunehmen; auch stand immer noch der letzte Sohn des Agrippa (Posthumus) seinem Herzen näher, und er selbst adoptirte gleichzeitig auch diesen, der damals erst 15 Jahr alt war. Drei Jahre nachher aber wußte

Livia diesen, der ein rohes und ungeschlachtes Wesen hatte, zu verdächtigen und auf August's Antrag sprach der Senat die Verbannung des Jünglings nach der kleinen Insel Trimerus (Planasia) an der Westküste Italiens aus.

Erst 6 Jahre später (12 n. Chr.) wurde Tiberius von Augustus zum gleichberechtigten Gehülfen seiner Regierung erhoben und übte mit demselben seine Macht in einem Ausschusse des Senats, dem dieses Collegium alle seine Befugnisse übertrug, da der alternde August schon längere Zeit nur selten sein Haus verließ. Germanicus hatte an Tiberius' Stelle den Oberbefehl an der Rheingränze übernommen (10 n. Chr.). Der Widerwille des Augustus gegen die Nachfolge Tiber's milderte sich indeß nicht, und es hieß, daß er (wenige Monate vor seinem Tode) den Agrippa in der Verbannung unter Thränen wiedergesehen habe. Dieß mußte die Sorge Tiber's und seiner Mutter wecken. Als dann Augustus den Tiberius auf einer Reise nach Illyrien bis Benevent begleitet hatte, wurde er auf der Rückreise durch Krankheit genöthigt, in Nola zu bleiben. Hier starb er, 76 Jahr alt, und Livia, der Manche (quidam) die Beschleunigung seines Endes zuschrieben, ließ eilig den Tiberius zurückkommen; erst dann wurde August's Tod und Tiber's Uebernahme der Staatsleitung verkündigt. Im Testamente des Augustus waren Livia und Tiberius zu Haupterben seines Vermögens eingesetzt; über die Herrschaft des Reiches hatte sich der Hingeschiedene keine Bestimmungen angemaßt. Nur fand sich der offenbar gegen den Tiberius gerichtete Wink: »man möge nicht Einem alle Gewalt übertragen!«

Die Literatur des goldenen Zeitalters, unter Augustus.

78 v. C. bis 14 n. C.

Das goldene Zeitalter der römischen Literatur hatte in den letzten Zeiten der Republik (mit dem Tode des Sulla 78 v. Chr.) begonnen und dauerte unter der Monarchie bis zum Tode des Augustus fort (14 n. Chr.). Die vorherrschende Richtung des römischen Sinnes auf praktische Lebenszwecke hatte in der älteren Zeit nur wenige Zweige der Literatur gedeihen lassen (S. 180); seitdem die Ausbreitung der Herrschaft zuerst den Blick der Staatsmänner über die engen Gränzen des altrömischen Wesens hinaus erweiterte und das Bedürfniß griechischer Bildung empfinden ließ, traten unter dem Schutze der Scipionen rc. die ersten Versuche einer höheren Poesie in römischer Sprache hervor (im Drama und Epos), die sich aber völlig den griechischen Mustern anschlossen und die Entwickelung der (alt)einheimischen Literatur völlig zurückdrängten. Philosophie und Geschichte, die man bereits zu derselben Zeit schätzen lernte, wurden damals und bis zu Sulla's Tagen hin nur in griechischer Sprache, die noch den Vornehmen allein zugänglich war, behandelt. — Bis zu der Zeit der Bürgerkriege war indeß die Bildung allmählich weiter auf die unteren

Classen verbreitet, und mit dem Siege der Volkspartei (seit Cäsar) wurde die römische Sprache in der gesammten Literatur herrschend (vorzüglich durch Cicero). Immer mehr wandte sich dabei der praktische Sinn der Römer zu dem Sammlerfleiß und der gemeinnützigen Anwendung des Wissens hin, die der Charakter der alexandrinischen Gelehrsamkeit sind. Die Richtung auf äußere Lebenszwecke gab der gesammten Literatur der Römer einen rhetorischen Charakter. In dem Gedränge der Bürgerkriege vermochten sich vollends nur die unmittelbar in das Leben eingreifenden Literaturzweige zu entwickeln. Die Parteiungen förderten die öffentliche Beredsamkeit und eine Geschichtschreibung zu Parteizwecken. Die Entwickelung der Poesie und selbst eine höhere Auffassung der Geschichte wurde in jenen Schreckenszeiten zurückgehalten.

Als durch die Monarchie Frieden und Ordnung im Staate befestigt waren, trieb die fortgeschrittene Geistesbildung der Römer ihre schönsten Blüthen, jedoch nur als Nachwirkung der früheren Entwickelung, weßhalb Alles bald wieder dahin sank. Auch vermochten jetzt nur diejenigen Literaturerzeugnisse zu gedeihen, denen die Entfremdung der Gemüther von der Theilnahme am öffentlichen Leben förderlich war. Schon unter Augustus, der die Zügellosigkeit der Volksversammlungen und selbst die freie Berathung im Senat hemmte, verstummte die Beredsamkeit. Eine freisinnige Geschichtschreibung vertrug sich gleichfalls nicht mit der neuen monarchischen Gewalt; die unbefangene Darstellung der nächsten Vergangenheit wurde geradezu unterdrückt (ein Werk des Labienus über die Bürgerkriege nach einem Beschlusse des Senats verbrannt). Der zu geschichtlicher Betrachtung angeregte Geist des Volkes wurde auf die früheren Zeiten zurückgelenkt; dort vor Allem suchte und fand auch Livius aus Padua († 19 n. Chr.), dessen schwungvolle römische Geschichte für lange Zeit das letzte freimüthige Geschichtswerk der Römer blieb, Trost und Begeisterung (vergl. seine »Vorrede«) in Betrachtung der Größe seines Volks, dessen Thatkraft schon vor der Genußsucht zurückzutreten begann. Indessen wurde doch mit der friedlicheren Gestaltung der römischen Herrschaft in dem weitausgebreiteten Reiche nach einer anderen Seite hin ein Fortschritt in der Geschichtschreibung gefördert; erst jetzt wandten sich die Römer zu ruhiger zusammenhangender Betrachtung, wie der gesammten Entwickelung ihres Volkes, so der allmählich herbeigeführten Verbindung aller Völker hin. Gleich Livius behandelte der Grieche Dionys von Halicarnaß, der seit 31 v. Chr. in Rom lebte, die Geschichte des römischen Volks, obwohl nur bis zum ersten punischen Kriege, doch mit umfassenderem Quellenstudium und mehr pragmatischem Sinn als jener. Nach dem Muster Theopomp's, eines Zeitgenossen Philipp's von Macedonien, versuchte Trogus Pompejus, in umfassenderer, wenn auch in minder freisinniger Weise, als Herodot, eine allgemeine Geschichte an die Geschichte der macedonischen Monarchie zu knüpfen (die uns nur in einem Auszuge des

Justin, aus dem Zeitalter der Antonine, erhalten ist). Mit mehr Geist schrieb der Grieche Diodor von Sicilien seine Völkergeschichte in Rom unter Augustus. — Vor Allem förderte aber das Principat des Augustus die Blüthen der Dichtkunst. Die besseren Geister, vom öffentlichen Leben zurückgewiesen, flüchteten sich in die Welt der Phantasie. Schon war jedoch auch der Geschmack der Römer herangereift, um klassische Geisteswerke zu würdigen, und Augustus und seine Freunde (Mäcenas, Messala, Agrippa) handelten im Sinne ihrer Zeit, wenn sie die Dichtkunst mit Ehren und Gütern belohnten. Die Sprache der Römer, die in der Prosa bereits zu ihrer höchsten Entwickelung gediehen war, wurde jetzt von den Dichtern auf das Glänzendste angewandt. In der Kunstform blieb freilich die römische Dichtkunst auch jetzt ohne Originalität und durchaus von den Griechen abhängig. Der vaterländische Geist war indeß in den edleren Römern noch nicht erloschen und nahm nur durch Aneignung des allgemeinen Menschlichen eine mildere Gestalt an. In diesem Sinne besang Virgil (aus Mantua, † 19 n. Chr.) in seinem Lehrgedichte vom »Landbau« dieses uralte Geschäft der Römer, die edelste Grundlage ihrer Bildung; und indem derselbe in dem nationalen Epos der »Aeneis« den Ursprung des römischen Volkes feierte, hielt er diesem zugleich seine große welthistorische Bestimmung vor, »die Völker der Erde zu beherrschen und zu friedlicher Sitte zu führen.« Am Meisten förderte die beginnende Monarchie durch die Befestigung des Friedens wie durch den Einfluß der Hofgunst die lyrische Dichtung. Wie Catull schon in den letzten Zeiten der Republik (bis um 47 v. Chr.), sangen Tibull († 19 n. Chr.) und Properz († 15 n. Chr.) als Nachahmer der Griechen. Selbständiger dichtete im römischen Geist Horaz († 9 n. Chr.), der Sohn eines achtbaren Freigelassenen, den besonders die Gunst des Mäcen hervorzog. Er lehrte in seinen »Oden« edleren Lebensgenuß, und in seinen ganz eigenthümlichen »Satiren« und »Episteln« feinere Welt- und Menschenkenntniß für die Gebildeten seiner Zeit. Je mehr das Sittenverderben unter den Römern wuchs, desto mehr entwickelte sich die eigentliche Satire unter denselben. Mit zunehmender Erschlaffung der Thatkraft und Liebe zu sinnlichen Genüssen wurde die Dichtkunst auch immer mehr zum Gegenstande müßiger Unterhaltung; diesem Bedürfnisse leistete insbesondere Ovid in leichter, geistreicher Weise Vorschub; seine »Verwandlungen« wurden indeß vorzüglich erst im Mittelalter häufig gelesen, um die Kenntniß der antiken Mythologie aus denselben zu schöpfen. Sein Muthwille zog ihm die Ungnade des Augustus zu und er starb in der Verbannung (in Bulgarien 17 n. Chr.). Die Begünstigung der Dichtkunst durch die Mächtigen rief eine Menge von Dichterlingen hervor; die allgemeine Theilnahme an der Kunst führte zu der Sitte der Schriftsteller, ihre Geisteserzeugnisse, ehe sie durch den Buchhandel veröffentlicht wurden, in kleineren Kreisen vorzulesen. Die besseren Dichter (Horaz, Virgil) suchten dabei belehrende Urtheile von Ken-

nern (auch des Augustus selbst); bald wurden öffentliche Vorlesungen in Theatern, Odeen rc. üblich, bei denen es nur um den Beifall der Massen zu thun war. — Für das **Drama** herrschte wenig Sinn in dem römischen Volke, und die wahre Schauspielkunst, wie sie allerdings noch ein Roscius zur Zeit des Cicero an den älteren Bühnenstücken nach griechischen Vorbildern übte, trat von der Zeit des Augustus an hinter dem äußeren Gepränge, nach dem die Menge verlangte, bald ganz zurück. Dagegen gedieh von jetzt an die Pantomime, für welche die lebhaften und beweglichen Bewohner Italiens so große Anlage zeigen, zu einem hohen Grade von Kunstausbildung (zuerst unter Augustus, durch Pylades und Bathyllus). Alle Rollen in derselben wurden auf Einen Spieler concentrirt, der sich durch Geberden und Tanz verständlich machte; ein Chor und Musik begleiteten seine Darstellung. So verschmolz sich in den Pantomimen (in ächt italiänischem Sinn) das Schauspiel mit Oper und Ballet. Je mehr die sinnliche Lüsternheit bei den Römern gepflegt wurde, desto mehr entarteten die Pantomimen (vorzüglich seit dem vierten Jahrhundert n. Chr., wo zuerst weibliche Pantomimen die Bühne betraten).

Eine Gelehrsamkeit in alexandrinischer Weise war schon in den letzten Zeiten der Republik begründet. Seitdem Rom in noch umfassenderem Sinn, als einst Alexandrien, zum Mittelpunkte der Bildung vieler Völker geworden war, fand sich nirgend gleiche Gelegenheit, als hier, den Sammlerfleiß zu üben. Augustus unterstützte solche Bestrebungen durch Anlegung von 2 großen Bibliotheken, der Octaviana und vorzüglich der Palatina, deren Vorsteher der berühmte Hyginus wurde und in welcher die Gelehrten zusammenzukommen pflegten. Beide enthielten theils griechische, theils römische Schriftwerke. Bald wurde es herrschende Mode bei den römischen Großen, in ihren Palästen ein Bibliothekzimmer anzulegen. In Rom fanden die Historiker die Quellen für römische und allgemeine Geschichte (s. o.); Rom und die von hier aus weit durch alle Länder reichenden Verbindungen förderten auch die Erd- und Völkerkunde in früher ungekannter Weise. Der Grieche Strabo sammelte in Rom den Stoff zu seiner geistreichen Geographie für die Gebildeten (unter August und Tiber), Pomponius Mela, ein Spanier, verfaßte erst nach ihm (unter Kaiser Claudius) in römischer Sprache einen dürftigen Abriß der Erdbeschreibung. — Die praktische Richtung des römischen Geistes durchdrang auch ihre Gelehrsamkeit. Die alterthümlichen Forschungen der Bibliothekare Varro und Hygin blieben dem Leben nicht fremd. Insbesondere suchten die Alterthumsforscher dieser Zeit unter Aufmunterung des August den gesunkenen Sinn für den Ackerbau zu beleben und die Kenntnisse der Vorzeit über Bestellung und Verbesserung des Bodens dem Bedürfniß der Gegenwart anzupassen. Ueber die Baukunst schrieb zum praktischen Gebrauch Vitruv, nach griechischen Vorbildern und eigenen Beobachtungen, das einzige Buch dieses Faches, das uns von den Römern überliefert wor-

den ist. — Das durch die Praxis schon frühzeitig hoch ausgebildete römische Recht erfuhr seit den letzten Zeiten der Republik, während es immer mehr zum Gemeingute aller Classen wurde, eine wahrhaft wissenschaftliche Bearbeitung. Die erste systematische Zusammenstellung desselben versuchte der Pontifex Scävola, Cicero's Lehrer; mit Cicero's Freunde, Servius Sulpicius Rufus, beginnt eine geistvollere Auffassung aller Zweige der römischen Rechtsgelehrsamkeit. Augustus ertheilte dann einer Anzahl von Rechtsgelehrten das Privilegium zu Rechtsgutachten (jus respondendi), die nun zu gültigen Rechtsquellen wurden. Schon seit dieser Zeit traten 2 juristische Schulen einander gegenüber, die Proculianer und Sabinianer, von denen die Letzteren mehr den Buchstaben festhielten, die Ersteren mehr den Geist in's Auge faßten und so vorzüglich die Weiterbildung des Rechts förderten. Die Letztere stand aber vor Allem unter dem Einflusse des praktischen Bedürfnisses, das mit der erweiterten Geltung des römischen Rechts für alle Classen in dem großen Reiche eine zunehmende Bedeutung gewann. Den Fortschritten der Gelehrsamkeit und Philosophie verdankte dann das römische Civilrecht seine Vollendung, obwohl erst durch die klassischen Bearbeiter desselben im zweiten Jahrhundert nach Chr.

Auch die Philosophie der Griechen faßten die Römer von Anfang ihrer Bekanntschaft mit derselben (seit den Scipionen) von der praktischen Seite auf. Unter Augustus vermehrte sich die Zahl der griechischen Philosophen in Rom bedeutend, und hier wie in Alexandrien schlug die Philosophie ihren Hauptsitz auf. Wie in den griechischen Monarchieen nach Alexander dem Großen wurde auch jetzt in dem monarchischen Rom die stoische und die epikureische Philosophie vorherrschend. Die selbständigen Charaktere, welche die römische Kraft dem überhand nehmenden Despotismus gegenüber bewahrten, wandten sich der Stoa zu; je mehr Schlaffheit und Genußsucht in den folgenden Zeiten zunahmen, desto größer wurde der Anhang des Epikur.

---

2. Die Claudier.

Tiberius (14—37 n. Chr.).

Bis an die Gränze des späteren Mannesalters hatte Tiberius seine Herrschlust, die tiefste Leidenschaft seines Herzens, bekämpfen müssen; bis zum 42. Jahre war er ohne bestimmte Hoffnung der Nachfolge, zuletzt in halbfreiwilliger Verbannung (auf Rhodus) nur durch Wahrsagungen der Astrologen auf eine glücklichere Zukunft vertröstet. In seinem 45. Jahre sah sich dann Augustus durch die Verhältnisse gedrungen, ihn zu adoptiren, aber selbst durch das Testament des Augustus wurde der Senat darauf hingewiesen, dem herrschsüchtigen, nun 55 Jahr alten Manne nicht die alleinige Leitung des Reiches zu vertrauen. Ein Recht auf die Herrschaft stand dem Tiberius nicht zu. Nichts desto weniger war Tiberius im Besitze aller

Mittel, sich die höchste Stellung zu sichern; auch er aber wollte wie August den Schein der Freiheit aufrecht halten. Nur war er dabei in einer viel ungünstigeren Lage als dieser; Augustus hatte die Bürgerkriege beendigt, sein einschmeichelndes Wesen hatte ihm die Gunst der Massen erworben. Tiberius übernahm die Geschäfte bei gesichertem Frieden; Liebe zu gewinnen war sein ganzes Wesen nicht geeignet. Und neben ihm stand nicht nur Agrippa posthumus, aus der Familie der Julier, sondern auch Germanicus, der mit allen Eigenschaften ausgerüstet war, ihn zum Liebling des Volkes und der Soldaten zu erheben. Der untüchtige Agrippa freilich wurde sofort durch das Schwert eines Centurio hinweggeräumt, angeblich auf Befehl des eben dahingeschiedenen Augustus; von seinem Adoptivsohn Germanicus hatte Tiberius wenigstens keine gewaltsame Verdrängung zu besorgen. Der Senat war durch kluge Schonung der Formen der Republik zu gewinnen. Kalte Bedächtigkeit war dem Tiberius von Natur eigen, zur Verstellung hatte er sich durch seine Lebensverhältnisse gewöhnt. An Tüchtigkeit zum Herrscher fehlte es ihm nicht und seine wahre Klugheit lehrte ihn, daß allein die Sorge für das Wohl des großen Reichs ihm die Herrschaft sichern könne; — die Schattenseite seines Charakters war verletzender Stolz und ein unseliges Mißtrauen. In der ersten Senatssitzung gab er sich den Schein (Tacit. Ann. I, 7), als wolle er nur einen Beschluß über die Ehren des Augustus veranlassen; schon hatte er sich aber des Gehorsams der Truppen versichert. Den Bitten des Senats, er möge das Imperium behalten, schien er sich zu fügen. — Bald wurden Meutereien unter den Heeren gemeldet, die höhere Löhnung verlangten. Die Legionen an der unteren Donau wurden zwar vom Drusus, dem Sohn des Tiberius, durch Versprechungen leicht beschwichtigt; am Rhein erklärten die Truppen ihrem geliebten Feldherrn: »wolle Germanicus die Herrschaft, so seien sie bereit, ihm zu folgen;« er aber entzog sich den Andringenden mit den entschiedenen Worten: »er werde lieber sterben, als die Treue verletzen.« Indeß hielt Germanicus für nöthig, der Wiederkehr von Meutereien durch Erneuerung der Kriege gegen die Deutschen zu wehren.

Die Feldzüge des Germanicus in Deutschland (14 bis 16 n. Chr.); sein und Hermann's Ende.

Nach August's Tode gaben sich die Deutschen sorgloser Freude hin; die Meutereien unter den Legionen am Rhein machten sie noch sicherer (Tac. I, 50 ff.). So vermochte Germanicus ohne vorausgegangene große Zurüstungen noch im Jahre 14 ein Volk des Cheruskerbundes zu überfallen; während eines Festes*) überraschte er durch nächtlichen Angriff die Marser

14 n. C.

*) Bei einem Tempel, quod »Tanfanae« vocabant, Strombeck erklärt das vielbestrittene Wort durch »Tannenhain« (Hamm = Wald). Eine Göttin Tanfana ist durchaus nicht anzunehmen.

(im Münsterschen), bis an deren Gränze Tiberius einen Wall aufgeführt hatte, und verwüstete die Gegend ringsumher. Die Brukterer (im Osnabrückschen) suchten ihm vergebens den Rückweg zu verlegen. Auch im folgenden Frühling (15 n. Chr.) machte er zuerst einen Einfall in das Land der Catten, ehe er den länger vorbereiteten Zug in das Herz des Cheruskerlandes unternahm. Hier war der Zwiespalt unter den Fürsten noch dadurch erweitert, daß **Hermann** die Tochter des Segest, Thusnelde, entführt hatte; Segest hatte dann zwar Beide gefangen genommen, doch war Hermann alsbald entflohen. Als Segest von diesem in seiner Burg belagert ward, rief er die Römer um Hülfe an; Germanicus befreiete ihn und hielt die Thusnelde gefangen, die er später mit ihrem in der Gefangenschaft geborenen Sohn Thumelicus bei seinem Triumphe in Rom aufführte. Segest ließ sich auf das linke Ufer des Rheins verpflanzen. Arminius aber eilte wie ein Rasender durch die Gauen der Cherusker und bot die Deutschen bis zu den Gegenden der Elbe zum Kampfe gegen Segest und die Römer auf. Germanicus theilte seine Heeresmacht; den Cäcina ließ er durch das Gebiet der Brukterer ziehen, Pedo führte die Reiterei durch die Küstengegenden der Friesen, Germanicus selbst wählte den Weg über das Meer. An der Ems trafen die Heerestheile zusammen, und als die Germanen zurückgeschlagen waren, wagte Germanicus das Schlachtfeld des Varus zu beschreiten, wo er die Leichen der erschlagenen Römer unter einem großen Hügel bestattete. Hermann konnte nur aus dem Hinterhalt die Römer angreifen, und als diese, wiederum dreifach getheilt, zum Rhein zurückzogen, brachte er Cäcina durch plötzlichen Ueberfall in ähnliche Gefahr wie einst den Varus. Indessen entkam derselbe, und unerschrocken empfing die Gemahlin des Germanicus *) die fliehenden Römer an der Rheinbrücke, die schon aus Angst vor der Verfolgung der Deutschen zum Abbruch bestimmt war.

15 n. C.

Tiberius rief jetzt den Germanicus von dem Oberbefehl am Rhein zur Dämpfung von Unruhen in den Orient ab; dieser aber dachte zuvor neuen Ruhm im Kampfe gegen die Deutschen zu gewinnen. Während er (16 n. Chr.) einen großen Zug zur See vorbereitete, zog er noch einmal (von dem im vorigen Jahre hergestellten Aliso aus?) nach dem Teutoburger Walde, wo er jedoch den Grabhügel zerstört fand und nicht herzustellen vermochte. Dann fuhr er mit 1000 Schiffen bis zur Ems und drang von diesem Flusse bis an die Weser vor. Jenseit des Stromes hielt ihm Hermann zum ersten Male in offener Schlacht Stand, mußte aber auf dem Campus Idistavisus **) der Kriegskunst der Römer weichen und

16 n. C.

*) Eine Büste der Agrippina in Cöln läßt noch jetzt den kühnen Geist dieser Frau in ihren Zügen erkennen.

**) Weder die Lage dieses Feldes, noch die Etymologie des Namens läßt sich mit Zuversicht bestimmen. Nicht unwahrscheinlich ist die Ebene oberhalb der

entkam, selbst verwundet, nur mit Mühe. Als aber die Römer ein Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde errichteten, überfielen die Deutschen sie nochmals aus dem Hinterhalt. Nach neuem blutigen Kampfe ging Germanicus mit der Flotte zurück, welche durch Stürme großen Verlust erlitt. Um aber den Deutschen zu zeigen, daß seine Macht nicht vernichtet sei, unternahm er noch in demselben Jahre (16) Züge gegen die Catten und Marser. — Inzwischen drängte ihn Tiberius mit Briefen (Tac. II, 26): »die Deutschen könne man ihren eigenen Uneinigkeiten überlassen; er möge zur Feier der verdienten Triumphe heimkehren.« Nicht lange, so wurde er von Tiberius in den Orient gesandt, »der nur durch des Germanicus Weisheit beruhigt werden könne.« Dort aber stand ihm Piso zur Seite, der nicht ohne Einflüsterung des Tiberius seine Wirksamkeit in ränkevoller Weise zu lähmen verstand, bis endlich Germanicus dem Kummer erlag, ja mit der Ueberzeugung schied, er habe von Piso Gift erhalten (19 n. Chr.). In ausschweifender Trauer um den Germanicus verlangte das römische Volk, daß Piso wegen jenes Verdachts zur Rechenschaft gezogen werde. Tiberius, der wegen seiner bekannten Eifersucht auf den Germanicus selbst von dem Argwohn des Volkes verfolgt wurde, überließ die Entscheidung dem Senat und zeigte sich vor diesem »mit überlegter Mäßigung«. Piso, der bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther keine Hoffnung der Freisprechung sah, durchstieß sich in seinem Schlafgemach die Kehle mit dem Schwerte.

19 n. Chr.

In Deutschland war es inzwischen zu mancherlei neuem Zwiespalt gekommen. Die ersten Versuche, eine größere Einheit der getheilten Völkerschaften zu begründen, trennten diese nur noch mehr. **Marbod**, der zum Schutze gegen die Römer ein Erobererreich gestiftet hatte, schloß sich alsbald diesen mächtigen Feinden an, um seine eigene Herrschaft aufrecht zu halten. Als **Hermann** an der Spitze des freien Cheruskerbundes den Varus besiegt hatte, schickte er das Haupt des bezwungenen Feldherrn dem Marbod zu. Dieser fand jedoch darin nicht eine Aufforderung zum gemeinsamen Kampfe gegen die geschwächte Macht der Römer, vielmehr ließ er, wie andere deutsche Fürsten, als die Gefahr vor den äußeren Feinden beseitigt schien, der Eifersucht auf die Großthaten Hermann's Raum. Selbst Inguiomer, der Oheim des Hermann, trat zu Marbod über, als dieser dem Hermann zu offenem Kampfe entgegenzog. Eine Schlacht, vielleicht in der Saalgegend, endete ohne Entscheidung. Marbod trug dann dem Tiberius ein Bündniß gegen Hermann an, indeß erlag er der Arglist

---

Porta, an der Weserschlinge bei Rinteln gemeint. Idistavisus ist schwerlich durch Mißverständniß aus »it is da Wiese« entstanden, sondern bedeutet wohl (n. Grotefend): »eidgenössisch«; »einen Eid staven« ist eine im Mittelalter häufig vorkommende Redensart; die Endung —isus scheint aus dem adjectivischen —isch entstanden zu sein und hiernach ist nicht Idistavisus zu lesen.

der Römer; vor einem jungen Gothen, Catualda, den sie gegen ihn anstifteten, flüchtete er nach Italien; hier wurde er in Ravenna wie ein Gefangener überwacht und verlebte noch 18 Jahre ein ruhmloses Alter. Das Reich der Markomannen gerieth durch neue Einmischungen der Römer auf lange Zeit in Verfall. — Gegen **Hermann** erhoben die Deutschen selbst, ja seine eigenen Verwandten Nachstellungen. Die Römer sagen, er habe nach der Herrschaft gestrebt; vielleicht wollte er nur an der Spitze des Bundes bleiben, den er gestiftet hatte, und so dessen Dauer zur Abwehr der Römer sichern. Nach mancherlei Kämpfen erlag er der Arglist der Seinigen (20 n. Chr.). Auch der Cheruskerbund zerfiel; denn nur unter wiederholten vergeblichen Versuchen konnte das zersplitterte Deutschland zu einer festen Einigung gelangen.

20 n. C.

Tiberius' Reichsverwaltung.

Der volksbeliebte Augustus hatte dem Volke mehrere Rechte wenigstens dem Scheine nach lassen können, ohne daß dadurch seine Machtfülle beeinträchtigt wurde. So übten die Comitien unter ihm ein Wahlrecht, das er durch Empfehlung und Verwerfung der Candidaten in den engsten Schranken hielt. Tiberius, der die Massen scheuete, übertrug gleich Anfangs jene Ernennung der Magistrate von den Comitien an den Senat, ließ jedoch die geschehenen Wahlen in der Volksversammlung verkündigen (was noch bis zur Zeit des Septimius Severus, um 200, dauerte). Auch die Mitwirkung bei der Gesetzgebung brachte Tiberius allmählich fast gänzlich von der Volksversammlung an den Senat. Endlich ward dieser durch ihn nach und nach zum Hauptgerichtshofe erhoben, während der Cäsar mittels der tribunicischen Gewalt das Begnadigungsrecht im größten Umfange übte. Am Verrufensten ist die Regierung des Tiberius durch die Anwendung der Majestätsprocesse in einem neuen Sinne (nicht, wie früher, wegen Verbrechen am Volke, sondern wegen Beleidigung des Fürsten). Gerade bei diesem Uebel aber zeigt sich, daß die Römer sich auf die verächtlichste Weise der Knechtschaft überlieferten (ruere in servitium, Tac. I, 7), weßhalb Tiberius, so wenig er freilich die öffentliche Freiheit wollte, doch oft bei dem Ausgange aus dem Senat in die Worte ausbrach: »O dieser sklavischen Hingebung der Menschen!« (Tac. III, 65). Am Gehässigsten erscheint der Schwarm der Angeber (Delatoren), deren widerwärtige und oft lächerliche Dienstbeflissenheit, dem Fürsten zu schmeicheln oder ihn vor vermeinten Gefahren zu beschützen, Tiberius lange Zeit mit Ernst und Würde in Schranken wies. So erklärte er bei einer der ersten Anzeigen: »Jemand habe einen Garten mit den Bildsäulen des Augustus verkauft!« — »nicht deßwegen sei sein Vater unter die Götter aufgenommen, daß dadurch Bürger in's Verderben kämen;« und auf die Anklage: »es sei bei dem Namen des Augustus ein Meineid geschworen,« — »die Verletzung der Götter sei der Götter Sorge!« auch noch späterhin sagte er: »er

wolle nicht, daß über Worte, die gegen ihn oder seine Mutter gerichtet seien, eine Untersuchung Statt fände!« In den ersten 10 Jahren seiner Regierung wurde nur ein Hochverrathsproceß mit Tiberius' Willen beharrlich durchgeführt. In der zweiten Hälfte der Regierung, wo sein finsterer Argwohn fortwährend wuchs, förderte er allerdings selbst die Angebereien, indem er einst im Senat erklärte: »lieber möge man die Gesetze aufheben, als deren Wächter entfernen!« Auch der Aberglaube reizte ihn damals zur Verfolgung vermeinter Gegner; indeß zeigt sich dabei die elende Beflissenheit der Aristokraten im Senat, jeden Verdächtigen zu verurtheilen, in einem noch weit gehässigeren Lichte. Kleinliche Schmeicheleien verachtete Tiberius durchaus, und bei seiner kaltblütigen Anschauung menschlicher Dinge wies er jede nichtige und übertriebene Ehrenbezeigung zurück. So schalt er Diejenigen, die seine Thätigkeit eine »göttliche« und ihn mit dem Namen »Herr« (der bisher nur bei Sklaven in Gebrauch war) anredeten, und lehnte den ihm öfter vom Volk und Senat angetragenen Beinamen »Vater des Vaterlandes« wie noch späterhin die Errichtung eines Tempels für ihn und seine Mutter ab (Tac. IV, 38). Ueberhaupt wird das ganze Charakterbild des Tiberius entstellt, wenn die erst späterhin entsetzlich zunehmende Verderbniß desselben ohne Weiteres auf seine früheren Regierungsjahre übertragen wird, oder wenn seine 10jährige umsichtige und thatkräftige Fürsorge für das Wohl des Reiches lediglich aus der Berechnung, Germanicus möge ihn sonst aus der Regierung verdrängen, hergeleitet wird. Die gehässigen Eigenschaften des Tiberius, Kälte und Härte des Sinnes, Argwohn und selbst heimtückisches Wesen nahmen von Anfang her die Stimmung seiner Zeitgenossen gegen ihn ein, und auch die späteren Historiker haben sich nur selten zu einem unbefangenen Urtheil über ihn erhoben *). Die Härte seiner Regierung traf aber doch immer nur Einzelne und besonders die verderbte römische Aristokratie; für das Ganze des Reichs war sein Principat in vieler Hinsicht noch wohlthätiger, als das des August, und wenn er durch seine Heuchelei allmählich zum schrankenlosen Despotismus emporstieg, so erscheint er durch Ordnung und Strenge in der Reichsverwaltung während des größeren Theils seiner Herrschaft würdiger, als der um Gunst buhlende Augustus. Mit Klugheit und Kraft wußte er dem Reiche den äußeren und inneren Frieden zu sichern; die Legionen beschützten die Gränzen und wurden, ohne die von August so oft wiederholten Donative und frühzeitigen Entlassungen, in Gehorsam erhalten. Im Inneren sorgte er für Sicherheit und Ordnung; den Staatshaushalt regelte er

*) Vergl. v. Strombeck zu s. Uebers. des Tacitus Bd. I, S. 163. 300. 466. »Warum mußte ein Fürst von so seltener Geistesgröße eine so fürchterliche Schattenseite haben!« — »Welches wunderbare Gemisch der herrlichsten Eigenschaften und der scheußlichsten Laster!« Höck (I, 3, 190) geht bis zu der Aeußerung: »Wem Haß und Gunst fern liegen, der muß Tiberius' Principat den ehrenwerthesten zuzählen.«

mit weiser Sparsamkeit; sowohl in seinem Privatleben als bei den Staatsausgaben vermied er jeden unnöthigen Aufwand; während er ungerechte Bereicherung verschmähete (Tac. III, 18), zeigte er bis ans Ende — als er längst »andere Tugenden ausgezogen hatte« — eine oft glänzende Freigebigkeit, zumal wo die Beihülfe der Staatscasse zur Linderung öffentlichen Unglücks nöthig ward. Durch die zweckmäßigsten Maßregeln sorgte er für den Kornbedarf der Stadt Rom, bei Theuerung setzte er einen bestimmten Preis des Getreides fest und zahlte den Verkäufern einen Zuschuß aus Staatsmitteln; bei Feuersbrünsten gab er ansehnliche Unterstützungen, herabgekommenen Geschlechtern half er auf und bei einer Geldkrisis gab er unverzinsliche Darlehen (Tac. VI, 16 ff.). Um den Verbrechen zu steuern, beschränkte er das vielfach gemißbrauchte Asylrecht der Tempel; Wollust und Luxus suchte er, wiewohl vergeblich, in Gränzen zu halten. — Vor Allem wehrte er mit ehrenwerther Strenge den aus den Zeiten der aristokratischen Republik stammenden Mißbräuchen in der Provinzialverwaltung, im entschiedenen Gegensatz gegen das altrömische Princip: »die auswärtigen Länder des Reichs der Stadt Rom aufzuopfern.« Tüchtige Statthalter ließ er meistens lebenslang auf ihren Posten und duldete keine Habsucht und Härte gegen die Provincialen (»ein guter Hirt,« sagte er, »pflege die Schafe zu scheeren, nicht zu schinden«); gegen Bedrückungen (de repetundis) in den »kaiserlichen« Provinzen schritt er mit größerer Strenge ein als es August that und als es unter ihm selbst in den senatorischen Provinzen geschah. Es galt für eine Erleichterung, die den Provinzen Achaja und Macedonien widerfuhr, daß dieselben aus senatorischen Provinzen in kaiserliche verwandelt wurden (Tac. I, 76). Die Provincialen waren dem Tiberius aufrichtig dankbar; in Rom freilich machte ihn jene Strenge zu Gunsten der Unterworfenen nur noch mehr verhaßt, vor Allem bei der Aristokratie.

Mit zunehmendem Alter und unter den Erfahrungen der verderbten Zeit traten jedoch die gehässigen Eigenschaften des Tiberius immer mehr hervor: Haß und Verachtung gegen die Menschen, die argwöhnische Furcht, die aus der Tyrannei entspringt und zur Grausamkeit führt, bald auch Ueberdruß an den Geschäften und eine Sucht nach überreizenden Genüssen, um die Martern seines Innern zu übertäuben. Am Sichtbarsten steigerte sich die Verderbniß in Tiberius' Charakter, seitdem er sich dem verworfenen Sejanus hingab, und noch mehr, als dieser sein Vertrauen auf das Schmählichste getäuscht hatte.

L. Aelius Sejanus, der Sohn eines Ritters, schon von Tiberius' Regierungsantritt an bei diesem in Ansehen, erhob sich durch schlaue Dienstwilligkeit zu immer höherer Gunst bei dem Fürsten, so daß er endlich die ganze Macht desselben in seine Hände brachte. Das Commando der Prätorianer, das er anfänglich mit seinem Vater theilte, wurde ihm schon seit 18 n. Chr. allein überlassen; bald wußte er den Tiberius für den Gedan-

ken zu gewinnen, daß Zusammenlegung der Leibwache in Ein Lager vor der Stadt nöthig sei, um dieses Corps mit größerem Selbstvertrauen, aber auch mit größerer Bereitwilligkeit zum Dienste des Herrschers zu erfüllen. Und in der That wurde das Standlager der Prätorianer vor dem viminalischen Thore zunächst die Stütze der kaiserlichen Willkür, späterhin aber gingen von dort die Verfügungen über den Kaiserthron aus. Sejan arbeitete nun immer dreister darauf hin, sich den Weg zum Throne zu bahnen. Zuerst gelang es ihm, den Sohn des Tiberius selbst, Drusus, im Einverständniß mit dessen schändlicher Gemahlin Livilla, heimlich aus dem Wege zu räumen, ohne daß Tiberius damals den wahren Hergang ahnete (23 n. Chr.). Ja Tiberius wandte sich dem frechen Günstling, obgleich er dessen Gesuch, die Livilla heirathen zu dürfen, zurückwies, mit um so größerem Vertrauen zu, da er alle ihm näher Stehende mit Argwohn verfolgte, in Sejan aber nur ein dienstbares Werkzeug erkannte. Nur mit Widerstreben erhob Tiberius die älteren Söhne des Germanicus zur Hoffnung der Nachfolge. Bald benutzte Sejan die zunehmende Verstimmung des Herrschers, um ihn zu einem Aufenthalt fern von Rom auf der wenig zugänglichen, aber reizenden Insel Capri zu bestimmen. Daß der alternde Tiberius jetzt, der Regierungssorgen müde, die Qualen seines verdüsterten Sinnes durch unnatürliche Ausschweifungen zu übertäuben suchte, ist nicht zu bezweifeln, doch wurden diese eben so gewiß von dem Hasse der Römer übertrieben (so z. B. noch bei dem Anekdotenjäger Sueton), die durch die Willkür, welche Sejan im Namen des abwesenden Fürsten übte, immer mehr gegen diesen erbittert wurden. — Sejan wußte durch Verdächtigungen die Verbannung der Agrippina und ihres ältesten Sohnes wie die Gefangenhaltung des zweiten durchzusetzen; nur der jüngste ihrer Söhne, Cajus (Caligula) entging durch sklavische Schmiegsamkeit gegen Tiberius solchen Nachstellungen.

Jetzt aber stieg dem Tiberius die Ahnung auf, daß Sejan, der Einzige, dem er lange blindlings vertraut hatte, selber auf die Herrschaft denke; insgeheim ernannte er statt desselben den Macro zum Obersten der Leibwache, und Sejan, der sich durch seinen Uebermuth immer verhaßter gemacht hatte, wurde auf einen Wink des Tiberius vom Senate zum Tode verurtheilt (31 n. Chr.). Von nun an wuchs der Argwohn, der Haß und die Verachtung gegen die Menschen bei Tiberius zu einer furchtbaren Höhe. Seine Furcht und Rache forderte immer neue Opfer, unter denen auch die auf's Aeußerste gebrachte Agrippina (die freiwillig den Hungertod gestorben sein soll?) und ihre beiden älteren Söhne waren. Mit sich selbst zerfallen, begünstigte er jetzt die gehässigsten Angebereien, ließ aber bald die verrufensten Delatoren hinrichten. Von seiner Stimmung in dieser Zeit zeugt der Anfang eines Schreibens an den Senat (Tac. VI, 6): »Wenn ich weiß, was ich euch schreiben soll, oder was ich euch nicht schreiben soll, so mögen mich die Götter noch qualvoller verderben, als ich es täglich schon fühle.« Ungewiß-

31 n. C.

sen Geistes, ermatteter Kraft überließ er auch die Sorge für die Nachfolge dem Schicksal (Tac. VI, 46); indeß gelang es dem Cajus in der Nähe des Fürsten, die Gunst der Leibgarde zu gewinnen. Ueber seine zunehmende Körperschwäche suchte Tiberius sich selbst wie die Römer durch Lustbarkeiten und Reisen zu täuschen. Endlich erlag er zu Misenum, 78 Jahr alt; als der schon todt Geglaubte nochmals in's Leben zurückkehrte, soll ihn Macro, der bereits den Caligula als Herrscher begrüßt hatte, durch Kissen erstickt haben, 37 n. Chr.

Die Entstehung des Christenthums und die letzten Zeiten des jüdischen Staats.

Seitdem der schwache Hyrkan II. (S. 195) sich völlig der Leitung des tüchtigen, aber zweideutigen Idumäers Antipater hingegeben hatte, strebte das Geschlecht dieses Fremdlings durch allmähliche Beseitigung der entarteten Makkabäer empor, wobei demselben die Zwistigkeiten unter den letzteren selbst zu Hülfe kamen. Die Herrschsucht jener Eindringlinge scheuete bald kein Mittel zu ihrer Befriedigung, während die zunehmenden Einflüsse der römischen Herrschaft die Sitten des Volks untergruben. So folgte eine Zeit schrecklicher Gewaltthaten. Antipater wurde durch einen anderen Günstling Hyrkan's II., Malich, vergiftet, aber durch seinen Sohn Herodes an diesem gerächt. Hyrkan II. mußte sich bald völlig auf Herodes zu stützen suchen, dem er die schöne Makkabäerin Mariamne (eine Tochter seines Neffen) zur Gemahlin gab. Dennoch vermochte ihn die Tapferkeit des Herodes nicht gegen seines Bruders Aristobulos' Sohn, Antigonus, zu schützen, ja dieser wußte mit Hülfe der selbst den Römern furchtbaren Parther die weltliche und geistliche Herrschaft über die Juden zu erringen (40 v. Chr.). Dem schlauen Herodes gelang es indeß, den Antonius für sich zu gewinnen, der ihm das jüdische Königthum übertrug (39 v. Chr.), zur Vertreibung des Antigonus Beistand leistete und diesen endlich wie einen Verbrecher hinrichten ließ. Später wußte Herodes sein Königthum auch durch die Gunst des Augustus, den er durch tüchtige Dienste und listige Schmeicheleien gewann, zu befestigen. Nicht so leicht aber vermochte er das jüdische Volk und insbesondere die letzten Glieder des makkabäischen Geschlechts mit seiner Herrschaft auszusöhnen; denn er selbst war der erste Fremdling, der über die Juden herrschte, und behauptete den Thron nur dadurch, daß er sein Reich völlig von den verhaßten Römern abhängig machte. Unter diesen Verhältnissen wurde Herodes, der mit allen Eigenschaften zu einem tüchtigen Herrscher ausgerüstet war, durch Herrschsucht und Argwohn zu immer neuen Grausamkeiten fortgerissen, und während er seine äußere Macht mit Hülfe der Römer und durch eigene Kriegsthaten (besonders gegen die räuberischen Stämme in den Gebirgsgegenden Syriens wie in den arabischen Wüsten) weiter auszubreiten und zu befestigen ver-

stand, stürzten ihn die Misverhältnisse mit seinen nächsten Angehörigen und der Haß seiner Unterthanen in Frevel und Unglück. Seine makkabäische Schwiegermutter Alexandra erlangte zwar Anfangs von ihm, daß ihr Sohn, der 18jährige Aristobul (nach der bis dahin unerhörten Absetzung des früheren Hohenpriesters), das Hohepriesterthum empfing; alsbald aber ließ Herodes denselben aus Eifersucht auf dessen Volksbeliebtheit ermorden, und nicht lange darauf fiel der alte Hyrkan II. (dem früher auf Antigonus' Verfügung die Ohren abgeschnitten waren) als Opfer seines Argwohns. Bald verfolgte er auch seine edle und offene Gemahlin Mariamne, die den Schmerz um die Ermordung der Ihrigen nicht verbarg, mit Argwohn wie mit glühender Eifersucht, und seine schändlichen Geschwister (Salome und Pheroras) ruheten nicht, bis er erst die Mariamne und dann ihre beiden ihr ähnlichen Söhne, Alexander und Aristobul, hinrichten ließ. Noch auf seinem Todbette, unter den Qualen einer schrecklichen Krankheit, gab er Befehl, seinen ältesten Sohn (den Antipater — von seiner ersten Gemahlin), der ihn gleichfalls zur Verfolgung jener Sprößlinge der makkabäischen Mutter gereizt hatte, zu ermorden. 5 Tage nachher starb er (3 v. Chr.), fast 70 Jahre alt, nachdem er, kaum noch seiner Sinne mächtig, sein Reich unter 3 Söhne seiner anderen Frauen getheilt hatte. Von diesen herrschte Archelaus als König über Judäa, die anderen beiden als sogenannte Vierfürsten, Herodes Antipas in Galiläa (N.), Philippus in Trachonitis (im N.-O. jenseit des Jordans, gegen Damaskus zu). 3 v. C.

Um das jüdische Volk hatte sich Herodes, der sich den Beinamen der Große erwarb, während seiner Regierung wie schon bei Lebzeiten seines Vaters Antipater durch Sicherung der Gränzen große Verdienste erworben und seine Herrschaft wurde auch durch die Begünstigungen, die er den Juden selbst außerhalb des jüdischen Landes von den Römern auswirkte, vielfach wohlthätig. Aber das jüdische Volk verzieh ihm so wenig seine fremde Geburt, als seine Hinneigung zu den Römern, die Abhängigkeit von denselben und die Einführung ihrer Sitten. Er zeigte sich hülfreich und freigebig gegen die Armen in Hungersnoth, beschäftigte die arbeitenden Classen gern durch große Bauten (Befestigung und Verschönerung von Jerusalem wie von Samaria, das er zu Ehren des Augustus nach dessen griechischem Namen Sebaste nannte, — Anlage von Cäsarea in der Nähe von Joppe, dessen Hafen er zugleich auf großartige Weise erweiterte ꝛc.). Er erbitterte aber durch Erbauung vieler Zwingburgen wie von Theatern und Amphitheatern und suchte vergeblich die Gunst des Volkes durch einen prachtvollen Umbau des Tempels zu gewinnen, den er mit einem römischen Adler verunzierte. Die Pharisäer, die das strenge Judenthum um so hartnäckiger aufrecht zu erhalten strebten, je gewisser die Zeit desselben sich zum Ende neigte, verfolgte er mit Härte und Grausamkeit; ja die durch die Fremdherrschaft auf's Höchste gesteigerte Hoffnung auf die

Ankunft des Messias, den die Pharisäer als einen mächtigen Herrscher gleich David und als den Retter von der Unterjochung darstellten, soll ihn zur Veranstaltung des »bethlehemitischen Kindermordes« verleitet haben, bei dem der eben damals geborene Jesus von Nazareth durch seine Aeltern, die mit ihm nach Aegypten entflohen, gerettet wurde (4. v. Chr.) *).

4 v. C.

Nach dem Tode Herodes' des Großen wurde die Zerrüttung unter dem jüdischen Volke immer größer. Zunächst rief die Theilung des Reiches und die Schwäche des Archelaus Thronansprüche des Herodes Antipas und Aufstände der Juden gegen Archelaus wie gegen die Römer hervor. Archelaus wurde zwar Anfangs vom Augustus als »Volksfürst« bestätigt, im zehnten Jahre aber, weil er sich der Herrschaft nicht würdig zeigte, abgesetzt, 7 n. Chr.; seitdem wurde Judäa zu der Provinz Syrien geschlagen, aber durch besondere römische Procuratoren verwaltet (zuerst durch Quirinus, gegen den sich der Schatzung wegen [Luc. 2, 2] die Partei der »Zeloten« zum Aufstande erhob). Die Hohenpriester wurden von solchen Landpflegern nach Willkür ein- und abgesetzt; als Pontius Pilatus 36 n. Chr. auf die Klage der Samaritaner durch den Vitellius, der damals Statthalter in Syrien war, abgesetzt wurde, verlor auch Joseph Caiphas das Hohepriesterthum. — Philippus, der jüngste von den Nachfolgern des Herodes, herrschte über seinen Reichstheil mit Weisheit und Wohlwollen 39 Jahre lang; als er kinderlos starb (36 n. Chr.), wurde sein Land gleichfalls unter die Provinz Syrien gestellt. Herodes Antipas regierte in Galiläa bis zum Jahre 39 n. Chr. Er wußte die Gunst der römischen Kaiser durch Schmiegsamkeit zu bewahren; dem Tiberius zu Ehren erbaute er das später berühmte Tiberias am See Gennesareth. Gehässige Leidenschaften entzweiten ihn mit seinen eigenen Verwandten, wobei nochmals die Eifersucht auf die Abkömmlinge der Makkabäer wirksam wurde; unter Caligula wurde er entsetzt (S. 294).

39 n. C.

In dieser Zeit staatlicher Zerrüttung und sittlicher Verderbniß, wo den Einsichtsvollen kaum noch eine Hoffnung auf das Bestehen des jüdischen Volkes blieb, erwachte in größeren und edleren Geistern, ähnlich wie in den Propheten der früheren Jahrhunderte, mit verjüngter Kraft der Glaube, daß die ewige Wahrheit, deren Keim dem jüdischen Volke von den Zeiten der Erzväter her zur Pflege vertraut war, sich von diesem aus, ehe dasselbe dem Untergange verfiele, unter alle Völker der Erde verbreiten werde (Messiasglaube). Vieles in den Zeitverhältnissen nährte bei dem tiefer Blickenden diesen Glauben. Schon seit den ersten Makkabäerfürsten waren ganze benachbarte Völkerschaften in das Judenthum aufge-

---

*) Die bei unsrer Zeitrechnung zu Grunde liegende Berechnung (von Dionysius Exiguus s. VI.) weicht von dem wahren Zeitpunkte der Geburt Chr. so ab, daß diese in das J. 4 (oder gar 6) vor Anfang unsrer Aera zu setzen ist.

nommen (die Idumäer unter Hyrkan I., die Ituräer unter seinem Nachfolger), und die Zahl der »Proselyten« aus den Heiden (denen jedoch der Rücktritt zu der väterlichen Religion weislich freigelassen wurde) nahm seitdem fortwährend zu. Schon längst führte die hellenistische Bildung durch den großen Völkerverein, den Alexander der Große gestiftet hatte, mit Nothwendigkeit einer Verschmelzung der Religionen entgegen, und je mehr die Ergebnisse der griechischen Philosophie in weitere Kreise eindrangen, desto mehr wurde der Glaube an die alten Götter erschüttert, aber auch die Ahnung des einen wahren Gottes erweckt. Auch unter den Juden drängte die griechische Wissenschaft und Sitte die engherzige Auffassung des alten Jehovahglaubens seit den Zeiten der Makkabäer immer mehr zurück, und eben die auf's Aeußerste gesteigerte Besorgniß, daß die Absonderung der Juden von allen übrigen Völkern vor dem Geiste der fortgeschrittenen Zeit verschwinden müsse, schärfte den Zelotismus der Pharisäer, durch strenges Festhalten an den äußerlichen Gebräuchen des starren Judenthums, die unabwendbare Neuerung zurückzuweisen oder möglichst zu verzögern. Unter dem Einflusse der Römer, die mit Ausbreitung ihrer Herrschaft über die verschiedensten Völker der Vermischung aller Religionen auch äußerlich Bahn brachen, wurde der Particularismus der Juden noch mehr untergraben. Konnte doch endlich die geringe Zahl fanatischer Schriftgelehrten ihre zum Aeußersten getriebene Richtung nur dadurch noch unter den Massen aufrecht erhalten, daß sie dieselben auf die unbestimmte Hoffnung einer völligen Neugestaltung der äußerlichen Verhältnisse des jüdischen Volkes durch den erwarteten Messias verwiesen.

Welche Erneuerung der altväterlichen Religion eine nicht allzuferne Zukunft bringen werde, blieb freilich auch den Weisen verborgen. Mancher der Besseren aber ahnete es, bald mehr bald minder klar. In der Weise eines ächten Propheten trat Johannes der Täufer hervor, der in der Verderbniß der Zeit vor Allem zur »Buße« mahnte und allein von innerlicher Umgestaltung das Herbeikommen des Gottesreichs erwartete. Er taufte Diejenigen, welche auf sein Wort hörten — nach einem Gebrauche, der schon länger bei Aufnahme der Proselyten üblich war —, wies aber Alle zurück, die nicht »rechtschaffene Früchte der Buße« zu thun gewillet waren. Was ihm sein Inneres verhieß, sah er alsbald in dem Auftreten Jesu von Nazareth in Erfüllung gehen, der gleich ihm predigte: »Thut Buße!« und zugleich die frohe Botschaft verkündigte: »Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!« (Matth. 4, 17). — Nach und nach wählte Jesus 12 Männer von einfacher Sitte und Sinnesweise zu seinen Jüngern, zog im Lande umher (zuerst in Galiläa), »lehrte in den Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich.« Bald »folgte ihm viel Volks nach«; aber so oft die Menge ihn drängte, er möge ein irdisches Reich stiften, entzog er sich ihr; während er selbst seinen Jüngern nur nach und nach die große Lehre zum Verständniß brachte: »Mein Reich ist nicht von

dieser Welt! — Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!« Mit tiefer sittlicher Entrüstung eiferte er gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, »die ihre Werke thun, daß sie von den Leuten gesehen werden« (Matth. 23, 5); sie, die nur auf Werkheiligkeit Werth legten, schalt er »Schlangen und Otterngezüchte.« »Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten;« denn er durfte sagen: »Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben!« Wohl sei er »nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen« (Matth. 5, 17), aber er erklärte (22, 37): »Du sollst lieben Gott Deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, — das ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst.« Er forderte Liebe gegen alle Menschen, auch gegen die Feinde, und Selbstverläugnung als Kennzeichen seiner Jünger. Und da Einer zu ihm trat (Matth. 19, 16) und sprach: »Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge?« sprach er zu ihm: »Was heißest Du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst Du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote!« Ceremonienwesen und Opferdienst bekämpfte er im Sinne der großen Propheten des alten Testaments und lehrte: »Gott habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer« (12, 7). Mit Klugheit entzog er sich den Schlingen, welche ihm die Schriftgelehrten durch verfängliche Fragen legten, ohne Wahrheit und Recht zu verläugnen; endlich trat er ihnen in Jerusalem offen gegenüber, obwohl er wußte, daß sie ihm deßhalb das Ende bereiten würden. Lange war er als Lehrer in den nördlichen Gegenden des gelobten Landes umhergezogen, in seinem Heimathlande Galiläa bis zur Gränze Phöniziens (Matth. 15, 21 ff.); durch seine Predigten in den Schulen wie unter freiem Himmel, auf Berghöhen oder an dem Steilufer des Sees GenneSareth hatte er das Staunen des Volks erregt und dieses begann ihn für den verheißenen Messias zu halten (12, 23); nur nach und nach erhob sich auch die Begeisterung seiner Jünger zu solchem Gedanken (Matth. 14, 33); doch verbot er selbst diesen noch langehin (Matth. 16, 20), »daß sie Niemand sagen sollten, er wäre Jesus der Christ.« Nun aber bereitete er sie auf die Verfolgungen vor, denen er nicht entgehen könne, wandte sich zuerst in die Gegenden östlich vom Jordan und hielt dann einen feierlichen Einzug in Jerusalem, wo ihn alles Volk als den wahren Messias jubelnd empfing. Rücksichtslos griff er hier die engherzige Auffassung der Pharisäer vom Judenthum an, und verkündigte laut: »das Reich Gottes wird von Euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen« (21, 43). Deßhalb »trachteten die Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie ihn griffen; sie fürchteten sich aber vor dem Volk, das ihn für einen Propheten hielt.« Endlich brachten sie ihn jedoch durch Verrath des Judas Ischarioth, seines Jüngers, in ihre Gewalt, und als er auch vor dem Hohenpriester Caiphas sich als

den »Sohn Gottes« bekannte, überantworteten sie ihn dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus als einen Aufwiegler des Volks, das bald selbst den Pilatus, der ihn nicht schuldig fand, mit wildem Geschrei bedrängte, ihn zu kreuzigen. — Der Gekreuzigte aber erstand aus seiner Gruft und der Muth der Begeisterung kam von Neuem über seine Jünger, als er sie zu Aposteln seiner Lehre berief (Matth. 28, 19): »Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!«

Eine vermeinte Kritik, die, wie so manche historische Persönlichkeit, so selbst die Erscheinung Christi hinwegzuläugnen versucht hat, verkennt völlig den Standpunkt wahrer geschichtlicher Auffassung, und mit Recht ist derselben entgegen gehalten, daß die Entstehung der Kirche ohne einen Stifter von begeisternder Persönlichkeit undenkbar ist.

Vieles zwar hatte Christus den Jüngern nicht zu sagen vermocht, weil sie es noch nicht tragen konnten; doch sollte sie »der Geist,« den er ihnen verhieß, in alle Wahrheit leiten. Alsbald erkannte Petrus an dem frommen Glauben des »welschen« Hauptmanns Cornelius in Cäsarea und der Freunde desselben, »daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm« (Ap.-Gesch. 10). Nicht lange, so predigten mehrere Jünger, die vor den Verfolgungen der Juden entflohen waren, das Evangelium den Griechen in Antiochien (Ap.-Gesch. 11, 19. 20). Mit Feuereifer ergriff dann Paulus, ein schriftgelehrter Jude, der die Verfolgung der Christen am Heftigsten betrieben hatte, nach seiner Bekehrung den Gedanken, daß die Sündenvergebung nicht aus dem Gesetze Mosis komme, sondern aus dem Glauben an Christus; er begründete in Antiochien eine Gemeinde aus Juden und Heiden, die sich hier zuerst unter dem Namen der »Christen« vereinigten (Ap.-Gesch. 11, 26). Gegen die engherzige Auffassung pharisäischer Judenchristen erklärte sich bald auf die Mahnung des Petrus und Jakobus auch die Gemeinde von Jerusalem, und sprach »die Brüder aus den Heiden« von der »Beschwerung« des mosaischen Gesetzes los (Ap.-Gesch. 15). — Rasch wurden in verschiedenen Gegenden des römischen Reichs christliche Gemeinden angepflanzt, die sich immer mehr von den Juden trennten, aber noch oft mit denselben verwechselt und aus Haß gegen dieses Volk verfolgt wurden.

Inzwischen waren im jüdischen Staate durch den Unfrieden in der Familie des Herodes und die Abhängigkeit von den Römern immer neue Verwirrungen herbeigeführt, die endlich den Untergang desselben zur Folge hatten. Der Vierfürst Herodes Antipas von Galiläa hatte bei einem Aufenthalt in Rom die Frau eines seiner Brüder, Herodias, entführt. Johannes der Täufer, der hiergegen eiferte, verlor darüber auf die Bitte der Tochter jenes schändlichen Weibes das Leben. Antipas aber sah

sich durch die Eifersucht einer früheren Gemahlin auf die Herodias in einen nachtheiligen Krieg mit dem Vater derselben, einem arabischen Fürsten, verwickelt. Später zog er sich durch seinen Neid auf die Erhebung seines Schwagers, des Bruders der Herodias, die Absetzung zu. Dieser, ein Enkel des Herodes, Agrippa I., sollte noch einmal nach wechselvollen Schicksalen durch die Gunst römischer Kaiser das großväterliche Reich unter dem Namen eines Königthums vereinigen. Sein Vater Aristobul war einer jener unglücklichen Söhne der makkabäischen Mariamne, die der Argwohn des Herodes hingeopfert hatte. Als Knabe war Agrippa in Rom in vertrauter Freundschaft mit dem Sohne des Tiberius (Drusus) aufgewachsen, später hatte er sich durch leichtsinnige Verschwendung und hochstrebenden Ehrgeiz in vielfache Verwirrungen gestürzt; ein vertrautes Verhältniß mit Caligula verschaffte ihm eine Zeitlang die Gunst des Tiberius, brachte ihn aber, als er den Argwohn desselben erweckte, in's Gefängniß, bis Caligula's Thronbesteigung ihn aus demselben befreite und selbst zum König erhob. Zunächst erhielt er unter diesem Titel (37 n. Chr.) nur Trachonitis, die frühere Tetrarchie des Philippus; als seine Schwester Herodias deßhalb ihren Gemahl anreizte, sich gleichfalls um den Königstitel zu bewerben, wurde der Letztere bei Caligula verdächtigt, Galiläa's beraubt und auch dieses dem Agrippa verliehen (39 n. Chr.). Endlich erhielt derselbe durch die Gunst des Kaisers Claudius sogleich nach dessen Thronbesteigung noch die bis dahin von Landpflegern verwalteten Landschaften Judäa und Samaria (41 n. Chr.). Er war ein gutmüthiger Schwächling, der vor Allem dem Sinnengenuß lebte, und sich eben so leicht zur Verfolgung der Christen bestimmen, als durch die Beredsamkeit des Paulus gewinnen ließ (Ap.-Gesch. 26, 28). Nach einer siebenjährigen Regierung starb er 44 n. Chr. Seinem 17jährigen Sohne, Agrippa dem Jüngeren, wurde damals seiner Jugend wegen die Nachfolge vorenthalten und Palästina von Neuem unter Landpfleger gestellt; später erlangte freilich auch er den Königstitel und den größten Theil des väterlichen Reichs (Jerusalem blieb unter der Verwaltung von Landpflegern, doch erhielt er wenigstens das Recht, die Hohenpriester zu ernennen). Immer drückender aber wurde, besonders seit der Zeit des Nero, die Abhängigkeit von den Römern und endlich rief die Willkür und Härte des Landpflegers Gessius Florus einen Aufstand hervor, der mit dem Untergange des jüdischen Staates endete.

44 n. C.

Dieses Schicksal war inzwischen längst durch die eigenthümliche Stellung, welche die Juden den Römern gegenüber einnahmen, vorbereitet. Die Duldsamkeit der Römer gegen fremde Religionen hatte den Juden die theilweise Erhaltung ihrer alten theokratischen Verfassung zugestanden; durch diese wurde jedoch ein Streben nach Unabhängigkeit der Nation und nach Selbständigkeit der inneren Verwaltung gefördert, das sich mit dem römischen Despotismus nicht vertrug und deßhalb zu immer neuen Conflicten führte. Dazu kam, daß der Verfall der heidnischen Religionen die Juden

mit zunehmendem Stolz auf ihren Monotheismus erfüllte, zu dem sich viele der Einsichtsvollsten und Besten von den Nachbarvölkern als Proselyten hinwandten; weit entfernt aber, daß auf diese Weise eine Verschmelzung der Juden mit ihren Ueberwindern herbeigeführt wurde, schlossen sich jene durch schroffes Festhalten an ihren Eigenthümlichkeiten nur noch stärker gegen alle Bekenner anderer Religionen ab. Der Haß, mit welchem die Juden von den Römern der Kaiserzeit verfolgt wurden, erklärt sich vor Allem daraus, daß jenes Volk der allgemeinen Verbindung der Nationen, die durch das römische Weltreich angebahnt wurde, so widerspänstig entgegentrat; ja daß es durch die Duldung, die ihm gewährt wurde, sich nur noch mehr in seinem Particularismus bestärken ließ. Aber die Zeit eines abgeschlossenen Judenthums war vorüber und nur der freien christlichen Auffassung des Gottesglaubens gehörte die Zukunft.

Auch unter den Juden selbst wiederholten sich fortwährend religiöse und politische Parteiungen, die in Jerusalem ihren Mittelpunkt hatten, und besonders in den Städten eine furchtbare Gestalt annahmen, wo die Juden mit den Heiden vermischt lebten. In Jerusalem waren die Vornehmeren, denen es um Frieden und Ordnung zu thun war, auf Seite der Römer; religiöse Fanatiker wußten dagegen die Jugend wie eine zahlreiche Menge von armem Gesindel, die sich allmählich auch in dieser Hauptstadt gesammelt hatte, zur Empörung zu treiben. Ein Zwist der griechischen und syrischen Einwohner mit den Juden in Cäsarea, bei welchem Nero den letzteren das Bürgerrecht entzog, gab Veranlassung, daß Gessius Florus seine Erpressungen mit größerer Frechheit verübte. Der Einzug seines Heeres in Jerusalem wurde das Signal zu einem Aufstande daselbst, bei welchem eine Menge Römer umkam und das römische Heer die Stadt bis auf einige feste Thürme räumen mußte. Sogleich kam es aber auch zu einem Parteienkampfe in der Stadt, bei dem die Zeloten an einem Sabbath die nach einem Vertrage abziehende römische Besatzung verrätherisch überfielen. Zufällig wurden gerade an demselben Tage auch die Juden in Cäsarea und anderen Städten von Syrern und Griechen überfallen.

Alsbald verbreitete sich die Empörung über das ganze Land, wobei der Geschichtschreiber Josephus den Landsturm von Galiläa organisirte. Vergeblich hatte der syrische Statthalter Cestius Gallus einen Zug gegen Jerusalem unternommen, und Nero fand sich bewogen, einen der tüchtigsten Generale, Vespasian, zur Dämpfung des Aufruhrs abzusenden (67 n. Chr.). Dieser führte fast 3 Jahre einen wahren Vernichtungskrieg, um das hartnäckige Volk zu unterwerfen. Als er eben Jerusalem belagerte, wurde er auf den Kaiserthron erhoben. Er überließ den Oberbefehl gegen die Juden seinem Sohne Titus, der Jerusalem durch Einschließung bald auf das Aeußerste brachte. Die Zeloten führten indeß ein Schreckensregiment ein und der Messiasglaube hielt den Muth der Menge aufrecht. Auch die Verbrennung des Tempels, der zur Citadelle diente und bis zum

letzten Augenblick vertheidigt wurde, machte dem Kampfe kein Ende; nur nach neuem blutigen Gemetzel gewannen die Römer die obere und endlich die untere Stadt (70 n. Chr.). Jerusalem wurde fast gänzlich zerstört und mit demselben büßte das jüdische Volk sein nationales Dasein ein. Der letzte König desselben, Agrippa II., hatte schon längst Rom zu seinem Aufenthalt gewählt, wo er (wahrscheinlich unter Titus) starb. In dem Kriege sollen über 1 Million Juden umgekommen sein; fast 100,000 wurden in die Gefangenschaft verkauft. Viele von dem unglücklichen Volke suchten Zuflucht in anderen Städten und Ländern, wo ihre Brüder schon längst unter den heidnischen Völkern zerstreut lebten, vor Allem in Alexandrien und Rom; aber der Haß, den die Juden sich selbst zugezogen hatten, rief auch hier neue Verfolgungen gegen sie hervor.

70 n. C.

Seitdem die engherzige Auffassung des Judenthums dasselbe in immer schrofferen Gegensatz mit der herrschenden Zeitrichtung brachte, wandten sich freisinnigere jüdische Gelehrte einer allegorischen Auffassung der heiligen Schriften zu. Unter diesen zeichnet sich besonders Philo (zur Zeit Caligula's) aus, der in Alexandrien mit dem dort blühenden Studium der neu-platonischen Philosophie vertraut geworden war und das mosaische Gesetz nach platonischen Ideen umdeutete (»platonisirte«). Um dieselbe Zeit fand auch griechische Wissenschaft in Jerusalem selbst Eingang, wogegen sogar das Studium der alttestamentlichen Schriften auffallend zurücktrat. Der Geschichtschreiber Josephus (geb. 37 n. Chr.), aus dem vornehmsten priesterlichen Hause und mütterlicher Seits aus makkabäischem Geblüte, wurde während des letzten Aufstandes der Juden bei Zerstörung von Josaphat gefangen genommen und schmiegte sich seitdem so schlau den Römern an, daß er den Vespasian für den von den Propheten verheißenen Messias erklärte. Er erhielt sich am Kaiserhofe bis unter Domitian in großem Ansehen († nach 93 n. Chr.).

Cajus Caligula, 37 bis 41 n. Chr.

Nach Tiberius' Tode beantragte Macro das Imperium für Caligula, und der Senat stimmte bei. Rom jauchzte dem neuen Kaiser aus Anhänglichkeit an seinen verstorbenen Vater entgegen; die Soldaten hatten ihn schon als 3jährigen Knaben lieb gewonnen, als er mit Soldatenstiefelchen (caligae, woher sein Beiname) im Lager des Germanicus umhergetragen war. 25 Jahr alt gelangte er zur Herrschaft. Sein erstes Geschäft war, die städtische Plebs wie die Soldaten in Rom, in Italien und den Provinzen zu beschenken (im Ganzen mit 30 Millionen Thalern), wobei die Prätorianer mit dem Doppelten bedacht waren. Dann suchte er die Volksgunst durch mehrere Handlungen des Edelmuths zu gewinnen; insbesondere hob er durch ein Edict alle Anklagen wegen Majestätsverbrechen auf, rief die

Verbannten zurück und erklärte, er wünsche, daß die Geschichte ungehindert auf die Nachwelt komme. In der That scheint er Anfangs durch seine Erhebung zur Dankbarkeit und Bescheidenheit gestimmt zu sein. Im Freudenrausch über sein erstes Auftreten glaubten die Massen, es beginne mit diesem Sohne des Germanicus ein goldenes Zeitalter. Tieferblickende, welche wußten, daß er in der Umgebung des Tiberius sklavische Schmiegsamkeit gezeigt hatte, durchschaueten, daß die besseren Anwandlungen bei dem Schwächling nicht von Dauer sein würden. Später sagte man: »Kein besserer Sklav, kein schlechterer Herr, als Cajus!« Seine geistige Bildung war vernachlässigt; von früh auf war er den Theater- und Circus-Spielen ergeben und eben so grausam als wollüstig. Seine Popularität bei den Hefen Roms wuchs noch, als er die von Tiberius eingestellten Festspiele, Wettrennen und Thierhetzen, erneuerte, bei denen er selbst — was damals noch unerhört war! — den Zug durch den Circus eröffnete. Alsbald überließ er sich unmäßigen Tafelgenüssen und ausschweifender Wollust.

In Folge davon befiel ihn schon im achten Monate seiner Regierung eine lebensgefährliche Krankheit, aus der er körperlich und geistig zerrüttet hervorging (mit Epilepsie und Schlaflosigkeit). Gleich nach derselben ließ er Tiberius (einen Enkel des Kaisers Tiberius), unter dem Vorwande, derselbe habe seinen Tod gehofft, ermorden. Die Schmeichelei, welche ihm die Römer während und nach der Krankheit bewiesen hatten, ermuthigte ihn zu immer frecherer Willkür. Noch pries man ihn, weil er die Saturnalien verlängerte, als einen Mann des Volkes und der Freiheit. Seine ausschweifende Verschwendung, die schon damals den von Tiberius hinterlassenen Schatz (135 Millionen Thaler) erschöpft hatte, wandte sich immer mehr auf Theater- und Circusspiele; bei den letzteren trat er selbst als Wagenlenker auf und seitdem begannen sich unter seinem Einfluß die Circus-Parteien nach Farben zu trennen. Die Gladiatorenspiele verwandelte er in förmliche Gemetzel und zwang selbst Ritter, bei denselben aufzutreten. Den Macro, der ihn, im Bewußtsein seiner Verdienste um ihn, zu warnen wagte, nöthigte er nebst seiner Gattin zum Selbstmorde und ließ seine Kinder erwürgen.

Durch Verschwendung kam er bald dahin, die Reichen um ihres Geldes willen hinzuopfern; zwar wandte er jetzt noch große Summen an gemeinnützige Werke, z. B. großartige Wasserleitungen, aber auch an das unsinnige Unternehmen, eine Meerenge zu überbrücken, um die Thaten eines Xerxes und Alexander zu überbieten. Um seine Anklagen gegen die Reichen zu erleichtern, erklärte er die Wiedereinführung der Majestätsprocesse für nothwendig; der Senat sprach mit elender Kriecherei seine Zustimmung aus. Der Knechtssinn der Römer steigerte endlich in dem eitlen Caligula die Herrschsucht bis zum Allmachtsschwindel; und als unumschränkter Weltherrscher glaubte er sich Alles erlauben zu dürfen. Die Rechtsgelehrten verfolgte er vor allen mit seinem Haß; Recht sollte sein, was ihm gefiel. Als Rom und Italien keine hinreichende Beute mehr

darboten, sollten die Provinzen aushelfen. In dem reichen Gallien erpreßte er große Summen unter dem Namen von Geschenken oder in Folge von Majestätsprocessen. Mit kindischer Eitelkeit suchte er zugleich den Ruhm eines Eroberers; auf einen Tag lang überschritt er den Rhein und bei einem angeblichen Feldzuge gegen Britannien befahl er dem Heere, am gallischen Strande Muscheln zu sammeln; hierauf meldete er dem Senat: »der Ocean sei gebändigt,« und forderte einen Triumph, bei dem er Ueberläufer deutscher Stämme als Gefangene aufführte. Sein Uebermuth ließ seine nächsten Umgebungen ihrer eigenen Sicherheit wegen auf seinen Sturz Bedacht nehmen. Die Entdeckung von zwei Verschwörungen trieb ihn zu heftiger Wuth und er steigerte die Strafen der Angeklagten durch ausgesuchte Martern. Der Senat beschloß damals, ihn auch in der Curie durch militärischen Schutz zu sichern. Als er dann in einer Anwandlung von Milde einen Majestätsverbrecher begnadigte, nannte ihn der Senat: »Heros und Gott.«

Seitdem nahm Cajus göttliche Ehre in Anspruch, ließ sich Tempel erbauen und wählte sich eine Priesterschaft, die diese Ehre mit großen Geldsummen erkaufen mußte. In theatralischen Aufzügen zeigte er sich abwechselnd als Herkules, Bacchus, Jupiter, ja als Venus, Juno rc. Als Roms Mittel erschöpft schienen, dachte er daran, Alexandrien zu seinem Sitze zu nehmen, ließ sich indeß diesen gefährlichen Gedanken ausreden. Nun legte er drückende Steuern in Rom auf, die selbst die niedrigsten Classen trafen (auf Lebensmittel rc.), wußte jedoch den Unwillen durch neue Lustbarkeiten zu beschwichtigen. Einen Freund hatte Caligula längst nicht mehr; sein Sturz ging endlich von seinen nächsten Umgebungen aus, weil Niemand mehr vor seiner Uebellaune und seinem Jähzorn sicher war. Chärea, der Tribun einer prätorianischen Cohorte, stiftete eine Verschwörung der Leibwache gegen ihn an; bei einem Feste erlag er in einem Gange des Theaters den Schwertstößen der Verschworenen (41 n. Chr.). Sein Andenken, das er in einer 4jährigen Regierung für immer geschändet hatte, wurde verflucht; seine Tempel wurden niedergerissen.

41 n. C.

Claudius, 41 bis 54 n. Chr.

Die Verschworenen hatten an keinen Nachfolger des Caligula gedacht; der Senat wagte es, über Herstellung der Republik zu verhandeln. Inzwischen waren die Prätorianer plündernd umhergestreift, und ein Theil derselben, der in den kaiserlichen Palast eingedrungen war, kam auf den Gedanken, den funfzigjährigen Bruder des Germanicus, Claudius, der sie angstvoll um sein Leben anflehete, zum Imperator zu erheben. Die Anhänglichkeit an das Geschlecht des Germanicus bestimmt alsbald die ganze Leibgarde, ihn anzuerkennen; er selbst versteht sich im Lager derselben zu einem Geschenke für sämmtliche Truppen, und als er nun den Senat versammelt, findet auch dieser gerathen, alle kaiserliche Macht und Ehre auf ihn zu übertragen.

Claudius war von Kind auf schwächlich und ohne selbständiges Urtheil; durch Lerneifer erwarb er sich eine Menge, selbst gelehrter, Kenntnisse (insbesondere von den Alterthümern, namentlich der Etrusker, über die er ein Buch schrieb); nur vorübergehend hatten ihn seine Jugendgenossen in Zerstreuungen und Ausschweifungen hineingezogen. Den Regierungsgeschäften war er durchaus nicht gewachsen. Anfänglich zeigte er sich bei denselben ängstlich und zurückhaltend; nach dem schon von Tiberius gegebenen Beispiele ließ er sich im Senate von Wachen beschützen, aber selbst an seinen Widersachern übte der gutmüthige Mann keine Rache. Die Majestätsanklagen und die drückenden Steuern aus der letzten Zeit des Caligula hob er auf und beharrte dabei seine ganze Regierung hindurch; früheres Unrecht suchte er nach Möglichkeit gut zu machen und zeigte in Geldansprüchen die größte Mäßigung. So erwarb sich Claudius in den ersten Monaten seiner Regierung die Zuneigung Roms in hohem Grade. — Bald traten Handlungen der Willkür und Gewaltthätigkeit hervor, zu denen der schwache Fürst sich von seinen Umgebungen, meistens durch Einschüchterung, doch auch durch Trunk und Weiberliebe, verleiten ließ. Er wurde immer mehr ein Spielball seiner Frauen und Freigelassenen. Nachdem er sich von 2 Gemahlinnen geschieden hatte, war er kurz vor seiner Thronbesteigung mit der sittenlosen Messalina vermählt, die ihrer Wollust, Eifersucht und Rachgier jede Rücksicht zum Opfer brachte. Zur Stütze ihres Einflusses schloß sie sich an die Freigelassenen des Kaisers, eine Menschenclasse, die unter der Monarchie von Anfang an eine zunehmende Bedeutung erlangte, da noch langehin weder die Aristokraten noch die Bürger Roms sich zu persönlichen Dienstleistungen bei den Imperatoren bequemten. Unter Claudius begann die goldene Zeit für solche Freigelassenen, die er besonders unter den kenntnißreichen Griechen auswählte und zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebrauchte. Schon nach den ersten Monaten wußte Messalina im Bunde mit dem Freigelassenen Narcissus Diejenigen, welche sie zu Schlachtopfern bestimmt hatte, bei dem Kaiser zu verdächtigen, der dann aus Angst für sein Leben die Todesurtheile derselben unterzeichnete, so oft ihn dieses auch bei der Rückkehr ruhiger Besonnenheit gereuete. Die Gefahr, der bei dieser Schwäche des Kaisers seine Umgebungen ausgesetzt waren, rief schon im zweiten Jahre seiner Regierung eine Verschwörung gegen ihn hervor, deren Urheber aber die Soldaten nicht zu gewinnen vermochten, worauf der Kaiser an ihnen eine furchtbare Rache nahm.

Trotz der verderblichen Einflüsse, denen sich Claudius hingab, erwarb er sich doch durch sein aufrichtiges Streben für das Wohl des Staates viele wahre Verdienste. Seine Schwäche selbst trug dazu bei, daß er dem Senat eine freie und umfassende Thätigkeit gestattete; er sicherte aber auch das Ansehen des Senats und der Ritter durch strenge Reinigung dieser Stände wie durch äußere Ehren und gewährte zuerst ausgezeichneten Provincialen Zutritt zu dem Senat. Die Besorgniß vor Unruhen in der

Hauptstadt, die auch seine Umgebungen theilten, gab den Anlaß zu mehreren wahrhaft großartigen Werken. So wurde jetzt der erste gute Hafen Roms angelegt, um die Stadt in jeder Jahreszeit mit Getreidezufuhr versehen zu können; und unter den Wasserleitungen ist die des Claudius die ausgezeichnetste durch Größe und Bauart. —. Wie eine gleichmäßige Sorge für alle Classen der Bevölkerung eine natürliche Folge der Monarchie war, so war es insbesondere Grundsatz des Claudius, das Bürgerrecht freigebig zu ertheilen, obwohl dabei der Einfluß der Freigelassenen gleichfalls einwirkte, für welche der Verkauf der Civität eine Hauptquelle der Bereicherung war. Die Zahl der Bürger hat sich unter Claudius im Vergleich zu der unter Augustus um $^1/_3$ erhöhet. Nicht minder ließ sich Claudius das Wohl der Provinzen angelegen sein; er traf zweckmäßige und strenge Verfügungen, um Bestechlichkeit und Erpressungen der Beamten in denselben zur Strafe zu ziehen. Für die Gerichtsbarkeit zeigte Claudius auf dem Forum eine fast leidenschaftliche Thätigkeit, so wenig seine Unterscheidungsgabe ihn dazu befähigte; den Hohn, dem er sich dadurch aussetzte, ertrug er meistens ohne Groll, wenn er nicht plötzlich vom Jähzorn zur Grausamkeit fortgerissen wurde. Auch der Schutz und die Erweiterung der Reichsgränzen lag dem Kaiser am Herzen; seine Feldherren unterwarfen Mauretanien; zugleich wurde die römische Herrschaft in Britannien ausgedehnt und dem Kaiser der Beiname Britannicus ertheilt, nach welchem er seinen Sohn von der Messalina benannte.

Der Ruhm seiner Regierung wurde besonders in seiner späteren Zeit durch seine Frauen und Freigelassenen untergraben. Messalina's Leidenschaften und Ausschweifungen führten zu immer entsetzlicheren Ausbrüchen. Von wahnsinniger Liebe zu dem Silius, einem vornehmen, durch Schönheit ausgezeichneten Römer, erfaßt, wagte sie es endlich, in Abwesenheit ihres Gemahls sich öffentlich mit demselben zu vermählen, um ihm ein sicheres Unterpfand für die verheißene Ermordung des Claudius zu geben. Die Freigelassenen, die von einem Wechsel der Herrschaft für ihren Einfluß fürchteten, verriethen jedoch den Plan noch zeitig genug, und durch Narcissus' Dazwischenkunft endet die frevelhafte Hochzeitfeier mit der Hinrichtung der Neuvermählten. Den Claudius, dem Weiberherrschaft unentbehrlich war, bestimmte nach langem Schwanken der Rath eines anderen Freigelassenen, seines Schatzmeisters Pallas, die schöne, damals 33jährige Tochter des Germanicus, Agrippina II., zur Ehe zu wählen. Diese hatte schon früh aus Ehrsucht und Herrschgier sich dem eigenen Bruder, Caligula, Preis gegeben und dann um die Gunst des alten Oheims (Claudius) gebuhlt. Sie wollte nicht bloß herrschen, sondern auch ihre Macht zur Schau tragen; wer ihren Stolz beleidigte, fiel eben so wie Die, welche ihrer Herrschsucht entgegentraten, als Opfer ihrer Rache. Gegen den Narcissus, der eine andere als Kaiserin empfohlen hatte, erhob sie den Pallas, wagte aber nicht jenen anzutasten, da derselbe sich auf den Senat zu stützen wußte,

der diese Parteiungen zu seinen Zwecken benutzte. Wie einst die Livia für den Tiberius, trachtete Agrippina für ihren Sohn aus früherer Ehe, Domitius, nach der Thronfolge. Als dieser 13 Jahr alt ist (50 n. Chr.), bestimmt sie den Claudius, denselben unter dem Namen Nero zu adoptiren und den 3 Jahre jüngeren Britannicus bei der Nachfolge zurückzustellen. Dann setzte sie es durch, daß das Commando über die Garden dem Burrus übertragen wurde, einem tüchtigen Manne, den sie aber durch diese Begünstigung an sich zu fesseln wußte. Als Claudius sich dem tiefgekränkten Britannicus wieder zuwandte, und der Agrippina, unter dem Einflusse des Narcissus, seine Gunst immer sichtlicher entzog, ja ihr Sturz schon nahe schien, entschloß sie sich, demselben zuvorzukommen, und ließ dem Claudius in Pilzen, seiner Lieblingsspeise, Gift reichen (54 n. Chr.). Burrus gewann die Leibwache für Nero; dieser ward von derselben nach Verheißung eines Geschenkes zum Imperator ausgerufen und aus dem Lager in den Senat getragen, der ihm sogleich die Bestätigung der Herrschaft ertheilte.

54 n. C.

Nero, 54 bis 68 n. Chr.,

war bis zum 12. Jahre unter Aufsicht eines Tänzers erzogen; dann wurde der weltmännische Philosoph Seneca sein Lehrer. Mit lebhaftem Sinn hatte er sich schon früh dem Malen, Singen und Pferdelenken zugewandt, auch versuchte er sich in Versen; für ernstes Wissen zeigte er keine Neigung und der Stoiker Seneca stand so weit unter dem Einflusse der schlaffen Zeit, daß er seinen Zögling nicht zu angestrengter Thätigkeit anhielt. Nero war der Erste unter den Imperatoren, der nicht einmal seine Reden selbst auszuarbeiten vermochte, sondern dieses seinem Lehrer überließ. Im ungezügelten Genußleben wurden wohl weiche Gefühle für das Schöne und Gute in ihm geweckt, aber Selbstbeherrschung und Thatkraft blieben ungeübt. Das Ziel seiner eitlen Seele war, für einen Künstler zu gelten, und von Schmeichlern umgeben begnügte er sich vollends mit dem leeren Schein. Als er im 17. Jahre zum Thron gelangte, war er nicht ohne gute Vorsätze und schöne Ideen, betrachtete denselben aber bald nur als Mittel zu schrankenlosen Genüssen, und spätere bessere Regungen waren schnell wieder spurlos verschwunden. Die erste Losung, welche Nero den dienstthuenden Truppen gab, war: »beste Mutter!« — In einer künstlichen Rede versprach er dem Senat, nach August's Beispiel zu regieren; nach einem Beschlusse des Senats wurde diese Rede in Silberplatten eingegraben.

Fünf Jahre hindurch überließ er die Geschäfte völlig dem Seneca und Burrus, die durch Klugheit und Besonnenheit selbst die gehässigen Leidenschaften der Agrippina in gewissen Schranken zu halten wußten. Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß dieselbe gleich Anfangs den Narcissus im Gefängnisse zum Tode zwang, und nur nach und nach vermochten sie ihre und ihres Günstlings Pallas öffentliche Einmischung in die wichtigsten Reichsgeschäfte zurückzudrängen. Ihren Einfluß auf den Nero sicherten

sich diese Männer freilich nur dadurch, daß sie selbst den Lüsten des jungen Wüstlings Vorschub leisteten, die sie nur für den Staat unschädlich zu machen suchten. Agrippina spielte dagegen oft die strenge Sittenrichterin, vorzüglich wenn Nero durch niedrige Vergnügungen ihren Stolz verletzte, büßte aber dadurch bald völlig die Zuneigung des von ihr verzogenen Sohnes ein, die sich immer mehr in finsteren Groll verwandelte. Dann zeigte sie sich wieder nachgiebig, um durch erneuerten Einfluß ihre Herrschaft zu befriedigen. Als Nero es jedoch wagte, den Pallas seines Schatzmeister-Amtes zu entsetzen, drohete ihm Agrippina, den nun 14jährigen Britannicus als »wahren und würdigen Sproß des Kaiserstammes« zur Herrschaft zu erheben. Dieses drängte Nero zu seiner ersten Mordthat, an dem Nebenbuhler seiner Macht; durch eine berüchtigte Giftmischerin ließ er seinem Stiefbruder an seiner Tafel einen Trank reichen, der den augenblicklichen Tod desselben herbeiführte. Durch Freigebigkeit suchte er darauf die mächtigsten seiner Anhänger an sich zu fesseln; Agrippina aber brütete über Plänen der Rache. Als Nero sie deßhalb nöthigte, den Palast zu räumen, traten Ankläger gegen sie auf, die sie eines Attentats gegen den Herrscher beschuldigten; sie wußte sich indessen mit Würde zu rechtfertigen, und noch einmal gelang es ihr, den Einfluß über Nero herzüstellen. Einige Jahre hindurch lebte der Wüstling nun mit den gemeinsten Genossen im ausschweifendsten Sinnentaumel, zeitweise den Warnungen seiner Mutter und seiner Lenker nicht unzugänglich, die er aber eben so bald wieder vergaß, wenn seine Schmeichler ihn auf seine Unumschränktheit hinwiesen.

Trotz der persönlichen Verderbtheit Nero's wurde indeß das Reich vortrefflich verwaltet, so lange ihm Seneca und Burrus bei den Geschäften unentbehrlich schienen, die ihm, wo es die Gerechtigkeit forderte, oft mit Kraft und Freimuth entgegen traten. Außerdem fehlte es aber auch Nero selbst nicht an besseren Seiten; er hatte offenbar das Bestreben, sich Verdienste um den Staat zu erwerben, gestattete dem Senat eine weitgreifende Thätigkeit, war gern milde und freigebig, zeigte bei persönlichen Beleidigungen die größte Sanftmuth (Sueton. c. 39) und ließ der Gerechtigkeit freien Lauf, besonders bei Erpressungen. Für das Wohl der Provinzen ordnete er mehrere heilsame Verfügungen an und ging sogar mit dem — freilich wegen der Steuerbedürfnisse unausführbaren — Gedanken um, im ganzen Reiche allgemeine Handelsfreiheit einzuführen.

Der verderblichste Einfluß auf Nero's Charakter und Reichsverwaltung ging seit seinem 5. Regierungsjahre von seiner Buhlerin Poppäa Sabina aus, der schönen und geistvollen Gemahlin eines römischen Ritters, die ihn bestimmen wollte, sie zu heirathen, und deßhalb die Agrippina beseitigen zu müssen glaubte. Ihren Verdächtigungen Gehör gebend, »Agrippina wolle ihn verderben,« bebte er vor dem Muttermorde nicht zurück und schwankte nur über die Art der Vollziehung. Nach dem Rathe eines Flottenbefehlshabers wurde sie auf ein Schiff gelockt, das auf dem

Meere von selbst zerfiel; als sie dennoch entkam, ließ er sie — nicht ohne Zustimmung des Seneca und Burrus (Tac. Ann. XIV, 7) — auf ihrem Landsitze von Mördern überfallen. Gewissensangst trieb ihn hierauf von Rom fort, aber Senat und Volk holten ihn wie im Triumph zurück und jubelten, »daß Nero vor den Nachstellungen der Mutter gerettet sei.« Von jetzt an stürzte er sich ohne Rückhalt in Zerstreuungen, die er sich bei Lebzeiten der Anstandswächterin Agrippina noch versagt hatte. Mit leidenschaftlichem Eifer trat er erst vor auserlesenen Zuschauern, dann öffentlich als Wagenlenker und Schauspieler auf, um sich an Beifallgeklatsch und niedrigen Schmeichelreden zu ergötzen; auch Männer und Frauen der höchsten Stände zwang er in großer Zahl, wider alles Herkommen, mit ihm die Bühne zu betreten. — Mit seinem achten Regierungsjahre begann er Verfolgungen der Reichen, um Mittel zu seinen Verschwendungen zu bekommen; zu diesem Zwecke wurden die Majestätsprocesse zuerst wieder eingeführt. Burrus starb um diese Zeit, vermuthlich vergiftet, da er Nero zu dreist entgegentrat, und Seneca, der in ihm seine kräftigste Stütze verlor, zog sich bald darauf von den Geschäften zurück. Erst jetzt wurde, nachdem Nero seine 20jährige Gemahlin Octavia auf die schmählichste Weise verstoßen und dann in den Tod gesandt hatte, seine Vermählung mit der Poppäa vollzogen. Der Senat billigte Alles, und der knechtische Sinn der Römer ließ den Fürsten alle Schranken seiner Willkür vergessen. Um die Hefen des Volks an sich zu fesseln, veranstaltete er die üppigsten Bacchanalien, wo viehische Lüste zur Schau gestellt wurden. In derselben Zeit (im Sommer des Jahres 64) brach plötzlich eine furchtbare Feuersbrunst in Rom aus, die $^2/_3$ der Stadt in Asche legte. Nero, der gerade abwesend war, kehrte erst zurück, als die Flammen auch seinen Palast ergriffen, dessen Rettung er aber nicht einmal versuchen ließ. Nach dem Brande zeigte Nero einen Eifer, das angerichtete Elend zu lindern, der des besten Fürsten würdig war; durch höchst zweckmäßige Anstalten zur Wiederherstellung Roms erstand dieses in kurzer Zeit in regelmäßiger, sehr verschönerter Gestalt wieder; auch die Vorkehrungen gegen Feuersgefahr wurden angemessen erweitert. Vor Allem beschäftigte den Nero der Bau seines Palastes (Aurea domus), der in großartigem Style ausgeführt wurde und mit den Feldern, Wiesen, Seen, Hainen, die er umschloß, einen bedeutenden Raum der weiten Brandstätte einnahm. In Rom glaubte man, »der Fürst habe die Feuersbrunst befohlen;« auch erzählte man, er habe während derselben zu der Harfe »der Flammen Pracht« besungen. Man kannte seine Bauleidenschaft und wußte, daß er seiner Verschönerungssucht Alles zum Opfer zu bringen vermochte. Er selbst suchte den Vorwurf dadurch von sich abzuwenden, daß er die Christen der Brandstiftung beschuldigen und grausam verfolgen ließ. Noch höher stieg die Erbitterung gegen ihn, da die Verschwendung bei dem Bau ihn zur Ausdehnung eines wahren Raubsystems über Italien und die Provinzen drängte.

Bereits im Frühling 65 kam es zu einer weitverzweigten Verschwörung unter den höheren Classen Roms, durch welche sich Piso, aus vornehmem Geschlecht, auf den Thron zu erheben hoffte. Ein Sklav entdeckte dem Nero das Vorhaben, worauf dieser nicht nur eine große Zahl von Verdächtigen hinopferte, sondern auch den Vorwand ergriff, um Reiche, nach deren Vermögen er trachtete, und andere Personen, die ihm im Wege standen, hinwegzuräumen. Unter diesen war auch der Dichter Lucanus wie Seneca, der sich selbst durch Oeffnung der Adern den Tod gab. Der Senat verfügte, wie gewöhnlich, Geschenke und Dankbezeugungen für die rettenden Götter. Von dieser Zeit an hörten die gehässigsten Verfolgungen des Kaisers nicht mehr auf, dessen Argwohn und Groll immer höher stieg. In einem Anfall von Wuth tödtete er selbst die geliebte Poppäa durch einen Fußtritt, hielt ihr aber in bitterer Reue die Leichenrede und erhob sie zu göttlichen Ehren. Im Haschen nach neuen Zerstreuungen und Triumphen für seine Eitelkeit unternahm er endlich eine Reise nach Griechenland, um bei den olympischen, pythischen und isthmischen Spielen als Citharöde und Wagenlenker aufzutreten. Dabei begleitete ihn das Corps der Augustaner, 5000 Mann, die auf taktmäßigen Beifall bei seinen Leistungen eingeübt waren; die schmeichlerischen Hellenen stimmten gern darin ein; die Kampfrichter wurden durch große Geldsummen bestochen. Dafür wurden aber die griechischen Landschaften ausgeplündert, die Reichen gemordet, die Tempel beraubt. — Die Verwaltung Italiens hatte Nero inzwischen seinem Freigelassenen Helius übertragen, der nach dem Vorbilde des Herrn schaltete. Als die Stimmung in Rom immer bedrohlicher wurde, kehrte Nero heim, wurde aber hier mit den niedrigsten Schmeicheleien als »der größte Sieger in den Kampfspielen« begrüßt, und stürzte sich wie die Bewohner der Hauptstadt in einen Taumel von neuen Vergnügungen.

Der bessere Geist, der in den Provinzen des Abendlandes lebte, lehnte sich indeß gegen den Elenden auf, dem das Wohl des Reiches Nichts mehr galt. Der Proprätor Vindex in Gallien fand allgemeine Zustimmung, als er seinen Abfall von dem Fürsten aussprach. Uneigennützig ließ er durch sein Heer Galba, den geachteten und kriegstüchtigen Statthalter Spaniens, zum Imperator ausrufen. Die spanischen Truppen folgten diesem Beispiel, Galba selbst zeigte sich indeß zögernd, weil die Truppen am Rhein dem Vindex entgegentraten, der sich deßhalb den Tod gab. Nero überließ sich bei den ersten Nachrichten von dem Aufstande übermüthiger Sicherheit; dann versenkte er sich noch tiefer in Ausschweifungen und gerieth auf die abenteuerlichsten Gedanken, um sich zu retten oder zu rächen. Endlich rüstete er; jedoch sowohl seine Truppenaushebungen als seine Gelderpressungen scheiterten an dem Widerwillen der Römer, zumal der Hunger in der Stadt wüthete. Bald kam es hier zu offenem Aufstande. — Inzwischen waren dem Galba immer mehrere Statthalter zugefallen; er wollte aber die Entscheidung über das Imperium dem Senat überlassen.

Als er gegen Rom heranzieht, wird Nero selbst von den Prätorianern verlassen und sucht sein Heil in der Flucht. Inzwischen wird Galba vom Senat zum Kaiser ausgerufen und Rom jubelt. Nach allen Seiten werden Reiter ausgesandt, um Nero aufzuspüren; seine Begleiter reden ihm zu, der Schmach, die seiner warte, durch freiwilligen Tod zuvorzukommen. Erst als er erfährt, daß der Senat beschlossen habe, »ihn zu strafen nach altem Brauch«, d. h. ihn in den Straßen Roms mit Stecken zu Tode prügeln zu lassen, faßt er den Entschluß zum Selbstmorde, vermag aber den Dolchstoß nur mit Hülfe eines Sklaven zu vollziehen und jammert noch im Tode: »Welch' ein Künstler stirbt in mir!« 68 n. Chr. 68 n. C.

---

3. Galba, Otho, Vitellius, 68 bis 69 n. Chr.

Die bisherigen Kaiser verdankten ihre Erhebung sämmtlich der (Adoptiv-) Verwandtschaft mit dem großen Cäsar *); doch war die Thronfolge immer mehr von den Prätorianern abhängig geworden, die im Mittelpunkte des Reichs den entscheidenden Einfluß übten und sich als die Vertreter der römischen Bürger in Italien betrachtet wissen wollten (»Italiae alumni, Romana vere juventus« Tac. H. I, 84). Die Kraft des Reiches lag aber vor Allem in den Legionen, welche die Provinzen bewachten. Als Nero die Provinzen, die seit Augustus allmählich eine günstige Stellung erlangt hatten, schmachvoll bedrückte, riefen zum ersten Male die **Legionen** einen Imperator aus; bald machten denen des Abendlandes, die mit dem Beispiel vorangegangen waren, nicht nur die Prätorianer, sondern auch die Legionen des Orients die Verfügung über die Herrschaft streitig.

Galba, der dem edlen Geschlechte der Sulpicier angehörte, trat mit der Strenge der altrömischen Kriegszucht, die sich am Meisten in den westlichen Provinzen erhalten hatte, der in Rom herrschenden Entartung entgegen. Die Prätorianer (an deren Spitze Nymphidius, auf angebliche Abkunft von Cäsar gestützt, nach dem Throne gestrebt hatte, der aber bald durch ihre Hände fiel) verletzte Galba vorzüglich dadurch, daß er ihnen das seit Claudius übliche Donativ verweigerte. Durch zu weit getriebene Sparsamkeit entfremdete er sich auch die Massen in Rom, die an verschwenderische Freigebigkeit gewöhnt waren. Dabei war er altersschwach und ließ sich bald ganz von Günstlingen leiten. Schon nach wenigen Monaten ver-

---

*) Der Name Cäsar wurde deßhalb auch von den folgenden Herrschern angenommen, ja selbst von den Verwandten derselben geführt, und verwandelte sich allmählich in einen Titel, der in Kaiser und Czar umgestaltet ist, während sich aus Imperator Empereur ꝛc. gebildet hat. Seit der Theilung der Reichsgewalt (unter Diocletian) hießen die obersten Machthaber: Augustus, die untergeordneten Herrscher: Cäsar.

langte eine der oberrheinischen Legionen nach einem jüngeren, kräftigeren Herrscher; Galba ernannte deßhalb den sehr angesehenen Piso zu seinem Mitregenten und Nachfolger. Hierdurch fühlte sich aber

Otho, von altetrurischer Abkunft, einer der früheren Lustgenossen Nero's, der zu Galba's Erhebung mitgewirkt hatte, verletzt; dieser gewann die Prätorianer, zog mit ihnen in Rom ein, tödtete Galba und Piso und wurde vom Volke und Senate als Kaiser anerkannt (Januar 69). — Inzwischen hatte sich der Aufstand am Rhein hinab verbreitet und die niederdeutschen Legionen riefen ihren Feldherrn, den schwelgerischen, aber freigebigen **Vitellius**, aus einer unbekannten, seit Augustus emporgekommenen Familie, zum Imperator aus. Fast wider seinen Willen muß der unthätige Vitellius seine Legionen über die Alpen führen; Otho unterhandelt mit ihm und zieht ihm dann entgegen. Noch war der Orient für Otho, der Westen fällt nach und nach dem Vitellius zu. Otho zeigt sich jedoch schlaff und muthlos; er übereilt den Kampf, weil er seinen eigenen Soldaten (die wie Räuber in Italien hausen) nicht traut, und hält sich bei der Entscheidungsschlacht (am Po) von dem Heere fern. Als er geschlagen ist, giebt er sich selbst, aus Scheu vor den Schrecken des Bürgerkrieges (Suet. c. 10), den Tod — 3 Monate nach der Ermordung Galba's. Die Vitellianer ziehen nun übermüthig raubend und plündernd nach Rom und behandeln dieses wie eine eroberte Stadt. Vitellius selbst verpraßt die Einkünfte des Reichs durch unerhörten Tafelluxus und macht durch Bedrückungen seine Herrschaft allgemein verhaßt. Alsbald wird gemeldet, daß auch die Legionen im Orient einen Kaiser ausgerufen haben. Vespasian, vom dunklen Geschlechte der Flavier, das einem italischen Municipium (Reate) angehörte, zeichnete sich durch kräftige Führung des jüdischen Krieges aus. Er tritt mit großer Umsicht dem Vitellius entgegen; sein Feldherr Crassus wird von Syrien nach der unteren Donau gesandt, wo das illyrische Heer sich demselben anschließt und mit ihm die Alpen überschreitet. Bei Cremona wird Vitellius besiegt; er versucht zu unterhandeln und verlangt nur ruhigen Aufenthalt in Italien, aber seine Soldaten reißen ihn in die Stadt Rom zurück. So wird dieses von dem Heere des Vespasian erstürmt, Vitellius im Getümmel ermordet (Dec. 69). Vespasian, der noch in Aegypten verweilt, rettet Rom, wo der Hunger wüthet, durch Getreidesendungen und wird bei seinem Einzuge (Herbst 70) mit Jubel empfangen.

69 n. C.

4. Die Flavier.

T. Flavius **Vespasianus**, 69 bis 79 n. Chr.

Sogleich nach Vitellius' Tode hatte der Senat dem Vespasian »alle herkömmlichen Rechte des Fürsten« (princeps senatus) übertragen, dann durch eine Art Wahlcapitulation in Form eines Gesetzes demselben

das **Imperium** ertheilt. Dieses ist die sogen. »lex regia«, von der sich ein Theil (auf einer unter dem Schutt des Capitols gefundenen Erztafel) erhalten hat und auf welche die späteren Rechtsgelehrten die Rechtsbeständigkeit des Kaiserthums stützen. Durch dieselbe wurden dem Vespasian diejenigen Rechte ertheilt, »welche Augustus, Tiberius, Claudius gehabt haben.«

Vespasian fand das Reich in großer Zerrüttung; durch ihn ist das Staatsgebäude gleichsam von Neuem begründet. Mit richtigem Blick erkannte er, daß nicht Gränzerweiterung, sondern eine feste Ordnung im Innern des Reichs die Aufgabe der Zukunft sei. Zunächst waren zwei Aufstände zu dämpfen. Der Empörung der Juden machte sein Sohn Titus durch Zerstörung Jerusalems ein Ende (S. 296); im Frühjahr 71 hielt Titus mit dem Vater einen glänzenden Triumph. Erst in demselben Jahre wurden die Unruhen in Deutschland und Gallien unterdrückt, zu denen der Kampf des Vitellius mit Vespasian die Veranlassung geworden war.

Der Bataverkrieg, 69 bis 71 n. Chr.

69 bis 71 n. C.

Die Bataver, welche die Insel zwischen den Armen der Rheinmündungen (Holland) bewohnten, waren seit Drusus' Zeit Bundesgenossen der Römer, denen sie Kriegsmannschaft stellten. Als Vitellius die Aushebung der Truppen gegen den Vespasian mit Härte betrieb, rief Civilis, ein Fürst der Bataver, seine Landsleute zum Aufstande. Alsbald traten ihm die Friesen und die Völker am deutschen Unterrhein bei. So begann ein neuer Versuch zu einer größeren Vereinigung deutscher Völkerschaften im Kampfe gegen das Römerreich. Durch 2 Treffen wurden die Römer aus der Insel der Bataver vertrieben, dann belagerten die Deutschen Vetera Castra (Xanten am Unterrhein). Bei der Verwirrung im römischen Reich gelang es dem Civilis, auch Gallien in die Waffen zu bringen; an die Spitze traten die (deutschen) Trierer, Tutor und Classicus; man schwur auf ein »gallisches Reich«. Cöln (Colonia Agrippina, nach der Gemahlin des Kaisers Claudius benannt) wurde von den aufrührerischen Galliern genommen und Vetera mußte sich dem Civilis ergeben. Civilis stützte sich von Anfang her mehr auf die Deutschen, als auf die Gallier. Im Lande der Bructerer war damals eine weissagende Jungfrau, Veleda, deren Orakel von ihren (fürstlichen) Verwandten, die sie in einem Thurme bewachten, benutzt wurden, um den Muth und die Einigkeit unter den getheilten deutschen Völkerschaften zu erhalten; sie hatte die Einnahme von Vetera vorausgesagt, konnte aber so wenig als Civilis verhindern, daß die abziehende Besatzung der Römer von den Deutschen treulos überfallen wurde; Cöln ward auf ihren und Civilis' Ausspruch verschont. In Gallien traten bald innere Uneinigkeiten hervor; als Vespasian ein großes Heer unter Cerialis dahin sandte, wurde Trier nach hartnäckigem Widerstande

erobert, und die Gallier mußten sich unterwerfen. Civilis zog sich auf seine Insel zurück; Cerialis wußte aber selbst eine Partei unter den Batavern zu gewinnen, die damit umging, den Civilis (der, wie einst Hermann, an der Spitze des Bundes zu mächtig erschien) zu tödten. Deßhalb unterhandelte dieser, und die Bataver kehrten in das frühere Verhältniß zu den Römern zurück (Tac. H. IV, 12). Das Bündniß unter den deutschen Völkern zerfiel nochmals; die Veleda scheint in römische Gefangenschaft gerathen zu sein (Tac. Germ. 8).

Nach Beendigung des Bataverkriegs schloß Vespasian den Janustempel. Im Innern war seine Hauptsorge darauf gerichtet, die Kriegszucht herzustellen, die Finanzen zu ordnen, die Rechtspflege zu beaufsichtigen und das Ansehen des Senats dauernd zu befestigen. Die entarteten Soldaten des Vitellius jagte er auseinander und hielt die ganze Heeresmacht, gleich den Legionen, die ihn erhoben hatten, in strenger Unterordnung. Der Schatz wurde zuerst durch die reiche Beute aus Judäa gefüllt; dann führte Vespasian ein weises Abgabensystem ein und übte Sparsamkeit, um zum Besten des Reichs freigebig sein zu können. In seinem Privatleben blieb er höchst einfach und stellte durch sein Beispiel den unsinnigen Tafelluxus ab. Durch regelmäßige Soldzahlungen hielt er die zum Schutze des Reiches nothwendigen Heere am Sichersten im Zaum; er baute mehrere Straßenzüge, stellte die durch Nero's Feuersbrunst zerstörten Stadttheile her, verschönerte die Stadt unter Anderem durch den Prachtbau des »Coliseums« und befriedigte die Schaulust des Volks durch Spiele. Er erkannte aber auch zuerst, daß die Zeit für regelmäßige Pflege der Wissenschaften durch den Staat gekommen sei; er gründete nicht nur eine Bibliothek, sondern setzte auch feste Gehalte für Lehrer derjenigen Wissenschaften aus, ohne welche die Staatsgeschäfte nicht mehr betrieben werden konnten. — Die Gerichtshöfe besuchte er häufig und sorgte für strenge Gerechtigkeit; so sehr er aber auch jedem Angriff auf die monarchische Staatsordnung entgegentrat, so wurden doch die Majestätsprocesse nicht erneuert. Den Senat, den er auf 200 Mitglieder zusammengeschmolzen fand, ergänzte er, vorzüglich durch Grundbesitzer aus den Provinzen, und legte so den gesetzlichen Grund zu einer Gleichstellung der **Provincialen**, selbst bei der Leitung des Staates. In den letzten Jahren sandte Vespasian den tüchtigen Agricola (den Schwiegervater des Tacitus, dem wir eine Lebensbeschreibung desselben verdanken) nach Britannien.

Seitdem Cäsar zuerst unter den Römern **Britannien** betreten und die südlichsten Gegenden unterworfen hatte, war erst von Claudius ein ernstlicher Angriff auf dieses Land unternommen, und allmählich wurde dasselbe seitdem bis zu dem gebirgigen Norden und Westen bezwungen. Der Plan zur Eroberung der Insel Mona (Anglesea), die der Hauptsitz

der Druiden war, mußte indeß aufgegeben werden, und auch in den bereits unterjochten Ebenen des Ostens rief der Druck, den die Statthalter unter Nero übten, einen furchtbaren Aufstand (unter der Königin Boadicea) hervor, der nur durch schreckliches Blutvergießen gedämpft wurde (61). Unter Vespasian schien die Zeit gekommen, Britannien völlig zu romanisiren, und **Agricola**, der seine Kriegsschule in diesem Lande gemacht hatte, war der Mann dazu, die Britten durch Milde und Gerechtigkeit für das römische Wesen zu gewinnen. Als Statthalter jenes Landes unterwarf er zuerst die Insel Mona durch raschen Angriff. Während seines 7jährigen Aufenthalts in Britannien führte er geordnete Verwaltung und strenge Gerechtigkeitspflege ein und die Eingeborenen begannen, Städte nach römischem Muster zu bauen, römische Sprache und Sitten anzunehmen (Tacitus sagt bitter: »dieß nannten die Unkundigen Humanität, da es doch ein Theil der Knechtschaft war.« Agric. 21). Auf mehreren Feldzügen unterwarf Agricola die Insel bis in das schottische Niederland und wies die räuberischen Caledonier durch eine Niederlage am Berge Grampius (Grampian-Geb.) in ihr rauhes Hochland zurück. Erst durch den Argwohn des Domitian wurde er abberufen 85 n. Chr. England blieb aber bis zum Untergange des Reichs (Südschottland bis unter Hadrian) römische Provinz.

Titus Flavius Vespasianus, 79 bis 81,

war von seinem Vater alsbald nach dem Triumphe über die Juden zum Mitregenten angenommen, um dadurch seine aufstrebende Herrschsucht niederzuhalten. Damals verfolgte er die Nebenbuhler seiner Macht mit gehässiger Grausamkeit und gab sich der Schwelgerei und Wollust hin, so daß Viele meinten, »er werde ein anderer Nero werden« (Suet. c. 6). Seitdem er zur Alleinherrschaft kam, gewann er die Gemüther durch Wohlwollen und Freundlichkeit. Große Unglücksfälle gaben ihm Gelegenheit, eine glänzende Freigebigkeit zu zeigen. Im Jahre 79 erfolgte der erste geschichtlich bekannte Ausbruch des Vesuv, bei welchem die Städte Herculanum, Pompeji und Stabiä verschüttet wurden (von denen jene zuerst, 1711, wieder aufgefunden ist), auch der Naturforscher Plinius der Aeltere umkam. Titus unterstützte die geflüchteten Einwohner derselben, wie er im folgenden Jahre das Unglück Roms, welches von einer großen Feuersbrunst und gleich darauf von einer Pest heimgesucht wurde, milderte. Das Wort des Titus: »von einem Throne dürfe Niemand betrübt hinweggehen!« wurde sprichwörtlich in Rom, und man nannte ihn »die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechts.« Die Volksgunst sicherte sich Titus aber auch durch große Festlichkeiten (Gladiatorenspiele, Schiffskämpfe in großen künstlichen Bassins rc.), deren Kosten alle früheren überboten. Der Schatz seines Vaters bot ihm die Mittel zu allen diesen Ausgaben; ehe derselbe er-

79 n. C.

81 n. C. schöpft war, starb **Titus** (81). **Das Gerücht schrieb seinen frühen Tod seinem Bruder**

Titus Flavius **Domitianus**, 81 bis 96,

zu, der sich willkürlich der Regierung bemächtigte (ohne die Zustimmung des Senats einzuholen), sich aber Anfangs freigebig und gerecht zeigte. In Opposition mit der Aristokratie, hielt er die Beamten mit großer Strenge in Ordnung, so daß von Bedrückungen und Bestechlichkeit derselben in Rom wie in den Provinzen nur selten gehört wurde. Da er indessen hierdurch den Senat erbitterte, stützte er sich immer mehr auf die Truppen und den großen Haufen. Jene gewann er durch Erhöhung des Soldes, diesen durch Lustbarkeiten. Noch mehr zerrüttete er die Finanzen, die er schon in erschöpftem Zustande vorfand, durch seine Bauleidenschaft. So trieb ihn der Mangel bald zum Raube und zu Grausamkeiten. Um die Reichen desto leichter verfolgen zu können, führte er die Majestätsklagen wieder ein, und nun zeigte der Senat eine knechtische Fügsamkeit. Die schon früh hervorgetretene Neigung des Domitian zur Grausamkeit zeigt sich seitdem immer ungescheuter; wer ihm verdächtig war oder sich nicht seinem Willen fügte, wurde unter Martern dem Tode überliefert. Um seine Unumschränktheit zur Anerkennung zu bringen, ließ er sich in den öffentlichen Verfügungen »Herr und Gott« nennen. Bald waren auch seine nächsten Umgebungen vor seiner Tyrannei nicht sicher, und deßhalb entstanden Verschwörungen gegen ihn; als selbst seine Gemahlin sich von ihm bedroht sah, stiftete diese ein Complott gegen ihn; aus Angst vor seiner Körperstärke überfiel man ihn in seinem Schlafgemach, wo er erst nach verzweifelter Gegenwehr ermordet

96 n. C. wurde (96). — Die Verschworenen riefen den 70jährigen Senator Nerva zum Herrscher aus.

5. Nerva, Trajan, Hadrian.

M. Coccejus **Nerva**, 96 bis 98,

war schon länger von einigen Astrologen als künftiger Kaiser bezeichnet. Vermuthlich hatte hierbei der Senat seine Hände im Spiele, der den Nerva sogleich bestätigte und von demselben seine von Domitian geschmälerte Macht zurückerhielt. Er schaffte die Majestätsklagen wieder ab, vermochte aber die Prätorianer nicht im Zaum zu halten und wählte, um eine kräftige Stütze zu haben, den trefflichen

M. Ulpius Nerva **Trajanus**, 98 bis 117,

einen Spanier, zum Mitregenten und Nachfolger. Noch ehe dieser vom Nieder-Rhein, wo er den Oberbefehl hatte, nach Rom kam, starb Nerva

98 n. C. (98, nach 16monatiger Regierung). Trajan war der erste **Provinciale**,

der den Kaiserthron bestieg; sein Vater hatte in Rom das Consulat bekleidet, er selbst war im Lager herangewachsen, ohne feinere und gelehrte Bildung, aber von schlichter und fester Sinnesart. Er war von gleicher Achtung für den Senat erfüllt wie Nerva, erklärte demselben schon aus der Ferne durch ein Schreiben, er stehe unter dem Senat und den Gesetzen, und sicherte in der That eine feste gesetzliche Ordnung für das Reich.

Durch sein militärisches Ansehen hielt er die Soldaten im Zaum; die Einfachheit in seinem Privatleben setzte ihn in den Stand, glänzende Freigebigkeit für den Staat zu beweisen. Er hat sich um Rom, Italien und die Provinzen in gleichem Maße verdient gemacht. Für Rom sorgte er durch große Bauten (Weiterführung der Via Appia durch die pontinischen Sümpfe, Wasserleitungen, ein Theater ꝛc.) wie durch Anlegung der umfassenden »ulpischen Bibliothek«; in Italien gab er das Beispiel einer Erziehungsanstalt für arme Kinder aus Staatsmitteln; die Provinzen schützte er gegen die Bedrückungen der Beamten durch strenge Strafen, und förderte den Verkehr derselben durch Brücken, Canäle und eine große Straße vom schwarzen Meere bis zur Westküste Galliens. — Dabei hielt er jedoch zur Wiedererweckung der alten Kraft Eroberungskriege für nothwendig. Allerdings bedrohten die Barbaren an der unteren Donau schon seit den letzten Zeiten Nero's das Reich mit großen Gefahren, und Domitian hatte dem Decebalus, der in Dacien (Wallachei und Siebenbürgen) thracische und deutsche Völker zu einem Bunde vereinigt hatte, einen »Jahrgehalt« bewilligen müssen. Trajan verweigerte diesen Tribut und überschritt, als die Dacier einen neuen Einfall in das Reich machten, die Donau (101). Im dritten Jahre zeichnete er dem Decebalus einen harten Frieden vor, der bald zu einem neuen Kriege Veranlassung wurde. Trajan legte nun eine Brücke über die Donau an (3 Stunden unterhalb des eisernen Thors, »Orsowa«) und brachte den Decebalus in große Bedrängniß, der sich endlich selbst das Leben nahm (106). **Dacien** ward in eine römische Provinz verwandelt und eine große Menge von Römern in die Ebenen jenseit der unteren Donau verpflanzt, durch welche das Land sehr bald romanisirt wurde (das Wlachische ist noch jetzt eine romanische Sprache). Die Anlage vieler Festungen und Straßen in Dacien schien auf die Absicht zu deuten, Deutschland demnächst von dieser Seite anzugreifen. Zur Feier seines Sieges legte Trajan das nach ihm benannte Forum an, wozu ein Hügel weggeräumt wurde, dessen frühere Höhe durch die noch vorhandene Trajanssäule aus Marmor (110 Fuß hoch) bezeichnet wird. Auch hielt er mit großer Verschwendung Gladiatoren- und Thiergefechte (123 Tage lang). Dann suchte er neuen Ruhm in Bezwingung der Parther, wobei ihm die schon länger dauernden Thronstreitigkeiten in Armenien, bei welchen die Römer wie die Parther als Gränznachbaren zu Hülfe gerufen waren, den Vorwand gaben. Trajan vertrieb einen Schütz-

ling der Parther aus Armenien, machte dieses zur römischen Provinz und soll dann innere Unruhen im parthischen Reiche gedämpft, ja (jetzt oder später) einen der vielen Kronprätendenten daselbst auf den Thron erhoben haben. Auf einem neuen Feldzuge gegen die Parther (seit 114) eroberte er Seleucia und Ktesiphon, machte Assyrien zur Provinz und drang bis in Arabien und zu dem persischen Meerbusen vor. Während dessen brachen aber Unruhen in den vorderasiatischen Ländern aus, auch die eben unterworfenen Gegenden empörten sich, und da Trajan durch die Anstrengungen im Kriege erkrankte, ließ er sich unter erdichtetem Vorwande vom Senat zurückrufen. Den Oberbefehl in Asien übergab er seinem Feldherrn Hadrian; er selbst starb auf dem Rückwege nach Rom (117). Wegen seiner wahren Verdienste um den Staat, die aus dem redlichsten Streben für das Wohl desselben hervorgingen, und wegen seiner kriegerischen Tapferkeit, durch die er dem Reiche die weiteste Ausdehnung (freilich bis zu unhaltbaren Gränzen) gab, nannten ihn die Römer »den Besten«, und noch den späteren Kaisern pflegte man zuzurufen: »Sei glücklicher als August, besser als Trajan!«

117 n. C.

P. Aelius Hadrianus, 117 bis 138,

gleichfalls ein Spanier, und Verwandter Trajan's, wurde von dem syrischen Heere, das er durch seine kriegerische Tüchtigkeit und durch Geldgeschenke gewonnen hatte, zum Kaiser ausgerufen. Plotina, die Witwe Trajan's, wies ein (vielleicht untergeschobenes) Testament desselben vor, durch welches er den Hadrian adoptirt habe, und bestach die Soldaten in Rom zu seinen Gunsten. Der Senat durfte keinen Widerstand wagen, sah aber sein unter den letzten Regierungen wiedergewonnenes Ansehen durch die Art, wie Hadrian erhoben war, beeinträchtigt, und scheint ihm dieses nie verziehen zu haben. Hadrian gab sogleich nach Trajan's Tode dessen orientalische Eroberungen auf und erkannte den Euphrat wieder als Gränze an; selbst dieses misbilligte der Senat, so weise es war. Sogleich nach seiner Ankunft in Rom erklärte Hadrian, daß er seine Würde und seine Rechte nur vom Senate herleite und nach den Gesetzen regieren werde, steigerte auch das Ansehen des Senats dadurch, daß er die Appellationen von diesem Collegium an den Kaiser aufhob, und schuf eine feste Grundlage für die Gleichförmigkeit des gerichtlichen Verfahrens, indem er die prätorischen Rechtsaussprüche aus der Zeit der Republik durch den Rechtsgelehrten Salvius Julius sammeln und in eine wissenschaftliche Form bringen ließ (Edictum perpetuum).

Ueberhaupt aber erhielt erst durch diesen Kaiser, der selbst eine gelehrte Erziehung genossen hatte, die Gelehrsamkeit die Anerkennung ihrer ganzen Bedeutung für die Staatsordnung, und er ließ sich bei allen Regierungsgeschäften von einer durch ihn begründeten Behörde berathen

(das Auditorium principis, eine Art Staats- oder Cabinetsrath), in welche er die berühmtesten Rechtsgelehrten aufnahm. Freilich trieb ihn auch seine Hauptschwäche, die Eitelkeit, zu dem Bestreben, als Kenner und Beschützer der Gelehrsamkeit und Kunst zu glänzen, und seine wissenschaftliche Bildung erhielt sich nicht frei von einer mystischen Richtung, wie er sich z. B. in Athen in die eleusinischen Mysterien aufnehmen und in Aegypten seinen Liebling, den »schönen Antinous,« der dort starb, für einen Gott erklären ließ. Von seiner Eitelkeit zeugen auch seine zahlreichen Bauten, vor Allem das ungeheure Grabmalgebäude (»moles Hadriani«, die Masse H's), das er bei seinen Lebzeiten aufführte, d. i. die später zur Citadelle benutzte Engelsburg in Rom. Seine Eifersucht auf Diejenigen, die seine Verdienste zu verdunkeln schienen, ging selbst so weit, daß er nur wenige tüchtige Leute lange in seiner Nähe litt, ja mehrere, die er für gefährliche Nebenbuhler hielt, aus dem Wege räumte. — Nichtsdestoweniger zeigte er ein wahrhaft ruhmwürdiges und erfolgreiches Streben, für das Beste des Reichs zu wirken. Er hielt die Soldaten strenge im Zaum und beaufsichtigte sämmtliche Provinzen persönlich auf fast fortwährenden Reisen (oft zu Fuß). Dabei umfaßte seine Sorgfalt das Größte wie das Kleinste und überall hinterließ er Zeugnisse seiner wohlwollenden Thätigkeit. Ein Zeichen, daß die fortgeschrittene Bildung zu allgemeinerer Anerkennung der Menschenrechte führte, liefert vorzüglich die gesetzliche Verbesserung des Zustandes der Sklaven. Die Zeit der Eroberungskriege, durch welche Tausende von Gefangenen zu Sklaven gemacht wurden, auf deren Treue man niemals rechnen konnte, war vorüber, und bei der Befestigung der friedlichen Ordnung in dem großen Reiche lernte man den Besitz von treuen Dienern schätzen, die man durch milde Erziehung und Einräumung eines abhängigen Eigenthums zu gewinnen suchte. Unter Hadrian wurden die Verhältnisse der Sklaven zum ersten Male durch den Staat gemildert; das Recht über Leben und Tod wurde wenigstens theilweise von den Herren auf die Obrigkeit übertragen und mit Abschaffung der kerkerartigen Sklavenställe (ergastula) ein Anfang gemacht.

Nach Außen hin war Hadrian auf Erhaltung des Friedens, eben darum aber auf kräftigen Schutz der Gränzen insbesondere gegen die Barbaren im Norden und Osten bedacht. In Britannien zog er die Besatzungen, wegen der Schwierigkeit, dieselben in dem öden schottischen Berglande zu ernähren, aus den von Agricola angelegten Befestigungen in Südschottland zurück und legte einen neuen Gränzwall an der Nordgränze Englands zwischen den Flüssen Eden und Tyne an. Auch sicherte er das südwestliche Deutschland, wo die Römer seit dem Abzuge der Markmannen ihre Herrschaft ohne große Kämpfe begründet zu haben scheinen, durch Herstellung älterer Befestigungen (vom Taunus bis Regensburg? vergl. u. Probus). Diese zwischen dem Oberrhein und der Donau gelegenen Gegenden scheinen mit dem (bei Tacitus vorkommenden) Namen der » agri

decumates« (d. i. wohl: zehntpflichtige Fluren) bezeichnet zu werden, und daselbst findet sich bis auf den heutigen Tag eine Menge Ueberreste von Alterthümern als Zeugnisse langdauernder Herrschaft der Römer (Straßen und Meilensteine, z. B. bei Canstatt, Bäder, Tempel — Münzen rc.).

Hadrian's Streben, seinen Namen durch Städtegründungen zu verewigen, rief gegen Ende seiner Regierung einen gefährlichen Kampf im Innern des Reichs hervor. Er schickte eine römische Colonie nach Jerusalem und gab der Stadt, in der er dem capitolinischen Jupiter einen Tempel erbaute, den Namen **Aelia Capitolina**. Dieß regte indessen noch einmal den Fanatismus der zerstreut lebenden Juden auf; sie strömten aus allen Gegenden nach Palästina zusammen und schlossen sich an einen angeblichen Messias, Barcocheba, unter welchem sie so hartnäckig gegen die Römer kämpften, daß Hadrian den Krieg erst nach 3 Jahren der größten Anstrengung zu unterdrücken vermochte. Es soll dabei eine halbe Million Juden umgekommen sein; auch Jerusalem wurde von Neuem zerstört und nach Wiederaufbau der Stadt den Juden der Zutritt untersagt. Der alte Name der den Juden und Christen heiligen Stadt wurde jedoch bald wieder gebräuchlich.

In den letzten Jahren verfiel Hadrian in eine unheilbare Krankheit, was ihn zu Ernennung eines Nachfolgers bestimmte. Er wählte seinen Liebling, den schönen, aber ausschweifenden Verus; nach dessen baldigem Tode entschloß er sich jedoch zu einer besseren Wahl, die auf den trefflichen 50jährigen Senator M. Aurelius Antoninus fiel; dabei aber verpflichtete er diesen, zwei von ihm geliebte Jünglinge, den Sohn des verstorbenen Verus und den 17jährigen Marcus Aurelius zu adoptiren. Die Verstimmung durch seine Kränklichkeit machte Hadrian immer mürrischer und selbst grausam; der Senat zeigte sich bei seinem Tode (138) so erbittert gegen ihn, daß er die letzten Verordnungen desselben für ungültig zu erklären beschloß. Nur durch den Eifer des Antoninus für die Ehre des Adoptivvaters wurde dieses verhindert und der neue Herrscher erhielt davon den Beinamen Pius (der Vaterliebende).

138 n. C.

6. Die beiden Antonine

hatten sich durch die Wissenschaft ihrer Zeit die edelste Geistesbildung angeeignet und zeigten das aufrichtigste Streben, das Reich zu beglücken; auch blühete dieses unter ihnen durch Wohlstand und friedliche Ordnung, sie vermochten indeß die gesunkene Thatkraft der Römer nicht wieder zu beleben. Der junge Verus gab sich bald ganz den Lüsten hin.

M. Aurelius **Antoninus Pius**, 138 bis 161,

hielt den seit Hadrian's Thronbesteigung begründeten Friedenszustand bis zu Ende seiner Regierung im Wesentlichen aufrecht, der so im Ganzen 44

Jahre bestand. Die Einfälle der Germanen und Dacier wurden glücklich zurückgewiesen, den räuberischen Caledoniern im schottischen Gebirge wie den Scythen am Dnepr Schranken gesetzt, innere Unruhen in verschiedenen Ländern des Reichs ohne Härte unterdrückt. Bei der Verwaltung des Innern sorgte er in der Weise des Trajan und Hadrian für Gerechtigkeitspflege, die er durch lebenslängliche Anstellung der Richter (gegen den bisherigen Gebrauch) beförderte, für Schulen der Redekunst und Weltweisheit, bei denen er in allen Provinzen Lehrer mit Gehalten aus Staatsmitteln anstellte, für Armenanstalten &c. Er schützte die Municipien in ihren Freiheiten und unterstützte sie bei gemeinnützigen Unternehmungen aus der Staatscasse wie aus seinem Privatvermögen. Alle Staatsangelegenheiten berieth er mit seinem Staatsrath, den er mit trefflichen Männern besetzte, und brachte dadurch mehr Uebereinstimmung in die Gesetzgebung, die oft durch die Willkür der früheren Kaiser gestört war. Er betrachtete die Kaiserwürde wie ein Ehrenamt, lebte einfach wie vor seiner Thronbesteigung und bestritt seine wenigen Bedürfnisse aus seinem Privatvermögen. Mit Pflichttreue und Wohlwollen vereinigte sich bei ihm eine harmlose Heiterkeit und er gab sich gern der Geselligkeit mit seinen alten Freunden hin, die er nie den Herrn fühlen ließ. Er starb 161. 161 n. C.

Marcus Aurelius Antoninus Philosophus, 161 bis 180,

hatte von früh auf eine ernstere Richtung; schon in seinem zwölften Jahre wandte er sich der stoischen Schule zu, gewöhnte sich zur Gleichgültigkeit gegen das Aeußere und übte sich in strenger Selbstbeherrschung. Seine Regierung zeigte, daß er Herr seiner Leidenschaften war und sich ganz dem Gebote der Pflicht unterordnete. Er übte Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen alle Menschen und bedauerte einst, daß ihn der Selbstmord eines abtrünnigen Feldherrn (des Avidius Cassius S. 316. 17) des Vergnügens beraube, einen Feind in einen Freund zu verwandeln. Den Krieg verabscheute er als eine Geißel des Menschengeschlechts; als ihn aber die Gefahr des Reiches dazu verpflichtete, brachte er 8 Kriegsjahre hindurch an den eisigen Ufern der Donau zu. Im Lager bei Vindobona (Wien) schrieb er seine »Selbstbetrachtungen« im Sinne der Stoiker. Die Fehler des **Verus** ertrug er mit stoischem Gleichmuth, während dieser ihm aus Neigung zu Vergnügungen und aus Achtung vor dem älteren Mitherrscher gern die Leitung des Reiches überließ. Krieg, Pest und Hunger trübten seine Regierung; auch in seinen häuslichen Verhältnissen war er nicht glücklich. So gab er sich immer mehr der Liebe zu einem beschaulichen Leben hin. Dadurch erhielt seine sittenlose Gemahlin Faustina zunehmenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte und dieser überließ er selbst die Erziehung seines Sohnes Commodus fast gänzlich. Die lange Dauer des Friedens unter seinen Vorgängern hatte eine kecke Erhebung der Parther und der Deutschen gegen das römische Reich zur Folge. Gegen die Parther,

welche die römischen Vasallenkönige an ihren Gränzen zu unterwerfen strebten, wurde der wüste **Verus** gesandt, dieser überließ aber die Führung des Krieges gänzlich seinen Feldherren. Avidius Cassius war siegreich gegen dieselben (161 bis 165), zerstörte Seleucia und Ktesiphon und unterwarf Mesopotamien, wo sie sich jedoch fast nur in dem Staate von Osrhoene (Hauptstadt Edessa) festsetzten, der späterhin ganz von Rom abhängig ward (Abgarus, der letzte König, ein Christ?, gefangen in Rom 216). Nach jenen Kämpfen im Orient beschäftigte den Marc Aurel

167 bis 180 n. C.

der Markmannenkrieg, 167 bis 180.

Wie die Bataver hatten auch die Markmannen, seit Marbod's Sturz, dem römischen Reiche Truppen gestellt. Eben dadurch aber eigneten sie sich allmählich die römische Kriegskunst an, und je mehr der kriegerische Sinn der Römer sank, desto mehr wurden sie zu Angriffen auf dieselben ermuthigt. Ein Versuch der östlichen Völker Deutschlands, sich enger zusammenzuschließen, scheint durch die Erhebung der thracischen Völker unter Decebalus veranlaßt zu sein. Seit jener Zeit machten sich die Markmannen völlig von den Römern frei und sollen seit dem Untergange des Decebalus ihren Bund erweitert haben (auch auf sarmatische, d. i. slavische Völker). Aehnliche Bündnißversuche mögen schon seit dem Bataverkriege unter den Deutschen am Rhein erneuert sein.

Schon zu Anfang der Regierung Marc Aurel's erfolgen gleichzeitig mit dem Partherkriege Einfälle deutscher Völker über den Rhein und die Donau; als die römischen Heere am Euphrat standen, begann der Markmannen-Krieg, — der erste große **Angriffskrieg** der Deutschen gegen das römische Reich. Die Pest, welche das Heer der Römer aus dem Orient mitbrachte, raffte viele ihrer Truppen hinweg. So brachen die Markmannen ungehindert über die Donau und die Alpen bis zum adriatischen Meere vor. Gleichzeitig drangen auch die Chatten durch das südwestliche Deutschland (das Zehntgebiet) in Italien ein, die Chauken hauseten als Seeräuber an den gallischen Küsten. Die Gränzlande wurden geplündert und Hunderttausende in die Sklaverei geschleppt; das Reich schwebte in größter Gefahr. Der Markmannenkrieg wird von den Römern selbst mit dem punischen und dem cimbrischen Kriege verglichen. Marc Aurel übernahm mit Verus (der aber zum Glück schon 169 starb) den Oberbefehl über ein durch Sklaven und Gladiatoren verstärktes Heer gegen die Donauvölker; zweimal trieb er dieselben von Aquileja zurück. Unter mehreren Kriegswechseln verschmähete er zur Ermuthigung des Heeres den Aberglauben nicht; auf den Rath eines ägyptischen Zauberers ließ man zwei Löwen über die Donau schwimmen; die Deutschen hielten diese für große Hunde und schlugen sie mit Knitteln todt. Später wurde Marc Aurel von den Quaden (den Bundesgenossen der Markmannen in Mähren) am Flusse Gran fast eingeschlossen; eine christliche Legende schreibt seine Rettung aus

169 n. C.

dieser Gefahr der »Legio fulminatrix« zu; diese soll zum großen Theile aus Christen bestanden haben und auf deren Gebet ein Gewitter entstanden sein, während dessen der Kaiser sich durchschlug. Im achten Jahre des Krieges wußte Marc Aurel die einzeln besiegten Feinde durch besondere Friedensschlüsse zu trennen; die Quaden und Markmannen mußten die Ufer der Donau räumen, ein Theil ihrer jungen Mannschaft wurde in römischem Kriegsdienst nach Britannien gesandt, ein anderer in Italien angesiedelt. Als Marc Aurel gegen den Avidius Cassius gezogen war, der sich im Orient aufgelehnt hatte, riefen ihn neue Einbrüche der Quaden und Markmannen an die Donau und er soll damals beabsichtigt haben, ihr Land zur Provinz zu machen; er starb aber auf dem zweiten Feldzuge gegen sie zu Syrmium (in Slavonien). Sein Sohn **Commodus** beeilte sich, Frieden zu schließen, um in Rom schwelgen zu können. Die Thaten seines Vaters kamen ihm zu Nutze. Die Donauvölker verstanden sich von Neuem dazu, sich von dem Gränzstrom entfernt zu halten, und wirklich bestand der Frieden lange Zeit fort. Commodus hatte aber von Neuem 20,000 Deutsche in Dienst genommen, eine furchtbare bald immer wachsende Gefahr für das Reich!

Der Bund der Markmannen scheint sich alsbald (durch Zwistigkeiten mit den sarmatischen Völkerschaften?) aufgelöst zu haben. Aber die wiederholten Versuche zu größeren Einigungen unter den Deutschen führten doch endlich zu dauernden Erfolgen.

Sitten, Bildung und Literatur der zwei ersten Jahrhunderte des Kaiserthums.

Wenn mit Erhebung des Augustus die republikanische Staatsverfassung ein Ende nahm, so ist dieses nicht schlechthin als Untergang der Freiheit zu bezeichnen. Durch die aristokratische Republik war schon vorlängst die Freiheit des römischen Volkes untergraben, die Provinzen sehnten sich nach Befreiung von dem Drucke der Nobilität durch das Regiment eines Alleinherrschers, »welcher der Herr, nicht der Mitschuldige jener kleinen Tyrannen wäre« (Gibbon). Auch ist es durchaus nicht zu rechtfertigen, wenn die gesammte Kaiserzeit ohne Weiteres als eine Zeit des Sinkens der Römer, sei es der Macht ihres Reiches oder des Glückes, der Geistesbildung und der Sittlichkeit seiner sämmtlichen Einwohner bezeichnet wird. Darf gleich die Macht des Reiches nicht allein nach der Ausdehnung desselben geschätzt werden, die erst unter Trajan ihre äußersten Gränzen erreichte, so widerstand doch eben dieser weite Staat, der die herrlichsten Länder der Erde umfaßte, noch über die Zeiten des Commodus hinaus den Angriffen des mächtigen Partherreichs am Euphrat wie der kräftigen deutschen Völker an Rhein und Donau durch seine innere Kraft, die

eben so wohl auf der noch fortdauernden Kriegstüchtigkeit wie auf der immer weiter schreitenden Bildung seiner Unterthanen beruhte. Ja, erst durch die monarchischen Staatseinrichtungen konnten die rasch zusammen eroberten Länder des Reichs zu einer festen Ordnung geführt werden, bei welcher auch das Glück der Reichsangehörigen in immer höherem Maße befördert wurde. Dieses geschah vor Allem theils durch Befestigung des Friedens, der, seitdem Augustus den Janustempel schloß, nur noch ausnahmsweise durch Eroberungskriege unterbrochen wurde, theils durch die allmähliche Gleichstellung der Unterworfenen mit den Herrschern. In freierem Geiste, als Athen und Sparta, hatte Rom von seiner Gründung an die Zahl seiner Bürger durch Aufnahme von Fremden, vorzugsweise der besiegten Feinde, in den Bereich der Stadt und in das Bürgerrecht vermehrt. Die italischen Völker waren zwar erst durch offenen Krieg aus Bundesgenossen zu Bürgern geworden, seitdem aber wuchsen sie mit den Römern in eine große Nation zusammen, deren ausgezeichnetste Männer in Geistesbildung wetteiferten und gemeinsam die Herrschaft leiteten. Die Provinzen blieben noch, so lange die Republik bestand, als dienstbare Landschaften unter dem Regiment, das nur die bevorrechteten Bürger Roms und Italiens übten. Dem Kaiserthum war es vorbehalten, während es die Nobilität und die Volksversammlung ihrer Herrscherrechte beraubte, nicht nur der ungerechten Bedrückung der Provinzen zu steuern, sondern auch nach und nach die Provincialen zur Theilnahme an der Herrschaft (in dem Senat und bald auf dem Throne) heranzuziehen, und endlich das Bürgerrecht auf den größten Theil der Unterthanen auszudehnen. Hierzu war es bereits unter den Antoninen gekommen (Gibbon). Die weitere Ausdehnung der Gleichberechtigung lag aber so tief in der Natur der Monarchie, daß kaum ein halbes Jahrhundert später — aus was für Beweggründen auch weniger ruhmwürdige Herrscher dabei verfuhren — das römische Bürgerrecht auf alle Freie des Reichs ausgedehnt wurde (unter Caracalla). Daß unter diesen Verhältnissen auch die Geistesbildung vielfach gefördert wurde, bedarf kaum weiterer Beweise. In keiner früheren Zeit hatte sich die Civilisation auf so viele Nationen erstreckt, sich so vielseitig gestaltet und einen so weit greifenden Einfluß auf die Gestaltung des äußeren Lebens gewonnen. Das »silberne Zeitalter der Literatur«, das um 200 n. Chr. abschließt, war noch reich an hervorragenden Geisteserzeugnissen und fortwährend gewann die griechische und lateinische Literatur größere Kreise. Schwieriger ist der Maßstab für die Sittlichkeit eines Zeitalters zu finden. Unläugbar war die Spannkraft des römischen Volkes dahin, seitdem das lange erstrebte Ziel der Weltherrschaft erreicht war; aber neben Erschlaffung und Genußsucht gelangen bis zu den Zeiten der Antonine die milderen Tugenden einer ausgebildeten Geselligkeit zu erweiterter Herrschaft; schon seit Vespasian entstehen unter dem Einflusse der fortgeschrittenen Humanität öffentliche Bildungs- und Armen-Anstalten,

die später das Christenthum nur weiter ausbildete. — Zu den verrufensten Lastern der Kaiserzeit gehört die Schlemmerei, die jedoch von den Optimaten der letzten republikanischen Zeiten eingeführt war. Der berüchtigtste Feinschmecker unter Augustus war Apicius, der sich selbst tödtete, als er nur noch eine halbe Million Thaler im Vermögen hatte, weil er nun nicht mehr wie bisher schwelgen könne. Der unsinnige Tafelluxus in Rom war inzwischen auch nur eine Mode, die nach einer Dauer von 100 Jahren durch das Beispiel der Mäßigkeit, welches Ansiedler aus den übrigen Städten und Ländern des Reiches gaben, nach und nach aufhörte und sich vorzüglich durch den Einfluß Vespasians verlor, der selbst auf dem Throne einfach blieb. Der ernste Sittenrichter Tacitus, der uns dieses erzählt, erkennt dabei an: »Nicht Alles war bei den Vorfahren besser; auch unsere Zeit hat viel Ruhmwürdiges zum Muster für die Nachkommen hervorgebracht« (Ann. III, 55). Bei Beurtheilung dieser Zeiten ist übrigens nie zu vergessen, daß das Sittenverderben seinen Hauptsitz in Rom hatte, wo übermäßiger Reichthum Einzelner im grellsten Gegensatz zu der Armuth der Massen stand und die Laster der Ueppigkeit neben der Niederträchtigkeit des hungernden und genußgierigen Gesindels wucherten, das nur »Brot und Spiele« (Panem et Circenses!) forderte. Wenn sich aber gleich die Unsittlichkeit nach und nach über die Länder des Reichs verbreitete, so hatte doch in diesen die alte Sitte einen festeren Halt, und es bestand besonders in den Provinzen des Abendlandes noch lange Zeit die alte Kraft neben der neuen Bildung fort.

Die Verbreitung des Luxus durch das ganze Reich war nicht minder mit wohlthätigen als mit nachtheiligen Folgen verbunden. Der Fleiß bei den friedlichen Beschäftigungen und mildere Sitten verbreiteten sich durch alle Classen. Das Herrschervolk gab das Beispiel in Schätzung des Ackerbaues; die meisten exotischen Gewächse, deren Anbau jetzt Millionen ernährt, sind erst unter der Kaiserherrschaft weit durch Europa verpflanzt, das Obst, der Wein (unter den Antoninen nach Burgund) und der Oelbaum (nach Frankreich und Spanien). Hungersnoth, die in der Zeit der Republik so oft wiederkehrte, trat unter den Kaisern, wo die reichen Gränzländer des Mittelmeers sich gegenseitig aushalfen, nur selten oder nie mehr ein. Die aufblühende Gewerbthätigkeit, die der kriegerische Römer wie alle Sitzarbeit (der sellularii) verschmähete, führte den Provinzen die Summen wieder zu, welche das Herrschervolk von ihnen erpreßt hatte. Der Handel, welcher das Silber der Römer in Arabien und Indien verschwinden ließ, regte zu angestrengterer Thätigkeit an, und es ist erwiesen, daß auch der Gold- und Silberreichthum des Reiches bis zu den Zeiten Constantin's in beständiger Zunahme begriffen war. Die Provincialen erkannten freudig an: »daß die wahren Grundlagen des geselligen Lebens, Ackerbau, Gesetze und höhere Erkenntniß, die von der Weisheit Athens ausgegangen seien, durch die Macht Roms ihre Befestigung erhielten, durch

deren Einfluß die trotzigsten Barbaren zu einer gleichmäßigen Regierungsweise und einer gemeinsamen Sprache vereinigt seien. Sie rühmten, daß das Menschengeschlecht sich durch Beförderung der friedlichen Beschäftigungen sichtbar vermehrte, daß der Friedenszustand, der den unaufhörlichen Kämpfen so vieler Völker ein Ziel setzte, Wohlstand und Bildung verbreitete und die Sorge vor zukünftigen Gefahren verscheuchte.«

Mit der Zunahme der Bequemlichkeiten des Lebens wurde dann allerdings die Einfachheit und Kraft aller Bewohner des Reichs allmählich untergraben. Mit der Körperstärke sank auch Willens- und Thatkraft und um der Behaglichkeit willen wurde gern die Freiheit geopfert, weil der Despotismus Ruhe und Ordnung im Staate sicherte. Nach und nach wurde selbst der Schutz des Reiches den kräftigeren Deutschen übertragen, und da diese sich zugleich in entvölkerten Gegenden des Reichs ansiedeln ließen, so wurde auf diese doppelte Weise der Uebergang der Herrschaft von dem entarteten Römervolke an die tüchtigen Fremdlinge vorbereitet.

Gleichzeitig wurden aber ganz neue Zustände durch die fortschreitende Ausbreitung des Christenthums vorbereitet. Es war neben der inneren Vortrefflichkeit des Evangeliums nicht bloß die große Ausdehnung des Reichs und der durch diese erleichterte Verkehr, nicht bloß der allgemeine Gebrauch von zwei Sprachen, der griechischen und lateinischen, was der Predigt der ersten Apostel so große Erfolge verschaffte, vielmehr war die Empfänglichkeit für die neue Religion tief in dem römischen Wesen wie in dem endlich erreichten Bildungszustande begründet. Die Religiosität des Römers war von Anfang an weit entfernt von jeder Ausschließlichkeit, ja eben die ängstliche Gottesfurcht (religio), die ihm eigenthümlich war, machte ihn zur Aufnahme fremder Gottesdienste nur allzu geneigt; auch »beachtete der milde Geist des Alterthums mehr die Uebereinstimmung, als die Verschiedenheit der Religionen« (Gibbon). Das römische Regierungssystem, dem die Religion nur »Brauch und Gesetz« war (S. 180), schonte und ehrte bei den unterworfenen Völkern jede Art des Cultus, von der Ueberzeugung geleitet, daß die Formen des Aberglaubens, die sich unter dem Einflusse des Klima's und der Zeit entwickelt hatten, für jedes besondere Land die angemessensten seien und von den Herrschern zur Befestigung der bürgerlichen Ordnung benutzt werden könnten. Nur diejenigen Religionen, welche der Staatsverfassung Gefahr droheten, erfuhren zeitweise Unterdrückung (wie die jüdische und druidische, wenn der Priesterfanatismus zur Aufwiegelung führte). Auch als die griechische Philosophie die Nichtigkeit der Nationalreligionen darthat, um die Denkenden zu einem vernünftigeren Glauben zu erheben, wurde doch der herrschenden Culte geschont, und selbst in dem Zeitalter der Antonine, wo alle Gebildeten mit geheimer Verachtung gegen den alten Götterdienst erfüllt waren, wurde derselbe von diesen edlen Herrschern, nicht bloß aus Politik, sondern aus frommer Scheu vor dem Göttlichen in Schutz genommen.

Indem aber allmählich die Mischung der Religionen den altväterlichen Glauben auch bei den Massen erschütterte, weckte das unvertilgbare religiöse Bedürfniß auch in diesen die dunkle Sehnsucht nach der wahren Religion, nach dem Glauben an den »unbekannten Gott«, dem die Bekenner aller anderen Religionen »unwissend Gottesdienst thaten« (Ap.-Gesch. 17, 23). Dem **Christenthum**, welches diesen Gott verkündigte, wandten sich die Gemüther um so williger zu, da mit fortschreitender Bildung die Bedürfnisse des innerlichen Lebens stärker hervortraten und die Zeit zu einer friedlichen Ordnung im Völkerleben gekommen war, die durch Nichts so sehr, als durch eine Religion der Demuth und Liebe gefördert werden konnte.

Auf eine merkwürdige Weise wirkten auch die Verfolgungen zu der Verbreitung und Befestigung des Christenthums. Zuerst wurden dieselben von mehreren Kaisern verhängt, weil die Christen mit den widerspänstigen Juden verwechselt wurden (so von Nero, Vespasian und Domitian); als sie aber durch ihre rasche Ausbreitung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, weckten sie in dem Volke selbst theils durch ihre Verachtung der übrigen Religionen, theils durch ihre Absonderung und heimlichen Zusammenkünfte Haß und Argwohn, und die Staatsgewalt hielt die Bestrafung derselben für geboten, sowohl weil die Römer von allen besonders geheimen Genossenschaften politische Parteiung besorgten, als auch weil die Christen der Staatsreligion hartnäckig die Anerkennung verweigerten *). Dabei gebot inzwischen schon Trajan auf den Antrag des Plinius, keinen geheimen Angebereien Gehör zu geben, Hadrian ließ falsche Ankläger der Christen bestrafen und Antoninus Pius erklärte, daß das Volksgeschrei bei öffentlichen Spielen, die verhaßten Christen wilden Thieren vorzuwerfen 2c., keine Beachtung finden solle. Selbst Marc Aurel aber hielt für nothwendig, Diejenigen, welche sich sträubten, auf Befehl der Obrigkeit den Göttern zu opfern und Christus zu verfluchen (wie den Bischof Polycarp von Smyrna), unter Martern hinrichten zu lassen. Die Standhaftigkeit, welche die Christen bei dem Bekenntniß ihres Glaubens bewiesen (Märtyrer, d. i. Zeugen, wovon Marter hergeleitet ist), vermehrte die Begeisterung für das Christenthum, und die Zeiten der Verfolgung wie die dazwischen eintretenden Zeiten der Ruhe führten demselben so zahlreiche Anhänger zu, daß die Kaiser der nächstfolgenden Zeit,

*) Dieser ganz in der Natur der Sache begründete Hergang (insbesondere auch die Stimmung des Volkes gegen die Christen) ergiebt sich aus einer genauen Prüfung des bekannten Briefes von Plinius d. J an Trajan und der Antwort auf denselben, Plin. Ep. X, 97. 98 vgl. X, 43, wo Trajan nicht einmal auf den Vorschlag des Plinius eingeht, in Nicomedien in Folge eines großen Brandes daselbst einen Löschverein (aus nur 150 Werkleuten — collegium fabrorum) zu bilden, weil aus dergleichen Vereinen in der zu Parteiungen (factiones) geneigten Provinz allzu leicht gefährliche Verbindungen (hetaeriae) hervorgingen.

wenn sie der weiteren Ausbreitung Schranken zu setzen suchten, doch Bedenken trugen, mit Strenge gegen die Christen zu verfahren.

Die Literatur gewann in den beiden ersten Jahrhunderten des Kaiserthums eine zunehmende Bedeutung; die Verbindung der Völker in einem großen Reiche machte das Bedürfniß wissenschaftlicher Kenntnisse überall fühlbar; in allen Provinzen entstanden Bibliotheken und Schulen, und der Buchhandel blühete, besonders in Gallien. Die Wissenschaft trug in dem gesammten Reiche dasselbe Gepräge; die Literatur theilte sich zwar nach den Sprachen in griechische und römische, von denen jene im Osten, diese im Westen allgemein verbreitet war, die gebildeten Einwohner des Reichs verstanden aber fast sämmtlich beide Sprachen, und griechisch-römischer Geist, ein klarer und auf das Wirkliche gerichteter Sinn zeigt sich auch jetzt noch in der Literatur vorherrschend, während ein Element orientalischer Mystik sich nur allmählich geltend machte. Indessen wurde doch auch in der Römerwelt, die sich niemals zu den selbständigen Schöpfungen der Griechen erhob, schon seit dem Tode des Augustus der alexandrinische Charakter der Literatur überwiegend; gelehrter Fleiß und praktische Anwendung der Kenntnisse drängte die freie geistige Auffassung zurück.

Das silberne Zeitalter der römischen Literatur, das man mit Augustus' Tode beginnt und bis 200 fortführt, erzeugte noch eine Menge trefflicher Schriftsteller, obwohl mit gesteigertem geselligen Verkehr die Unterhaltungsliteratur zunahm. Am wenigsten reich ist diese Zeit an freien dichterischen Erzeugnissen. Zur Zeit des Nero versuchten Lucanus und Seneca, ernster Wahrheit in dichterischer Einkleidung Eingang zu verschaffen; jener gehört zu den besseren römischen Dichtern, vergriff sich aber in seinem Heldengedichte Pharsalia im Stoff und behandelte den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus mehr in geschichtlichem als poetischem Geiste; Seneca's Tragödien sind gleich den euripideischen mehr durch Reflexion als lebendige Darstellung ausgezeichnet. Im Heldengedichte versuchten sich auch (unter Vespasian) Silius Italicus, der den zweiten punischen Krieg besang, Valerius Flaccus in der Argonautenfahrt und Statius in einer Thebais (Krieg der Söhne des Oedipus) und Achilleis. — Die zunehmende Verderbniß weckte den Geist des Witzes und Spottes; Petronius Arbiter, vielleicht ein Lustgenosse Nero's, geißelt in einer Art Roman weniger die Laster selbst, als das Lächerliche bei Begehung derselben und faßt das Leben fast nur von der lustigen Seite auf. Im ernstesten und würdigsten Sinne enthüllte zu Nero's Zeit Persius in seinen »Satiren« die Ursachen der herrschenden Verderbtheit, schrieb aber nicht leicht und gewinnend genug, um in einem größeren Kreise zu gefallen. Martialis (um 100) stellt in seinen zierlichen »Epigrammen«, in denen

es ihm bloß um Witz zu thun ist, bald edle Gesinnungen, bald die schmutzigsten Dinge zur Schau. Juvenal gab erst in seinen späteren Lebensjahren unter Trajan und Hadrian seine »Satiren« heraus, in welchen er mit Bitterkeit gegen das Sittenverderben in Rom eifert, dabei aber die abscheulichsten Dinge mit lebhaften Farben ausmalt. Der feine Spott des Lucian von Samosata in Syrien (122 bis 200) in seinen (griechischen) »Götter-« und »Todtengesprächen« richtet sich vorzüglich gegen die herkömmlichen religiösen Vorstellungen, die sich selbst überlebt hatten. Apulejus, ein Afrikaner (um 150 ff.), dessen lateinischer Roman »der goldene Esel« viele Leser fand, verstand sich auf den Geist seiner Zeit; er stellt die Lüste, gegen die er eifert, in schlüpfrigen Gemälden dar, bekämpft den herkömmlichen Aberglauben und lehrt dagegen eine neue Art von philosophisch-mystischer Zauberkunst. — In der Philosophie begann in dieser Zeit des sinkenden Glaubens eine skeptische Schule mit Sextus Empiricus (gegen 200). Die edlere Richtung zeigte sich vorzüglich in der Hinneigung zur stoischen Philosophie, die Seneca in seinen Schriften (Briefen ꝛc.) lehrte und der Hadrian durch Erhebung der beiden Antonine selbst den Zugang zum Throne öffnete. Im Sinne eines wahren Weisen unterwies Epiktet aus Phrygien unter Trajan seine Zeitgenossen durch Lehre und Beispiel in der Stoa (bekannt ist er besonders durch das von seinem Schüler Arrian verfaßte »Enchiridion«, ein fast in christlichem Geiste geschriebenes Handbuch der Moral). Durch die Herrschaft des Stoicismus unter den Römern wurde der Ausbreitung des Christenthums wesentlich vorgearbeitet.

Die Geschichtschreibung nahm bereits eine künstlichere Gestalt an, ist aber durch mehrere treffliche Werke ausgezeichnet. Vellejus Paterculus (zur Zeit des August und Tiber) lieferte eine gedrängte Uebersicht der römischen Geschichte, in welcher er den republikanischen Sinn der Vornehmeren für die Monarchie zu gewinnen suchte. Florus, der erst unter Trajan lebte, beschränkte sich auf einen Abriß der republikanischen Zeit, die er mit schwülstigem Pathos pries, wodurch er dem noch einmal auflebenden Freiheitssinne der Römer schmeichelte. In einer Geschichte Alexander's des Großen versuchte sich Curtius (unter Vespasian); er verfuhr dabei ohne Kritik, weiß jedoch seine Leser durch eine rhetorische Darstellung zu gewinnen. Im edelsten Sinne wahrer Geschichtschreibung verfaßte Tacitus, aus dem Geschlechte der Cornelier (der unter Domitian die staatsmännische Laufbahn begann und bis zur Zeit Trajan's lebte), die Geschichte der Kaiser vom Tode August's bis auf das Ende Nero's (in den »Annalen«), die seiner eigenen Zeit (von Galba bis auf Domitian's Tod, in den »Historien«), das Buch von den Deutschen und ihren Sitten (»Germania«) und eine Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola. Tacitus glaubte an die Würde der menschlichen Natur, er ist deßhalb von Bewunderung der alten Zeiten römischer Kraft erfüllt, weiß jedoch auch das Bessere unter den verderbten Römern seiner Zeit und die edle Naturanlage des

noch rohen deutschen Volkes zu würdigen. Er hatte sich Seneca's Philosophie und Styl angeeignet, zeigt aber durch seine gedrängte Kürze, daß er nur mit Widerwillen das niedrige Getreibe der Menschen betrachtet, indem er aus den großen Wahrheiten der Geschichte Kraft und Trost für sich und die Besseren der gesunkenen Zeit zu schöpfen weiß. Dagegen stellte (um dieselbe Zeit) Suetonius aus einer Menge von Anekdotenbüchern, ohne lebendige Charakteristik und oft ohne Kritik, die persönliche Geschichte der Kaiser von Augustus bis Domitian zusammen (noch vereinzeltere Züge hatte Valerius Maximus, doch entschiedener in lehrhafter und sittlicher Absicht, gesammelt). — Zu den besseren griechischen Geschichtschreibern der späteren Zeit gehören zwei einflußreiche Freunde Hadrian's, Arrian, ein praktischer, durch die stoische Philosophie (Epiktet) gebildeter Staatsmann, römischer Senator und Statthalter von Cappadocien, der eine kritische und mit wahrhaft historischem Sinne verfaßte Geschichte Alexander's d. Gr. hinterlassen hat, und Plutarch aus Chäronea, eine Zeitlang Statthalter von Griechenland, dessen Schriften mehr von einem lebendigen Gefühl als einer stetigen philosophischen Richtung zeugen, der aber seine Begeisterung für die großen Zeiten des alten Griechenlands und Roms (in seinen, freilich oft unkritischen »vergleichenden Lebensbeschreibungen«) dem Leser mitzutheilen weiß und dadurch vorzüglich in den Zeiten des wiedererwachenden Sinnes für das klassische Alterthum (sowie vor und während der französischen Revolution) einen umfassenden Einfluß geübt hat. Er und der Gallier Favorinus (dessen Schriften verloren gegangen sind) nährten die Hinneigung Hadrian's für eine mystische Auffassung der Religion wie der Kunst und Wissenschaft, was um so wichtiger wurde, da Hadrian durch Stiftung von Schulen und Akademieen, insbesondere des Athenäums in Rom, eines Versammlungsortes für Gelehrte, auf die damalige Gelehrsamkeit einen großen Einfluß übte. Jene mystische Richtung war aber auch tief in dem Charakter der Zeit begründet, die sich immer mehr der Thatkraft entfremdete und zu müßiger Beschaulichkeit hinwandte. In diesem Sinne trat seit Hadrian die lateinische Literatur völlig hinter die griechisch-alexandrinische zurück und dieß bildet nur den Uebergang zu dem überwiegenden Einflusse, den schon unter ihm die orientalische Auffassungsweise, Phantasterei und Wunderglaube in dem Abendlande zu erlangen beginnt. Hadrian selbst schwärmte für den mystischen Wunderthäter Apollonius von Tyana, dessen Schriften zu sammeln er für eine würdige Aufgabe hielt.

Auf der anderen Seite zeigt sich indessen der Sinn für eine klare und praktische Auffassung der Wissenschaft in abendländischem Geiste noch fortwährend wirksam. Das Streben, die Kenntnisse, welche für die höher Gebildeten erforderlich gehalten wurden, encyklopädisch zu verknüpfen und übersichtlich zu ordnen, hatte schon Plinius den Ä., der bei dem ersten Ausbruche des Vesuvs umkam, zur Abfassung seiner sogenannten »Naturge-

schichte« bestimmt, zu welcher er den Stoff aus 2500 Werken anderer Schriftsteller zusammentrug. Sein Neffe, Plinius d. J., der, wie Tacitus, dem Trajan als Freund zur Seite stand, besaß freilich keine so umfassende Gelehrsamkeit, wußte aber das Leben und Wirken im Staate mit wahrer Geistesbildung zu vereinigen, und zeigte sich für Förderung der Wissenschaft und Verbreitung nützlicher Kenntnisse unausgesetzt thätig. Sein Lehrer in der Beredsamkeit war Quinctilian, der mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Mannes der Ausartung des Geschmackes entgegentrat und dessen Anweisung zur Redekunst der Stylistik der Neueren bis auf unsere Tage die Bahn vorgezeichnet hat. — In ächtrömischer Weise wurde die Wissenschaft des Landbaues in rhetorischer Darstellung von Columella, zur Zeit des Nero, behandelt, um den gesunkenen Sinn für ländliche Beschäftigungen anzuregen. Sein reines Latein und die anziehende Einkleidung verschaffte diesem wichtigsten römischen Schriftsteller über die Landwirthschaft den Eingang in die Schulen und in den Kreis der allgemeinen Bildung, und die Einwirkung desselben auf Förderung und Verbesserung des Landbaues war vorzüglich in Gallien und Spanien sehr groß, wo die gerade seit seiner Zeit aufblühenden höheren Lehranstalten seine Schriften einführten. Eine Nachwirkung des griechischen Kunstsinnes tritt uns in Pausanias (wahrscheinlich vor 150) entgegen, der in einer Reisebeschreibung die wichtigsten Kunstwerke Griechenlands beschrieben und die auf dieselben bezüglichen Ueberlieferungen zusammengestellt hat. — Endlich sind noch zwei griechische Schriftsteller aus der Zeit Hadrian's für die praktische Anwendung der Wissenschaft von Bedeutung, der philosophische Arzt Galēnus aus Pergamum, »der, von keiner Secte geblendet, an der sicheren Hand des Hippokrates aus den Trümmern der früheren Lehrgebäude ein neues systematisches Ganze in einer zwar redseligen, doch angenehmen Sprache aufführte und ohne seine Absicht das Haupt einer ausgebreiteten langdauernden Secte geworden ist« (Eichhorn i. d. Literärgeschichte), und der berühmte Astronom Ptolemäus aus dem ägyptischen Pelusium, der das »System vom Weltgebäude« aufstellte, das bis auf Copernicus allgemeine Anerkennung fand und welches, im Wesentlichen auf den Augenschein gestützt, von dem Gedanken ausgeht, daß die Erde im Mittelpunkt des Weltalls ruhe und daß die Himmelskugel mit sämmtlichen Weltkörpern sich um dieselbe bewege.

II.
Von Commodus bis auf Constantin den Großen,
180 bis 323.

Bei der zunehmenden Erschlaffung und dem sinkenden Gemeinsinn im römischen Reiche konnte eine feste Staatsordnung nur durch militärischen Despotismus aufrecht erhalten werden, der sich unter den Angriffen der Gränzvölker, der Perser und **Deutschen** vollends befestigt. Eine Zeitlang dienen demselben noch die kräftigeren Provincialen (aus denen seit Septimius Severus ein neues Corps der Prätorianer gebildet wird) zur Stütze, bis die Kriegsmacht immer mehr aus Barbaren (Deutschen) zusammengesetzt wird. Mit dem Schwinden der Thatkraft verbreitet sich der Geist der Beschaulichkeit, aber auch der Sklavensinn des Orients (Formen des orientalischen Despotismus durch Diocletian eingeführt). Das Christenthum gelangt trotz wiederholter Verfolgungen allmählich zur Vorherrschaft; die äußere Macht des Reiches wird nur mit Mühe gegen die Barbaren gesichert.

---

1. Commodus, — Pertinax, Didius Julianus.

180 bis 192 L. Aurelius **Commodus** Antoninus (180 bis 192) war von Natur weichmüthig wie Nero; er bestieg 19 Jahre alt den Thron, gab sich von Anfang den Vergnügungen hin, ließ aber 3 Jahre lang die Regierung von den weisen Rathgebern seines Vaters führen. Seit einem Mordanfall, den seine herrschsüchtige Schwester Lucilla gegen ihn angestiftet hatte, wandte er sich zuerst zur Grausamkeit. Aus Furcht und Argwohn gab er jetzt den gehässigsten Angebereien Gehör; um den Qualen seines Inneren zu entgehen, stürzte er sich immer tiefer in Ausschweifungen; von den Schmeichlern bethört, verglich er sich selbst dem Herkules (weßhalb Keule und Löwenhaut stets zur Seite seines Thrones hingen) und suchte als Gladiator und in Thierkämpfen auf dem Theater die Gunst des Pöbels. Verschwendung und Argwohn steigerten seine Mordthaten, selbst seine nächsten Umgebungen waren zuletzt nicht vor ihm sicher; nur die Prätorianer suchte er durch Nachsicht und Freigebigkeit zu gewinnen. Endlich wurde er auf Anstiften einer seiner Buhlerinnen ermordet. Die Verschworenen waren weise genug, einen tüchtigen Mann, den Stadtpräfecten

bis 193 **Pertinax** († März 193), 70 Jahr alt, auf den Thron zu berufen, der, obwohl von dunkler Herkunft, wegen seiner staatsmännischen und kriegerischen Verdienste in allgemeinem Ansehen stand, zunächst von den

Prätorianern gegen das übliche Geldgeschenk und dann vom Senat anerkannt wurde. Er suchte durch weise Sparsamkeit die erschöpften Finanzen zu heben und die Härten und Ungerechtigkeiten der vorigen Regierung möglichst auszugleichen. Sein Eifer, die Kriegszucht herzustellen, zog ihm indeß den Haß eines Theils der Prätorianer zu und er fand durch eine Verschwörung derselben, kaum 3 Monate nach seiner Erhebung, den Tod.

Die **Prätorianer**, welche jetzt noch einmal, durch die Schwäche des Commodus und die unzeitige Strenge des Pertinax verführt, ihr Haupt erhoben, bestanden um diese Zeit aus 10- bis 15,000 Mann, die aus den Bewohnern Italiens (vergl. S. 305) und der zu einem ähnlichen Bildungszustande gelangten nachbarlichen Provinzen (insbesondere Noricum, Macedonien und Spanien, sämmtlich Bergländern) zusammengesetzt waren, in denen sich aber bereits die Verweichlichung und Entartung Italiens kund zu geben begann. Jetzt ließen sie sich sogar durch die schon zum Recht gewordene Gewohnheit, die Thronfolge gegen ein Donativ anzuerkennen, verleiten, die Herrschaft dem Meistbietenden zu übertragen, und einige Unterhändler *) sprachen dem reichen schwelgerischen Senator

Didius Julianus († 193), der einen Verwandten des Pertinax (Sulpicianus) überbot, für 22 Mill. Thaler die Thronfolge zu. Die Prätorianer führten ihren Schützling mit den Waffen in den Senat ein, der die Bestätigung nicht zu versagen wagte. Alsbald gab sich jedoch der öffentliche Unwille gegen den unwürdigen Eindringling zu erkennen; das Volk in Rom verfluchte ihn und die **Legionen** in den Gränzprovinzen erklärten sich wider ihn. In Britannien und Syrien riefen sie ihre Statthalter zu Kaisern aus, dort den Albinus, hier den Pescennius Niger; die Truppen in Pannonien wurden von ihrem General 193

2. Septimius Severus, 193 bis 211,

durch ein reiches Geschenk gewonnen. Dieser, ein Afrikaner, war durch leidenschaftlichen Ehrgeiz, der nie sein Ziel aus den Augen verlor, stets höher empor gestiegen. An der Spitze seiner Soldaten, die ihn »Augustus, Pertinax, Imperator« begrüßten, zog er nach Italien; hier gewann er die Prätorianer durch das Versprechen, nur die Mörder des Pertinax zu bestrafen, worauf dieses Corps erklärte, es sage sich vom Didius los, und der Senat die Hinrichtung des Elenden, der nur 66 Tage den Thron behauptet hatte, beschloß. Als Severus in Rom erscheint, läßt er dem Pertinax göttliche Ehre bestimmen und löset die sicher gemachten Prätorianer auf, die er 100 Meilen weit von der Hauptstadt verbannt. Dann

*) Von einer öffentlich angekündigten förmlichen Versteigerung redet, offenbar mit Uebertreibung, nur Herodian.

zieht er wider seine Gegenkaiser, die er beide durch Versprechungen hinhält, um sie unvermuthet zu überfallen, zuerst den Niger, den er bis Cilicien zurückdrängt und dessen asiatische Legionen er mit der Kraft seiner abendländischen Truppen leicht besiegt, darauf den Albinus, den er bis Lyon heranlockt und nur nach hartem Kampfe zu bezwingen vermag. Niger und Albinus finden ihren Tod auf der Flucht; ihre Anhänger werden mit furchtbarer Strenge bestraft, Byzanz nach 3jähriger Belagerung seiner Mauern beraubt, weßhalb diese Stadt später unter wiederholten Einfällen (der Gothen) litt.

Mit der Herrschaft des Severus ist das **Militärregiment** zu vollem Siege gelangt, das sich von nun an gänzlich auf die Besatzungen der Provinzen stützt und die Mitwirkung des Senats bei der Reichsverwaltung beseitigt. Severus erhöhete den Sold der Truppen in bisher unerhörtem Maße und gewöhnte sie, bei jeder Gelegenheit Donative zu erwarten; er gestattete ihnen Pracht und Luxus und ließ sie mit Weib und Kind in bequemen Quartieren lagern; je unfähiger sie dadurch zur Ertragung von Beschwerden wurden, desto mehr sank Subordination und Disciplin. Die **Prätorianer** gestaltete er völlig um; statt eines pomphaften Corps üppiger Italiker bildete er eine andere Leibgarde von 50,000 Mann aus den tüchtigsten Kriegern aller Gränzprovinzen, die gleichsam die Vertreter der ganzen Soldateska wurden. Durch diese Veränderung wurde die Jugend Italiens dem Kriegsdienst entfremdet; mehr und mehr beschränkten sich von nun an die gebildeteren Bürger auf Uebernahme obrigkeitlicher Aemter, und die Heere, ja selbst die Feldherren wurden hauptsächlich aus dem minder verweichlichten Bauernstande der Gränzprovinzen genommen. Auch die Heranziehung von Barbaren zum Schutze des Reichs wurde damit immer häufiger. — In Folge des ausgebildeten Militärregiments wurde die Oberbefehlsherrschaft über die Prätorianer die erste Würde im Reich, mit der Gerichtsbarkeit über Italien und häufig mit anderen hohen Aemtern verbunden. Dagegen hörten die Formen des Freistaats auf; der Senat wurde seiner Macht völlig beraubt, der Kaiser übte die ganze gesetzgebende und ausübende Gewalt, an die Stelle der Senatus-Consulte traten kaiserliche Befehle.

Severus selbst gebrauchte seine fast unumschränkte Macht auf eine wohlthätige Weise, vor Allem zum Wohl der Provinzen. Er gab heilsame Gesetze und vollzog sie mit Nachdruck, übte strenge Gerechtigkeit (mit Beirath des berühmten Rechtsgelehrten und Obersten der Prätorianer Papinianus), förderte den Ackerbau und verbesserte besonders die Lage der Prätorianer. Das Reich erlangte unter ihm nochmals Kraft und Festigkeit und seine Zeitgenossen priesen ihn als den Begründer des allgemeinen Friedens und Glückes. Aber die Freiheit war durch ihn vernichtet und unter seinen Söhnen tritt der Verfall des Reiches zuerst sichtbar hervor. Schon unter seiner Regierung wird der knechtische Geist des

Orients in Rom einheimisch; feine und beredte Morgenländer füllten den Senat und durch sie wurde die Lehre vom leidenden Gehorsam zum Grundsatz erhoben.

Severus fühlte sich auf dem Throne unbefriedigt; sein einziger Wunsch war, seine Größe auf seine Familie fortzupflanzen. Sein Aberglaube bestimmte ihn, eine vornehme Syrerin, Julia Domna (der die Gestirne das Königthum bestimmt hatten), zu seiner zweiten Gemahlin zu erwählen; diese gebar ihm zwei Söhne, Caracalla und Geta, die er schon früh Beide zu Mitkaisern erhob, die aber einen unversöhnlichen Groll gegen einander hegten. Um sie ihrem ausschweifenden Leben in Rom zu entreißen, ließ er sich von ihnen auf einem Feldzuge nach Caledonien begleiten, auf welchem er in York (Eboracum) starb (211). 211

3. Das Haus des S. Severus *).

Caracalla (211 bis 217), der seinem Vater schon mehrmals nachgestellt hatte, ließ alsbald den milderen **Geta** in den Zimmern seiner Mutter ermorden, nachdem diese eine Theilung des Reichs zwischen Beiden verabredet hatte. Um sich auf dem Throne zu sichern, scheute er sich nicht, unzählige Hinrichtungen zu verfügen. Als Freunde des Geta sollen 20,000 ihren Tod gefunden haben, unter ihnen Papinian, der es verschmähete, den Brudermord zu vertheidigen. Caracalla stellte es als Grundsatz auf: »sich die Anhänglichkeit des Heeres zu sichern, alles Andere für Nichts zu achten,« gab sich der gemeinsten Vertraulichkeit mit den Soldaten hin und gewöhnte sie an unersättliche Genußsucht. Seine Verschwendung führte ihn zu immer ärgeren Bedrückungen und Grausamkeiten. Nur ein Jahr verweilte er in Rom; dann durchzog er die Provinzen, um harte Steuern zu erpressen und zu verschwelgen. Um den Ertrag des Erbschaftszehntens zu vermehren, ertheilte er allen freigebornen Einwohnern der Provinzen das römische Bürgerrecht. Als sein Argwohn den Macrinus bedrohte, dem er die bürgerlichen Obliegenheiten des Präfects der Prätorianer übertragen hatte, ließ dieser ihn auf einer Pilgerfahrt nach Edessa zu dem Tempel der Mondgöttin überfallen und sich selbst als Nachfolger ausrufen 217. Sobald er aber die Zügellosigkeit, zu welcher Caracalla die Soldaten gewöhnt hatte, in die Schranken zu weisen versuchte, wandten sich diese von ihm ab. Ein Theil des Heeres, welches Caracalla wegen eines Partherkrieges im Orient versammelt hatte, warf seine Augen auf den schönen 217

*) **Septimius Severus**
Gem. Julia Domna
Caracalla **Geta**

Julia Mäsa,
Schwester der Julia Domna
Soämias — Mammäa
Heliogabalus — **Alexander Severus.**

Schwesterenkel der Julia Domna, Bassianus, der, 14 Jahr alt, Oberpriester der Sonne in Emesa war und nach dem Namen des Gottes, **Heliogabalus**, genannt wurde. Die Mutter desselben Soämias scheute sich nicht, zu erklären, daß er ein natürlicher Sohn des Caracalla sei, und stiftete so die Soldaten an, den Macrinus zu ermorden (218), um den

218

Heliogabalus (218 bis 222) auf den Thron zu erheben. So wurde wegen der Verwandtschaft mit dem S. Severus zum ersten Male ein Syrer Beherrscher des Römerreichs, ein Jüngling, der den Thron desselben durch die schamloseste Entfaltung orientalischer Lüste schändete. Er erklärte zwar dem Senat in einem Schreiben, daß er nach dem Beispiele des August, der Antonine und des Severus regieren werde, verletzte denselben aber, indem er ohne dessen Genehmigung das Imperium übernahm. Heliogabalus schrieb seine Erhebung dem Sonnengotte zu; es wurde das Ziel seiner Eitelkeit, der Verehrung desselben den Triumph über alle Religionen der Erde zu sichern, und er erbaute ihm einen Tempel in Rom, wo der üppige Cultus von syrischen Mädchen begangen wurde. Nicht minder führte er das ganze Gepränge eines asiatischen Hofstaats mit Serail und Eunuchen in Rom ein, das hier nicht hinter den Mauern eines Harems verborgen gehalten, sondern öffentlich zur Schau gestellt wurde. Einen solchen Kaiser vermochte jedoch auch das entartete Rom nicht lange zu ertragen; die Soldaten schämten sich alsbald ihrer unwürdigen Wahl und seine Großmutter bewog ihn selbst, seinen besseren Vetter, den 17jährigen Sohn ihrer zweiten Tochter, Alexander Severus, zum Mitregenten anzunehmen. Dieser, den seine edle, obwohl sehr ehrgeizige Mutter Mammäa, eine Anhängerin der Stoa oder, wie Viele glaubten, des Christenthums, musterhaft erzogen hatte, erwarb bald die Hochachtung der Truppen, und als ihm Heliogabal deßhalb nachstellte, fielen die Prätorianer über denselben her und schleppten seinen verstümmelten Körper durch die Straßen der Stadt in die Tiber. Unter

222

Alexander Severus (222 bis 235) leitete Mammäa die Geschäfte mit dem Beirath eines von ihr gewählten Collegiums tüchtiger und gelehrter Männer, an deren Spitze der berühmte Rechtsgelehrte Ulpian stand. So wurde der neueingeführte asiatische Aberglaube und Luxus möglichst beseitigt. Severus wurde zum trefflichen Herrscher gebildet; jedoch hielt ihn seine Mutter fortwährend in Abhängigkeit. Er blieb stets einfach und widmete sich mit großer Treue den Regierungsgeschäften; dem Senat ertheilte er noch einmal seine frühere Stellung wieder. Die Soldaten gedachte er durch regelmäßige Zahlung des Soldes zur Ordnung zu gewöhnen; sein Versuch, sie einer strengen Zucht zu unterwerfen, richtete ihre Wuth zunächst gegen ihren Obersten Ulpian, den sie ermordeten; der Geschichtschreiber Dio Cassius zog sich vor ihren Verfolgungen in die Einsamkeit zurück. — Unter Alexander Severus' Regierung begannen die Ge-

fahren von den barbarischen Gränzvölkern im Norden und Osten des Reichs drohender zu werden. In **Persien** wurden 226 die parthischen Arsaciden durch einen angeblichen Nachkommen des Cyrus, Artaxerxes, den Stifter der **Sassaniden**, verdrängt. Dieser trat als Erneuerer der Religion des Zoroaster (statt des vielfach gemischten Aberglaubens der Parther) auf, und indem er sich für den Wiederhersteller des Reiches des Cyrus erklärte, befahl »der große König den Römern, Asien zu räumen und sich auf Europa zu beschränken«. Deßhalb zog Alexander Severus gegen ihn (230 bis 234) und wies ihn in die Gränzen des alten Partherreichs zurück (auch Mesopotamien blieb den Römern). Alsbald mußte Alexander wegen räuberischer Einfälle **deutscher** Völker an den Rhein ziehen; seine Mutter, die ihn auch auf dem persischen Feldzuge begleitet hatte, scheint ihn von eigenen Kriegsthaten zurückgehalten zu haben. Dieses entfremdete ihm die Soldaten; als er ihrem Uebermuthe mit Strenge entgegentrat, zwangen sie ihren Feldherrn Maximin, sich an ihre Spitze zu stellen, und ermordeten in der Nähe von Mainz sowohl den Alexander als seine Mutter (235).

226

235

4. Maximin und die drei Gordiane.

Maximin (235 bis 238), der Sohn eines Bauern aus Thracien, angeblich gothischer Abkunft, hatte sich durch seine Größe und Körperkraft bei dem Heere in Ansehen gesetzt, war aber ohne alle höhere Bildung und zeigte sich als Kaiser argwöhnisch gegen Alle, die seine niedere Herkunft kannten. Er kam nie nach Rom und Italien, sondern zog an Rhein und Donau umher und wollte sich nur auf das Heer stützen. Seine vermeinten Gegner ließ er zu Tausenden hinrichten; als ihn die Unersättlichkeit der Soldaten zu den schändlichsten Erpressungen, selbst Tempelräubereien nöthigte, erhob sich ein allgemeines Geschrei des Unwillens im Reich. Die Bewohner Afrika's riefen ihren 80jährigen Proconsul Gordianus, aus einem sehr reichen und angesehenen Geschlechte, so sehr sich derselbe sträubte, zum Kaiser aus, worauf er seinen gleichnamigen Sohn zum Mitregenten annahm und der Senat Beide bestätigte. Schon in 36 Tagen aber wurden dieselben durch einen Vorkämpfer des Maximin gestürzt und getödtet; als Maximin selbst gegen Italien heranzieht, stellt der geängstete Senat zwei Kaiser aus seiner Mitte auf (Maximus und Balbinus), denen auf Andringen des Volkes ein Enkel des älteren Gordian, der dritte dieses Namens, beigesellt wird. Maximin kommt inzwischen bis Aquileja, wird aber, als er diese Stadt nach großen Beschwerlichkeiten auf dem Marsche vergeblich belagert, von seinen Soldaten ermordet. — Bald fielen die Prätorianer auch über die vom Senat ernannten Kaiser her, nur der 13jährige **Gordian III.** wird verschont und zum alleinigen Kaiser ausgerufen (238).

238

So lange ihn sein Lehrer, der gelehrte und kriegstüchtige Misitheus, leitete, war er glücklich. Ein Einbruch der Perser in Mesopotamien nöthigte ihn, den Janustempel zu öffnen; nach glücklichem Kampfe mit den Persern starb Misitheus plötzlich (vielleicht an Gift), und sein Nachfolger im Oberbefehl über die Prätorianer, Philipp, ein Araber von Abkunft und früher ein Räuber von Handwerk, wiegelte durch künstlich veranstalteten Mangel die Truppen gegen den jüngeren Gordian auf, durch die er diesen ermorden 244 und sich auf den Thron erheben ließ (244).

5. Philipp der Araber, Decius, Gallus und Aemilianus.

Unter **Philipp** dem Araber (244 bis 249) wurde das 1000jährige 247 Bestehen Roms durch große Säcularspiele gefeiert (247). — Gerade um diese Zeit drangen die Gothen zum ersten Male über die Donau vor und von nun an erschüttern die **Angriffe der Deutschen** das Reich mit nur wenigen größeren Pausen bis zu seinem Untergange. Auch die Kriege mit den **Persern** wiederholen sich in der nächsten Zeit. Während aber diese Orientalen den Heeren der Römer weder an Thatkraft noch an Kriegskunst gewachsen sind und sich nur durch ihre concentrirte Macht behaupten, lernen die nördlichen Barbaren ihre rohe Tapferkeit allmählich durch römische Kriegskunst regeln; auch war nun die Zeit gekommen, wo

die Deutschen

nach den früheren vergeblichen Versuchen, der aus ungezügeltem Freiheitssinn hervorgegangenen Zersplitterung entgegen zu wirken, größere dauernde Vereinigungen begründeten, da sie unter den 300jährigen Kriegen mit den Römern erkannt hatten, daß sie ihre Freiheit gegen das mächtige Erobererreich nur durch engeres Aneinanderschließen zu behaupten vermöch-200 ten. Seit 200 n. Chr. treten die **Hauptstämme** derselben, die fernerhin in der Geschichte wichtig bleiben, als politische Gemeinschaften unter neuen Namen hervor, über deren Entstehung und Bedeutung freilich nur Vermuthungen aufgestellt werden können. Von Alters her hatten sich indessen diejenigen unter den vielfach getheilten kleineren Völkerschaften der Deutschen, die durch Abstammung und Sprache (Dialekt)*) näher unter sich verwandt waren, mit gemeinsamen, wenngleich wenig gebrauchten Namen bezeichnet (n. d. Römern: Ingävonen, Istävonen, Hermionen). Wenn diese Verwandtschaft des Stammes*) nun auch zu einem politischen Bande führte, so kann dieses in jenen frühen Zeiten wohl nur durch kriegerische Ereignisse veranlaßt sein, und unzweifelhaft hat die Gefahr von

*) Daß von den frühesten Zeiten her die Stammesunterschiede der Deutschen auch an Sprachverschiedenheiten (Dialekte) geknüpft sind, ist vorzüglich von J. Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache nachgewiesen.

den Römern eine solche Vereinigung wesentlich gefördert. Gewiß ist es aber — was bei den neueren Vermuthungen zu oft übersehen ist — bei dem Zusammenschließen der Stämme, das unter verschiedenen Verhältnissen erfolgte, auf verschiedene Weise zugegangen, und darauf deutet selbst schon die freilich vielfach bestrittene Ableitung der 4 Stammesnamen hin.

1. Mit dem Namen der **Gothen** wird schon früh eine deutsche Völkerschaft an der deutschen Ostseeküste bezeichnet, und von hier aus hat sich dieselbe (vielleicht durch Zuzüge von Stammesverwandten aus Skandinavien verstärkt *), wahrscheinlich bald nach den Zeiten der Antonine) unter Königen (Kriegsfürsten) erobernd über die sarmatischen Ebenen ausgebreitet, wo sie, wie späterhin die Russen, die zerstreut lebenden scythischen (slavischen) Völkerschaften ohne großen Widerstand unterwarf und ihre Herrschaft in rascher Folge am Dnepr hinab bis zum schwarzen Meere ausbreitete. Erst bei diesem Vorrücken nach dem Süden kamen die Gothen mit den Römern in Berührung, deren Reich sie eben so sehr durch seinen beginnenden Verfall, als durch seinen noch fortdauernden Wohlstand zu Raubzügen verlockte.

2. Unter ganz anderen Verhältnissen muß sich der Name der **Alemannen** gebildet haben. Er tritt zuerst in dem südwestlichen Deutschland hervor, in den Gegenden, die einst von den Markomannen besetzt waren und seit deren Abzuge lange unter der Herrschaft der Römer standen (S. 270. 313). Der hier zurückgebliebene minder kriegerische Theil der Bevölkerung (Sueven?) mag hier allmählich erstarkt sein und sich (auf eine tapfere Schaar von Bundesverwandten gestützt) gegen die sinkende Macht des Römerreichs zu einer freien Vereinigung zusammengeschlossen haben. Unter Caracalla wird ein Einfall der Sueven von den Maingegenden aus in das benachbarte römische Gebiet gemeldet, und bereits um 200 erscheint der Name der Alemannen am rechten Ufer des deutschen Oberrheins, den schon eine Nachricht bei den Alten durch »gemischte Leute« erklärt **).

3. In ähnlicher Weise, wie die Alemannen, scheint die Bevölkerung am deutschen Unterrhein zum Kampfe gegen die Römer den Bund der

---

*) Daß die Gothen in Schweden Stammesverwandte der ursprünglich an der preußischen Ostseeküste wohnenden Gothen sind, ist wohl kaum zweifelhaft. Den Naturverhältnissen gemäß suchten Deutsche der letzteren Gegenden, die unter inneren Kämpfen das Stammland verlassen mußten, jenseit der schmalen Ostsee eine Zuflucht im rauhen Norden. Skandinavien aber strömte von Zeit zu Zeit seine übermäßig anwachsende Bevölkerung (so noch zur Zeit des 30jährigen Krieges) über die Nachbarmeere aus.

**) Diejenigen, welche alle deutschen Völkernamen jener Zeit von Benennungen der Waffen herzuleiten versuchen, glauben, daß die Alemannen von einer Waffe Ala, gleichbedeutend mit Hellebarde, benannt seien.

Franken gebildet zu haben. Der Name wird verschieden hergeleitet, entweder von einer Waffe, Franzisca, oder von frank, d. i. frei, weil gemeinsame Vertheidigung der Freiheit der Zweck des Bundes war. Gewiß ist, daß die kriegerischen Völkerschaften des Nordwestens, die ihre Freiheit am Kräftigsten gegen die Römer gewahrt hatten, unter dem Namen der Franken begriffen sind, die Anwohner des Unterrheins von den Chatten bis zu den Batavern, aber auch die Brukterer, Marser und selbst die Cherusker, die nach sicheren Nachrichten aus ihren früheren Wohnsitzen an der Weser weiter nach Westen gezogen waren und geradezu unter den Völkern des fränkischen Stammes genannt werden *). Sie scheinen vor

4. den **Sachsen** ausgewichen zu sein, die im dritten Jahrhundert ihre Wohnsitze auf beiden Seiten der Weser haben, von den Elbgegenden aus bis Thüringen. Nach den bestimmten Angaben ihres ältesten Geschichtsschreibers (Widukind, c. X.) »sind die Sachsen zu Schiffe in diese Gegenden gekommen und zuerst in Hadolaun (Hadeln, zwischen Elb- und Wesermündung) gelandet«. Darauf sollen sie sich erobernd bis über den Harz, bis an die Unstrut, ausgebreitet haben, indem sie die Thüringer (Anglier und Wariner, die früher in den Nord- und Ostseegegenden wohnten, in Anglien und an der Warnow) zurückdrängten. Ihr Name wurde unter ihnen selbst von einer Waffe Sachs (dem altsächs. Ausdruck für Messer) hergeleitet **). Daß die Sachsen kein freier Völkerbund waren, sondern ein kriegerisches Volk, wahrscheinlich normännischer Abkunft, das andere Völkerschaften mit Gewalt der Waffen unterthänig gemacht und in sich aufgenommen hatte, ist auch durch die große Standesungleichheit unter denselben (schon in der Zeit ihrer Selbständigkeit, vor Karl dem Großen) wahrscheinlich.

Die genannten Stämme sind es, die das römische Reich seit dem dritten Jahrhundert mit stets gesteigerter Gefahr bedrohen; langehin (bis zu Anfang der Völkerwanderung) machen sie meistens nur noch Raubzüge, im **Osten** die Gothen, die über die Donau weit in Griechenland eindringen und bald über das schwarze Meer selbst Klein-Asien heimsuchen; im **Westen** die Alemannen, die theils über die Alpen verheerend nach Italien einbrechen, theils allmählich über den deutschen Oberrhein nach Gallien (in den Elsaß) vorrücken, — die Franken, die vorzüglich von Holland aus Belgien und den ganzen flachen Westen Galliens bis zu dem

*) So in der Tabula Peutingeriana, einer in der Bibliothek Peutinger's, eines Augsburger Gelehrten († 1547), vorgefundenen Copie (a. d. 14. Jahrh.) von einer römischen Militärstraßen-Charte aus der Zeit Theodosius d. Gr.

**) Es gehört zu dem verderblichen Mißbrauch der Etymologie, daß man bloß nach dem Wortklange Sachsen für Sassen und Sueven für Schweifende erklärte und auf den daraus hergeleiteten Gegensatz zwischen seßhaften und umherschweifenden Deutschen ein ganzes System von Hypothesen aufführte.

Fuße der Pyrenäen, ja jenseit dieses Gebirges Spanien und das angränzende Afrika durchschwärmen, und die Sachsen, welche die Nordseeküsten des Römerreichs als Seeräuber plündern.

Unter Philipp dem Araber drangen die Gothen bis vor die Mauern von Marcianopolis; als deren Bewohner sie mit Gelde abkauften, gingen sie über die Donau zurück. Philipp wurde durch dieselbe Treulosigkeit der Soldaten, die ihn erhoben hatte, gestürzt. Die Legionen, die Mösien gegen einen neuen Einfall der Gothen beschützen sollten, empörten sich; als der tüchtige Decius gesandt wurde, zwangen sie diesen durch Bedrohung mit dem Tode, den Purpur zu nehmen und an ihrer Spitze gegen Philipp zu ziehen; dieser fand in oder nach einer Schlacht gegen ihn bei Verona seinen Tod (249). Ein neuer Einbruch der Gothen über die Donau nöthigte den Decius nach wenigen Monaten zum Kriege gegen sie; im folgenden Jahre kam er in einer großen Schlacht in Mösien in einem Moraste um (251). Das geschlagene Heer erkannte die vom Senat verfügte Ernennung des erfahrenen Heerführers Gallus zum Nachfolger an; dieser sah sich aber genöthigt, die Gothen durch einen Jahrestribut abzukaufen. Die Entrüstung im Reiche war um so größer, da alsbald neue Schwärme von Barbaren Illyrien heimsuchten. Dieses benutzte Aemilianus, der Statthalter von Pannonien, um die Soldaten zur Ermordung des Gallus anzustiften (253); er trat an seine Stelle, wurde aber schon nach 4 Monaten von dem allgemein hochgeachteten Valerian gestürzt, der den Tod des Gallus zu rächen kam (253).

249 251 253

6. Valerian und Gallienus.

Die 30 Tyrannen.

Die übereinstimmende Wahl des ganzen Reiches berief Valerian auf den Thron. Dieser, 60 Jahr alt, nimmt seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an, der Redner und Dichter war, aber kein Feldherr und Regent. Die Barbaren im Norden und Osten kannten schon die Schwäche des Reichs und machten immer dreistere Angriffe. Zunächst dehnten die Gothen ihre Raubzüge über die Küsten des schwarzen Meeres aus. Die Bezwingung des in Zerrüttung versunkenen Königreichs Bosphorus (Krim) verschaffte ihnen eine Flotte, mit der sie Klein-Asien, Griechenland und selbst Italien heimsuchten; unter Anderem verbrannten sie den berühmten Dianentempel zu Ephesus. In Italien stellte sich ihnen endlich Gallienus entgegen und schloß einen Vergleich, nach welchem ein großer Theil derselben in römischen Kriegsdienst trat. Gegen die Deutschen, die in Gallien einfielen, zogen beide Kaiser; bald mußte sich Valerian gegen den Orient wenden. In dieser Zeit hausen die Franken, ungehindert von

Gallienus, bis zu den Pyrenäen; die Alemannen dringen bis Ravenna, worauf sie vor einem vom Senate gegen sie gesandten Heere ihre Beute über die Alpen retten. — Die Perser hatten sich damals Armeniens bemächtigt; da dieses die Hülfe der Römer anrief, rückte Valerian über den Euphrat vor, wurde aber umzingelt und mußte sich dem Könige Saper ergeben (259), der ihn bis an seinen Tod in Haft behielt. Nur Odenathus, der in dem handelsreichen Palmyra herrschte, setzte durch seine Tapferkeit dem Sapor Schranken; Gallienus zeigte sich bei dem Geschicke seines Vaters gleichgültig und unthätig.

Bei der Fortdauer der Gefahren an den Gränzen suchten die bedrohten Länder sich selbst zu schützen; theils das Volk, theils die Legionen riefen tüchtige Anführer zu Kaisern aus, andere benutzten die Verwirrung des Reichs zu eigener Erhebung. So traten die sogen. »30 Tyrannen« hervor, in der That nur 19 Thronprätendenten, die sehr unpassend mit den 30 Tyrannen Athens verglichen wurden. Der ehrenwertheste derselben war Odenathus, dem Gallienus selbst den Titel »Augustus« zugestand und hiermit die Herrschaft im Orient übertrug, die er seiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia wie ein Erbtheil hinterließ. Die übrigen fanden meistens ein rasches und gewaltsames Ende; in Gallien folgten aber mehrere Usurpatoren auf einander, die auch Britannien und Spanien beherrschten, und Gallienus hatte so weder über diese westlichsten Reichsländer noch über den Orient zu gebieten. Seine Untüchtigkeit führt endlich seinen Sturz durch heimliche Nachstellungen herbei. Statt seiner erhebt das Heer den 268 80jährigen Claudius (268).

7. Claudius II. und Aurelian,

der Retter und der Wiederhersteller des Reichs.

Claudius II. (268—270) wird vom Senat bestätigt, ein Landmann aus Pannonien, aber unter großen Kriegsthaten ergrauet. Er stellte es dem Heere als die dringendste Aufgabe vor, den Einfällen der Barbaren zu wehren. Zuerst trieb er die wieder in Italien eingebrochenen Alemannen (am Gardasee) über die Alpen zurück; dann zwang er die Gothen (320,000 Mann!) in Mösien nach großem Verluste zum Rückzuge. Der Beiname »der Gothische« bezeichnet ihn als Retter des gesunkenen Reichs (wie anders, als in der ersten Zeit der Monarchie, wo der Beiname Germanicus die Hoffnung auf einstige völlige Bezwingung der Germanen weckte!). Nicht lange, so starb Claudius an der Pest, die von dem gothischen Heere ausgegangen war. Sein siegendes Heer rief den, vielleicht von ihm selbst als Nachfolger bezeichneten

270 **Aurelian** (270 — 275) zum Kaiser aus, der vom Senat anerkannt wurde, aber das Reich auf Italien, Afrika, Illyricum und Thracien

beschränkt fand. Er war der Sohn eines syrmischen Bauern, der aber durch seine Kriegstüchtigkeit emporstieg und endlich den Namen »Wiederhersteller des Reiches« erwarb. In weiser Mäßigung wandte er zuerst einen neuen Einbruch der Gothen dadurch ab, daß er ihnen die in der That unhaltbare Provinz Dacien überließ. Damit der Name derselben nicht aus dem Verzeichnisse der Provinzen verschwinde, wurde das Südufer der unteren Donau Dacia ripensis (Ufer-Dacien) genannt; aber auch viele Bewohner des eigentlichen Daciens wurden hierher verpflanzt; die jenseit der Donau zurückbleibenden Römer vermischten sich mit den Gothen, diese nahmen von ihnen Ackerbau und Bildung an und wurden zu einer Schutzwehr der römischen Gränze, mit der sie in dauernden friedlichen Verkehr traten (welcher bis zur Zeit Constantin's des Großen keine Unterbrechung erlitt). Dringendere Gefahren brachten dann die Alemannen, die 3 Male nach einander über die Alpen kamen, so daß selbst Rom zitterte; man zog die sibyllinischen Bücher zu Rathe, ob etwa Gefangene irgend einer Nation geopfert werden sollten (vergl. S. 207), dieselben geboten jedoch, der milderen Weise der Zeit gemäß, eine harmlose Procession. Zu dauernder Sicherung Roms erschien aber dem Kaiser eine neue Mauer um die Stadt im weitesten Umfange nothwendig; dieses Werk, das er begann, wurde unter Probus vollendet (S. 103).

Noch behauptete sich aus der Zeit der 30 Tyrannen: Tetricus im Westen und Zenobia im Orient. Die Legionen des Tetricus, der sich heimlich mit Aurelian vertragen hatte, wurden in einer Schlacht bei Chalons besiegt und das Reich noch einmal bis zum Pictenwalle ausgedehnt. Vor oder nach jenem Siege zog Aurelian gegen »die Königin des Ostens«. Zenobia, die sich der Abkunft von macedonischen Königen rühmte, war in griechischer Weise unter Leitung des Philosophen Longinus gebildet, und eben so liebenswürdig als heldenmüthig. Sie hatte das Reich des Odenathus nicht nur behauptet, sondern nach Klein-Asien und Aegypten auszudehnen begonnen. Nach mehreren Siegen Aurelian's mußte sie fliehen und vermochte sich selbst in Palmyra nicht zu halten. Sie fiel in die Hände der Römer, denen sie ihre Rathgeber opferte, unter ihnen den edlen Longinus, der als wahrer Weiser zum Tode ging. Palmyra öffnete den Römern die Thore, nach einer Empörung wurde es jedoch zerstört. Noch Aurelian stellte es zwar wieder her, aber im 8. Jahrhundert erlag es vor den Arabern, deren Hütten noch jetzt zwischen den prachtvollen Ruinen (eines riesenmäßigen Sonnentempels rc.) zerstreut liegen, die seit ihrer Wiederentdeckung (um 1700) das Staunen Europa's erweckt haben. Zenobia und Tetricus wurden bei Aurelian's Triumph aufgeführt, der Zenobia eine Villa zu Tibur eingeräumt. Aurelian wurde durch Gesandtschaften aus Aethiopien, Arabien, Persien, Baktrien, Indien und China geehrt.

Die Heere, mit denen »der Wiederhersteller des Römerreichs« ge-

siegt hatte, bestanden schon dem größten Theile nach aus **Barbaren**; dennoch hielt er mit diesen bis an das Ende seiner Regierung die **Gothen** und **Alemannen** wie die **Perser** durch wiederholte Feldzüge in Schranken.

Im **Inneren** des Reiches zeigte er die größte Strenge, um die Kriegszucht aufrecht zu halten und — wo möglich — dem Sittenverderben zu steuern. Als sich sein Geheimschreiber wegen entdeckter Betrügereien mit harter Strafe bedroht sah, überredete dieser mehrere Vertraute des Kaisers, daß auch ihr Leben in Gefahr sei, weßhalb sie sich rasch zur Ermordung

275 Aurelian's entschlossen (275). Nach der That suchten die Verschworenen Straflosigkeit, indem sie die Ernennung des Thronfolgers dem **Senat** überließen; dieser wagte indeß keine Bestimmung ohne das **Militär**. Weil keiner von beiden Theilen voranschreiten wollte, blieb der Thron 8 Monate unbesetzt. Die **Legionen** hielten sich in dieser Zeit gegenseitig in Schach; endlich erklärte der **Senat**, daß zum Schutz der Gränzen die Kaiserwahl nicht länger aufgeschoben werden dürfe.

8. Tacitus, Probus, Carus und dessen Söhne.

Tacitus (275. 276), ein 75jähriger Senator — ein Nachkomme des berühmten Geschichtschreibers —, wurde trotz seines Sträubens zur Annahme des Kaiserthums bewogen; das römische **Volk** und die **Prätorianer** erkannten ihn an. Er schenkte gleich Anfangs sein ungeheures Vermögen dem Reiche (wohl um dieses selbst seiner Familie zu sichern). Er stellte noch einmal die Rechte des **Senats** wie in den Zeiten der Antonine her, was großen Jubel unter den friedlichen Bürgern des Reichs erregte. Doch »es war unmöglich, daß die Armeen und Provinzen auf die Dauer dem Regiment der üppigen und unkriegerischen Vornehmen in Rom gehorchten« (Gibbon). Der alte Kaiser entzog sich den Beschwerden des Krieges nicht; als **Alanen** Klein-Asien bedrohten, trieb er diese zurück. Bald wurde die Widerspänstigkeit der Soldaten die Ursache seines Todes; er erlag entweder dem Kummer über diese oder den Nachstellungen von

276 Meuterern (276). Als sein Bruder **Florian** es wagte, an der Spitze einiger Legionen ohne Zustimmung des Senats das Imperium zu übernehmen, trat **Probus** als Rächer des Senats auf; Florian fiel durch seine eigenen Truppen.

Probus (276 bis 282), gleich Claudius und Aurelian ein **pannonischer Landmann**, der durch Kriegsthaten emporgekommen war, regierte in Uebereinstimmung mit dem **Senat**, dem er gern die Verwaltung überließ, während er selbst das Reich mit den Waffen beschützte. Hierzu verstärkte er die Heere durch **Werbungen** bei den **Deutschen** (16,000 M.), die er aus Gallien vertrieb und in das Innere Deutschlands (angeblich bis zur Elbe) verfolgte. Er soll die Gränzbefestigungen

von Regensburg bis zum Taunus (die noch an vielen Stellen unter dem Namen »Teufelsmauer und Pfahlgraben« erhalten sind) vollendet und so noch einmal die Herrschaft über das Zehntland (S. 313) gesichert haben. Da er aber auch nöthig fand, in erschlafften und entvölkerten Gränzprovinzen Ansiedelungen **Deutscher** zu begründen, so lag der Schutz des Reiches schon fast gänzlich in den Händen dieser Barbaren.

Das rühmliche Streben des Probus, die Soldaten durch friedliche Arbeiten zu beschäftigen, weckte die Erbitterung der trotzigen Truppen. Die Anpflanzung der Reben am Rhein und an der Donau ist seiner Anordnung zu verdanken; als indeß die Legionen von ihm angewiesen wurden, Abzugsgräben in den syrmischen Sümpfen anzulegen, wurde er von ihnen erschlagen (282). Statt seiner wählten sie den bejahrten Garde-Präfect Carus, der seine beiden Söhne Carinus und Numerianus als Mitregenten annahm. Die 3 Herrscher vermochten kaum die Gränzen gegen die Franken, Sarmaten und Perser zu sichern. Auf einem Zuge gegen die letzteren kam Carus um (durch einen Blitzschlag oder seine Truppen), auch Numerianus, der ihn begleitet hatte, wurde bald von seinen Truppen ermordet. Das Heer des Orients rief dann den tapferen und einsichtsvollen Diocletian, Chef des Generalstabes, zum Herrscher aus; er zog gegen den sittenlosen Carinus nach dem Westen, der aber, auf die Legionen am Rhein gestützt, erst nach hartnäckigem Widerstande von Diocletian bezwungen und von seinen eigenen Truppen ermordet wurde. Die Legionen des Westens vereinigten sich mit denen des Ostens in der Anerkennung des **Diocletian** (284).

282

9. Diocletian (284 bis 305)

284 bis 305

war der Sohn eines Freigelassenen, hatte sich schon früh, von Orakeln, die seinem Ehrgeiz zusagten, angeregt, dem Kriegsdienst gewidmet und wurde, obwohl ohne höhere Bildung, noch mehr wegen seiner Klugheit, als wegen seiner Tapferkeit, die sich wenigstens nicht mit großer Kühnheit verband, durch die Truppen auf den Thron erhoben. Mit richtigem Blicke durchschaute er die Verhältnisse des Reichs, und wenn auch die von ihm ausgehende Umgestaltung desselben nur ein Versuch war, so waren doch in diesem die Grundzüge vorgezeichnet, auf denen die Zukunft weiter baute; und es ist bewundernswerth, wie er selbst die Theilung des Reichs zu benutzen wußte, um, so lange er die Regierung behielt, dem vielfach bedroheten Staate neue Festigkeit zu geben.

Wie weit es schon mit der Schwäche des Reichs, den erstarkenden Barbaren gegenüber, gekommen war, hatte das Auftreten der 30 Tyrannen gezeigt. Die Römer waren seitdem vor Allem auf Vertheidigung angewiesen. Während Diocletian deßhalb seine Herrschaft lediglich auf die Kriegsmacht stützte und das Ansehen des Senats hintansetzte, erkannte

er zugleich als tüchtiger Feldherr, daß den allseitig bedrohten Gränzen nicht mehr von Einem Mittelpunkte aus Schutz gewährt werden konnte. Eigenmächtig erhob er, wahrscheinlich bald nach seiner Thronbesteigung, den Maximian zum Reichsgehülfen, den Sohn eines syrmischen Bauern, der sich in langjährigem Kriegsdienst fast an allen Gränzen des Reichs hervorgethan hatte, aber an Geist eben so tief unter Diocletian stand, als er denselben an Kühnheit und durchgreifendem Wesen übertraf. Er wurde Anfangs Cäsar, dann wie Diocletian selbst Augustus benannt, doch behauptete dieser fortwährend ein unbedingtes Ansehen über denselben, und benutzte ihn, wo es unnachsichtiger Strenge bei Regierungshandlungen bedurfte, die er zu rechter Zeit wieder in die Schranken zu weisen verstand. Bezeichnend wählten die Kaiser religiöse Beinamen, Diocletian von dem höchsten Gotte: Jovius, Maximian von dem kräftigsten Heros: Herculius. Erst später (292) fand Diocletian nöthig, zu allseitigem Schutze der Gränzen noch 2 jüngere Heerführer zu Reichsgehülfen zu ernennen, die von den Augusten mit dem Titel von Cäsaren adoptirt wurden. Dem Maximian, welchem Afrika und Italien zugewiesen blieb, wurde Constantius (Chlorus d. i. der Bleiche) zugesellt, aus vornehmem dardanischen Geschlechte, von mildem freundlichen Gemüth, dem der Schutz der Rheingränze, die Regierung von Gallien, Spanien und Britannien übertragen ward. Diocletian nahm zum Reichsgehülfen im Orient den Galerius, der an Abkunft und Sinnesart dem Maximian glich, und überließ ihm die Bewachung der Donaugränze, wie Thracien, Illyrien und Griechenland. Diocletian's Ansehen ward von allen durch ihn erhobenen Mitherrschern fortwährend anerkannt. Die jüngeren Herrscher hatten die gefährlichsten Gränzen an Rhein und Donau zu bewachen, während die älteren Kaiser den Glanz der Regierung aufrecht erhalten sollten, Maximian in dem Stammlande, wo er aber gewöhnlich in Mailand, nicht in Rom, residirte, Diocletian im Orient, wo er seine Residenz in Nikomedien nahm, einer Stadt Klein-Asiens in ziemlich gleicher Entfernung von dem Euphrat und der unteren Donau, durch dessen prächtige Ausschmückung er Rom in Schatten zu stellen begann. Diocletian, der selbst ohne Erben war, bestimmte sein Theilungssystem zur Grundlage einer dauernden Reichsordnung; die Cäsaren sollten in den Platz der Auguste rücken und so eine regelmäßige Thronfolge gesichert werden.

Ehe die inneren Verhältnisse hinreichend geordnet werden konnten, war eine Reihe von Kämpfen zu bestehen. Schon als Maximian noch allein den Occident verwaltete (meistens von Arles oder Trier aus), erhob sich ein furchtbarer Aufstand in Gallien, wo die gedrückten Bauern (Bagauden) sich gegen ihre Gutsherren wie gegen die römischen Herrscher auflehnten; zwar nahmen 2 aus der Mitte der Aufrührer den kaiserlichen Titel an, der gallische Adel flüchtete, aber ihre vereinzelten Haufen mußten

in dem offenen Lande bald den geordneten Heeren der Römer unterliegen. — Um während dieses Krieges die Seeräuberzüge der Franken (von den Niederlanden aus?) zurückzuweisen, hatte Maximian in Gessoriacum (Boulogne) eine Flotte errichtet, deren Oberbefehl er dem Carausius, von dunkler Herkunft aus Batavien oder Britannien, übertrug. Als dieser durch Einverständniß mit den Seeräubern sein Mistrauen erweckte, schritt derselbe zur offenen Empörung fort und warf sich, im Besitze der römischen Flotte, zum Kaiser in Britannien auf; er schützte hier die Gränzen zu Land und See, förderte die Cultur und behauptete sich 7 Jahre; erst nachdem Constantius als Cäsar eine Flotte gegen ihn ausgerüstet hatte, wurde er von seinen eigenen Leuten ermordet (294), und Constantius erwarb sich den Ruhm, Britannien von Neuem mit dem römischen Reiche zu vereinigen. Er wies auch die Alemannen über den Rhein zurück, nahm aber nach der von Diocletian gebilligten Politik dieser Zeiten viele derselben in dem entvölkerten Gallien auf. — Im Orient hatte Diocletian gleich Anfangs die Gränzen von Aegypten bis zum Euphrat wie an der Donau durch eine Reihe befestigter Lager gesichert. Die Deutschen, welche diese nicht zu durchbrechen vermochten, kehrten damals die Waffen gegen einander; die Perser hielten sich eine Zeitlang ruhig. Bald sollten jedoch die beiden Auguste im Süden des Reiches Beschäftigung finden. Auch die afrikanischen Gränzvölker wagten sich zu Angriffen auf dasselbe hervor, maurische Stämme brachen in die Länder am Atlas, Aethiopier (Blemmyer aus Nubien) in Aegypten ein; in Karthago und Alexandrien traten Usurpatoren auf. Afrika scheint indeß rasch wieder unterworfen zu sein (in Aegypten zeigt sich damals eine früher in der Geschichte nicht erwähnte Menschenclasse, die Alchymisten, deren Bücher über die Goldmacherkunst Diocletian sämmtlich verbrennen ließ). In einen langdauernden Krieg wurde Diocletian endlich mit den Persern verwickelt (296 — 303). Nochmals nahm gegen diese ein armenischer Herrscher Tiridates, die Hülfe der Römer in Anspruch. Diocletian leitete den Krieg von Antiochien aus; dem Galerius übertrug er den Oberbefehl des Heeres, ließ ihn nach einer Niederlage seine Ungnade fühlen und hielt ihn nach dem endlichen Siege von übermüthiger Behandlung des Perserkönigs (Narses) zurück; jedoch mußten die Perser nicht nur Mesopotamien, sondern selbst die Gebirgsdistricte der Karduchen (Kurdistan) an die Römer abtreten. Diocletian und Maximian hielten einen großen Triumph in Rom, das solche Schauspiele lange nicht gesehen hatte.

Es gehörte zu den Regierungsmaximen Diocletian's, die Bedeutung **Roms** durch die Erhebung anderer Städte hinabzudrücken; unter Maximian wurde Mailand durch Erbauung eines Palastes, Circus, Theaters ꝛc., zu einer prächtigen Stadt; Nikomediens Größe nahm durch Diocletian so rasch zu, daß es nur Rom, Alexandrien und Antiochien nachstand. Diocletian scheint bis zu seinem Triumphzuge nicht nach Rom ge-

kommen zu sein, und auch damals verließ er die Stadt, ehe 2 Monate vergingen. Denn in Rom waren weder die Spuren des republikanischen Geistes noch der Soldatenherrschaft zu vertilgen und Beides war dem Herrschersinn des Diocletian zuwider. Er überließ es dem Maximian, den aufstrebenden Senat durch die gehässigsten Verfolgungen der freisinnigen Mitglieder desselben niederzudrücken; die Macht der Prätorianer brach er, indem er allmählich ihre Zahl verringerte und ihre Vorrechte schmälerte; endlich erhob er neben denselben 2 ihm ergebene illyrische Legionen, die mit den Namen der Jovianer und Herculianer bezeichnet wurden. Der Einfluß des Senats sank bei der dauernden Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom in die Provinzen immer tiefer; Diocletian sah aber auch die Zeit gekommen, wo es nothwendig wurde, das Ansehen des Monarchen den Bürgern wie den Soldaten gegenüber durch die Formen des orientalischen Despotismus zu stützen. Nach Weise der Perserkönige nahm er das Diadem, eine weiße Kopfbinde mit Perlen, die den früheren Römern als Zeichen des Königthums verhaßt war, auch wählten er und seine Nachfolger Kleider von Seide und Gold. Er duldete, daß ihn die griechisch redenden Orientalen mit dem Namen Basileus (König) benannten, erhob in Gesetzen die Formel: »unser Herr und Kaiser« zum Gebrauch, ließ sich und Maximian als Gottheiten bezeichnen und führte die Sitte des Niederfallens in Gegenwart des Herrschers ein. Auch das Hofgesinde und die Beamtenschaar wurde nach orientalischer Weise vermehrt und die Rangstufen durch Titel und Trachten unterschieden. Die entarteten Römer, die nicht mehr durch Liebe der Freiheit und des Vaterlandes zu gemeinnützigem Wirken begeistert wurden, konnten in der That nur noch durch die Ehrfurcht vor dem mächtigen Herrscher ihres Reiches zum Dienste für dasselbe herangezogen werden. Aber vergeblich war der Versuch Diocletian's, der freilich persönlich der höchsten Achtung würdig war, diese seinen Nachfolgern allein durch die äußeren Formen des Hofgepränges und der Dienstbarkeit zu sichern. Es war der Zukunft vorbehalten, durch eine Religion, die Diocletian verfolgte, noch einmal einen höheren Nimbus um den römischen Kaiserthron zu verbreiten.

Zur Verfolgung der Christen (s. u.) scheint Diocletian durch den Gedanken bestimmt zu sein, daß die schon ungeheuer angewachsene Gemeinschaft derselben das Staatsregiment mit Gefahr bedrohe. Dennoch soll er nur mit Widerstreben auf die Forderung des Galerius und seiner nächsten Umgebung darein gewilligt und selbst die Maßregeln der Herrscher wie den Fanatismus des Volks gegen die Christen vielfach gemildert haben. Nicht lange nach dem Anfange dieser Verfolgung, die ihr Ziel völlig verfehlte, erkrankte Diocletian; als er nach einem Jahre genesen war, fühlte er sich doch unfähig, die Regierung des zerrütteten Reichs noch länger zu führen. Freiwillig entsagte er dem Thron (305); nur durch sein Ansehen bestimmte er auch den Maximian, an demselben Tage wie er die Herrschaft niederzule-

gen. Dieser zog sich nach einer Villa in Lucanien, Diocletian selbst nach Salona bei Spalatro in Dalmatien zurück, wo er sich in einer reizenden Gegend eine prächtige Villa erbaute und noch 8 Jahre im Genusse der Natur und mit ländlicher Arbeit beschäftigt lebte.

10. Die Reichstheilung von Diocletian bis auf Constantin den Großen.

Nach der Abdankung der bisherigen Auguste traten die Cäsaren Galerius und Constantius in deren Würden und Titel ein. Diocletian hatte dem Galerius, der sein Eidam war, die Ernennung von 2 neuen Cäsaren übertragen; derselbe wählte 2 unbedeutende Offiziere, die er völlig beherrschen zu können meinte, Maximin und Severus, und da der milde Constantius Chlorus, der dem Severus Italien und Afrika ohne Widerstreit überließ, einem nahen Tode entgegen zu gehen schien, so hoffte Galerius, bald die Oberherrschaft über das gesammte Reich zu erlangen.

Noch kurz vor seinem Tode rief aber Constantius seinen ältesten Sohn Constantin, der seit der Ehescheidung seiner Mutter Helena von ihm getrennt lebte, zu sich, und als er selbst auf einem Zuge gegen die Caledonier in York starb (306), erhoben seine Legionen den damals 32jährigen **Constantin**, der eben so klug als ehrgeizig war, zum Augustus. Galerius erkannte ihn zwar nur als Cäsar an und verlieh dem Severus den Titel Augustus; um dieselbe Zeit erhob sich aber ein Aufstand in Rom, wo die Bürger, der Senat und die Reste der Prätorianer die frühere Bedeutung wiederzugewinnen trachteten und den Maxentius, den Sohn des alten Maximian, als Kaiser ausriefen, worauf Severus in Ravenna gefangen genommen und hingerichtet wurde. Da inzwischen Maxentius seinen aus der Verborgenheit zurückkehrenden Vater als Augustus anerkannte, der den Constantin zu seinem Eidam erhob, während der Augustus Galerius statt des Severus seinen Freund Licinius zum Augustus. erhob (307), so gab es jetzt 6 Kaiser: Galerius, der den **Orient** mit Maximin beherrschte und den Occident für Licinius bestimmte, und diesem gegenüber Maximian, unter dem die Cäsaren Maxentius und Constantin den **Westen** regierten. Doch dauerte zwischen beiden Theilen aus gegenseitiger Furcht ein Zustand der Ruhe. [306]

Nach dem Tode des Maximian (310) und Galerius (311) erhob sich Constantin gegen seinen Schwager, den rohen Maxentius, der sich durch Tyrannei allgemein verhaßt gemacht hatte und in der Nähe von Rom (312) vor ihm erlag, worauf Constantin die **Prätorianer** völlig auflöste. Er beherrschte jetzt den ganzen Westen. Im Osten zerfielen um dieselbe Zeit Maximin und Licinius, die bei dem Tode des Galerius den Osten unter sich getheilt hatten. Maximin wurde bezwungen und getödtet. Er war der letzte und unversöhnlichste Feind der Christen, [312]

der aus Anhänglichkeit an das Heidenthum demselben durch Nachahmung der christlichen Hierarchie neue Festigkeit zu geben versuchte. Im Occident hatte schon der milde Constantius Chlorus den Verfolgungen, die nur den Frieden des Reiches störten und ihrem eignen Zwecke entgegenwirkten, ein Ziel gesetzt. Sein Sohn Constantin folgte hierin ganz seinem Beispiel, weßhalb sich die Christen ihm immer mehr zuwandten. Vor seinem letzten Kampfe gegen Maxentius (bei Rom 312) nahm er bereits das Zeichen des Kreuzes (das ihm unter Mittag am Himmel erschienen sein sollte) in die Heerfahne auf (die seitdem das »Labärum« heißt). Nachdem er gesiegt hatte, hielt er eine Zusammenkunft mit Licinius in Mailand, wo
313 beide Kaiser durch ein Edict »allgemeine Duldung« ankündigten (313) und einen Vergleich schlossen, nach welchem Licinius den Osten, Constantin den Westen behielt. Als Licinius durch Altersschwäche und mancherlei Laster sein Ansehen verlor, bedrängte er die Christen nochmals, weil er sie für Anhänger Constantin's hielt. Nachdem Constantin eben einen ruhmvollen Krieg gegen die Gothen beendet hatte, schritt er zum Kampfe mit dem Licinius. Er schlug ihn bei Adrianopel, schloß ihn in Byzanz ein und belagerte ihn hier, freilich vergeblich, bis er ihn durch einen Seesieg seines Sohnes Crispus zwang, sich nach Asien zu werfen, wo er endlich in seine Hände fiel und bald wegen angeblicher Verrätherei hingerichtet ward. So gelangte Constantin der Große zur Alleinherrschaft im römischen Reich und damit war zugleich der Sieg des Christenthums in demselben entschieden (323).

Die christliche Kirche bis auf Constantin des Großen Alleinherrschaft.

Christliche und heidnische Literatur von 180 bis 323.

Die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, die Jesus Christus unter dem Namen des »Reiches Gottes« auf Erden begründen wollte, mußte auch zu einer äußeren Gemeinschaft seiner Bekenner führen. Christus selbst hatte den Aposteln, die er aussandte, das Evangelium zu predigen, den Befehl ertheilt, Alle, die seine Jünger sein wollten, durch das äußere Zeichen der Taufe zu verpflichten, sein Wort zu halten, und der einfache Gebrauch des Abendmahls, den er kurz vor seinem Hingange zu seinem Gedächtnisse gestiftet hatte, war zu steter Erneuerung des Bundes seiner Bekenner unter einander und mit dem Begründer ihres Glaubens bestimmt. Ueber die Verfassungsformen der christlichen Gesellschaft hatte aber Christus mit großer Weisheit Nichts vorgeschrieben, da diese nach Zeit- und Ortsverhältnissen wechseln müssen.

Die Apostel stifteten vereinzelte Gemeinden (ecclesia, dah. franz. église) in verschiedenen Gegenden des römischen Reichs, in größeren und kleineren Städten, wo sich vorzüglich die niederen Classen, die nur ihrem Gemüthszuge folgten, ohne sich durch äußerliche Rücksichten abhalten zu lassen, der neuen Lehre zuwandten. Schon in diesen ersten Gemeinden bildeten sich aus den Verhältnissen selbst, doch unter Leitung der Apostel, die gesellschaftlichen Einrichtungen, die auch späterhin zur Grundlage einer Gesammtkirche (Kirche, verunstaltet aus Kyriake, d. i. Haus des Herrn) dienten. Die Gleichheit aller Bekenner Christi vor dem Herrn führte zu einer demokratischen Gemeindeverfassung, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß der Glaube der Christen seinem Ursprunge nach auf dem höheren Ansehen des Stifters beruhte und daß die Apostel im Namen Christi nicht nur den Inhalt seiner Lehre bestimmten, sondern auch die Gemeinschaft seiner Bekenner ordneten. Die Hauptgeschäfte, die einer Gemeinde von Christen oblagen, waren Uebung der Liebe gegen Arme und Aufsicht über die Sitten aller ihrer Mitglieder. Für Beides wurden Mitglieder der Gemeinde durch die Wahl derselben ernannt, für die Armenpflege Diakonen (d. i. Boten, Diener) und Diakonissen, für die Sittenaufsicht Aelteste (Presbyter, woraus später »Priester« wurde). Wahrscheinlich bildeten jene wie diese ein Collegium, und den Vorsitz in demselben hatte der Bischof (verunstaltet aus »Episkopos«, d. i. Aufseher), über dessen Ernennungsart Nichts bekannt ist, der aber seiner ganzen Stellung nach den Apostel als Stifter der Gemeinde vertrat und vielleicht von demselben ursprünglich erwählt oder doch bestätigt wurde. Alle diese Aemter wurden Anfangs als Liebesdienste versehen, ohne äußeren Lohn, nahmen aber auch nur einen kleinen Theil der Thätigkeit ihrer Inhaber in Anspruch, die, wie die Apostel selbst, für ihren Unterhalt auf anderen Erwerb angewiesen waren. Sobald mit Vergrößerung der Gemeinden der Geschäftskreis der Beamteten sich erweiterte, erhielten dieselben durch freiwillige Gaben der Gemeindeglieder Unterhaltsmittel. Diese flossen in die von dem Bischof (und den Presbytern) verwaltete Gemeinde-Casse, die gleich Anfangs zum Zwecke der Armenpflege begründet war.

Die Verfolgungen, denen das Christenthum zeitweilig ausgesetzt war, halfen nicht nur die Zahl der Christen außerordentlich rasch vermehren, sondern auch die Ausbildung der Kirchenverfassung stand wesentlich unter dem Einfluß derselben; sie gestaltete sich nicht nur ohne Mitwirkung des Staates, sondern im Widerstreit mit demselben. Von den Städten aus verbreitete sich das Christenthum auf die nachbarlichen Dörfer; nur selten wird in den Landgemeinden ein Bischof (Chorepiskopos, d. i. Landbischof) erwähnt; dieselben ordneten sich vielmehr dem nächsten städtischen Bischof unter, um bei diesem, zumal in Zeiten der Bedrängniß, Rath und Schutz zu finden. So bildeten sich bischöfliche Sprengel (Diöcesen), die sich auf mehrere Gemeinden erstreckten. Auch die

Bischöfe der kleineren Städte einer Provinz traten alle in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Bischofe der Provinzial-Hauptstadt (Metropole), da dieser durch seinen Einfluß bei dem Statthalter ihnen mehrfach nützlich werden konnte. So entstanden Erzbischöfe, Metropoliten, und ihr Sprengel umfaßte mehrere Diöcesen. Da die Christen ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen genöthigt waren, so versammelten sich schon früh die Bischöfe einer Provinz als die natürlichen Vertreter ihrer Sprengel zu gemeinsamen Berathungen, und daraus gehen, noch vor 250, regelmäßige Provinzialsynoden hervor, auf denen die Gesetzgebung für die Kirche geübt ward und deren Beschlüsse, weil sie aus Inspiration hergeleitet wurden, für unverbrüchlich galten. Die höhere Bedeutung, welche Jerusalem als Ursitz des Christenthums, Antiochien und Alexandrien als die Verkehrsmittelpunkte in Asien und Afrika, und Rom (wie später Constantinopel) als Hauptstadt des Reiches hatten, gab auch den Bischöfen derselben einen höheren Rang, der durch den Patriarchen-Titel bezeichnet wurde. Der Gedanke einer Einheit der Kirche war in dem Wesen derselben begründet, tritt aber wegen der früheren Vereinzelung der Gemeinden erst bei den Schriftstellern des 3ten Jahrhunderts (besonders bei Cyprian von Karthago) entschieden hervor. Die Einheit des römischen Reichs, dessen Gränzen fast sämmtliche Bekenner des Christenthums umschlossen, begünstigte die Gestaltung einer katholischen, d. i. allgemeinen Kirche, und der Bischof von Rom erlangte nicht sowohl als Nachfolger des Apostels Petrus, als deßhalb das höchste Ansehen, weil er seinen Sitz in dem Mittelpunkte des Reichs hatte. Die Verschiedenheit des Orients und Occidents im Charakter wie in der Sprache machte sich indeß von Anfang her auch in der Entwickelung der Kirchen geltend.

Die inneren Verhältnisse der Kirche gestalteten sich vorzüglich dadurch um, daß die hohe Ehrfurcht vor der Religion dem Ansehen der kirchlichen Beamten (Geistlichen) zu Statten kam. Mehr und mehr wurden diese aus Dienern der Gemeinde zu ihren Herren; bald beriefen sie sich, um diese Stellung als ein göttliches Recht in Anspruch zu nehmen, auf das Vorbild des alttestamentlichen Priesterthums und nannten sich gleich dem Stamme Levi den Clerus (»das Loos« des Herrn); die übrigen Gemeindeglieder wurden nun als unterthänige Masse schlechthin das »Volk« (Laos, daher Laici, »Laien«) benannt. So lange indeß die Geistlichen von den Gemeinden gewählt wurden und diese durch freiwillige Gaben den Unterhalt derselben bestritten, wurde die Herrschlust des Clerus in Schranken gehalten und in den Laien das Bewußtsein genährt, daß jene von ihnen abhängig seien.

Auch die feste Ordnung der kirchlichen Gesellschaftseinrichtung förderte die Ausbreitung des Christenthums. Unter dem Hause des Severus gestattete man den Christen schon die Erbauung eigener Kirchen, die öffentliche und

feierliche Wahl ihrer Bischöfe ꝛc. Inzwischen war aber zugleich der Stolz der Christen gewachsen, der Parteigeist stellte sie den noch heidnisch gebliebenen Bewohnern des Reichs entgegen, und während sie als Minderzahl der überwiegenden Mehrheit gegenüber den leidenden Gehorsam beobachtet hatten, wagten sie jetzt immer offener, selbst der Staatsgewalt entgegenzutreten, zumal nachdem ihnen von einzelnen Kaisern, z. B. Maximin, Philipp (oft nur, weil diese unter dem Einfluß christlicher Umgebungen standen), Schonung und Begünstigung zu Theil geworden war. Mehrere der besseren Kaiser, welche das altrömische Wesen herzustellen unternahmen, hielten dagegen schon um dieses Zweckes willen Verfolgung der Christen für geboten (wie Decius, Aurelian), und so traten aus verschiedenen Gründen abwechselnd Verfolgungen und Ruhezeiten ein; die Zahl der Christen nahm aber fortwährend zu. Ein letzter Versuch, die mächtig angewachsene Partei zu unterdrücken, ging von Diocletian, doch erst in seinen letzten Regierungsjahren aus. Maximian und Galerius erbitterten ihn gegen die Christen, die sich weigerten, sich dem Kriegsdienste zu unterziehen oder als Soldaten an heidnischen Opfern Theil zu nehmen. So zögernd er sich indeß zu gewaltsamen Maßregeln gegen die Christen entschloß (Ausschließung derselben von öffentlichen Aemtern, Niederreißung ihrer Kirchen, Confiscation ihres zum Theil schon sehr bedeutenden Gemeindevermögens, Einforderung ihrer heiligen Bücher, Todesstrafe der Theilnehmer an den geheimen gottesdienstlichen Versammlungen ꝛc.), so ließ er sich doch durch den unbeugsamen Widerstand derselben endlich zu der Erklärung verleiten, er wolle den Namen der Christen, die bereits einen Staat im Staate bildeten, völlig vertilgen. Daß er die Ausführung dieser Absicht unmöglich fand, scheint wesentlich auf seinen Entschluß, dem Thron zu entsagen, eingewirkt zu haben. Galerius, welcher erkannte, daß die Verfolgung nicht zum Ziele führe, verkündete (freilich erst unmittelbar vor seinem Tode 311) in seinem, Licinius' und Constantin's Namen durch ein Edict: »daß die Christen ihre Versammlungen ungehindert besuchen könnten, wenn sie die bestehenden Gesetze achteten.« In demselben Sinne hatte schon länger Constantius Chlorus gewirkt; der rohe Maximin erneuerte noch einmal die Verfolgung. Immer allgemeiner aber ward schon die Ueberzeugung, daß dem neuen Glauben die Zukunft gehöre!

Unter dem Zusammentreffen des Christenthums mit den älteren Religionen mußte auch die Lehre desselben sehr verschiedene Auffassungen erfahren. Ein Judenchristenthum (Ebioniten und Nazarener), welches das mosaische Gesetz beibehalten wissen wollte, konnte sich nicht lange behaupten. Ein Versuch, das Christenthum und die Lehre Zoroaster's (von einem Kampfe zwischen dem guten und bösen Urwesen) zu verschmelzen, ging von Manes um die Zeit der Wiederherstellung der altpersischen Religion durch den Stifter der Sassaniden (S. 331) aus; die Anhänger desselben, Manichäer, erhielten sich bis in's sechste Jahrhundert, wo auch die

Judenchristen meistens verschwinden. In dem hellenistischen Orient traten verschiedene Parteien mit dem Bestreben hervor, mittels einer phantastischen Speculation eine höhere Kenntniß (Gnosis) von dem Christenthum zu gewinnen, die nur Denen, welche sich einem beschaulichen Leben widmeten, zugänglich wäre. Diese, Gnostiker genannt, doch, ohne gemeinsamen Stifter, von Anfang her in verschiedene Schulen getheilt, stellten sich zwar der engherzigen Ansicht der Judenchristen entgegen, konnten sich aber bei der Willkür ihrer Lehrsätze nur auf kurze Zeit (seit Trajan) eine höhere Bedeutung verschaffen und traten bis zum sechsten Jahrhundert immer mehr zurück. Eine klarere philosophische Richtung, die sich fester an die historischen Grundlagen des Christenthums hielt und dasselbe mit griechischer Wissenschaft, besonders auf Plato gestützt, in Einklang zu bringen suchte, bildete sich in der christlichen Schule von Alexandrien aus. Der Gründer derselben war Clemens von Alexandrien, wahrscheinlich aus Athen, der sich erst im männlichen Alter dem Christenthum zuwandte (um 190); sein berühmterer Schüler **Origenes** (geb. 185 in Alexandrien) hat aber durch seine (noch erhaltenen) Schriften und seine begabten Jünger lange Zeit hindurch eine freie und edle Richtung in der christlichen Kirche erhalten, bis er eben deßhalb nach seinem Tode (um 300) verketzert ward. Die Gestalt, welche das Christenthum im Volksglauben annahm, bildete sich vorzüglich im Abendlande aus, wo man sich völlig an die historische Grundlage hielt (Irenäus von Lyon um 200, Tertullian von Karthago † 220, und dessen Schüler Cyprian); vor Allem aber behauptete sich Rom als Mittelpunkt der herrschenden Kirche, nicht bloß durch seinen Ruf, die apostolische Ueberlieferung rein bewahrt zu haben, sondern hauptsächlich durch die gesunde Mitte, die dasselbe unter den verschiedensten Lehrstreitigkeiten in Schutz nahm.

Der beschauliche Geist des Orients rief auch das Mönchswesen hervor, das zuerst unter der Verfolgung Diocletian's eine festere Gestalt erhielt. Schon länger gab es Asceten, die sich durch fromme Uebungen hervorthaten, oft als Anachoreten (Einsiedler) sich der menschlichen Gesellschaft entzogen. Antonius, aus einem oberägyptischen Dorfe, fromm, aber ohne höhere Bildung, lebte auf diese Weise zwischen den Felsen der thebaischen Wüste. Während der diocletianischen Verfolgung erschien er in Alexandrien, um die Christen zu ermuthigen, und viele derselben folgten ihm als Einsiedler nach. Als die Zahl derselben sehr groß wurde, soll sie Pachomius zu einer Gemeinschaft verbunden haben, indem sie ihre Hütten zusammenbauten. Erst gegen 400 wurden aus den vereinzelt Lebenden (Monachi, Mönche) gemeinsam Lebende (Cönobiten); auch diese hatten freilich jeder eine besondere Zelle in einem abgesperrten Gebäude (claustrum, daher Kloster), wo gewöhnlich ein Aeltester (Abt, d. i. Vater) die Aufsicht erhielt. Nur langsam verbreitete sich das Mönchswesen im Abendlande und gewann dort erst im sechsten Jahrhundert eine

höhere Bedeutung, seitdem demselben (durch Benedict von Nursia) eine praktischere Richtung gegeben wurde. — Die Mönche waren übrigens Anfangs nicht Geistliche, ja erst seit dem 9ten Jahrhundert wurden alle Mönche in den geistlichen Stand aufgenommen, was vorher nur ausnahmsweise geschehen war.

Der Geist phantastischer Beschaulichkeit drang mit zunehmender Erschlaffung des Römerreichs immer mehr in alle Länder desselben ein, wie sich in der heidnischen und christlichen Literatur dieser Zeiten kund giebt. Eine praktische Richtung erhielt sich am Meisten in den westlichen Ländern, in den Provinzen Afrika, Spanien und Gallien, wo die lateinische Literatur um dieselbe Zeit höher aufblühete, als sie in Rom selbst (unter Hadrian) vor der griechischen zurückzuweichen begann. Die berühmtesten lateinischen Schulen waren in Marseille, Toulon, Toulouse, Bordeaux rc. Die Lehrer derselben für Grammatik, Rhetorik, Philosophie, wie für die praktischen Wissenschaften, Medicin, Jurisprudenz rc. wurden von den Städten angestellt und bezogen zum Theil sehr hohe Besoldungen. Vor Allem wurde dort das Studium des römischen Rechts von Männern der Wissenschaft und der Praxis in tüchtiger Weise getrieben. (Der berühmte Cajus war der Verfasser des ersten bedeutenden Lehrbuchs des Civilrechts.) Bei dem Mangel eines freieren Aufschwungs erlahmte die Poesie wie die Geschichtschreibung. Die Schriftsteller der Kaisergeschichte aus dieser Zeit (scriptores historiae Augustae) sind fast nur Notizensammler.

In den griechischen Lehranstalten war Sophistik und Rhetorik das Hauptstudium. Das Zurückweichen des thatkräftigen Geistes vor phantastischem Grübeln zeigt sich besonders in der Entwickelung des Neu-Platonismus. Derselbe hielt sich vorzüglich an die Allegorieen Plato's, die man im eigentlichen Sinne nahm, wandte sich aber auch pythagoreischen Lehren zu und suchte griechische Philosophie mit orientalischer Schwärmerei zu vereinen. Plotinus (geb. 205 in Aegypten, † 270 in Campanien), ein Schüler des Ammonius Saccas, erhob diese Lehre durch seinen Einfluß am Hofe des Gallienus zur Modephilosophie, trieb Zauberkünste und Geisterbeschwörung und dachte an die Errichtung eines philosophischen Staates. Durch seine Schüler erhielt der Neu-Platonismus das Uebergewicht in den heidnischen Lehranstalten; während er aber in diesen zur Bekämpfung des Christenthums angewandt wurde, diente er auch den Christen, um dasselbe in eine wissenschaftliche Form zu bringen.

Zwei griechische Geschichtschreiber sind für die Kenntniß dieser Zeit von Bedeutung, obgleich es ihnen an freiem und männlichem Geiste fehlt; Dio Cassius, der ein römischer Staatsmann war, hat die ganze römische Geschichte bis auf sein Consulat im J. 229 behandelt (die ersten 36 Bücher sind jedoch verloren); Herodian, der mehr Schul- als Welt-Kennt-

niß zeigt, hat eine Geschichte seiner Zeit von Marc Aurel bis auf den jüngeren Gordian hinterlassen. — Die Dichtkunst war auch in den Ländern der griechischen Literatur in Verfall und erzeugte im dritten und vierten Jahrhundert vorzüglich nur eine Fluth von Romanen.

III. Von Constantin des Großen Alleinherrschaft bis auf den Untergang des weströmischen Reiches, 323 bis 476 n. Chr.

Seitdem das **Christenthum** zur Staatsreligion erhoben war, diente die in der Kirche begründete Hierarchie auch als Stütze für die Staatsordnung; doch konnte dasselbe dem Reiche die frühere Kraft nicht zurückgeben. Zur Abwehr der Barbaren in Ost und West wurde die von Diocletian eingeführte Theilung der Reichsgewalt immer von Neuem nothwendig, und nur vorübergehend vermochten tüchtige Alleinherrscher die bedroheten Gränzen zu schützen. Seit dem Beginne der Völkerwanderung werden die kräftig aufstrebenden **deutschen** Völker durch den Verfall des Reiches immer mehr gegen dasselbe herangelockt und begründen endlich auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums neue Staaten.

---

323 bis 337

1. Constantin der Große, 323 bis 337,

wurde, wie einst Octavian, der Hersteller des inneren Friedens nach langdauernden Bürgerkriegen. Mit Besonnenheit und reger Thatkraft hatte er nicht nur seine Gegenkaiser bemeistert und dem Reiche noch einmal die politische Einheit wiedergegeben, sondern er setzte auch den religiösen Parteiungen, welche gleichzeitig den Staat zerrütteten, ein Ziel, indem er das Christenthum, dem schon die Mehrzahl der Einwohner desselben angehörte, zur (alleinigen) Staatsreligion erhob. Aber die Macht des Reiches und der Geist seiner Bewohner war schon zu tief gesunken, als daß eine dauernde Wiedererhebung derselben erwartet werden durfte. Constantin verstand es, so viel es noch möglich war, dem erschlafften Volke, das nur noch in der Weise des Orients auf ein genußvolles und beschauliches Leben bedacht war, die ersehnte Ruhe zu gewähren. Selbst die Ordnung im Inneren wie der Schutz der Gränzen konnte aber dem Reiche nur noch durch Einrichtungen gesichert werden, welche die Kraft desselben immer mehr untergruben, durch einen orientalischen Despotismus und eine kirchliche Hierarchie, die jenem zur Stütze, wenn auch in anderer Beziehung zum Gegengewicht diente.

Als Constantin eben die Alleinherrschaft gewonnen hatte, bestimmte er Byzanz zu seiner künftigen Hauptstadt und Residenz (324). Ein dauernder Aufenthalt in Rom paßte noch weniger für die Zeitverhältnisse und Pläne Constantin's, als Diocletian's. War Constantin auch als Befreier Italiens begrüßt (312), so wollte er doch so wenig eine Herrschaft des römischen Senats, als der Prätorianer. Nur selten nahm auch er wie Diocletian seitdem seinen Aufenthalt in Rom. Die Gefahren an den Gränzen machten noch immer die größte Wachsamkeit nöthig und Constantin zog gewöhnlich in der Nähe derselben umher. Von Byzanz aus gedachte er dereinst das Reich zu beherrschen; in dem Kriege mit dem Licinius hatte er erkannt, wie stark diese Stadt von Natur gegen jeden feindlichen Angriff gesichert und wie günstig dieselbe zugleich für einen großartigen friedlichen Verkehr gelegen war. Die Wahl Constantin's war durch die Sicherheit und den Reichthum wie durch die Schönheit dieser Erdstelle gerechtfertigt, »die von Natur zum Mittelpunkte einer großen Monarchie bestimmt zu sein scheint« (Gibbon). Wie Diocletian von Nicäa konnte Constantin von hier aus die Perser und die Gothen beobachten, die das Reich mit größerer Gefahr zu bedrohen schienen, als die vereinzelten deutschen Stämme im Westen des Reichs. Vielleicht hatte Constantin auch schon damals, als er den Plan zu dem neuen Reichssitze »auf göttlichen Befehl« vorzeichnete, den Gedanken, von hier aus dem Christenthum die Herrschaft zu sichern; als die rasch erweiterte Stadt geweihet wurde (330 oder 334), hatte er bereits begonnen, das Heidenthum einzuschränken und selbst zu verfolgen.

Um die neue Hauptstadt, welche Constantin das zweite oder Neu-Rom benannte, rasch zu bevölkern, wurde den Einwohnern der Tribut Aegyptens zu jährlichen Getreideaustheilungen überwiesen, den Günstlingen des Herrschers große Ländereien in den fruchtbaren Nachbargebieten zugetheilt. Am Sichersten erhob sich die Stadt, die bald nur nach dem Namen ihres Gründers Constantinopel genannt wurde, durch ihre natürlichen Vortheile und als dauernder Sitz der Herrscher; ehe ein Jahrhundert verging, machte sie durch ihre Volksmenge wie ihren Reichthum Rom den ersten Rang streitig.

Jedenfalls hatte Constantin die neue Residenz von Anfang her zum Mittelpunkte einer neuen bürgerlichen und militärischen Reichseinrichtung bestimmt. Der orientalische Despotismus, den Diocletian im römischen Reiche begründet hatte, wurde durch Constantin (und zum Theil durch seine Nachfolger) systematisch ausgebildet. Die Gunst des Herrschers und die Ehre, die von ihm ausging, sollten forthin die Beweggründe zu jeder Thätigkeit im Dienste des Staates sein, weil es der Patriotismus längst nicht mehr war. Um jeden Umsturz der Regierungsgewalt zu verhindern, wurde ein Heer von Beamten geschaffen, deren Würde und Einfluß unauflöslich mit der Aufrechthaltung des bestehenden Regi-

ments verknüpft war. Eine Stufenfolge von Titeln bezeichnete die „göttliche Hierarchie« der Staatsdienerschaft, zu der vielleicht die christliche Kirche ein Vorbild lieferte und die alsbald durch den Schutz derselben gesichert werden sollte. Die abstracten Begriffe: »Excellenz, Eminenz, Hoheit« 2c. wurden jetzt den Personen beigelegt, die ihren Werth allein den Rangverhältnissen zu verdanken hatten. Die höchsten Rangstufen wurden in drei Classen getheilt: Illustres, Spectabiles und Clarissimi. Zu der ersteren gehörten 1) die Consuln, deren Ernennung seit Diocletian nicht mehr durch den Senat, sondern durch den Kaiser erfolgte, die aber nur Großwürdenträger ohne alle öffentliche Thätigkeit waren; 2) die Patricier, die der Kaiser zu persönlicher Auszeichnung auf Lebenszeit gewöhnlich aus seinen langjährigen Dienern ernannte; 3) die prätorischen Präfecten, die, obgleich sie seit Auflösung der Prätorianer ihr Militär-Commando verloren, die höchste Civilgewalt nächst dem Kaiser übten. Seit der Reichstheilung Diocletian's gab es ihrer 4, und Constantin behielt diese wie die **Theilung des Reiches in 4 Präfecturen** bei. Zu der des Orients gehörten: Asien, Aegypten, Thracien; zu Illyricum: Griechenland, Macedonien, Dacien und Pannonien; zu Italien: Italien und die Länder im Norden bis zur Donau, wie West-Afrika; zu Gallien: Gallien, Spanien und Britannien. Rom und Constantinopel waren nicht unter diesen Präfecturen begriffen und hatten jedes einen besonderen Stadtpräfecten, von dem die Verwaltung und Gerichtsbarkeit (mit Hülfe von 15 Unterbeamten) abhing.

Zu den Spectabiles gehörten die Vorsteher der Provinzen: Proconsuln, Präfecten 2c. Obgleich dieselben nicht die Militärgewalt hatten, so wurden doch, um sie nicht zu mächtig werden zu lassen, die Provinzen immer mehr getheilt, so daß ihrer endlich 116 waren. Uebrigens wurden jetzt alle obrigkeitlichen Aemter — auch die der Clarissimi — nur mit Solchen besetzt, die aus der Rechtswissenschaft ein Studium gemacht hatten, für welches in allen bedeutenden Städten Schulen (mit einem 5jährigen Cursus) bestanden.

Die Regierungsgewalt mußte sich jedoch sowohl im Inneren als gegen äußere Feinde vor Allem auf die **Kriegsmacht** stützen. Um den Gefahren auszuweichen, die von der auch noch von Diocletian beibehaltenen Vereinigung der Civil- und Militär-Gewalt in den Provinzen ausgingen, führte Constantin eine Trennung derselben ein. Der Oberbefehl des Heeres wurde unter 8 Generale, 4 Magistri equitum, 4 Magistri peditum, vertheilt; die Unterbefehlshaber führten die Titel Comites (d. i. Trabanten) und Duces (Führer) *). Die Trennung der Civil- und Militärgewalt

*) Comes ist ein bloßer Ehrentitel, der später ohne gehörigen Grund auf die »Grafen« des Mittelalters übertragen wurde. Dux wird im Mittelalter für »Herzog« gebraucht, ist aber unter Constantin dem Großen ein geringerer Titel als Comes.

diente freilich zur Sicherung des Monarchen vor dem Abfall der Provinzen, rief aber eine Menge anderer Unordnungen hervor, da die bürgerlichen Obrigkeiten, welche die Finanzverwaltung hatten, die Truppen oft ohne Sold ließen, die Kriegsbefehlshaber dagegen ihren Beistand zu Vollziehungsmaßregeln verweigerten. Das größte Uebel des Reichs, der Uebermuth der mächtigen Soldateska, dauerte aber auch jetzt fort, ja derselbe war fortwährend höher gestiegen, theils durch die immer zunehmende Gefahr von den Gränzvölkern, theils unter den letzten bürgerlichen Kriegen. Denn diese hatten insbesondere die Folge gehabt, daß die Truppen, die an den Gränzen der einzelnen verfeindeten Reichstheile lagen, sich an das Cantonniren in den reichen und üppigen Städten des Inneren gewöhnten. Sie waren seitdem nicht mehr zu dem gefahrvollen Gränzdienst zu gebrauchen, und so macht sich seit Constantin ein wesentlicher Unterschied der Truppen des Inneren (Palatini) und der Gränztruppen (Limitanei oder Castriciani) geltend *). Jene sind jetzt, ähnlich wie die Prätorianer zur Zeit des Severus, nur auf äußeren Glanz und Vergnügungen bedacht und entziehen sich möglichst den kriegerischen Uebungen; weil aber die innere Ordnung des Reichs vorzüglich auf ihrer Anhänglichkeit an den Herrscher beruhte, so wurden ihnen immer größere Vorrechte und besonders ein höherer Sold zugestanden, der den der Gränztruppen um die Hälfte übertraf. Unter diesen Verhältnissen wurden die letzteren, die ununterbrochen einen lästigen und gefährlichen Dienst hatten, erbittert, während die Truppen im Inneren ihre Tüchtigkeit zum Felddienst einbüßten. Zugleich entzogen sich bei zunehmender Verweichlichung die Römer dem Kriege immer mehr. Verstümmelung zu diesem Zwecke kam nicht selten vor; vergeblich wurde das Normalmaß (um mehrere Zolle, bis auf 5′ 7″) herabgesetzt; die Preise für die Stellvertreter wuchsen ungeheuer, obgleich man selbst Sklaven zuließ. So wurde es nothwendig, immer größere Schaaren von den rohen Nachbarvölkern, vorzüglich **Deutsche** in die römischen Heere aufzunehmen, und da diese den Römern die Kriegskunst ablernten, wurden viele derselben, ohne anderweitige höhere Bildung, zu Anführern bis zu den höchsten Posten erhoben.

Mit Hülfe dieser Barbaren sicherte indeß Constantin die Ruhe des Reichs. Gegen die Gothen, deren Macht sich auf Kosten der sarmatischen Völker immer weiter ausbreitete, riefen ihn diese selbst zu Hülfe, und Constantin besiegte sie noch einmal (331 bis 334), worauf er 300,000 derselben in den Landschaften südlich von der Donau ansiedelte. Der friedliche Verkehr der Römer mit den Gothen, der bis gegen den Anfang von Constantin's Alleinherrschaft ein halbes Jahrhundert bestanden hatte (S. 344),

*) Es wird leicht misverstanden, wenn Neuere, z. B. Manso und nach ihm Löbell u. A. Palatini durch »Feldtruppen« und Castriciani durch »Besatzungstruppen« übersetzen, obwohl allerdings die Palatini in Kriegszeiten im offenen Felde dienten.

dauerte seitdem von Neuem fast eben so lange fort (bis zur Zeit der Völkerwanderung). Auch im Inneren wurden die Truppen durch Constantin den Großen im Zaum gehalten, und die Regierungsgewalt befestigte sich, während der Lebensgenuß gesichert war und die Humanität, besonders unter dem Einflusse des Christenthums, fortschritt.

Die Zerrüttung des Reichs stieg aber auch nach Constantin's Umgestaltung desselben immer höher. Die von ihm ausgebildeten Einrichtungen Diocletian's nahmen mittels der hohen Besoldung der Beamten wie der Truppen in Verbindung mit einem üppigen Hofhalt die Staatscassen in früher ungekanntem Maße in Anspruch. Das Steuerwesen erhielt dadurch überwiegende Bedeutung im Staat. Es wurde zwar besser geordnet, die Naturalleistungen bei dem hochgesteigerten Verkehr in Geldabgaben verwandelt rc., es mußten aber neue drückende Steuern eingeführt werden, eine Grund-, Gewerbe- und Kopfsteuer. Die Schwierigkeit, den Betrag derselben zu erschwingen, bewog die ärmeren Landleute, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den großen Gutsherren zu treten, und es bildete sich seit dieser Zeit im römischen Reiche der Stand der Colonen, die, an die Scholle gebunden, eine ähnliche Stellung hatten, wie die unfreien Bauern (Leibeigenen) des Mittelalters. Immer mehr aber erlahmte der Geist des Volkes unter dem Drucke des orientalischen Despotismus.

Eine Wiedererweckung der alten Thatkraft konnte selbst von dem Christenthum nicht gehofft werden. Aber dasselbe bot sich der neuen Staatsordnung als eine willkommene Stütze an *). Der Geist dieser Religion nährte die Demuth und den Gehorsam; insbesondere konnte die schon begründete hierarchische Kirchenverfassung einerseits der Regierungsgewalt zu Hülfe kommen, andererseits den starren militärischen Despotismus mildern. Die Macht, welche dem Kaiser das heidnische Pontificat verlieh, war fast völlig dahin, die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion mußte das Reichsoberhaupt mit einem neuen Nimbus umkleiden. Constantin der Große, in dem die Kirche schon längst ihren Beschützer verehrte und der sich selbst immer mehr für den Schützling des Christengottes halten lernte, ging in seinen letzten Lebensjahren darauf aus, der neuen Religion die Herrschaft im ganzen Reiche zu sichern. Seit 333 ließ er den Fanatismus der Christen, der sich an heidnischen Tempeln und Denkmälern vergriff, gewähren; endlich soll er den Heiden das Opfern verboten haben. Politik wie Ueberzeugung hatten ihn nur allmählich dem Christenthum zugewandt; erst kurz vor seinem Tode nahm er die Taufe (337).

337

*) »Das Christenthum hat dem römischen Reiche seinen letzten Glanz, ein innerliches Leben und den Trost im Unglücke gebracht, aber seinen Untergang nicht aufgehalten.« Hase Kirchengesch.

Das Christenthum als Staatsreligion des römischen Reichs.

Die Kirche war bis auf Constantin's Zeit eine selbständige Gemeinschaft, die auf dem freien Glauben ihrer Mitglieder beruhte und sich mittels ihrer feindlichen Stellung zu der bisherigen Staatsreligion desto fester gestaltet hatte. Unter dem Kampfe der Religions-Parteien, die sich durch zunehmende Ausbreitung des Christenthums auf Kosten der alten Religion allmählich an Zahl gleich geworden waren, wurde endlich durch das Edict von Mailand 313 der Grundsatz der **religiösen Freiheit** für alle Unterthanen des römischen Reichs zu gesetzlicher Geltung erhoben. Von Constantin d. Gr. ging der Gedanke aus, und Licinius, welcher damals der Hülfe desselben gegen den Maximin bedurfte, trat, wenn auch mit innerem Widerstreben dem Edicte bei. Indem dieses der Welt verkündete, »daß die Christen wie alle Andere sich frei zu der Religion halten dürfen, die Jeder für die beste hält,« fügt es selbst zwei Beweggründe, aus denen es hervorgegangen sei, hinzu: »1) die Absicht, den Frieden im Reich zu sichern, und 2) die Hoffnung, das Wohlgefallen Gottes und dessen Segen dadurch zu gewinnen.« So tief aber der Gedanke der religiösen Freiheit im Wesen des Christenthums begründet ist, so war es doch jetzt nur die Wirkung äußerlicher Verhältnisse, durch welche derselbe in das Leben geführt wurde. Nicht nur trat Licinius, sobald er sich mit Constantin entzweiet hatte, nochmals als Verfolger der Christen auf, weil sein Gegner sich immer enger an dieselben anschloß, sondern als Constantin die Alleinherrschaft im Reiche erlangt hatte, dachte er alsbald darauf, dem Christenthum die alleinige Herrschaft in demselben zu sichern, ja, noch eher hatte er sich zur Verfolgung andersdenkender Christen fortreißen lassen (s. u.).

313

Durch die zunehmenden Begünstigungen Constantin's des Großen gelangte die Kirche allmählich schon unter ihm zu einer ganz veränderten Stellung. Wenn aber einerseits durch die Vorrechte, die er derselben gewährte, ihre Unabhängigkeit dem Staate gegenüber noch mehr befestigt wurde, so erlangte doch die Staatsgewalt, seitdem sie die Kirche unter ihren Schutz nahm, ja die eine christliche Kirche zur alleinigen Staatskirche erhob, einen überwiegenden Einfluß auf die äußere und innere Gestaltung derselben.

Das erste und bedeutendste der Privilegien, welche die Kirche durch Constantin erhielt, war das ihr bereits 321 zugestandene Recht, »Legate jeder Art anzunehmen, folglich auch **Grundeigenthum** zu erwerben.« Theils aus Aberglauben, theils in der wahrhaft verdienstlichen Absicht, der Kirche ihre Existenz und die Erreichung ihrer großen Zwecke zu sichern, zeigten sich jetzt die Christen, besonders die Sterbenden so freigebig gegen dieselbe, daß sich, »ehe ein halbes Jahrhundert verflossen war, der Clerus in jeder Provinz unter dem Namen der Kirche in dem Besitze

321

des zehnten Theils aller liegenden Gründe sah« (Planck). Dieser **Reichthum** kam vor Allem dem **Clerus**, der die ausschließliche Verwaltung desselben hatte, zu Statten und wurde die festeste Grundlage seiner **Herrschaft über die Laien**. Die Kaiser selbst vermehrten den Güterbesitz der Kirche durch Ueberweisung vieler Grundstücke, die bisher das Eigenthum der heidnischen Tempel gewesen waren. Schon »am Ende des vierten Jahrhunderts war es so weit gekommen, daß der Staat durch neue Gesetze der geistlichen Erbschleicherei Schranken setzen mußte.« — Andere wichtige Vorrechte, welche die Geistlichen schon seit Constantin erhielten, waren Befreiungen (Immunitäten) ihrer Person und der Kirchengüter von allerlei Staatslasten (z. B. Reihediensten, Vorspann, Einquartierung ꝛc.) und eine eigene **Gerichtsbarkeit**.

Zugleich wurde, je mehr die christliche Kirche an die Stelle der alten **Staatsreligion** trat, Vieles von den öffentlichen Gebräuchen des Heidenthums in den christlichen Gottesdienst aufgenommen. Die kirchlichen Gebäude, dergleichen die Christen schon seit dem dritten Jahrhundert errichtet hatten, wurden mit Unterstützung des Staates größer und prächtiger, Bilder in denselben aufgestellt, der Gottesdienst überhaupt reicher ausgestattet, öffentliche Processionen gehalten ꝛc.

Der **Einfluß der Staatsgewalt** auf die Kirche zeigt sich besonders in den Eingriffen der Kaiser bei **Ernennung von Bischöfen**; denn obgleich das herkömmliche Recht, welches die Kirche als eine selbständige Gemeinschaft geübt hatte, ihre Beamten selbst zu ernennen, erhalten blieb, so wurden doch bereits unter Constantin nicht nur Bischofswahlen durch die Wünsche des Kaisers bestimmt, sondern schon von seiner Zeit an wurde die unmittelbare Ernennung wenigstens der einflußreicheren Bischöfe (in der Hauptstadt ꝛc.) durch die Kaiser gewöhnlich. Die Kirche selbst gestattete ihren Beschützern ein solches Vorrecht ohne Widerspruch. Bald gewöhnte man sich aber auch, die Kaiser — die den altrömischen Titel eines **Pontifex Maximus** bis auf Gratian beibehielten — als die Oberhäupter der Reichskirche zu betrachten, und auf Andringen der Geistlichen selbst übten dieselben das Recht aus, nicht nur die von der Kirche ausgehenden Gesetze zu bestätigen, sondern ihr selbst Gesetze zu ertheilen, Beides sogar in Angelegenheiten, welche den Glauben der Christen betrafen. So wurde der Christenglaube, dessen Auffassung nach dem Geiste seines Stifters der freien Entwickelung überlassen bleiben sollte, auf Synoden der Bischöfe unter der Autorität der kaiserlichen Gewalt umgestaltet.

Der Geist des müßigen Grübelns, der die Zeit beherrschte, konnte auf die Auffassung des Christenthums nicht ohne Einfluß bleiben. Eine begriffsmäßige Bestimmung über das Verhältniß Christi zur Gottheit, als deren Sohn er sich bezeichnete, lag dem praktischen Sinne der ersten apostolischen Kirche fern. Der griechischen Wissenschaft in ihrer späteren Gestalt erschien sie als ein Bedürfniß; und allerdings kam es dabei auch auf

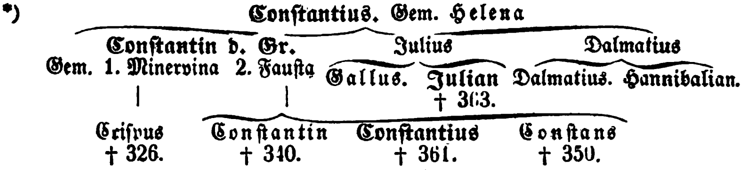
die praktisch wichtigen Fragen über das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum und Heidenthum an. Die Judenchristen, welche die Vorstellung von einem außerweltlichen Gott (Deus extramundanus) festhielten, betrachteten Christus als einen Menschen, obwohl sie in ihm den größten Propheten verehrten, dem sich Gott durch außerordentliche Offenbarung kund gegeben habe; aus der gnostischen Ansicht, daß die Gottheit selbst in Christus auf Erden erschienen sei, ging bald die extreme Partei der Doketen hervor, welche Christus nur einen Scheinkörper zuschrieben. In Alexandrien war schon länger ein Streit über diese Gegensätze geführt; dort flammte er am Heftigsten auf, als die Christen nach dem Edicte von Mailand von außen her Frieden erlangten. Der dortige Presbyter Arius wurde von seinem Patriarchen Alexander von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen (318), weil er den Sohn Gottes zwar als göttlich, aber als vom Vater geschaffenes untergeordnetes Wesen bezeichnete; während sich Alexander an die platonisirende Lehre des Origines hielt, daß Christus aus dem Wesen des Vaters gezeugt und ihm gleich sei. Der mit Leidenschaft ergriffene Streit verbreitete sich weit über den Orient. Constantin, dem es um Herstellung des Friedens zu thun war, ermahnte zuerst Alexander wie Arius, die »unbedeutende Streitfrage« fallen zu lassen, wurde aber von seinen fanatischen Umgebungen bewogen, ein Concil zur Entscheidung derselben nach Nicäa zu berufen (325). Hier, wo 318 Bischöfe erschienen, wurde Arius, weil er den Ausdruck, daß der Sohn gleiches Wesens (Homoousios) mit dem Vater sei, verwarf, vorzüglich auf Betrieb des alexandrinischen Diakonus Athanasius, förmlich verdammt und er mit seinen Anhängern verfolgt, weil sie sich der vom Kaiser bestätigten Lehre nicht anschlossen. Später ließ sich jedoch Constantin durch ein Glaubensbekenntniß des Arius, das mit dem nicäischen übereinzustimmen schien, zufrieden stellen, worauf derselbe aus der Verbannung zurückkehrte, aber alsbald starb (336). Athanasius, der inzwischen dem Alexander im Patriarchat gefolgt war und sich geweigert hatte, den Arius in seiner Kirche zu dulden, wurde entsetzt und starb nach wechselnden Schicksalen, seiner Ansicht unerschütterlich ergeben, friedlich unter seiner Gemeinde (373). Noch lange aber dauerte der Streit und schwankte der Sieg zwischen den Anhängern des Athanasius und Arius und der Zwiespalt verbreitete sich im römischen Reich wie über die neubekehrten deutschen Völker.

325

Das zu Nicäa aufgestellte Glaubensbekenntniß, welches als das »katholische« bezeichnet war, galt indeß als die festeste Grundlage der Kirchengemeinschaft und wurde im Abendlande, vorzüglich von den römischen Bischöfen aufrecht erhalten, da man hier weniger auf spitzfindige Unterscheidungen, als auf die Festigkeit des Kirchenbaues bedacht war.

2. Das Haus Constantin's des Großen *).

Nur durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände hatte Constantin noch einmal die Herrschaft über das ganze römische Reich behauptet; glücklicher als August, Trajan und Diocletian besaß er eine Reihe von leiblichen Nachkommen, und einer Vererbung des Reiches in seinem Geschlechte stand Nichts im Wege. Aber auch er hatte schon früh erkannt, daß das Reich gegen die Barbaren nicht mehr von Einem Mittelpunkte aus geschützt werden konnte. Crispus, sein Sohn erster Ehe, erhielt schon als Jüngling mit dem Titel Cäsar die Verwaltung der westlichen Provinzen. Dort that er sich durch Tapferkeit gegen die Germanen hervor; dem Kriege mit dem Licinius setzte er durch Besiegung der Flotte desselben bei Byzanz ein Ziel. Das Aufstreben des Sohnes weckte indessen die Eifersucht des Monarchen; als Crispus zu reifen Jahren gekommen war, setzte ihn Constantin hinter seine Söhne aus zweiter Ehe zurück, die er der Reihe nach gleichfalls zu Cäsaren erhob. 326 wurde Crispus wegen des Verdachts, eine Verschwörung gegen den Vater angesponnen zu haben, auf dessen Befehl im Kerker hingerichtet; nicht lange darauf ließ Constantin auch seine Gemahlin Fausta hinrichten, vielleicht aus Eifersucht oder weil sie den Stiefsohn Crispus fälschlich in Verdacht gebracht hatte. Noch 2 Jahre vor seinem Ende (335) verfügte Constantin d. Gr. eine Theilung des Reiches, nicht nur unter seine drei Söhne, sondern auch zwei seiner Neffen, wobei völlig ungewiß bleibt, wie weit und auf welche Weise er ein Zusammenhalten desselben zu sichern versuchte **). Sein zweiter Sohn, **Constantius**, den er früher statt des Crispus zum Herrscher im Westen bestellt hatte (325), erhielt nun den Osten und Constantinopel zur Residenz. Ihm hatte Constantin, in dessen Nähe er blieb, auch die Sorge für sein Begräbniß übertragen und er berief sich auf ein Testament des Verstorbenen, um die Rache für seine angebliche Vergiftung an dessen Brüdern

*)


**) Auffallend ist es, daß Constantin seinen einen Neffen, Hannibalianus, durch höhere Titel, namentlich durch die Bezeichnung »Basileus« selbst vor seinen Söhnen auszeichnete; wir wissen indeß zu wenig von Hannibalianus, um die Vermuthung zu wagen, daß er denselben etwa zum Oberherrn des Reiches bestimmt habe.

zu vollziehen, mit denen zugleich er 2 Söhne des jüngeren (Dalmatius und Hannibalianus) ermorden ließ (337). Hierdurch erlangte er, 20 Jahr alt, die Herrschaft im ganzen Osten des Reichs, die er mit jenen seinen Vettern hatte theilen sollen.

Der Westen war durch die Verfügung Constantin's d. Gr. zwischen seinem ältesten Sohn, Constantin (21 Jahr alt), und dem jüngsten, Constans, 17 Jahr alt, getheilt; jener sollte in Gallien, Spanien und Britannien, der letztere in Italien und Afrika herrschen. Während Constantius in einen gefährlichen Krieg mit Persien verwickelt wurde, verlangte Constantin von Constans die Abtretung Afrika's, kam aber in dem darüber begonnenen Kampfe um (340). Durch die Truppen desselben wurde hierauf der leichtsinnige und unfähige Constans zum Herrscher im ganzen Westen erhoben; da er sich jedoch der Schwelgerei ergab, trat der Befehlshaber seiner Leibwache, der Franke Magnentius, gegen ihn als Kaiser auf, der ihn auf der Flucht ermorden ließ (350); gleichzeitig erhoben die illyrischen Legionen einen alten General, Vetranio, zum Kaiser. 340 350

Erst damals entschloß sich Constantius, einen seiner früher verschonten Vettern, Gallus, aus dem Kerker auf den Thron zu berufen und ihm als Cäsar die Führung des Perserkrieges zu übertragen; dann bezwang er den Vetranio und nach mehrjährigem Kampfe, in welchem sich der Kern der östlichen und westlichen Heere gegenüberstand, auch den Magnentius (353). Er hatte so die Oberherrschaft im ganzen Reiche erlangt; bald ließ er auch Gallus, der sich in der That zur Regierung unfähig, ausschweifend und grausam gezeigt hatte, zur Verantwortung ziehen und hinrichten (354). Der 24jährige Bruder desselben, Julian, soll damals nur auf Fürbitten der Eusebia, der Gemahlin des Constantius, gerettet sein. Bald fand Constantius wegen gleichzeitig drohender Gefahren im Osten und Westen gerathen, ihn zum Cäsar im Abendlande zu ernennen (355). 355

Constantius hatte in den nächsten Jahren einen Krieg gegen die Quaden und Sarmaten zu führen, durch welchen er die Donaugränze sicherte; bei Fortsetzung des Perserkrieges war er minder glücklich. In derselben Zeit erwarb sich Julian den Ruhm, Gallien von den Deutschen zu befreien; die Alemannen hatten sich, als er die Herrschaft des Westens übernahm, bereits im Elsaß festgesetzt; in der großen Schlacht bei Straßburg (357) zwang er sie, sich über den Rhein zurückzuziehen, und stellte selbst die Befestigungen auf der rechten Rheinseite her. Die Einfälle der Franken in das nordöstliche Gallien wies er zurück, mußte sich jedoch zu Ueberlassung mehrerer Landstriche an dieses kriegerische Volk verstehen und nahm eine große Menge von denselben in die römischen Heere auf. — Als ein Theil der Truppen Julian's, der bei Constantius verdächtigt war, zu dem Perserkriege entboten wurde, riefen diese ihn zum Augustus aus; nachdem Julian sich vergeblich gesträubt hatte, schritt er 357

mit eben so viel Mäßigung als Muth auf der betretenen Bahn weiter. Er ließ den Soldaten das übliche Donativ ertheilen, schlug aber andere Forderungen derselben ab. Mit Constantius unterhandelte er; als dieser unbedingte Unterwerfung von ihm verlangte, zog er gegen ihn bis zur thracischen Gränze. Erst dann gab Constantius den Kampf gegen die Perser auf, um ihn zu bekämpfen; unterwegs starb derselbe an einer Krankheit 361 (361). Julian ward als Herrscher des ganzen Reiches anerkannt.

Julianus »Apostata«, 361 bis 363,

erhielt seinen Beinamen »der Abtrünnige« davon, daß er vom Christenthum, in dem er erzogen war, abfiel und eine Herstellung des Heidenthums im römischen Reiche versuchte. In frühem Lebensalter fiel er in die Hände des Constantius, des Mörders seiner Familie, und dieser gab ihm einen Geistlichen zum Lehrer, der ihn zur Weltentfagung erzog. Die Lehren von der menschlichen Verderbtheit, vom passiven Gehorsam und von den ewigen Höllenstrafen waren geeignet, alle Selbständigkeit des Denkens und Handelns in ihm zu ersticken. Aber Freisinnigkeit und Thatkraft regten sich in dem edlen Jüngling um so stärker, je mehr sie unter dem Zwange der Tyrannei zurückgedrängt werden sollten. Dabei war er nicht frei von Eitelkeit und Uebertreibung und schon früh warf er sich bei den Redeübungen über religiöse Streitfragen in die Opposition gegen das Christenthum, um bei Vertheidigung der schwächeren Sache seinen Scharfsinn glänzen zu lassen. Als er mit Erhebung seines Bruders Gallus zum Cäsar, 21 Jahr alt, zur Freiheit gelangte, gab er sich mit jugendlicher Begeisterung ganz dem Studium der alten Klassiker hin, die seine Phantasie befeuerten und mit freudigem Lebensmuth erfüllten. Aber hingerissen von der dichterischen Schönheit der griechischen Götterlehre, in welcher er nach der Deutung der neuplatonischen Sophisten eine allegorische Einkleidung religiöser und sittlicher Wahrheiten fand, kam er auf den phantastischen Gedanken, durch Herstellung der heidnischen Religion den thatkräftigen Geist des alten Rom zurückzurufen, ja seitdem er zur Alleinherrschaft gelangte, glaubte er, von den Göttern selbst zu Erfüllung jener Bestimmung auf die Erde gesandt zu sein. Der Senat zu Constantinopel, dem er die Rechte des römischen gab, sollte dazu mitwirken.

Es gab noch eine Partei im Reiche, die der alten Religion anhing; diese sammelte sich, durch die von Julian in Schutz genommene Reaction ermuthigt, um seinen Thron, und Julian versuchte, auf dem Wege der Gesetzgebung das Christenthum zurückzudrängen und das Heidenthum in erneuerter Gestalt zur Herrschaft zu erheben. Dabei erkannte er, durch welche Vorzüge das Christenthum zum Siege gelangt war, bemühete sich, dieselben auf die heidnische Religion zu übertragen und diese von Mängeln zu reinigen, obgleich er sich dabei von phantastischen Vorurtheilen nicht frei

erhielt. Er übte noch einmal die Verrichtungen des heidnischen Oberpriesterthums und ging mit freudigem Eifer den übrigen Priestern voran. Diese sollten forthin eine Hierarchie, ähnlich wie der christliche Clerus bilden, und sich durch strenge Sittlichkeit wie durch Sorge für Volksunterricht und Armenpflege die allgemeine Achtung sichern; das Opferwesen und die Weissagung aber bestand fort und Julian selbst forschte oft ängstlich nach der Zukunft in den Eingeweiden der Opferthiere. — Obgleich er in einem Edicte »allgemeine Duldung« verkündigte, suchte er hierdurch doch nur das Heidenthum zu heben, während er das Christenthum auf mehrfache Weise untergrub. Er richtete den Spott der Sophisten gegen dessen Lehren, begünstigte zum Hohne desselben die Juden und dachte deßhalb selbst auf Herstellung von Jerusalem; um die geistige Kraft der Christen zu lähmen, verbot er ihnen, ihre Kinder in den klassischen Studien unterrichten zu lassen. Die christlichen Secten, die sich unter einander anfeindeten, ließ Julian gewähren, strafte aber die Heiden nicht, deren Haß gegen die Christen jetzt dreister hervortrat und sich bis zur Verfolgung derselben fortreißen ließ. Das Streben Julian's, das mit dem Bedürfniß der Zeit in Widerspruch stand, konnte nicht gelingen. —

Auch sein Unternehmen, die Römer, wie einst Alexander die Griechen, an den Persern zu rächen, war abenteuerlicher Art. Ohne einen festen Plan und ohne Kenntniß des Kriegsschauplatzes zog er mit dem Kerne der östlichen und westlichen Kriegsmacht über den Tigris; in öden Gegenden, von den Schaaren der Feinde umschwärmt, murrten die Soldaten laut. Julian, der ihnen vergeblich in Ertragung aller Beschwerden mit seinem Beispiele voranging, mußte sich endlich zum Rückzuge entschließen. Von dem Streben, überall seinen Muth zu zeigen, verleitet, fiel er in einem Scharmützel 363. Das Geschlecht Constantin's erlosch mit Julian; die Soldaten riefen den Obersten **Jovianus**, einen Christen, zum Kaiser aus. 363

3. Jovian, — Valentinian I. und Valens.

Von den Persern mit Friedensunterhandlungen hingehalten, mußte **Jovianus** endlich, als das Heer dem Mangel erlag, den Euphrat als Gränze des Reiches erkennen und den König von Armenien der Willkür der Perser Preis geben. Dem Christenthum gewährte er die frühere Stellung, ohne das Heidenthum gewaltsam einzuschränken. Er starb auf der Rückkehr nach Constantinopel (364); das Heer wählte nochmals einen seiner Feldherren, 364

Valentinian I.,

der sich durch Tüchtigkeit im Kriege wie in bürgerlichen Geschäften auszeichnete. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Reichsthei-

lung war bereits so allgemein, daß das Heer von Valentinian die Ernennung eines Mitregenten verlangte. Dieser wählte seinen unfähigen, aber ihm sehr ergebenen Bruder

Valens

und überließ ihm die Herrschaft im Orient; er selbst nahm, um den Occident zu überwachen, wo wieder Gefahren von den Deutschen drohten, seinen Sitz in Mailand.

Valentinian I. schloß sich der im Abendlande herrschend gebliebenen athanasianischen (katholischen) Lehre an, gewährte aber völlige Duldung und in Folge derselben verbreitete sich das Christenthum am Sichersten, auch unter den höheren Ständen, so daß seit dieser Zeit die Heiden unter dem Namen Pagani, d. i. Dorfbewohner vorkommen. Sonst übte er strenge Gerechtigkeit, die öfters in Grausamkeit ausartete, da die Ueberzahl der fremden Beamten und Krieger nicht durch edlere Motive zur Pflichterfüllung getrieben wurde. Auch zum Schutz der Gränzen trat er kräftig auf, nahm aber im Gedränge der Noth zur List und Treulosigkeit gegen die Barbaren seine Zuflucht. Die **Deutschen** waren überall an den Gränzen in Bewegung; mit Mühe wurden sie in die Schranken gewiesen. Kaum hatte Valentinian I. nach harten Kämpfen die Alemannen zum Frieden gebracht, als er gegen die Quaden ziehen mußte. Bei einer Verhandlung mit denselben starb er am Schlagfluß (375). Ihm folgte sein 17jähriger Sohn Gratian, dem die Hofleute und Soldaten seinen 4jährigen Bruder Valentinian II. zum Mitregenten gaben.

375

Im Oriente hatte **Valens** sich dem dort herrschenden Arianismus angeschlossen und ließ sich von den Geistlichen dieser Partei zur Verfolgung der Heiden wie der katholischen Christen verleiten. Auch in der Verwaltung des Reiches zeigte er Härte und Grausamkeit ohne die Gerechtigkeit und Tapferkeit des Valentinian. Procopius, den er als einen Verwandten Julian's verfolgte, erhob sich zur Empörung, die nur mit Valentinian's Hülfe unterdrückt wurde. Die **Gothen**, unter denen während des seit Constantin d. Gr. bestehenden Friedens der Arianismus verbreitet und bereits eine noch in Bruchstücken erhaltene Bibelübersetzung durch den Bischof Ulfilas entstanden war, hatten damals unter der gemeinsamen Herrschaft des 80jährigen Ostgothenkönigs Hermanrich ihre Macht über die wendischen und esthnischen Stämme bis zur Ostsee ausgedehnt. Als westgothische Schaaren aus Anhänglichkeit an das Haus Constantin's dem Procopius Beistand geleistet hatten, zog Valens zur Rache gegen sie über die Donau und zwang sie nach 3jährigem Kriege zu einem Frieden, durch den der ruhige Verkehr mit denselben hergestellt wurde. Als er dann gegen die Perser kriegte, riefen ihn die Ereignisse der beginnenden Völkerwanderung nach Europa zurück.

Die Ursachen der großen europäischen Völkerwanderung.

Fast 500 Jahre schon hatten das Römerreich und die deutschen Völker sich feindselig gegenübergestanden, und bei den fortwährend wiederholten Kämpfen derselben neigte sich das Uebergewicht immer entschiedener auf die Seite der Deutschen. Schon damals, als zuerst die Cimbern und Teutonen an den römischen Gränzen erschienen, waren die Römer an Tapferkeit den Deutschen nicht gewachsen, aber noch langehin waren jene durch ihre Kriegskunst in offenem Felde den rohen Barbaren überlegen. Während jedoch die Kraft und der Muth der römischen Bürgerheere bei der zunehmenden Verweichlichung sank, eigneten sich die Deutschen, ohne die alte Mannhaftigkeit einzubüßen, römische Kriegskunst und mancherlei Hülfsmittel der Bildung an. Allmählich führten auch die Versuche der deutschen Völkerschaften, sich dem concentrirten Römerreiche gegenüber zu größeren Gemeinschaften zu verbinden, zu dauernden Erfolgen, und seitdem die Volksstämme sich zu politischen Verbindungen gestalteten (um 200), schritten dieselben zu Angriffen auf das römische Reich, die dieses bald nur durch seine deutschen Söldner zurückzuweisen vermochte. Und nicht bloß diese schon durch Cäsar eingeführte Sitte, Deutsche in römischen Kriegsdienst aufzunehmen, bahnte den Barbaren den Weg in das Innere des Reichs. Das Bedürfniß der Römer, die durch die wiederholten Kriege entvölkerten Gegenden, zumal an den Gränzen, mit neuen Anbauern zu versehen, ging mit dem Bedürfnisse der germanischen Stämme, ihrer übermäßig anwachsenden Bevölkerung einen Abzug in mildere Gegenden zu verschaffen, Hand in Hand. So dienten die Deutschen, vorzüglich Gothen, schon zu Hunderttausenden in den römischen Heeren, großentheils unter ihren eigenen Feldherren, die deutsche Tapferkeit mit römischer Kriegskunst verbanden; zu anderen Hunderttausenden eigneten sie sich als friedliche Unterthanen der Römer allmählich die Bildung des Herrschervolkes an; dabei aber hatten jene Söldner wie diese Colonisten im Herzen Groll und Verachtung gegen die stolzen, obwohl unmännlichen Römer und es erwachte in ihnen das Bewußtsein, daß die Entscheidung über die Geschicke des gesunkenen Reichs in ihren Händen liege, sobald ihre in der Heimath gebliebenen Landsleute zu einem Angriffe auf dasselbe schreiten sollten.

Der **gothische** Stamm war, nachdem schon Aurelian den früheren Raubzügen desselben ein Ziel gesetzt hatte, an der Donaugränze in friedlichen Verkehr mit den Römern getreten und hatte sich in einem 80jährigen, nur zur Zeit Constantin's d. Gr. (2 Mal) auf kurze Zeit unterbrochenen Frieden unter dem Einfluß römischer und christlicher Bildung zu milderen Sitten hingewandt, dabei seine Staatsverbindung befestigt und sich durch Eroberungen nach den übrigen Weltgegenden hin so verstärkt, daß zur Zeit

des Valens Hermanrich als König des Gothenreichs mit dem römischen Kaiser im Tone eines ebenbürtigen Herrschers zu unterhandeln wagte. Nur das schon zur Gewohnheit gewordene Bedürfniß des Handelsverkehrs stellte damals nach kurzem Zusammentreffen den Frieden in diesen Gegenden her. Aber hier wie überall an der Donau und am Rhein wurden die Deutschen kaum durch eine Reihe von Festungen und starken Besatzungen von Beute- und Eroberezügen über jene Gränzströme zurückgehalten, und es bedurfte nur eines Anstoßes, daß das längst begonnene Vorrücken der Deutschen gegen das römische Reich einen gewaltigen Umsturz herbeiführte.

Unter diesen Verhältnissen geschah es, daß außer Zusammenhang mit den uns geschichtlich bekannten Verhältnissen ein Volk aus dem inneren Hochasien, die **Hunnen**, an den Gränzen Europa's erschien (375) und durch seinen Andrang gegen die Gothen eine Bewegung der deutschen Völker veranlaßte, die erst eine gänzliche Trennung des Ostens und Westens (395), dann eine Zerstückelung (bis 450) und endlich den völligen Umsturz des abendländischen Reiches (476. 486) zur Folge hatte.

375 395 476

4. Das Haus Valentinian's I.*) und Theodosius der Große.

Das Reich des Hermanrich erlag vor den Hunnen; 200,000 **Westgothen** flohen zu der unteren Donau und baten den **Valens**, ihnen Wohnsitze auf dem südlichen Ufer des Stromes einzuräumen, wogegen sie versprachen, hier die Gränze mit den Waffen zu beschützen. **Valens** ließ ihnen Wohnsitze in Mösien (Bulgarien) einräumen, unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder als Geiseln stellten und sich selbst entwaffnen ließen; doch konnte der letztere Befehl nicht vollzogen werden. Ehe sie in dem neuen Lande hinreichend für ihren Unterhalt zu sorgen vermochten, benutzten die römischen Statthalter ihre Noth, ihnen Getraide um übermäßige Preise zu verkaufen, so daß sie erst ihre Sklaven, dann ihre Kinder zu verkaufen genöthigt waren. Fridigern, einer der Gothenfürsten, beschloß endlich, dafür Rache zu nehmen, und als Lupicinus, der Statthalter von Thracien, ihm befahl, einen Theil seiner Schaaren in das Innere des Reiches zu verpflanzen, kam er unter dem Scheine des Gehorsams bis vor Marcianopolis; während er selbst als Gast bei dem Statthalter verweilte, entspann sich vor den Thoren der Stadt ein Zwist zwischen den

*) Gratian, Comes.

Valentinian I. † 375. — Valens † 378.

Valentinian I.: Gratian † 383. — Valentinian II. † 392.

Valens: **Theodosius der Große.** 378—395.

Gothen und Römern, Fridigern bahnte sich mit dem Schwerte in der Hand den Weg zu den Seinigen und besiegte in der Nähe von Marcianopolis den Lupicinus in offener Schlacht. »Von diesem Tage an wurden die Gothen aus unglücklichen Verbannten zu Siegern und Herren, und behielten den Grund und Boden der nördlichen Reichsgegenden als freies Eigenthum« (Jornandes). Rachedurstig suchten sie alsbald in ihrer früheren Weise Thracien mit Plünderungen heim; bei Adrianopel vereinigte sich mit ihnen ein Corps von Gothen, das schon länger in römischen Diensten stand, doch belagerten sie die Stadt vergeblich und Fridigern erklärte, »sie wollten keinen Krieg gegen Mauern führen«. Nachdem sie sich mit Hunnen und Sarmaten verstärkt hatten, zog ihnen **Valens** selbst entgegen. Das Volk von Constantinopel drängte ihn, die Gefahr von der Hauptstadt fern zu halten; einige Erfolge seiner Unterfeldherren gegen die umherstreifenden Gothen machten ihn sicher, und als der junge Gratian, der sich eben Ruhm gegen die Alemannen erworben hatte, ihm seinen Zuzug verhieß, übereilte er den Kampf, um allein der Retter seines Reichs zu werden. In einer großen Schlacht bei Adrianopel (378) wurde er besiegt und fand seinen Tod (vielleicht, indem er auf der Flucht in einer Hütte verbrannte). 378

Gratian erkannte, daß er allein das Reich, dessen Westtheil er eben mit Mühe gegen Alemannen und Franken gesichert hatte, nicht zu beschützen vermöge. Er wählte einen tüchtigen Mann zum Augustus des Orients,

Theodosius, einen Spanier, der, obwohl in minder großen und glücklichen Zeiten, seiner Landsleute Trajan und Hadrian nicht unwürdig erscheint. Er hatte sich unter seinem gleichnamigen Vater, einem ausgezeichneten Feldherrn Valentinian's I., dem er eine liberale Geistesbildung verdankte, in Kämpfen gegen die Britten und Mauren durch Klugheit und Tapferkeit hervorgethan, lebte, seitdem sein Vater verdächtigt und hingerichtet war, in seinem Vaterlande in ländlicher Zurückgezogenheit und wurde 33 Jahr alt auf den Thron berufen, den nur er aufrecht halten zu können schien und auf dem er, allein auf das öffentliche Wohl bedacht, keine Rache an seinen und seines Vaters Gegnern nahm. Seine erste Aufgabe war, die Gothen in Schranken zu weisen, die seit der Schlacht von Adrianopel trotzig verkündigten, »daß die Schätze und Länder eines Volkes, welches wie eine Heerde vor ihnen geflohen sei, ihnen nicht länger vorenthalten werden könnten.« Theodosius nahm, um die Gothen zu beobachten, ein festes Standlager in Thessalonich, stellte durch Befestigungen und Truppenaushebungen den Muth der Römer her, besiegte einzelne Abtheilungen der Barbaren durch plötzliche Ueberfälle, und als nach dem Tode Fridigern's, der das Reich mit dem Untergange bedrohet hatte, Zwiespalt unter ihnen selbst wie mit ihren Bundesgenossen ausbrach, benutzte er diesen theils zu Angriffen, theils zu Unterhandlungen. Ostgothische Schaa-

ren, die sich über die Donau wagten, erlitten durch Theodosius eine empfindliche Niederlage und verließen die römischen Gränzen, um neue Wohnsitze im Norden zu suchen. Athanarich, das neue Oberhaupt der Westgothen, wurde als Freund nach Constantinopel eingeladen und erklärte, von Verwunderung über die Größe und Pracht dieser Stadt hingerissen: »der Kaiser sei ein Gott auf Erden, und es sei thörichter Uebermuth, die Hand wider ihn zu erheben.« Nach einem Vertrage, den Theodosius nach Athanarich's Tode abschloß (383), wurde den Westgothen eine Erweiterung ihrer Wohnsitze bis in Thracien hinein zugestanden; sie behielten ihre eigene Verfassung unter erblichen Häuptern, aber kein gemeinsames Oberhaupt; der Kaiser gab ihnen Feldherren nach Gefallen und 40,000 derselben übernahmen im römischen Dienst den Schutz der Gränze. Die Römer, die ihnen ihre Vertheidigung überließen, zogen sich dadurch die Verachtung dieser mächtigen Feinde zu, und bald theilten sich die Gothen selbst in 2 Parteien, von denen sich die eine dem befreundeten Kaiser Theodosius zu unverbrüchlicher Treue verpflichtet hielt, die andere sich heimlich zum Verderben des Reiches verschwor.

Dem Theodosius gelang es noch, mit Hülfe der Barbaren das römische Reich, in dem er endlich die Alleinherrschaft erlangte, von Neuem zu befestigen. Gratian zeigte sich, seitdem die Leitung seiner kräftigen Erzieher aufhörte, schwach und gleichgültig, gab sich einem müßigen Genußleben hin und kam bald ganz in die Hände der Geistlichkeit. Als er durch Bevorzugung deutscher Söldner bei seinem Jagdvergnügen die römischen Truppen beleidigte, warf sich in Britannien der Feldherr Maximus zum Kaiser auf, ein Spanier gleich Theodosius, mit dem er schon früh in Kriegsthaten gewetteifert hatte. Während derselbe gegen Paris heranzog, nahm Gratian die Flucht und fiel durch Meuchelmord (383). Theodosius verstand sich damals dazu, den Maximus als »Cäsar« in der Präfectur Gallien anzuerkennen, während Gratian's Bruder, **Valentinian II.**, die Präfectur Italien behielt. Erst als Maximus den schwachen Valentinian II. angriff, zog Theodosius gegen denselben, besiegte ihn und ließ ihn hinrichten (388), erkannte aber den nur durch ihn geretteten Valentinian als Herrscher des ganzen Abendlandes an. Vier Jahre nachher wurde dieser Schwächling durch seinen Oberfeldherrn, den Franken Arbogast, gestürzt; **Theodosius** rächte seinen Tod und errang nach mehrjährigem Kampfe, 4 Monate vor seinem Tode, die Alleinherrschaft im römischen Reich 394.

383

394

Theodosius blieb auf dem Throne einfach und liebenswürdig, ein treuer Gatte, liebevoller Vater, dankbar gegen seine früheren Freunde, mild und wohlwollend selbst gegen Feinde, voll Anerkennung jedes wahren Verdienstes und zeigte sich, je höher sein Glück stieg, um so gemäßigter. Zeitenweis aber gab er sich der Schlaffheit und Ueppigkeit hin und öfter erlag

er den Aufwallungen eines furchtbaren Zornes; in Glaubenssachen war dieser Spanier fanatisch und gegen Ketzer unversöhnlich.

Schon seit Anfang seiner Regierung war Theodosius darauf bedacht gewesen, dem Christenthum katholischer Kirche die alleinige Herrschaft im Reiche zu sichern. Nachdem er selbst durch eine Krankheit bewogen (380) die (nach damaliger Gewohnheit verzögerte) Taufe genommen hatte — der erste Kaiser, der auf den katholischen Glauben getauft wurde —, verkündigte er durch ein Edict: »Es ist unser Wille, daß alle von uns beherrschten Völker sich fest zu der Religion bekennen, die von St. Peter in **Rom** gelehrt ist und sich durch sichere Tradition erhalten hat. Wir ermächtigen alle Diejenigen, welche die ewige Gottheit des Vaters, Sohnes und Geistes bekennen, den Namen **katholische** Christen zu führen; alle anderen sind für unsinnige Häretiker zu halten und haben strenge Bestrafung im Himmel und auf Erden zu gewärtigen.« Constantinopel war bis dahin der Hauptsitz des Arianismus; Theodosius erhob den Vorsteher der kleinen katholischen Gemeinde daselbst, Gregor von Nazianz, zum Patriarchen seiner Residenz, und indem er überall in den oströmischen Ländern die arianischen Bischöfe mit Waffengewalt vertrieb, rottete er dort, ohne daß das Volk irgendwo Widerstand wagte, den arianischen Glauben aus. Ein neuer Zwist über die Gottheit des heiligen Geistes wurde auf dem »zweiten ökumenischen Concil« zu Constantinopel (381) im katholischen Sinne beigelegt. Jede Ketzerei wurde als »Auflehnung gegen das Oberhaupt des Staates und der Kirche« mit harten Strafen verfolgt. Erst 390 nahm Theodosius ernstlich darauf Bedacht, die Reste des Heidenthums auszurotten; durch ein Decret verbot er alle Götzenopfer und erklärte die Uebertreter dieses Gesetzes des Hochverraths und Todes schuldig; die Vollziehung anderer heidnischer Gebräuche wurde mit Geldbußen bestraft. So wurde das Heidenthum untergraben, ohne daß den Anhängern desselben der Uebertritt zum Christenthum geboten oder, sofern sie jenen Gesetzen gehorchten, eine Verfolgung wegen heidnischer Ansichten veranstaltet wurde. Aber der Fanatismus der Christen hatte längst die geweihten Stätten des heidnischen Gottesdienstes verwüstet; diese Zerstörungswuth schritt unter Theodosius immer weiter und damit wurden die herrlichsten Denkmäler der alten Kunst vernichtet.

381

Theodosius erhielt den Beinamen des Großen, den er in mehrfacher Hinsicht verdiente, weil er der katholischen Kirche im römischen Reiche zu völligem Siege verholfen hatte. Er ehrte auch die katholische Hierarchie, deren eigentlicher Begründer der heilige Ambrosius, der Erzbischof von Mailand, war. Dieser, der früher, auf das Volk dieser Hauptstadt gestützt, die Mutter Valentinian's II., Justina, genöthigt hatte, den Arianern eine denselben eingeräumte Kirche zu entziehen, verweigerte einst selbst dem großen Theodosius den Eintritt in seine Kathedrale, weil der Kaiser in ungerechtem Zorn wegen Ermordung eines Befehlshabers in Thessalonich ein

furchtbares Blutbad unter den friedlichen Bürgern veranstaltet hatte. Tief erschüttert unterwarf sich Theodosius der Kirchenbuße und wurde erst nach 8 Monaten losgesprochen. Theodosius starb Jan. 395.

5. Das Haus des Theodosius *).

Gänzliche Theilung des Kaiserthums (seit 395). Erste Zerstückelung des abendländischen Reichs (bis 450).

Arkadius im Orient (bis 408) und **Honorius** im Occident (bis 423).

Theodosius hatte seine beiden Söhne, die von Mönchen mehr zur Frömmigkeit als zu thatkräftigem Wirken erzogen waren, schon länger zu »Augusten« und Reichserben ernannt. Kurz vor seinem Tode bestimmte er dem 18jährigen **Arkadius** den Osten, dem 11jährigen **Honorius** den Westen des Reichs. Theodosius beabsichtigte dabei nichts Anderes, als eine Theilung des Reiches in der seit Diocletian üblichen Weise; die Zeitverhältnisse, vor Allem die Ereignisse der Völkerwanderung, führten von jetzt an eine völlige Trennung der beiden Reichstheile herbei. Der sterbende Kaiser hatte dem **Stilicho**, einem verdienstvollen Feldherrn von vandalischer Abkunft, dem er seine Nichte und Adoptivtochter Serena zur Gemahlin gegeben hatte, die Sorge für seine noch unmündigen Söhne empfohlen. Im Osten war der Gallier **Rufinus**, ein Rechtsgelehrter von ränkevollem Charakter, schon länger, zumal seit Theodosius' letzten Kämpfen im Abendlande, im Besitze der höchsten Gewalt. Dieser soll durch Unterhandlungen mit den Gothen und Hunnen auf den Sturz des jungen Arkadius hingearbeitet haben. Als Stilicho deßhalb das aus dem Abendlande zurückkehrende Heer des Theodosius selbst in den Orient führen wollte, so erklärte Rufin, der Kaiser des Orients werde darin eine Feindseligkeit erblicken. Stilicho eilte zurück, überließ aber den Truppen, die er unter Anführung des Gothen Gainas nach Constantinopel entsandte, die Rache an Rufin, der bei der ersten Heerschau von denselben ermordet wurde
395 (Nov. 395). Die Leitung des schwachen Arkadius kam indeß nicht in

*) **Theodosius** der Große † 395.

Serena, Adoptivtochter. Gem. Stilicho	Arkadius † 408		Honorius † 423.	Placidia Gem. 1. Athaulf Gem. 2. Constantius
Maria Gem. K. Honorius.	Theodosius II. † 451.	Pulcheria † 453. Gem. Marcianus † 457.		Valentinian III. † 455. Gem. Eudoxia.

die Hände des Stilicho, sondern eines Eunuchen, **Eutropius**. Die **Gothen**, die nur aus Achtung vor Theodosius Frieden gehalten hatten und jetzt unter der Führung des tapferen und umsichtigen **Alarich** standen, rückten noch am Ende des Jahres 395 vor Constantinopel und machten, da sie dieses nicht zu erobern vermochten, Raubzüge durch Griechenland bis in den Peloponnes. Stilicho allein schien in dieser Noth Hülfe gewähren zu können. Er zog mit einem Heere heran; nachdem ihm aber Alarich schlau entgangen war (über den Meerbusen von Corinth nach Epirus), einigte sich der byzantinische Hof mit diesem, indem er ihn zum Feldherrn des östlichen Illyriens ernannte, wodurch ihm in der That eine Weisung zum Ueberfalle Italiens gegeben wurde.

Alarich, von seinen Gothen zum König erhoben, wandte sich bereits im Jahre 400 gegen Italien, und schon damals sahen sich die Römer zu einer Maßregel gedrängt, welche die erste Zerstückelung des abendländischen Reiches zur Folge hatte. 400

Um Italien, das Stammland der Herrschaft, zu schützen, zogen sie die **Besatzungen aus den Provinzen und selbst von der Rhein- und Donau-Gränze** hinweg, und die deutschen Völker, die längst an diesen Strömen den günstigen Augenblick erharreten, in das verfallende Römerreich einzudringen, überschwemmten jetzt ungehindert die westlichen Provinzen. Obwohl Alarich durch Stilicho 2 Niederlagen erlitten haben soll, so drang derselbe doch bis über die Apenninen vor und wurde nur durch Bewilligung eines Jahrgeldes und Ernennung zum Oberfeldherrn des westlichen Illyriens (das damals zum abendländischen Reiche gehörte) zur Umkehr bestimmt (403). Der Schwächling **Honorius**, der, während Stilicho in den Krieg zog, daheim sein Lieblingsgeflügel fütterte, hielt einen Triumph, bei dem zum letzten Male Gladiatorenspiele gehalten wurden (die er seitdem auf das Dazwischentreten eines Mönches als unchristlich verbot, S. 375), verlegte aber, da Rom selbst nicht mehr sicher schien, seine Residenz nach Ravenna, das zwischen Meeresarmen gelegen und in seiner weiteren Umgebung durch Sümpfe geschützt ist. — Schon 405 kamen neue Barbarenhorden (wohl über die Donau), von denen nur der Führer, Rhadagais, genannt wird; dieser soll in den Apenninen geschlagen und ein großer Theil seiner Schaaren durch Schwert und Hunger umgekommen sein. Wahrscheinlich bestand indeß der gerettete Theil seines Heeres aus den Vandalen, Sueven und Alanen, die gleich darauf in großer Zahl nach Westen wandern und dort selbständige Staaten gründen, indem die Sueven das westliche Spanien, die Vandalen Andalusien, später aber, von dem abtrünnigen römischen Statthalter Bonifacius gerufen (429), die Nordküste von Afrika besetzen.

Die Verwirrung im Reich erschwerte die Entrichtung des Jahrgeldes an Alarich; und als Stilicho auf Zahlung desselben drang, wurde er bei Honorius, den er mit seiner Tochter Maria vermählt hatte, verdächtigt und

auf dessen Befehl getödtet (408). Jetzt brach **Alarich** von Neuem in Italien ein und zog 3 Jahre nach einander vor **Rom**; das erste Mal (408, wo er einer Gesandtschaft der Römer, die ihn mit der großen Volksmenge in der Stadt schrecken wollte, erwiederte: »je dichter das Gras, je leichter das Mähen!«) ließ er sich abkaufen; das zweite Mal setzte er den Stadtpräfecten Attalus als Kaiser ein, der aber bald mit ihm zerfiel; 410 endlich (410) eroberte er Rom, das seit dem gallischen Brande — gerade vor 800 Jahren! — von keinem Fremden eingenommen war, verfuhr aber mit christlicher Milde, obgleich er seine Barbaren nicht sämmtlich von Verwüstungen abzuhalten vermochte, und zog nach wenigen Tagen ab, um Unter-Italien heimzusuchen. Als er hier plötzlich starb (411), wählten die Gothen seinen Schwager Athaulf zum König, der nach einem Vertrage mit Honorius (wenn er auch erst späterhin die Hand der Schwester dieses Kaisers, Placidia, erhielt) in dessen Diensten nach Gallien zog, um in diesem Lande die römische Herrschaft herzustellen. Denn dort hatte ein Soldat von den brittischen Legionen, der in seinem Namen Constantin eine günstige Vorbedeutung fand, sich zum Herrscher aufgeworfen. Da derselbe jedoch schon von dem römischen Feldherrn Constantius besiegt war, als Athaulf in Gallien erschien, so wandten sich die Gothen weiter westlich und gründeten hier, nachdem Athaulf ermordet war, unter dem tapferen Wallia auf beiden Seiten der Pyrenäen ein selbständiges Reich (415).

Inzwischen hatten die Römer, um das Andringen anderer deutscher Völker über den Rhein zu verhindern, aus freien Stücken Burgunder an der Westseite des Jura angesiedelt (414); auch diese aber machten sich nicht nur unabhängig, sondern dehnten ihre Herrschaft über das südöstliche Gallien aus, und neben ihnen nahmen ungehindert die Alemannen den Elsaß in Besitz; im Nordosten Galliens behauptete sich zwar die römische Herrschaft unter einem Statthalter (Egidius, in Soissons), aber auch hier drangen die Franken von den Niederlanden immer weiter vor. Den nordwestlichen Küstengegenden Galliens, Armoricum, hatte schon Honorius ebenso wie Britannien, als er die Besatzungen (408) aus dem letzteren Lande hinwegzog, die Unabhängigkeit zugestanden. Seitdem war jedoch Britannien von Neuem den Einfällen der Picten und Scoten ausgesetzt; vor ihnen wanderte ein Theil der Britten nach Armoricum aus, nach denen dieser ihr neuer Wohnsitz den Namen Bretagne erhielt. Die in Britannien zurückbleibenden Einwohner riefen endlich von den deutschen Nordseeküsten Angeln und Sachsen zur Hülfe herbei. Diese trieben zwar die Picten und Scoten zurück, bemächtigten sich aber bald der flachen Ostgegen-449 den Britanniens (seit 449), das von ihnen später England benannt worden ist.

So war bis um die Mitte des fünften Jahrhunderts Afrika, Spanien, Britannien und Gallien, mit Ausnahme der Gegend um Soissons, dem römischen Reiche entrissen.

Das Haus des Theodosius herrschte zwar noch etwas über diese Zeit hinaus im Abendlande wie im Morgenlande, gab aber beiden Reichen nur unfähige Kaiser. Auf **Arkadius**, der schon 408 gestorben war, folgte sein 7jähriger Sohn Theodosius der Jüngere, der, auch als er zu reiferen Jahren kam, von seiner Schwester Pulcheria geleitet wurde. Diese wurde nach seinem Tode zur Kaiserin des Ostens ausgerufen, das erste Mal, daß eine Frau den römischen Thron bestieg; wenige Jahre nachher hinterließ sie denselben ihrem Gemahl, dem Senator Marcianus († 457).

Honorius herrschte im Abendlande bis 423; er überließ die Regierung in der späteren Zeit seines Lebens fast gänzlich dem tapferen Constantius, der während des gallischen Aufstandes der Retter des Reiches geworden und deßhalb nach dem Tode Athaulf's mit der Hand der Placidia belohnt war. 421 erhielt Constantius sogar den Titel Augustus, starb aber nicht lange nachher, worauf seine einflußreiche Gemahlin vor dem Neide der Hofleute in Constantinopel Zuflucht suchte. Nach Honorius' Tode erhob sich dessen Geheimschreiber Johannes, Placidia sicherte jedoch (425) den Thron mit Hülfe der Oströmer ihrem 6jährigen Sohn Valentinian III., mit dem 451 das Haus des Theodosius erlosch. 451

6. Die Kaiser in den letzten Zeiten des abendländischen Reichs.

Bei dem Aussterben der Nachkommen Theodosius' des Großen verfügten in Griechenland wie in Italien deutsche Kriegsbefehlshaber über den Kaiserthron. Das griechische Reich erhob sich jedoch noch einmal, ja es überdauerte das abendländische um fast 1000 Jahre (bis 1453), wogegen dieses den Ereignissen der Völkerwanderung, deren Zug sich völlig nach dem Westen wandte, erlag.

In **Constantinopel** hatte Aspar von alanischer Abkunft, der wie sein Vater und nach ihm sein Sohn der Führer eines Barbarenheeres war, durch seine kriegerischen Verdienste großes Ansehn erlangt; als Arianer konnte er jedoch nicht den Kaiserthron besteigen, und erhob nach dem Tode Marcian's einen thracischen Obersten Leo I. auf denselben. Dieser, später der Große genannt, ließ den Aspar aus dem Wege räumen und befestigte seine Familie im Besitze des Kaiserthums; ihm folgte 474 sein Tochtersohn Leo II. und diesem nach wenigen Monaten sein Vater Zeno der Isaurier, der bis 491 herrschte. Unter diesen Kaisern gelangte das morgenländische Reich wieder zu ruhigen und geordneten Zuständen, nachdem es bereits unter Theodosius II. die wiederholten Raubzüge der Hunnen nur durch einen Tribut abgekauft hatte, von dem es nun befreit wurde, als Attila sich gegen den Westen wandte und dort seine Gränze fand.

Das abendländische Reich, das schon seiner meisten Länder durch die Deutschen beraubt war, wurde noch unter dem letzten Sprößlinge

Theodosius' des Großen mit einer neuen Gefahr durch den Angriff der Hunnen bedroht, den nur der einsichtsvolle und kräftige Feldherr Valentinian's III., Aëtius, abzuwenden wußte.

Die **Hunnen**, die sich bei ihrer Niederlassung in den Ebenen Rußlands in Horden zertheilt hatten, waren später unter der Herrschaft des Attila (Etzel) vereinigt, der seinen Herrschersitz in den steppenartigen Ebenen des inneren Ungarns genommen hatte, die von den Karpaten wie von einem Walle geschützt sind. Von dort aus bedrohete er das griechische wie das abendländische Reich; er scheint aber besorgt zu haben, daß die Ausdehnung seiner Macht über das griechische Reich eine Verbindung der Deutschen mit den Weströmern herbeiführen werde, und er eilte deßhalb zuerst gegen den Westen, wo er jetzt vielleicht noch auf Unterstützung von den Deutschen rechnen durfte, von denen schon länger mehrere Stämme seine Bundesgenossen oder Unterthanen waren. Aëtius aber erkannte mit richtigem Blick, daß sich die Römer gegen die größere von den Hunnen drohende Gefahr auf die Deutschen stützen müßten, und es gelang ihm, die Westgothen wie die Burgunder nebst einem Theile der Franken zu Bundesgenossen zu gewinnen, während ein anderer Theil der Franken sich mit Attila vereinigte. Attila wandte sich, nachdem er Orleans vergeblich belagert hatte, mit seinen Reiterschaaren in die Ebenen an der Marne zurück und hier traten ihm die Römer mit ihren Verbündeten unter Aëtius' Oberbefehl entgegen. Es kam zu der Völkerschlacht in den catalaunischen Ebenen (bei Châlons sur Marne) 451, die nach hartnäckigem Kampfe zwar unentschieden blieb, aber doch Attila so großen Verlust brachte, daß er sich nach derselben zurückzog. Auch einen Angriff Attila's auf Italien wußte Aëtius durch treffliche Gegenanstalten zu vereiteln, und als Attila bald nach seiner Heimkehr den Tod fand, lösete sich das Hunnenreich durch inneren Zwiespalt auf.

451

Aber das weströmische Reich, das kaum noch über Italien hinausreichte (im N. bis an die Donau), war schon auf allen Seiten von deutschen Völkern umgeben, denen der schwache Rest desselben um so gewisser erliegen mußte, als seine inneren Verhältnisse dem Angriffe jener äußeren Feinde so sehr zu Hülfe kamen. Zunächst ließ sich der elende Valentinian III. durch Eifersucht auf den Aëtius — »den letzten Römer« — zu dessen Ermordung verleiten; dann fiel er selbst durch einen Senator Maximus, dessen Gattin er entführt hatte. Als dieser zum Kaiser ausgerufen war und die Witwe Valentinian's, Eudoxia, zwingen wollte, ihn zu heirathen, rief dieselbe den Vandalenkönig Geiserich aus Afrika zu Hülfe. Ehe die Vandalen herankamen, wurde Maximus erschlagen; Rom war ohne Kaiser, ja ohne einen tüchtigen Feldherrn, als Geiserich vor der Stadt erschien. Der römische Bischof Leo erlangte von dem Barbarenkönig nur das Versprechen, bei der Plünderung Mord und Brand abzuwehren. Vierzehn Tage lang hauseten die Vandalen in Rom (455), welche die

455

Kunstschätze zerstörten und entführten, nur um sich zu bereichern, und viele Römer in die Gefangenschaft schleppten, wenn sie nicht um schweres Lösegeld freigekauft wurden.

Den verwaiseten Kaiserthron nahm ein General Avitus in Besitz, der aber bald durch den deutschen Oberfeldherrn Ricimer, einen Sueven oder Gothen, entsetzt wurde. Ricimer selbst verschmähete den Thron, ja er erkannte den oströmischen Kaiser Leo I. als Oberherrn an, setzte aber nach Gefallen (3) Kaiser ein und ab. Nach seinem Tode (472) erhob sein Neffe, der burgundische Fürst Gundobald, einen Kaiser (Glycerius), den der byzantinische Hof durch einen anderen (Nepos) verdrängte. Der Letztere erlag jedoch wieder vor einem Führer deutscher Truppen, Orestes, der freilich selbst den Purpur ablehnte, aber seinen jungen Sohn Romulus Augustulus mit demselben bekleidete. Dieser führte zuletzt den Titel eines römischen Kaisers. Andere deutsche Söldnerführer forderten von Orest den dritten Theil aller Ländereien, und als er dieß verweigerte, trat Odoacer, ein Fürst der Rugier, an ihre Spitze. Orestes wurde gefangen genommen und hingerichtet; der letzte Kaiser auf ein Landgut in Campanien verbannt, 476. Noch bestand eine Trümmer des abendländischen Reiches in Gallien, wo der Statthalter Egidius von Sigdunum (Soissons) die Herrschaft auf seinen Sohn Syagrius vererbte, der 486 vor den Franken erlag. Aber die Selbständigkeit des Römerthums war mit dem Umsturz des weströmischen Thrones zu Ende, und Odoacer, der die Herrschaft über Italien und die Länder nördlich bis zur Donau behauptete, nannte sich mit dem deutschen Titel König.

476

486

Christenthum, Sitten, Bildung und Literatur
in den letzten Zeiten des römischen Reiches.

Das Christenthum erlangte die Herrschaft im römischen Reiche zu einer Zeit, wo dieses seine Größe bereits überlebt hatte und dem Untergange unaufhaltsam entgegeneilte. Die Zeit des kräftigen Aufstrebens der Römer zur Weltherrschaft wie einer freien aus dem Volke selbst hervorgehenden Gestaltung seiner inneren Verhältnisse war längst vorüber. Seit seiner Gründung war Rom zuerst unter der Obmacht der Könige erstarkt, denen die Stadt die feste Grundlage der inneren Ordnung, wie nach außen seine Sicherung und den Beginn seiner Herrschaft verdankte. In der Zeit der Republik wurde zunächst unter den Kämpfen der Stände ein freier Rechtszustand im Inneren begründet und die Herrschaft der Stadt über die italische Halbinsel ausgedehnt. Seitdem die Eroberungen sich über die umliegenden Länder ausbreiteten, vermochte nur eine durch griechische Wissenschaft gebildete Aristokratie der Leitung der Staatsverwaltung vorzustehen. Als höhere Bildung sich allmählich unter die Massen verbreitete, die bis dahin

fast nur die Last, nicht die Vortheile der Eroberungen gefühlt hatten, folgte die Zeit der Bürgerkriege, unter denen gleichwohl die Thatkraft der Römer noch ungebrochen erscheint und die Herrschaft über die Länder rings um das Mittelmeer erweitert wurde.

Der Sieg der Volkspartei führte zur Begründung einer militärischen Monarchie, die in ihrem ersten Stadium die Macht der Aristokratie brach, einen festen gesetzlichen Zustand in dem ganzen Staatsgebiete und eine Gleichstellung der Unterworfenen mit dem Herrschervolke im Gefolge hatte. Im Genuß der errungenen Weltherrschaft erlosch aber die frühere Strebsamkeit und mit zunehmender Erschlaffung wurde der Despotismus nothwendig, sowohl zur Aufrechthaltung der inneren Staatsordnung als zum Schutze gegen die kräftigen Völker, die dem Reiche die Gränze gesetzt hatten. So nahm in dem zweiten Stadium der Monarchie das Soldatenregiment überhand, das jedoch endlich durch eine Reichsordnung in der Weise des Orients in engere Schranken gewiesen wurde (seit Diocletian). Constantin der Große befestigte die inneren Staatseinrichtungen durch strenge Unterordnung eines Heeres von Beamten unter die höchste Reichsgewalt; indem er aber das Christenthum zur herrschenden Religion erhob, wurde die Kirche und die in derselben ausgebildete Hierarchie eine Stütze des sinkenden Staats. Die erloschene Kraft des Römerthums konnte freilich auch durch das Christenthum nicht wieder hergestellt werden und das altersschwache Reich mußte den jugendlich aufstrebenden Germanen erliegen.

Auch die Zeiten des Sinkens der früheren Größe führten jedoch nach einer anderen Seite hin einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit herbei. Als die Kraft zu großen äußeren Umgestaltungen verschwand, als die Herrschaft nach außen nicht mehr erweitert, ja kaum noch aufrecht erhalten werden konnte, keine neue Entwickelung des Rechtszustandes von dem lebendigen Wirken des Volkes selbst ausging, sondern nur die bestehende Ordnung durch eine überlegene Regierungsgewalt befestigt, durch die Formen eines mechanischen Geschäftsganges geregelt werden konnte, wandte sich das Streben der Geister in Folge der gewonnenen Bildung vorzugsweise auf das innerliche Leben, und mit dieser Richtung, die aus der selbständigen Entwickelung des römischen Staatswesens naturgemäß hervorging, trat das Christenthum in die innigste Wechselwirkung.

Die christliche Religion führte eben dadurch ein ganz neues Leben der Menschheit herauf, daß sie eine geistige Anbetung Gottes verkündigte, und daß sie durch diese die früher getrennten Völker, die jetzt zu einer höheren Bildung herangereift waren, innig verknüpfte. Freilich konnte jene Vergeistigung der Religion sich nur unter mancherlei Kämpfen Bahn brechen, und nicht nur hatten die Christen Verfolgungen im römischen Reiche zu erdulden gehabt, weil ihr Glaube ihnen die Beobachtung der Gebräuche der alten Staatsreligion verbot, sondern auch unter den Christen selbst führte der noch unklare Drang, die geistige Wahrheit, für

die nur eine Form als gültig anerkannt wurde, zu erfassen, zu Meinungszwisten, welche die blutigsten Verfolgungen der getheilten Secten zur Folge hatten. Und je größer der Eifer für die vermeinte göttliche Wahrheit war, um so unbeugsamer hielt Jeder an seinem Glauben fest und die Bekämpfung der Gegner galt ihm selbst für heilige Pflicht. So schrecklich aber auch diese Glaubenskämpfe waren, so zeigte sich doch bei denselben wie bei dem früheren Märtyrerthum vielfach eine geistige Kraft und Ausdauer, die in jenem Zeitalter in anderen Lebenskreisen völlig verloren gegangen zu sein schienen. Ueberhaupt aber treten uns jetzt unter dem Einflusse des Christenthums auf das innerliche Leben neue Tugenden entgegen, deren sittlicher Werth nicht verdächtigt werden darf, wenngleich sie unläugbar von der Erschlaffung und Zahmheit der Zeiten unterstützt wurden, wie auf der anderen Seite zu oft übersehen wird, daß die Mannhaftigkeit der alten Römer sich von Engherzigkeit und Rohheit nicht frei erhielt.

Religiöse Hingebung und allgemeine Menschenliebe sind die sichtbarsten Früchte, welche das Christenthum in den traurigen Zeiten des römischen Reiches trug, wo dasselbe seinem Untergange entgegen eilte, und durch sie ist das Unglück, welches der Despotismus der Herrscher und die Kriege der Barbaren herbeiführten, vielfach gemildert.

Die Kirche gewährte nicht nur den Gläubigen einen höheren Trost und einen sicheren Halt in ihrem Inneren, als alles Aeußerliche wankte; durch die von ihr gepflegte Gesinnung wurde auch äußerlichem Elend kräftig abgeholfen. Unterstützung der Armen und Pflege der Kranken galt erst jetzt für eine religiöse Pflicht und die Kirche nährte die Humanität der milder gewordenen Zeiten, um den Resten der Barbarei unter den Römern und den von der Völkerwanderung ausgehenden Gräueln zu wehren. Der christliche Dichter Prudentius hatte den Kaiser Honorius noch vergeblich in einem Gedichte an Abstellung der blutigen Gladiatorenkämpfe gemahnt; Telemach, ein asiatischer Mönch, trat unerschrocken auf die Arena, um die Schaaren der Gladiatoren zu trennen. Das Volk steinigte ihn deßhalb zu Tode, wandte sich aber nach dieser That zur Reue und fügte sich ohne Murren, als Honorius die Gladiatorenspiele gesetzlich abschaffte. — Als die Vandalen Rom heimsuchten, gab sich der Bischof Paulinus von Nola selbst in die Hände dieser rohen Feinde, um den Sohn einer Witwe, den sie fortgeschleppt hatten, zu befreien; und der damalige Bischof von Karthago, Deogratias, veräußerte das Gold- und Silber-Geräth seiner Kirche, um die nach Afrika entführten gefangenen Römer loszukaufen, zu deren Verpflegung er die Kirchen in Herbergen und Hospitäler umwandelte.

Um der Religion in der schlaffen Zeit einen kräftigen Einfluß zu sichern, war die Hierarchie ein unentbehrliches Mittel. Das Ansehen, welches die herrschende Ehrfurcht vor der Kirche der Geistlichkeit verlieh, und die Macht, welche sie über die Volksmassen übte (durch Armenpflege, Berathung ꝛc.), gab derselben eine weitreichende Wirksamkeit, und das Bei-

spiel des Ambrosius (S. 367) zeigt, wie die Kirchengewalt selbst den Despotismus in Schranken zu weisen wußte. Von der Geistlichkeit gingen von nun an die Impulse aus, durch welche das Staatsleben in Bewegung gesetzt wurde; statt der unwirksam gewordenen Antriebe der Freiheits- und Vaterlandsliebe wirkten jetzt die Beweggründe der Religion.

Allerdings konnte das Christenthum selbst sich dem verderblichen Einfluß der Zeit nicht entziehen. Der Mangel an einem großen Gedanken in dem Staatsleben der späteren Römer förderte den Geist des müßigen Grübelns; Weltentsagung galt für verdienstlicher, als werkthätige Liebe, und der Glaube, der Alle einigen sollte, wurde die Ursache des Zwiespalts. Auch war die sinnliche und phantastische Auffassung der Religion so vorherrschend, daß die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit vor einer Menge äußerer Gebräuche zurücktrat, mit denen sich der mannigfachste Aberglaube verknüpfte. Dahin gehört die übermäßige Vermehrung der Feste, der Heiligen- und Reliquiendienst rc.

Eine Hauptfolge, die sich schon an Constantin's Uebertritt zum Christenthum knüpfte, war ein ganz verändertes System der Erziehung und des Unterrichts, indem christlichen Geistlichen von Staats wegen die Aufsicht über die Bildung übertragen wurde. Inzwischen waren doch die alten **heidnischen** Lehranstalten nicht sofort zu entbehren, und noch längere Zeit wurden die Schulen der griechischen und lateinischen Sophisten und Rhetoren, in denen die staatsmännische wie die allgemeine höhere Bildung gewonnen wurde, von den christlichen Kaisern wie von den Magistraten der Städte geehrt und unterstützt. Auch aus diesen Schulen, von denen die zu **Athen** noch immer den ersten Rang behauptete, war freilich längst der freie Geist entwichen und sie gaben vor Allem eine Anleitung zu Brotstudien, mechanischem Geschäftsbetrieb und prunkender Gelehrsamkeit.

In der griechischen Literatur strebte Kaiser Julian vergebens, die alten Klassiker zu neuer Geltung zu erheben, indem er sie in neuplatonischem Sinne allegorisch und mystisch deutete; in seinen Schriften zeigt sich deutlich, wie sehr der Geist der Innerlichkeit, aber auch müßiger Beschaulichkeit die ganze Zeit beherrschte, denn auch dieser für das klassische Alterthum schwärmende Kaiser gesteht überall den Männern der Wissenschaft und des betrachtenden Lebens den Vorzug vor den größten Helden und Herrschern zu. Besonders einflußreich wirkte für die Aufrechthaltung der alten Literatur der Rhetor Libanius in Constantinopel, der um 314 geboren war und noch bis nach Theodosius d. Gr. lebte, und dessen Schüler und Schriften über alle Theile des römischen Reiches verbreitet waren. Er hatte aber zu klagen, daß die Anforderungen der Privaten wie des Staates nicht auf eine freie Geistesbildung, sondern auf ein handwerksmäßiges Wissen hinzielten und dadurch den Schulen eine niedrige Richtung vorzeichneten.

Auch in der abendländischen Literatur und Schulbildung begnügte man sich mit einer Ansammlung von trockenen Gedächtnißkenntnissen, die man möglichst übersichtlich in Encyklopädieen und Compendien zusammenzufassen suchte. Ja, die ganze Wissenschaft erschien hier bereits als abgeschlossen und trennte sich dadurch immer mehr von dem Leben. Der Lehrgang erstreckte sich, schon nach dem Grammatiker Macrobius (um 422), nur auf eine engbegränzte Zahl fast ganz abstracter Wissenschaften, das sogenännte Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und Quadrivium (Arithmetik, Musik d. i. die Musenkünste, Geometrie und Astronomie). Auf Geschichte verzichtete der Jugendunterricht, da bei der Abgestorbenheit des Staatslebens an keine lebendige Auffassung derselben zu denken war. Die Philosophie wurde in diesen Zeiten des Verfalls hauptsächlich zum Troste für Unglückliche und für krankhafte Gemüther benutzt, und wo sie noch in die Wissenschaften eingriff, gestaltete sie diese in mystische Träumereien um, insbesondere die Naturwissenschaften und die Mathematik.

So tief die Wissenschaft in solcher Ausartung hinter der klassischen Bildung der schönsten Zeiten des griechischen und römischen Alterthums zurückstand, so war sie doch gerade in dieser Gestalt allein, in der sie sich auf das unmittelbarste Bedürfniß des praktischen Wissens und des Gemüthslebens beschränkte, eben so sehr für die entarteten Römer wie für die neuhervortretenden mittelalterlichen Nationen geeignet. Und wie einst die praktischen Römer nur durch die alexandrinische Gestaltung der Gelehrsamkeit zu der griechischen Wissenschaft geführt wurden, so konnten die barbarischen Völker des Mittelalters, die Germanen wie die Araber, nur durch das dürre Gedächtnißwerk des Triviums und Quadriviums wie durch eine mystische Philosophie für höhere geistige Bildung gewonnen werden *).

Die christliche Schulbildung und Literatur, die noch im

*) Die Schriftsteller des 5ten und 6ten Jahrhunderts, »welche die alte Literatur völlig zu den Studien des Mittelalters hinübergeführt haben,« sind vorzüglich Boëthius und Cassiodor, die unter der ostgothischen Herrschaft in Italien lebten. Cassiodor empfiehlt, völlig wie die Geistlichen des Mittelalters bis über die Zeit Karl's d. Gr. hinaus, das Studium der Wissenschaften — die er in einem Abriß für die Klosterschulen auf das Trivium und Quadrivium beschränkt — »als ein Mittel, die Seele vom Sinnlichen abzuziehen.« Boëthius übte einen bedeutsamen Einfluß auf das ganze Mittelalter durch seine Schrift über »den Trost der Philosophie,« in der noch einmal nach altklassischer Weise die Beruhigung im Unglück in der Erhebung und Kraft eines gebildeten Geistes, in der Menschenwürde und Seelengröße gefunden wird, ohne daß dieser übrigens streng christliche Schriftsteller von eigenthümlichen christlichen Trostgründen Gebrauch macht. Boëthius ist aber auch durch seine Uebersetzungen des Aristoteles wie durch seine theologischen Schriften (über die Dreieinigkeit und die Naturen in Christo) der eigentliche Schöpfer der mittelalterlichen Scholastik geworden.

Laufe des 4ten Jahrhunderts im Morgenlande, im Abendlande erst 100 Jahre später zu völliger Herrschaft gelangte, förderte allerdings die innerliche Richtung der Gemüther, entfremdete sie aber unter dem Einflusse der despotischen Staatseinrichtung, die allen Gemeinsinn erstickte, und der Hierarchie, die vor Allem ihre Macht zu befestigen trachtete, jeder selbständigen Thätigkeit für das äußere Leben. Durch die frühe und stete Hinweisung auf die menschliche Sündhaftigkeit wurde alles Gefühl der menschlichen Würde untergraben und die Demuth zur Grundlage knechtischer Gesinnung gemacht. Auch eine selbständige Auffassung der Wissenschaft sollte der einseitigen kirchlichen Betrachtungsweise weichen, und der freiere Geist, in dem noch Clemens von Alexandrien und Origenes alle besseren Denker des Alterthums für »Christen« erklärten, trat vor einer Geschichtsansicht zurück, die nur noch im Judenthum und Christenthum das Göttliche unter den Menschen erkannte. In diesem Sinne behandelte zuerst Eusebius von Cäsarea sowohl die allgemeine als die Kirchengeschichte. Die Erziehung zum Autoritätsglauben wie zur Weltentsagung und Beschaulichkeit wurde im Orient vorzüglich durch die von Basilius d. Gr. und Gregor von Nazianz (beide um 350 unter Julian) eingerichteten Mönchsschulen befördert, durch die jeder freie Aufschwung gehemmt wurde. Diese Männer sind die eigentlichen Begründer einer festen Hierarchie im Orient; vorzüglich übte der persönlich reich begabte Gregor einen überwiegenden Einfluß, indem er die griechische Wissenschaft in der Weise des Libanius auf die geistliche Beredsamkeit anwandte und mit schöpferischer Kraft die Mönchspoesie gestaltete, die das ganze Mittelalter hindurch im Morgenlande wie im Abendlande herrschend blieb.

Im Occident, wo zuerst Lactantius unter Diocletian die christliche Betrachtungsweise in lateinischen Schriften unter dem Volke zu verbreiten suchte, die aber wegen ihrer Flachheit ohne großen Erfolg blieben, nahm um dieselbe Zeit Arnobius die gerichtliche Beredsamkeit zum Vorbilde bei den Kanzelvorträgen. Doch erst Ambrosius von Mailand, der durch klassische Literatur wie durch weltliches Geschäftleben gebildet und mit unerschütterlichem Glauben dem Katholicismus ergeben war, befestigte die Hierarchie im Abendlande und verdrängte hier die alte Lehrweise durch eine christliche Wissenschaft, Poesie und Kunst. In der mystischen Weise des Clemens und Origenes fand er in allem Weltlichen einen symbolischen Sinn und aus dieser Anschauungsweise ging die christliche Kunst hervor, die sich das ganze Mittelalter hindurch behauptete. Ambrosius führte insbesondere die kirchliche Musik im Abendlande ein und wurde durch seine Kirchenlieder das Vorbild geistlicher Dichtung *). In der eigenthümlichsten und kräftigsten Weise wirkte **Augustin** auf die Weltanschauung der

*) Ihm wird der »ambrosianische Lobgesang« d. i. das Te Deum laudamus, das Veni Creator Spiritus ꝛc. zugeschrieben.

letzten Zeiten des Alterthums wie des gesammten Mittelalters, ja noch auf die religiösen Kämpfe der Neuzeit (in der Reformation, im Jansenismus ꝛc.).

Augustin (geb. 354 in Numidien), von afrikanischer Leidenschaftlichkeit, aber auch von großer geistiger Kraft, wurde in seiner Jugend von glühender Begierde nach Wahrheit wie nach Sinnengenuß hin und her getrieben. Cicero's Schriften zogen den 17jährigen Jüngling von den Freuden dieser Welt zum Suchen der Weisheit hin; als er aber weder bei jenem, noch in der Bibel Befriedigung für seinen Forschungsdrang fand, wandte er sich zu den Manichäern, die ihn zu der vollen Wahrheit zu führen verhießen. Nach 9 Jahre langem Studium war er auch hier enttäuscht. Der Verzweiflung an allem Wissen entriß ihn die neuplatonische Philosophie; jedoch lebte er fortwährend, auch nachdem er sich, 30 Jahre alt, als Lehrer der Beredsamkeit in Rom und bald darauf in Mailand niedergelassen hatte, dem Sinnengenuß, bis ihn die Beredsamkeit des Ambrosius von Neuem auf die Bibel hinwies und durch die paulinischen Briefe ein Kampf in seinem Inneren hervorgerufen wurde, der mit dem plötzlichen Entschlusse völliger Weltentsagung endete. Aus stiller Zurückgezogenheit wurde er zum Presbyter, später zum Bischof in Hippo (bei Bona in Algier) berufen. Von nun an übte er einen großen Einfluß nicht nur durch seine amtliche Wirksamkeit, sondern durch seine Schriften über die ganze abendländische Kirche, bis er bei der Belagerung Hippo's durch die Vandalen unter dem Beten von Bußpsalmen starb, 76 Jahre alt. — Die Schwankungen von einem Aeußersten zum anderen, die Augustin in der Tiefe seines Inneren erfahren hatte, das er mit scharfem Blicke beobachtete, bestimmten seine Weltanschauung. Die Macht, die ihn zum Sinnengenuß getrieben hatte, erschien ihm so unwiderstehlich wie der plötzliche Durchbruch der Bekehrung von der Sünde. In seinem Inneren las er, daß der natürliche Mensch durch Erbsünde unheilbar verderbt sei, bis ihn die göttliche Gnade zur Heiligung und Seligkeit berufe. Er kannte keine Vermittelung zwischen der Sinnlichkeit, in der er nur das Böse sah, und dem heiligen Leben, das ihn für immer aus den Banden der Sinne losgerissen hatte. Alle Menschen waren deßhalb nach seiner Anschauungsweise entweder fleischlich Gesinnte und Verdammte oder durch die göttliche Gnade Berufene und Auserwählte. Und so erblickte er auch in der Geschichte der Menschheit überall nur einseitig entweder das Schlimme oder das Gute. Alles Weltliche ist ihm ein Reich der Sünde, in dem der Teufel regiert; nur die Kirche ist ihm das Gottesreich, das von den Beauftragten Gottes, den Geistlichen, geleitet wird. — Mit dieser Lehre trat Augustin um so schroffer hervor, da die Grundzüge derselben, die längst in der afrikanischen Kirche gegolten hatten, um dieselbe Zeit von einem brittischen Mönche Pelagius, der als Flüchtling dorthin gekommen war, bekämpft wurden. Der milde Pelagius vertheidigte die dem leidenschaftlosen und thatkräftigen Sinne des Abendländers zusagendere Lehre: daß die Menschennatur nicht verdorben sei und die Kraft des freien Willens

ihn in den Stand setze, die göttliche Gnade zu ergreifen. Augustin wußte ihm gegenüber die Lehre zur Anerkennung zu bringen: »durch Adams Sündenfall ist die menschliche Natur, mit einer unendlichen Schuld belastet, unfähig zum Guten aus eigener Kraft. Daher nur die göttliche Gnade ohne des Menschen Zuthun durch die Kirche in Einigen ein neues Leben schafft, Andere ihrem Verderben überläßt, also von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt hat.«

Die Weltanschauung Augustin's mußte, wie die Hierarchie, deren festeste Stütze sie ist, überall da Eingang finden, wo entweder sittliche Schwäche oder überwiegende Sinnlichkeit für dieselbe empfänglich machen. Deßhalb erlangte sie allgemeine Geltung im Römerreiche zu der Zeit der Erschlaffung, wo die gebrochene Thatkraft sich nur an dem religiösen Glauben aufzurichten vermochte; sie behauptete sich in den rohen Zeiten des Mittelalters, wo die Gewalt der Leidenschaft nur durch die Macht der Religion in Schranken gehalten werden konnte. Erst als bei dem Sinken des Römerthums das innerliche Leben vorherrschend wurde, konnte sich eine solche Weltbetrachtung erzeugen; die deutschen Völker mußten sie in der Tiefe ihres Gemüthes aufnehmen, um sich aus der Rohheit des äußeren Lebens, in die sie versunken waren, emporzuarbeiten.

Nachträge.

Es liegt dem Zwecke dieses Handbuchs fern, über die Gültigkeit der noch vielfach unter sich streitenden Ansichten der Alterthumsforscher durch neue kritische Untersuchungen zu entscheiden. In einzelnen Punkten, besonders der griechischen wie der römischen Geschichte hat der Verfasser die Ansichten, für welche er sich erklären zu müssen glaubte, kurz zu rechtfertigen versucht. Die reichhaltigen neuen Forschungen über die älteste Geschichte, namentlich der Aegypter, Assyrer und Juden sind indessen noch so wenig zu einem Abschluß gebracht, daß weder der Verf. selbst zu festen Resultaten darüber zu gelangen vermocht hat, noch sich berechtigt halten durfte, in einem Buche, das vorzugsweise für praktische Belehrung bestimmt ist, ohne Weiteres von den jüngst aufgestellten Hypothesen Gebrauch zu machen. Vielmehr konnte nur auf die wichtigsten der neuen Ansichten aufmerksam gemacht, im Wesentlichen aber das bisher von den meisten Forschern Anerkannte festgehalten werden.

1. Ueber die Religion der alten Aegypter nach Lepsius — zu S. 61 ff.

Wenn der Text des Buches bei Darstellung der ägyptischen Religion nur die Ansichten Röth's giebt, ohne die von Lepsius zu berücksichtigen, so kann dieß nur darin seine Entschuldigung finden, daß dem Verf. die Schrift von Röth früher zugänglich war, als er sich trotz aller angewandten Mühe die Schriften von Lepsius zu verschaffen vermochte. Es soll deßhalb hier wenigstens nachträglich mitgetheilt werden, wie Lepsius — dem sich kein anderer unserer Forscher an Kenntniß der ägyptischen Monumente vergleichen kann — über Röth's Forschungen und deren Resultate urtheilt und in welchen wesentlichen Stücken jener von diesem abweicht.

Indem Lepsius in seiner Abhandlung: »Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung«*) die früheren Forschungen über die ägyptische Religion — von Jablonski, Prichard, Champollion, Wilkinson, Bunsen, Schwenck und Röth bespricht, bemerkt er über den Letzteren:

*) Dieselbe findet sich in den »Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1851«, war zwar auch besonders abgedruckt in den Buchhandel gebracht, aber früh vergriffen.

(S. 162) »Dieser Gelehrte stellt ein vollständiges System der ägyptischen Mythologie auf, verfolgt es in alle Einzelnheiten, zieht dabei alle Angaben der griechischen, namentlich auch der späteren philosophischen Schriftsteller in Betracht, sucht es durch eine fleißige Vergleichung des ihm zu Gebote stehenden hieroglyphischen Materials zu begründen, und setzt es endlich auch mit den Religionssystemen der Griechen und anderer alten Völker in die engste Verbindung. Die Ausführung dieses mühsamen Werkes zeichnet sich durch viel Scharfsinn der Combinationen und eine durch gewandte Behandlung des reichen Stoffes gewinnende Darstellung vortheilhaft aus, und es wird wenigstens die vervollständigte Sammlung und mannigfaltige Zusammenstellung des hieher gehörigen Materials von Werth bleiben, wenn sich auch die Mehrzahl seiner Erklärungen und Vergleichungen als völlig unhaltbar herausstellen sollte. Es liegt überdieß seiner ganzen Darstellung wesentlich die spätere gräcisirte Auffassung der ägyptischen Mythologie und Philosophie zum Grunde, welche zwar unläugbar eine Fortbildung gewisser schon früh vorhandener ächt ägyptischer Grundbegriffe war, aber doch sorgfältig von jener alten Anschauungsweise selbst zu unterscheiden ist. Der unbefriedigendste Theil der Untersuchungen liegt aber in der, wenn auch fleißigen, doch meist auf mangelhafter und abgeleiteter Kenntniß beruhenden Benutzung der hieroglyphischen Denkmäler; seine durchgängige Vergleichung der ägyptischen mit den griechischen Götternamen und die Hineinlegung der Bedeutungen, welche den Zusammenhang seines Systems bilden, sind meistens wenig mehr als ein geistreiches Spiel seiner gelehrten Phantasie.«

Im völligen Widerspruch gegen Röth und mit nicht unbedeutenden Abweichungen von Champollion, der sein »Panthéon Egyptien« selbst als »vorzeitig erkannte und deßhalb unvollendet ließ,« wie von Bunsen, »der sich nur an die Denkmäler und Herodot« hält, findet es Lepsius gerathen, »seitdem das Geschichtswerk des Manetho in Bezug auf die menschlichen Königsdynastien der Aegypter zu so hohen Ehren gekommen ist, — die aus ihm gemeldeten Angaben über die ägyptischen Götterordnungen zum Ausgangspunkte einer besonderen Untersuchung zu machen und sie in ihr richtiges Verhältniß zu den übrigen Nachrichten der Schriftsteller und zu den Denkmälern zu setzen.« Das Hauptresultat, zu dem er hierbei gelangt, spricht er in den Worten aus:

(S. 166) »Auch hier sind es wieder die Denkmäler, die allein entscheiden können, und diese bestätigen auf das Vollständigste die Angaben des Manetho und lehren die Nachrichten der Griechen erst verstehen und gebrauchen.«

Lepsius beschränkt seine Untersuchung indeß in der vorliegenden Abhandlung auf »die Götter des obersten Kreises,« über den er im Allgemeinen Folgendes bemerkt:

(S. 167) »Ein Götterkreis unterscheidet sich von allen übrigen sowohl durch die größere Anzahl von Personen, die ihn bilden, als dadurch, daß er die bekanntesten und am meisten verehrten Götter umfaßt. Obgleich ich in Aegypten erst spät auf diesen wiederkehrenden Götterverein aufmerksam wurde, so habe ich jetzt doch 36 Beispiele desselben von den verschiedenen Monumenten zusammenstellen können, woraus gewiß hinreichend hervorgeht,

daß wir es hier nicht mit einer zufälligen, sondern mit einer festen und bedeutungsvollen Vereinigung der höchsten Götter zu thun haben.« — Abgesehen von einzelnen Abweichungen gehören diesem Kreise nach den Denkmälern folgende Götter an: 1. »Mentu. 2. Atmu. 3. Mu und Tefnet. 4. Seb (Kronos) und Nut. 5. Osiris und Isis. 6. Set (Typhon) und Nephthys. 7. Horus und Hathor.«

Wenn jedoch Herodot drei Götterordnungen unterscheidet, von denen »die neueren Gelehrten die erste die der „großen" Götter benennen,« so sagt der Verfasser darüber:

(S. 176) »Die Denkmäler sprechen allerdings häufig von großen und auch von kleinen Göttern. In der Göttertafel des Todtenbuches werden »alle großen Götter« und »alle kleinen Götter« erwähnt &c. Im Einzelnen jedoch wird der Titel »der große Gott« noch weiter ausgedehnt und auch von Göttern der zweiten Ordnung gebraucht. Es scheint daher der Ausdruck »die großen Götter« von den Aegyptern auf den zweiten Götterkreis zugleich ausgedehnt worden zu sein.«

Das wichtigste Ergebniß der specielleren Untersuchung ist:

(S. 179) »daß die drei Götterkreise des Herodot den drei Götterdynastieen des Manethôs entsprachen und daß die erste dieser drei Ordnungen in dem häufig wiederkehrenden Göttervereine der Denkmäler wiederzuerkennen ist, daß folglich auch **Osiris** mit Unrecht der dritten Ordnung zugeschrieben wird, da er nach Manethôs und den Denkmälern vielmehr nebst seinem ganzen Geschlechte der **ersten** Ordnung zugehörte.«

Sodann werden über die Bedeutung und Entstehung des **Osiris-Cultus** folgende Resultate aufgestellt:

(S. 198) »daß der **Sonnen**-Cult selbst der früheste Kern und das allgemeinste Princip des ägyptischen Götterglaubens war, welcher, vor allen Local-Culten vorhanden, in allen einen wesentlichen Theil bildete, und überhaupt nie, bis in die spätesten Zeiten, aufhörte als die äußerliche Spitze des gesammten Religionssystems angesehen zu werden.«

Ja (S. 195): »der Sonnen-Cultus sei als ur-, vielleicht schon als vorägyptisch anzusehen, als unveräußerliches National-Erbe des ägyptischen oder auch, richtig verstanden, des hamitischen Menschenstammes.«

Der erste locale Zweig »an diesem mythologischen Stamme,« heißt es ferner, »bildete sich in dem Ursitze der ägyptischen Könige zu **This***) in

---

*) Nach den neuen Forschungen gab es »vor Theben und vor Memphis eine später fast verschollene Stadt, die die älteste Residenz und die Wiege aller Königsgeschlechter, namentlich auch der memphitischen Menes-Dynastie, war. Dieses war die oberägyptische Stadt **This**, in welcher die vorhistorische Dynastie der 30 thinitischen Heroen residirte, aus welcher Menes, der erste geschichtliche König, nach Unter-Aegypten, wo er Memphis und die erste memphitische Dynastie gründete, auszog, und welche noch unter der Manethonischen zweiten Dynastie als Mittelpunkt des oberägyptischen Reiches (vor Theben) blühete.«

Hiernach wird es nun Röth als eine unkritische Annahme vorgeworfen, was lange für unbestritten galt (vergl. Heeren's Ideen), daß ihm »die Ausbreitung der ägyptischen Civilisation von Süden nach Norden, von Aethiopien (Meroë) herab bis nach Unter-Aegypten geschichtlich sicher ist.«

Ober-Aegypten aus und nahm die Gestalt des **Osiris-Cultus** an. An diesen knüpfte sich von nun an jeder innere Fortschritt der religiösen und philosophischen Erkenntniß.

Durch die Erhebung von **Memphis** erhielt der memphitische Localgott **Ptah-Hephaistos** seine besondere Stellung an der Spitze der thinitischen Götter. Der mythologische Proceß in der Weltanschauung war damals, im Beginne der geschichtlichen Zeit des ägyptischen Reichs, noch flüssig und schöpferisch genug, um an dieses Ereigniß zugleich einen großen geistigen Fortschritt zu knüpfen. Ptah wurde nicht mit **Ra** — dem ursprünglichen Sonnengott *) — identificirt, sondern als eine geistigere Potenz angesehen und als solche, in der memphitischen Lehre wenigstens, noch über den Ra gesetzt; Ra selbst, die physische Erscheinung des Weltgottes, wurde als erzeugt von dem aus dem Geiste schaffenden Ptah aufgefaßt.

Wenig davon verschieden war später der mythologische Verlauf in **Theben**, als dieses an die Stelle von Memphis getreten war. Außer der Spaltung des Ra in die beiden Götter Mentu und Atmu, deren Doppelexistenz — als aufgehende und untergehende Sonne (S. 187) — in gewisser Hinsicht den Mangel der geschlechtlichen Duplicität ersetzen sollte, trat hier die Erhebung des thebanischen Local-Gottes **Ammon** ein. Er wurde zwar, der Lehre nach, nicht über **Ra** gesetzt, aber mit ihm identificirt und zwar mit derselben Wirkung wie in Memphis, daß nun wieder **Ammon** zu einem den Ra gleichsam vergeistigenden Princip wurde, auf dessen religiöse und philosophische Entwickelung sich bald die speculative Thätigkeit der Priester wendete.«

Ueber die späteren Umgestaltungen der ägyptischen Religion wird herausgehoben, daß Amenophis IV. (bald nach 1500) versucht habe, »den reinen Sonnencultus statt des geistigeren Ammondienstes herzustellen« (S. 196), was jedoch nur kurze Zeit gelungen sei. Zuletzt sei von den Ptolemäern in Alexandrien — »dieser schnell aufblühenden Stadt, die, den politischen Umständen gemäß, den Schwerpunkt des ganzen Reichs an die Küste des früher verabscheueten Salzmeeres legte,« — der Dienst des Localgottes Sarapis, »ursprünglich einer unterweltlichen Gottheit,« über den der anderen Götter des Landes erhoben; zu diesem Zwecke sei aber auch nun Sarapis mit Ra, Sonne, wie mit Osiris identificirt.

Die Erklärung aller dieser Erscheinungen findet Lepsius (S. 202) darin: »daß dem vielgestaltigen ägyptischen Polytheismus der Sonnendienst, der jedoch längst zu höheren Stufen vermenschlicht und vergeistigt worden war, ursprünglich zum Grunde lag.«

*) »Ra ist (S. 194) das Urbild fast aller großen Götter. Erst durch die Identificirung mit Ra wurde es möglich, jeden Local-Gott an die Spitze der ägyptischen Götterreihe zu stellen.« — S. 196: »Daß Osiris noch bis in späte Zeit zuweilen als Ra aufgefaßt wurde, bestätigen auch die Denkmäler. Er wird in dieser Eigenschaft selbst im Todtenbuche Osiris-Ra genannt, und Isis heißt öfter die königliche Gemahlin des Ra.«

Zum Schlusse bemerkt er (S. 203):

»Die späteren philosophischen Schulen hielten sich vorzugsweise an die für die Speculation viel ergiebigeren und einer höheren geistigen Entwickelung in griechischem Sinne fähigeren Elemente, die sie in den drei hauptsächlichsten Localculten des **Osiris, Ptah** und **Ammon** vorfanden. Alle drei waren nach ihnen verschiedene Wirkungen oder Potenzen ein und desselben die Welt durchdringenden Nous (d. i. Vernunft). — Der letzte der drei, Ammon, war ihnen der erste geworden, der geistige Schöpfer, der das Verborgene nach der Wahrheit ans Licht bringt; als zweiter steht neben ihm Ptah, der mit höchster Kunst-Harmonie ausführende Bildner des Schönen; und als dritter Osiris, welcher das Gute in der Welt schafft.« — Jamblichus, der dieses am Vollständigsten ausspricht, setzt aber hinzu: »Es sei noch ein anderes Princip bei den Aegyptern, das über die Elemente und deren Kräfte gesetzt sei. Dieses werde der Sonne zugetheilt.«

2. Ueber die chronologischen Bestimmungen in der ältesten ägyptischen und jüdischen Geschichte.

Dieser Gegenstand, der in der jüngsten Zeit mehrere berühmte Forscher beschäftigt hat, ist für die Zwecke des »Handbuchs« freilich untergeordnet; jedoch glaubt der Verfasser sich rechtfertigen zu müssen, wenn er sich im Text größtentheils an die in den letzten Jahrzehenden zu allgemeinerer Geltung gelangten Annahmen gehalten hat, ohne sich den neuesten Forschungen anzuschließen. Wie wenig diese noch zu festen Resultaten geführt haben, wird sich deutlich genug aus einigen Beispielen von chronologischen Bestimmungen ergeben, bei denen die gründlichsten Forscher auf das Stärkste von einander abweichen.

Ueber die Anfänge der Cultur in Aegypten, den Bau der Pyramiden, den Einfall der Hyksos und die Auswanderung der Juden unter Moses giebt Duncker (Geschichte des Alterthums, 1r Bd. Halle 1852) folgende Zusammenstellungen:

»Der älteste Staat, dessen Gedächtniß die Geschichte aufbewahrt hat, entstand in der Gegend des unteren Nilthals, in welcher der Strom sich in mehrere Arme spaltet, am Eingang des Delta; sein Mittelpunkt war die Stadt Memphis. Die Gründung desselben schrieben die Aegypter dem Menes zu, der aus dem oberen Lande, von This abstammen sollte. Er sollte die Verehrung der Götter, die Darbringung der Opfer gelehrt haben rc. — Die Errichtung großer Bauwerke hat die Herrscher wie das Volk von Aegypten im Fortgange ihrer Geschichte vor allen anderen ausgezeichnet. Es ist begreiflich und natürlich, daß die Leistungen, welche der Gang der Bildung bei einem Volke in vorzüglichem Maße entwickelt hat, gleich den Anfängen des Staates, den Gründern desselben, den Vorbildern aller nachfolgenden Herrscher beigelegt werden. War aber auch Menes selbst kein gewaltiger Baumeister, so muß doch diese Richtung in dem Reiche von Memphis frühzeitig begonnen haben und lebhaft ausgebildet worden sein. Es sind sehr merkwürdige Monumente, durch welche das Andenken einiger Nachfolger des Menes erhalten worden ist.«

(S. 162) »Dieser Gelehrte stellt ein vollständiges System der ägyptischen Mythologie auf, verfolgt es in alle Einzelnheiten, zieht dabei alle Angaben der griechischen, namentlich auch der späteren philosophischen Schriftsteller in Betracht, sucht es durch eine fleißige Vergleichung des ihm zu Gebote stehenden hieroglyphischen Materials zu begründen, und setzt es endlich auch mit den Religionssystemen der Griechen und anderer alten Völker in die engste Verbindung. Die Ausführung dieses mühsamen Werkes zeichnet sich durch viel Scharfsinn der Combinationen und eine durch gewandte Behandlung des reichen Stoffes gewinnende Darstellung vortheilhaft aus, und es wird wenigstens die vervollständigte Sammlung und mannigfaltige Zusammenstellung des hieher gehörigen Materials von Werth bleiben, wenn sich auch die Mehrzahl seiner Erklärungen und Vergleichungen als völlig unhaltbar herausstellen sollte. Es liegt überdieß seiner ganzen Darstellung wesentlich die spätere gräcisirte Auffassung der ägyptischen Mythologie und Philosophie zum Grunde, welche zwar unläugbar eine Fortbildung gewisser schon früh vorhandener ächt ägyptischer Grundbegriffe war, aber doch sorgfältig von jener alten Anschauungsweise selbst zu unterscheiden ist. Der unbefriedigendste Theil der Untersuchungen liegt aber in der, wenn auch fleißigen, doch meist auf mangelhafter und abgeleiteter Kenntniß beruhenden Benutzung der hieroglyphischen Denkmäler; seine durchgängige Vergleichung der ägyptischen mit den griechischen Götternamen und die Hineinlegung der Bedeutungen, welche den Zusammenhang seines Systems bilden, sind meistens wenig mehr als ein geistreiches Spiel seiner gelehrten Phantasie.«

Im völligen Widerspruch gegen Röth und mit nicht unbedeutenden Abweichungen von Champollion, der sein »Panthéon Egyptien« selbst als »vorzeitig erkannte und deßhalb unvollendet ließ,« wie von Bunsen, »der sich nur an die Denkmäler und Herodot« hält, findet es Lepsius gerathen, »seitdem das Geschichtswerk des Manetho in Bezug auf die menschlichen Königsdynastien der Aegypter zu so hohen Ehren gekommen ist, — die aus ihm gemeldeten Angaben über die ägyptischen Götterordnungen zum Ausgangspunkte einer besonderen Untersuchung zu machen und sie in ihr richtiges Verhältniß zu den übrigen Nachrichten der Schriftsteller und zu den Denkmälern zu setzen.« Das Hauptresultat, zu dem er hierbei gelangt, spricht er in den Worten aus:

(S. 166) »Auch hier sind es wieder die Denkmäler, die allein entscheiden können, und diese bestätigen auf das Vollständigste die Angaben des Manetho und lehren die Nachrichten der Griechen erst verstehen und gebrauchen.«

Lepsius beschränkt seine Untersuchung indeß in der vorliegenden Abhandlung auf »die Götter des obersten Kreises,« über den er im Allgemeinen Folgendes bemerkt:

(S. 167) »Ein Götterkreis unterscheidet sich von allen übrigen sowohl durch die größere Anzahl von Personen, die ihn bilden, als dadurch, daß er die bekanntesten und am meisten verehrten Götter umfaßt. Obgleich ich in Aegypten erst spät auf diesen wiederkehrenden Götterverein aufmerksam wurde, so habe ich jetzt doch 36 Beispiele desselben von den verschiedenen Monumenten zusammenstellen können, woraus gewiß hinreichend hervorgeht,

Eben so wenig darf man wohl als gesichertes Resultat betrachten, was Dunker über »die Entstehung eines Priesterstandes (unter den Juden) im eigentlichen Sinne« — die er »an den Tempelbau Salomon's« geknüpft glaubt —, wie über die Abfassung des mosaischen Gesetzes sagt, indem er letztere erst den Priestern zuschreibt, die das Gesetzbuch zur Zeit des Josias aufgefunden haben sollen (vgl. S. 408 ff.).

3. Layard's Entdeckungen in Ninive.

Die Aufklärungen für mehrere wichtige Punkte der alten Geschichte, welche die begonnene Untersuchung der Ruinen von Ninive theils schon gewährt hat, theils bei der beabsichtigten Fortsetzung der Ausgrabungen wie der gelehrten Forschungen verspricht, sollen hier wenigstens noch angedeutet werden *).

Nach der Zerstörung Ninive's durch die Meder (Cyaxares) im Jahre 606 v. Chr. wird allerdings der Stadt noch öfters als einer bestehenden gedacht, doch hatte sie offenbar ihre frühere Bedeutung völlig eingebüßt. Die arabischen Geographen des Mittelalters erwähnen die Ruinen von Ninive als »Mosul, der Metropole von Mesopotamien diesseit des Tigris, gegenüberliegend«. Von den neueren Reisenden nennt C. Niebuhr (1766) an dieser Stelle auf dem Ostufer des Tigris das Dorf Nunia. Rich untersuchte dann (1820) die beiden von Niebuhr für natürliche Anhöhen gehaltenen Ruinenhügel von Koyundjuk und Nebbi Yunus (d. i. Grab des Jonas), die nur durch den Tigris von Mosul getrennt sind, fand aber »nur einzelne mit Keilschrift bedeckte Ziegel und Platten.« Es schien, als sei Nichts von der alten Herrlichkeit von Ninive mehr erhalten. Der j. Niebuhr verkündete indeß (nach den ihm gewordenen Nachrichten im J. 1829): »Ninive wird das Pompeji Mittelasiens werden, eine unermeßliche und noch unberührte Fundgrube für unsere Nachkommen — denen ein Champollion für die assyrische Schrift nicht fehlen wird — hoffentlich schon für unsere Kinder!« Seit 1840 stellte der französische Consul Botta zu Mosul in Khorsabad, 4 bis 5 Karavanenstunden im NNO. von Mosul, Nachgrabungen an, durch welche in

*) Vorzüglich nach »Niniveh and its remains, by Austen Henry Layard, Esq. 2 voll. 8. London 1849« und den Mittheilungen über dieses Werk in einem Programm von Weißenborn: »Ninive und sein Gebiet. Erfurt 1851.« Weitere Nachrichten hat Layard in zwei neuerlich in London erschienenen Schriften: »Niniveh and Babylon« u. »Monuments of Niniveh; second series.« (1853) gegeben, über welche das »Ausland« (1853 Nr. 15. 21) eine kritische Berichterstattung geliefert hat, in der anerkannt ist, daß uns durch Layard's Entdeckungen »ein Einblick in die Macht- und Kunst-Entfaltung des assyrischen Reichs eröffnet ist, wie man sie sich vorher nicht träumen ließ,« obwohl zugleich darauf hingewiesen wird, »daß die Sprache der Inschriften (nach dem Geständniß der tüchtigsten Forscher, vgl. Holzmann in Karlsruhe) noch immer als ein ungelöstes Räthsel dasteht.« — Zugleich findet sich daselbst folgende interessante Bestimmung: »die Ruinenhügel, welche die Lage Ninive's andeuten, bezeichnen die Endpunkte eines Dreiecks, das die Größe hat, die Ktesias jener Stadt zuschrieb (8 — 9 d. Q.-Meilen).«

kurzer Zeit »eine Reihe von wenigstens 10 Fuß hohen und sehr langen Sälen bloßgelegt wurde, die viele den persepolitanischen Reliefs ähnliche Darstellungen der verschiedensten Art (Kriegszüge, Belagerungen, Festmahle ꝛc.) enthielten, und an deren Thüren kolossale, 9, auch 15 Fuß hohe geflügelte Löwen und Stiere mit Menschenköpfen aufgestellt waren.« — Erst dem englischen Reisenden Layard aber war es vorbehalten, seit 1845 die (etwa 6 deutsche Meilen) südlich von Mosul gelegenen Ruinen von **Nimrud** zu untersuchen und hier — offenbar in der Gegend der von Xenophon besuchten »weiten unbewohnten Stadt, Larissa« — wurden nach einander 4 große Paläste aufgefunden, deren interessantester der nordwestliche ist. In demselben sind 28 Säle mit Alabasterplatten entdeckt und diese gehören »ohne Zweifel zu den ältesten bis jetzt bekannten Denkmälern assyrischer Baukunst, — da die Bildwerke in denselben eine edlere großartige Auffassung zeigen, während die Werke von Khorsabad und die fast gleichzeitigen seitdem aufgegrabenen zu Koyundjuk größere Vollendung in der Technik zeigen, aber schon die Spuren einer sinkenden Kunst erkennen lassen« — Außerdem fanden die Arbeiter kolossale geflügelte Löwen und Stiere mit Menschenköpfen, deren einer, als eben nur der (mindestens 6—8 Fuß hohe) Kopf von Erde entblößt war, die Umwohner in solches Staunen versetzte, daß sie Layard entgegenriefen: »sie haben Nimrod selbst gefunden! — es ist wunderbar, aber es ist wahr, wir haben ihn mit unseren Augen gesehen! Es ist kein Gott, als Gott!«

Obgleich es nun, bemerkt Layard, bisher nur Sculpturen sind, aus denen wir unsere Kenntniß vom alten Assyrien schöpfen können — und weder Gräber noch Gemälde wie in Aegypten vorhanden sind, die uns eine anschauliche Vorstellung von dem öffentlichen und Privatleben des untergegangenen Volkes gewähren, — so verheißt doch die nach Grotefend's Anleitung von Rawlinson, Birch ꝛc. fortgesetzte Entzifferung der neuerlich entdeckten Inschriften theils eine genauere Bestimmung der Zeit, aus welcher die großen Trümmern herrühren, theils eine Aufklärung über »die Verbindung zwischen dem Orient und Occident, den Ursprung mehrerer Völker Klein-Asiens, wie der Kunst, der Mythen, Symbole und Traditionen, die wir bei den **Griechen** finden.«

Hinsichtlich der chronologischen Resultate gesteht der Verfasser selbst, daß bis jetzt kaum mehr als eine vergleichsweise Feststellung der Epoche, aus der die Denkmäler herrühren, möglich ist, und sucht zunächst nur zu beweisen, daß selbst die jüngsten derselben mindestens bis 634 v. Chr. zurückreichen (weil jene großartigen Bauwerke weder nach der Zerstörung Ninive's im J. 606, noch während der voraufgegangenen 28jährigen Herrschaft der Scythen aufgeführt sein können). Die Denkmäler rühren aber — nach den bisherigen Forschungen — von mehreren Dynastieen her, sie zeugen von verschiedenem Baustyl, deutliche Spuren weisen auf einen friedlichen Verkehr mit Aegypten, ja auf die von den dortigen Denkmälern bekannten Könige hin, — alle diese Umstände, in Verbindung mit den Zeitbestimmungen über die assyrische Monarchie bei den alten Schriftstellern, den Königsreihen bei Ktesias, Diodor, Eusebius ꝛc. — führen den Verf. zu dem Resultat (Bd. II. S. 221): »daß eine sehr beträchtliche Periode zwischen der Aufführung der frühesten und spätesten Paläste,

die bei Nimrud entdeckt sind, verfloß, und daß die ältesten Paläste nach der mäßigsten Berechnung bis 1100 oder 1200 v. Chr. zurückreichen.« Doch meint Layard, daß auch zufolge dessen, was uns die ägyptischen Denkmäler gelehrt haben, »kein Grund vorhanden sei, Assyrien dasselbe hohe Alterthum abzusprechen, wie Aegypten«, daß vielmehr, in Uebereinstimmung mit der Bibel, »von Assyrien aus die Künste und Wissenschaften über die Erde verbreitet wurden« *).

Wichtiger als diese immer unsicher bleibenden chronologischen Untersuchungen erscheinen uns die Resultate des Verf. über eine Verbindung der **assyrischen und griechischen Kunst**. Er unterscheidet (Bd. II. S. 285 ff.) einen directen und indirecten Einfluß Assyriens auf Kleinasien. Der erste fand zu einer Zeit Statt, wo die assyrische Monarchie, wie sich erweisen läßt, sich über Klein-Asien erstreckte. Hierüber läßt sich jedoch Nichts weiter entscheiden, weil die Denkmäler Klein-Asiens aus der Zeit vor der persischen Eroberung nur wenig untersucht sind. Der indirecte Einfluß aber, den Assyrien in der Zeit nach der Zerstörung Ninive's durch die Perser auf Klein-Asien übte, ist vollständig durch die bekannten Denkmäler des letzteren Landes dargethan.

»Die Perser (heißt es S. 291) führten in Klein-Asien die Künste und die Religion ein, welche sie von den Assyrern empfingen.«

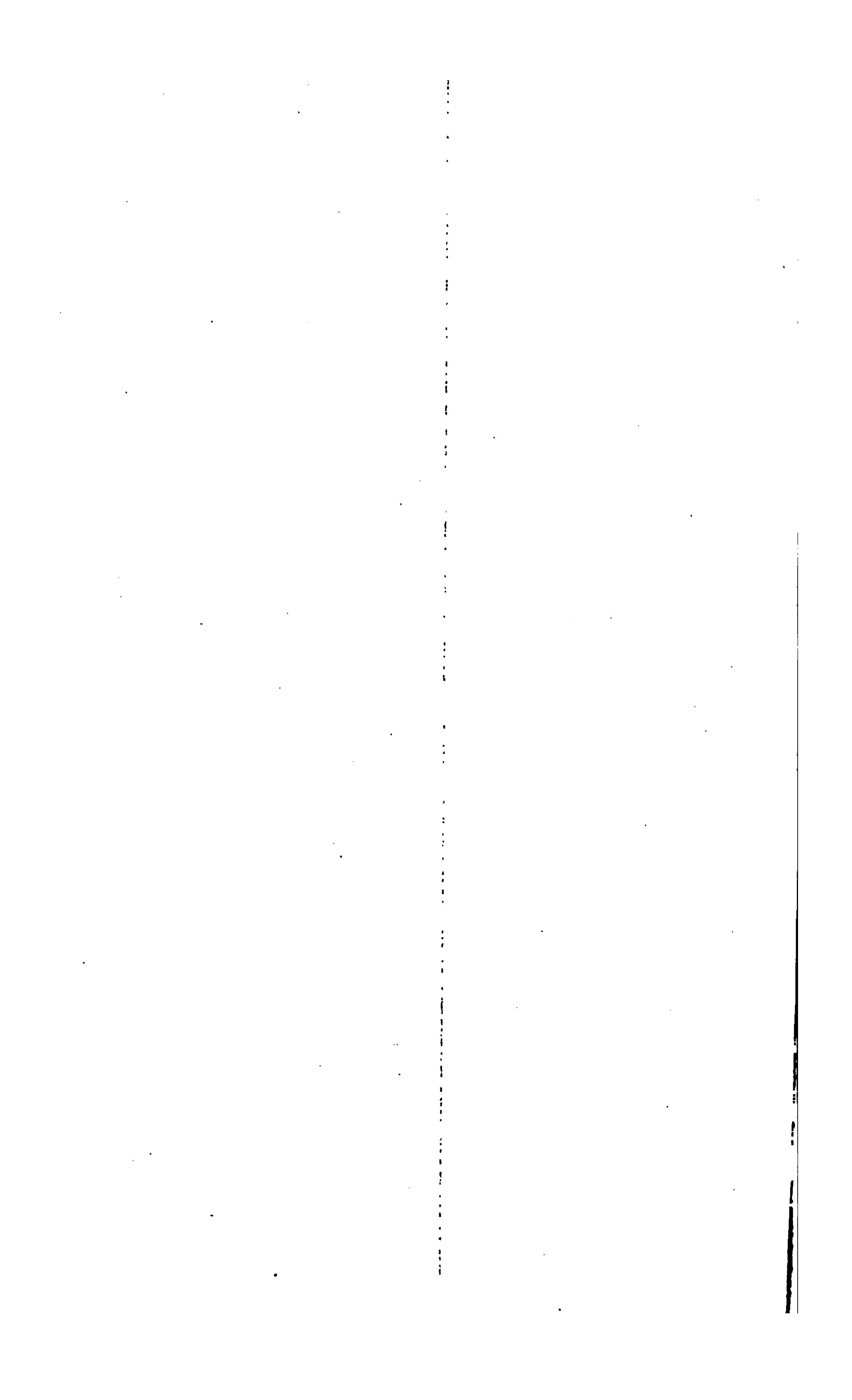
Dann fährt Layard fort: »Der Zusammenhang zwischen der Kunst, die durch die Perser in Klein-Asien eingeführt war, und der Sculptur und Architektur **Griechenlands** liegt außer dem Bereich dieses Werkes. Der Gegenstand ist mehr als einmal mit Erfolg behandelt. Es ist, glaube ich, jetzt allgemein zugestanden, wie viel die Griechen auf den früheren Stufen ihrer Kunst ihrem Verkehr mit jenem Lande verdankten. Indessen war der griechische Bildhauer kein bloßer Nachahmer, wie es der persische gewesen war; indem er das aufnahm, was in den Werken Anderer das Schönste war, machte er es zu seinem Eigenthum und brachte durch einen stufenmäßigen Entwickelungsgang solche strenge und anmuthige Formen hervor, welche die Grundlage der edelsten Denkmäler des Menschengeistes waren.«

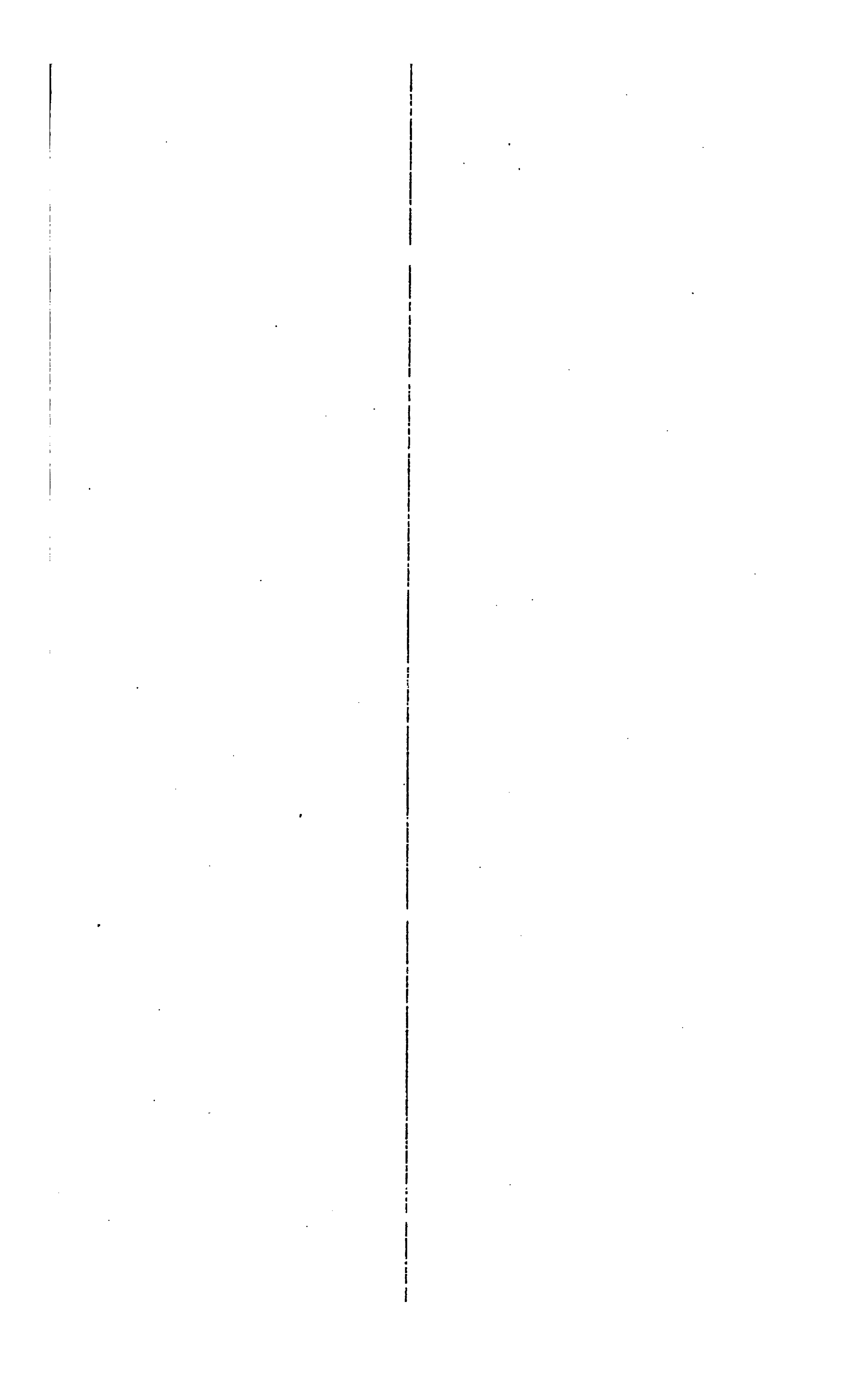
Die Sprache der Assyrer hält Layard auffallender Weise für einen semitischen Dialekt (Bd. II. S. 236), gesteht jedoch, daß die Untersuchung darüber noch eine offene Frage sei **). — Hinsichtlich der Religion unterschei-

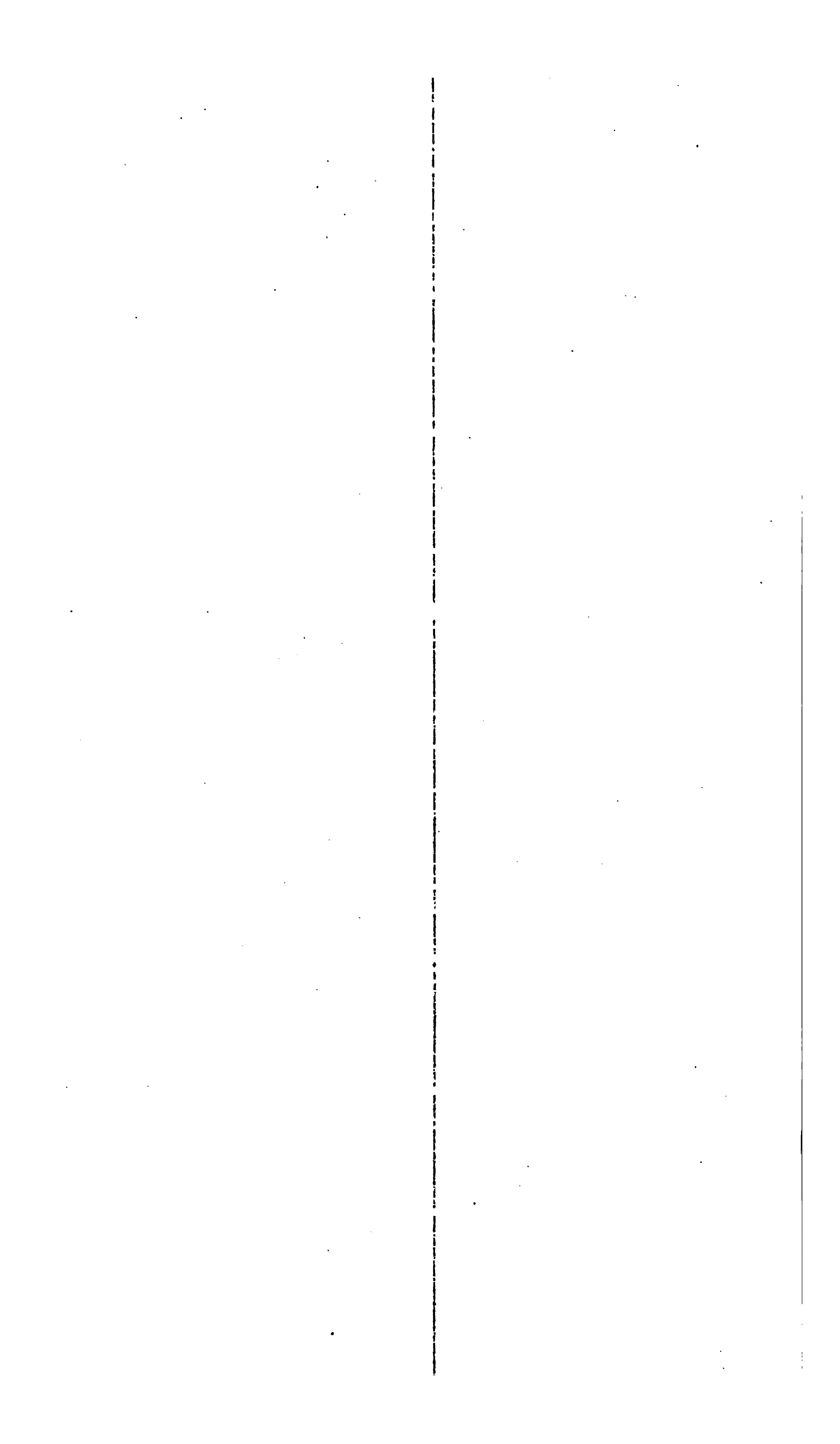
*) Am Sichersten ist die Entzifferung des Namens Sargon, welcher als Erbauer des Palastes von Khorsabad genannt wird und der bei Jesaias (um 720) vorkommt. Wie viel versprechend ist aber die neuere Nachricht: »In einer unterirdischen Kammer ist eine Menge beschriebener Thontafeln gefunden, die man als das assyrische Archiv bezeichnet hat! Auf demselben will Hincks eine mit verschiedenen alphabetischen Zeichen verglichene Liste von Keilschriftgruppen gefunden haben.« Auch soll jetzt mit Zuversicht die vollständige Liste der Königsnamen von Sargon bis auf den Sturz des Reiches entziffert sein.

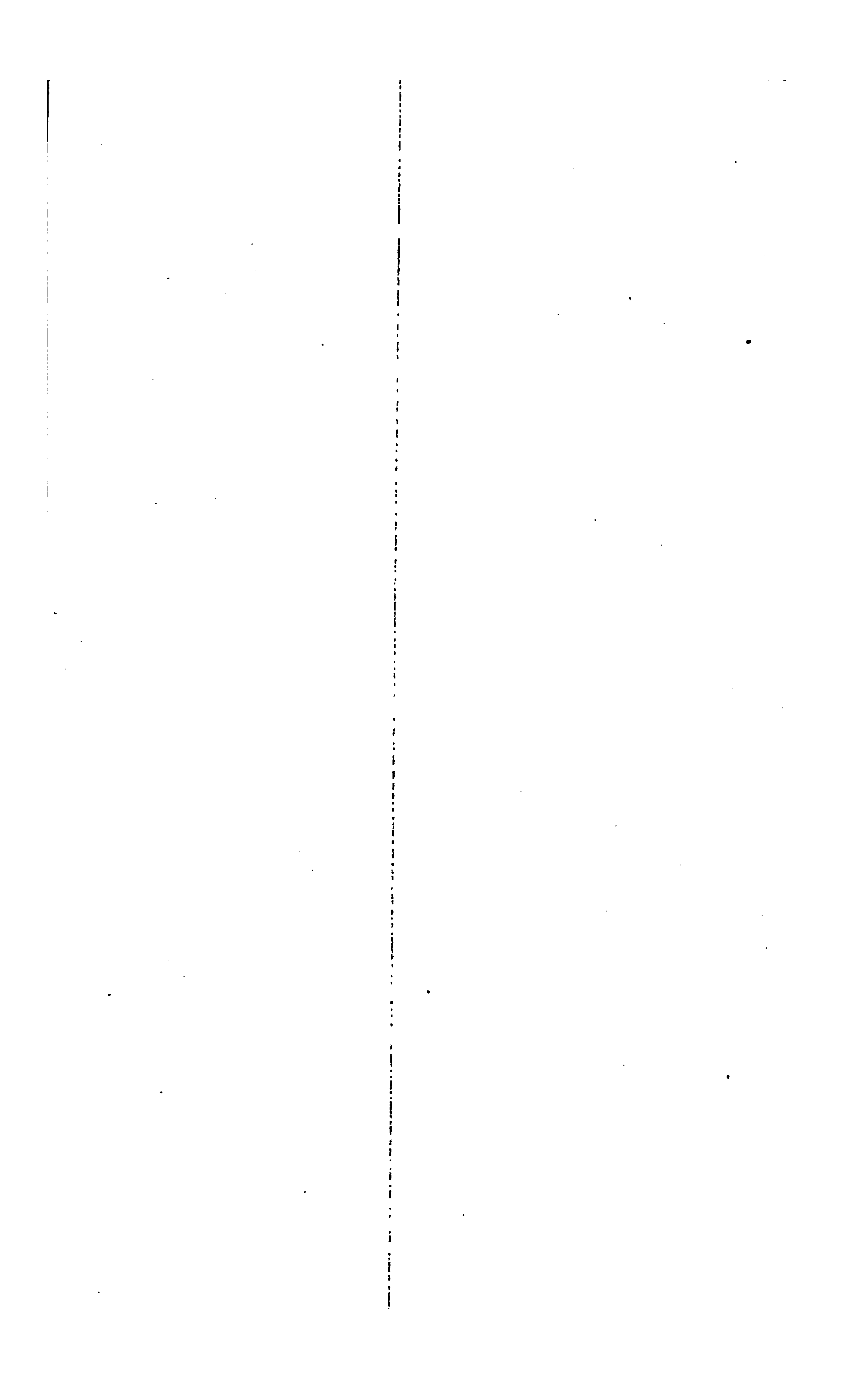
**) Der Berichterstatter des »Auslandes« hält sie für ein Gemisch aus Arischem und Semitischem, und erinnert auch hinsichtlich der historischen Bedeutung Assyriens mit Recht: »Vermöge der Lage dieses Landes am Eingange in die Wohnsitze der arischen Völker mußte sich hier west- und ostasiatische wie afrikanische Cultur begegnen.«

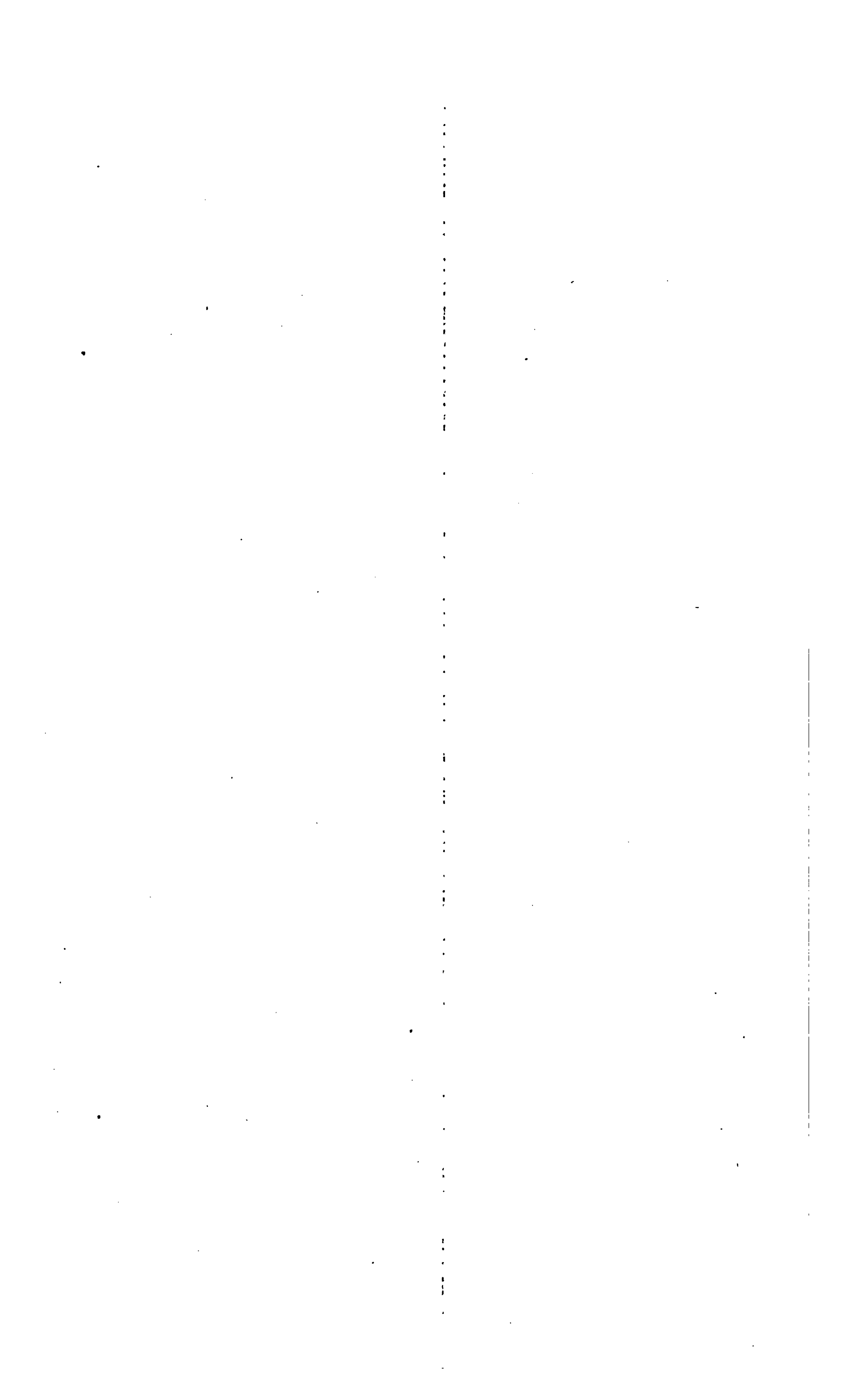
det er die Gestalt, welche dieselbe bei den ältesten und den letzten Assyrern hatte (Bd. II. S. 439 ff.); ursprünglich möge dieselbe ein reiner Sabäismus gewesen sein, in welchem die Himmelskörper als Abbilder der Eigenschaften des höchsten Wesens betrachtet seien. Auf den ältesten assyrischen Denkmälern finden sich keine Spuren vom Feuerdienst, der eine Ausartung des reinen Sabäismus sei; aber auf den Basreliefs von Khorsabad und Koyundjuk zeige sich hinreichend die Herrschaft desselben unter den späteren Assyrern. Aus der Vergleichung dieser assyrischen Darstellungen mit denen in Persepolis gehe klar hervor, »daß die religiösen Symbole der Perser von den Assyrern entlehnt seien.« Das Hauptsymbol der Gottheit bei beiden Völkern ist der geflügelte Löwe mit dem Menschenkopf. — Wer die Schilderung des Verfassers von jenem Haupte des vermeinten Nimrod liest, »dessen Ausdruck ruhig, aber majestätisch ist,« der begreift, wenn hinzugefügt wird: »Welche erhabnere Bilder konnten die Menschen, die nicht das Licht der Offenbarung hatten, aus der Natur entlehnen, um ihre Vorstellungen von Weisheit, Macht und Allgegenwart zu verkörpern? Sie konnten kein besseres Symbol für Kenntniß und Einsicht finden, als das Haupt des Menschen, für Kraft, als den Körper des Löwen, für Allgegenwart, als die Schwingen eines Vogels! Hier sind nicht leere Schöpfungen der Phantasie; die Bedeutung dieser Gestalten ist unverkennbar in ihnen ausgeprägt!«

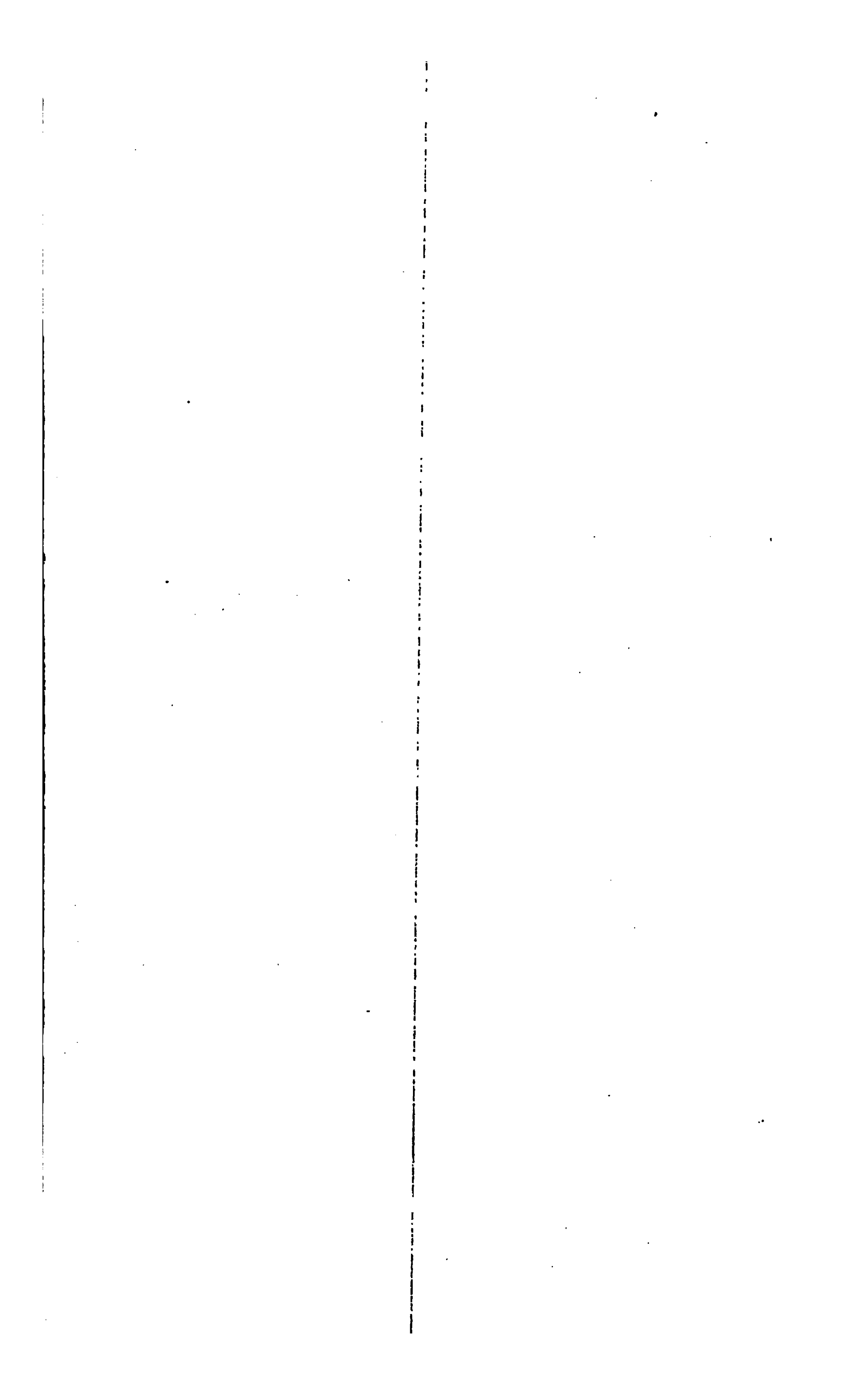


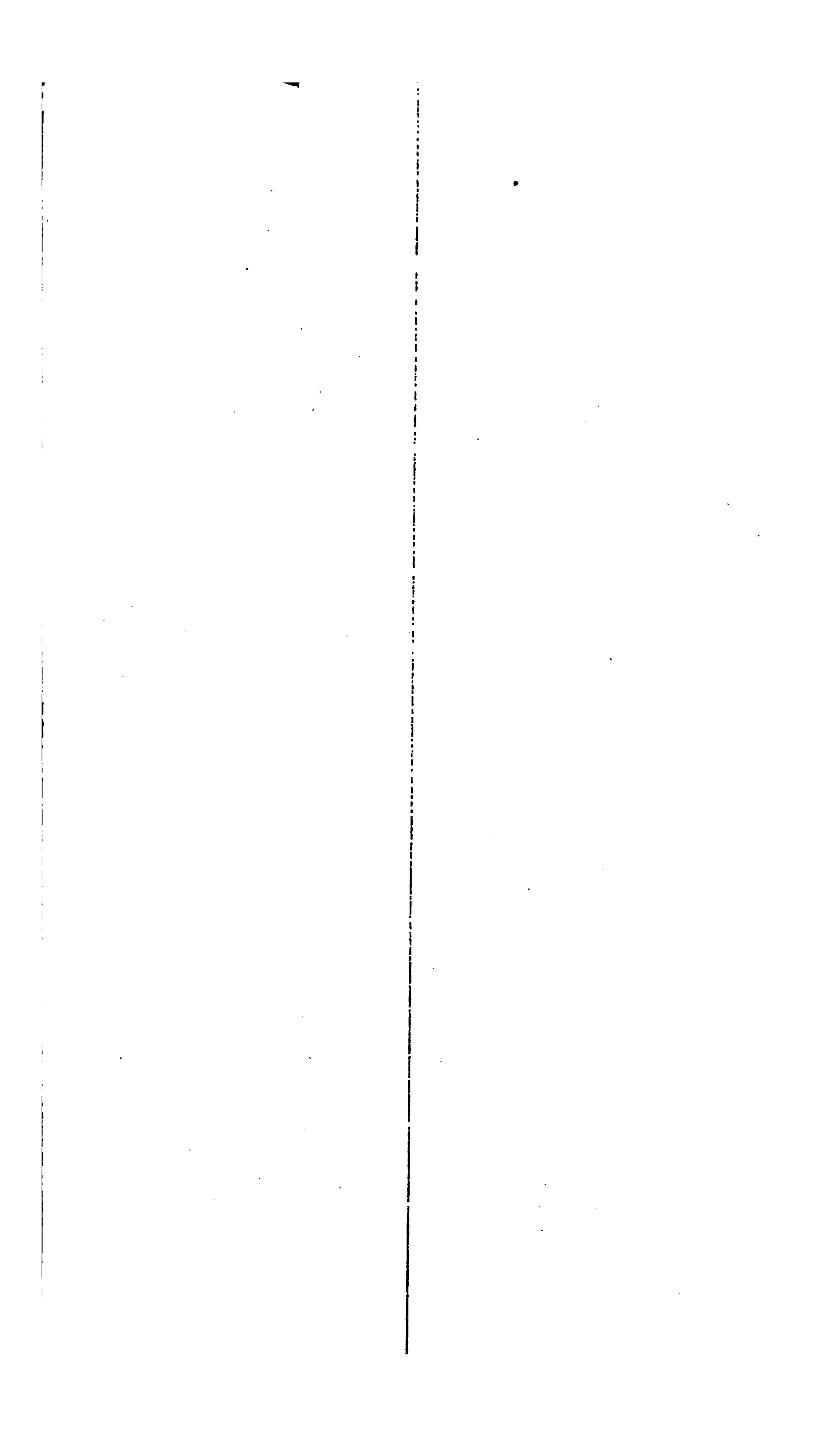


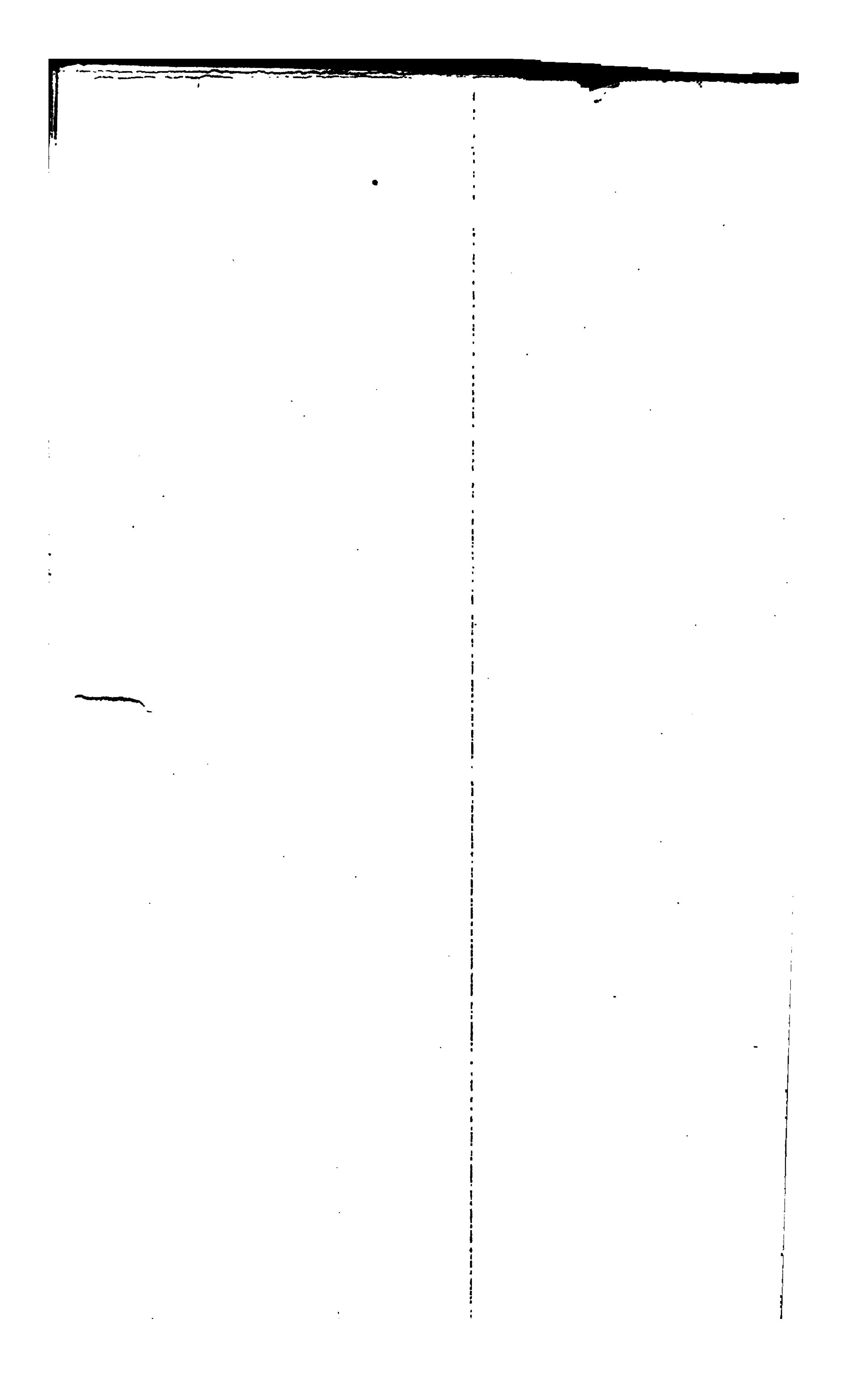




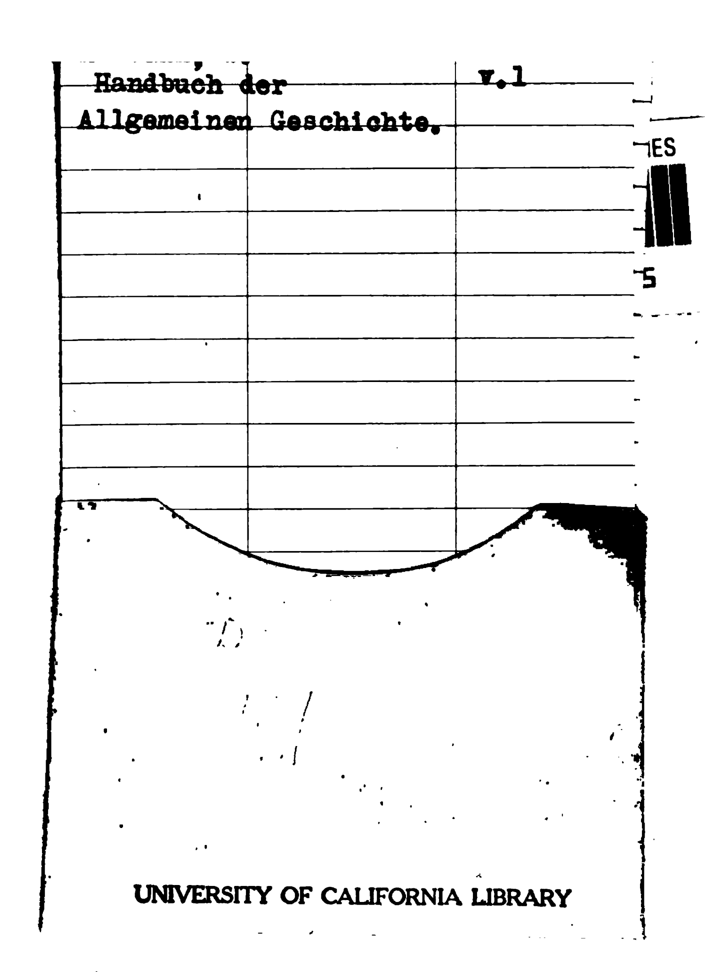












UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

